Erich Ludendorff

Sein Wesen und Schaffen

Erich Ludendorff

Sein Wesen und Schaffen



Ludendorff nach dem Gemälde von Eißfeldt

Das Original befindet sich im Besitz von Major a. D. von Wedelstaedt/Tegernsee

Erich Ludendorff

Sein Wesen und Schaffen

Herausgegeben von

Dr. Mathilde Ludendorff

Geschrieben

von ihr und anderen Mitarbeitern

4 farbige Tafeln, 80 Bildtafeln und 10 Kartenskizzen im Text

Schlußvignetten stammen aus der Hand von

Lina Richter

6. Tausend



1938

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München

Printed in Germany. Herstellung F. Bruckmann KG., München

Mitarbeiter

Hellmuth Blume, Rechtsanwalt

Generalleutnant a. D. Bronsart v. Schellendorf

Oberst Bruchmüller, Artilleriefachmann i. d. OHL.

Dr. Wilhelm Crone, ehem. Angehöriger des Großen Hauptquartiers

Oberstleutnant Frahnert, Abteilungchef i. d. OHL.

Walter Löhde,
Hauptschriftleiter „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft"

Dr. Mathilde Ludendorff

Major a. D. Georg Lyons

E. Meyer-Dampen

Walter Niederstebruch

Landgerichtsrat Wilhelm Prothmann

Otto Rasehorn, Studienrat

Hermann Rehwaldt,
Schriftleiter „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft"

Margarete Rosikat, Rektorin

Staatsminister, SS-Standartenführer, Major a. D.
Prof. Dr. Paul Schmitthenner

Robert Schneider, Rechtsanwalt

Kapitän a. D. Alfred Stoß

Hauptmann a. D. Karl v. Unruh
Verlagsleiter von Ludendorffs Verlag G. m. b. H.

Major a. D. v. Wedelstaedt

Ilse Wentzel

Inhaltsangabe:

Du hast das Land geschützt, des Volkes Heimat,
im Kampfe von gewalt'gem Übermaß;
Dir ward zum Lohne, daß man Deinen Namen
mit Schmutz bewarf und bald — wie gern! — vergaß.

Ein Ziel gabst Du dem Deutschen Freiheitringen,
der Deutschen Seele heil'gen Muttergrund,
schon trägt ein Hauch, der lichten Freiheit Ahnen,
nun Deinen Namen doch von Mund zu Mund.

Den Freiheitkämpfer grüßen seine Treuen,
fort geht der Kampf, schon weichen Lug und List!
Wie Sturmwind soll's in alle Herzen dringen,
daß Deine Ehre Deutschlands Ehre ist.

Lotte Ebel 1938

Das Werk ein Wagnis

Dr. Mathilde Ludendorff

Oft wurde es versucht, in einem Buche das Bild eines Großen und einen Einblick in seine unsterblichen Taten und Werke zu geben. Es sollte nicht nur denen, die dem ausgedehnten Wirken und Schaffen nicht im einzelnen nachgehen können, zum wenigsten einen Blick auf den großen Toten schenken, nein, es sollte auch allen, die sein Wirken im einzelnen verfolgten, ja, zum Teil Anteil daran hatten, das unvergängliche Kunstwerk dieser sterblichen Erscheinung in einem Gesamtbilde schenken. So, wie wir von einem großen Bauwerk nach der Vertiefung in alle einzelnen Schönheiten absichtlich zurücktreten, es aus der Ferne betrachten, damit unserem Auge manche Einzelheit schwinde und nun die Wucht der Gesamterscheinung auf uns einwirken kann, so hat auch die Menschenseele das Bedürfnis, von den Taten und Werken und dem Charakterbilde eines Großen einmal zurückzutreten, um aus gewisser Entfernung heraus nur das Wesentlichste zu schauen und das gewaltige, unsterbliche Werk des Schaffenden und vor allem sein Charakterbild voll zu erfassen.

Je umfassender die Werke einer großen geschichtlichen Persönlichkeit, je außergewöhnlicher die Fülle seiner übermenschlichen Taten war, um so größer muß unser Abstand sein, um so mehr darf sich der Blick nur dem Allerwesentlichsten zuwenden, soll das Gesamtbild wirklich erfaßt werden. Aber das Herausgreifen der wesentlichen Feldherrntaten allein schon, die der Feldherr Erich Ludendorff geleistet hat, setzt große Wahlkraft voraus, wie sie eigentlich nur dem Ebenbürtigen innewohnt. Und fürwahr, lesen wir die Kriegstaten des Feldherrn in der Schilderung derer, die sie einst im Kriege miterlebten, so sehen wir ganz deutlich, wie der, der sie schildert, uns zugleich ein Zeugnis dafür gibt, was er selbst ist, wie tief er unter dem steht, den er schildern möchte, oder aber wie nahe seine eigene Genialität an ihn heranreicht. Wir erkennen dies letztere an dem Blick für das wahrhaft Geniale. Ist es doch ein ernstes und unendlich sinnvolles Seelengesetz, daß der Mensch nicht über das hinaussehen kann, was seine eigene höchste Stunde der Erhebung ihm an Blickbild schenkt. Wäre das Alltagsleben für solche Blickweite entscheidend, dann müßte sich das Grausame als Gesetz zeigen, daß alle Großen, selbst nach ihrem Tode, überhaupt nicht in ihrem Wesen erkannt werden könnten, es sei denn von den seltenen ebenbürtigen Großen kommender Jahrhunderte. In gewissem Sinne mag das auch gelten. Umfassend blickt nur der Ebenbürtige in eine große Seele und die Bedeutung ihrer

Leistungen. Aber der Umstand, daß auch die übrigen unvollkommenen Menschen in den Stunden ihrer Erhebung über sich selbst hinaus Strahlen erfassen können, die von dem außergewöhnlichen Menschen ausgehen, macht es möglich, daß auch andere zu seiner Würdigung hinfinden außer den Ebenbürtigen. Dies gilt vor allem für die Helden der Geschichte, also auch für den unsterblichen Feldherrn und Staatsmann im Weltkrieg Erich Ludendorff. Wir wissen, daß noch nicht einmal der Feldherrnleistung im engsten Sinne, geschweige denn seiner umfassenden Gesamtleistung im Weltkriege und erst recht nicht seinem Charakter in vielen Fachschriften genüge getan wurde. Der Feldherr mußte in den letzten Jahren seines Lebens in der Öffentlichkeit gegen eine ganze Anzahl von unrichtigen Darstellungen seiner Feldherrnleistung Stellung nehmen. Es waren Werke erschienen, die durch den Reichtum an Dokumenten und anderes exakte Forschung zu sein schienen, die dabei aber ganz grobe Unrichtigkeiten enthielten, welche alle merkwürdigerweise der Leistung des Feldherrn Erich Ludendorff abträglich waren, ja sie stellenweise förmlich entstellten. Es hat mir, als ich den Aufbau dieses Werkes bestimmte, daher zunächst vorgeschwebt, über die ganze gewaltige Kriegsleistung nur Mitarbeiter des Feldherrn im Weltkriege und militärische Fachleute einzeln zu Worte kommen zu lassen. Ganz abgesehen davon aber, daß ich hier auf Schwierigkeiten stieß, hat eine zweite Überlegung mich völlig andere Wege wählen lassen.

Wir stehen vor der Tatsache, daß der Feldherr selbst uns in dem Werk „Meine Kriegserinnerungen" den Bericht über den Weltkrieg gegeben hat, der über die Jahrtausende währen wird. Wenn schon ein Feldherr über seine eigenen Kriegsleistungen eine Darstellung gibt, so müßten alle Versuche, diese Wiedergabe zu übertreffen, auch dann schon wenig Aussicht haben, in der Geschichte zu überdauern, wenn der Feldherr nicht wie Erich Ludendorff Meister der knappen, klaren, vollendeten Wortgestaltung und der Klarheit der Darstellung gewesen wäre. Das Werk „Meine Kriegserinnerungen" hat in allen Völkern der Erde eine unerhörte Verbreitung gefunden und ist so geschrieben, daß auch der Laie es mit Hilfe der beigelegten Karten in allen Einzelheiten in sich aufnehmen kann. In unserem Werke haben wir also die so selten in der Geschichte verwirklichte Möglichkeit, daß wir Worte des Feldherrn selbst aus seinen Kriegserinnerungen auswählen können, die hellstes Licht auf die wesentlichsten seiner Taten werfen und das lebendigste, vom Genie selbst entworfene Bild dadurch übermitteln können. In tiefer Würdigung der Unübertrefflichkeit, mit der ferner der Feldherr in seiner Abwehr gegen Geschichtelügen einige volkstümliche Abhandlungen über einzelne Kriegsleistungen schrieb, werden wir auch aus diesen

Wesentlichstes herauswählen und es ebenfalls in das Gesamtbild der Weltkriegsleistung einverweben. So spricht denn der Feldherr selbst über die Feldherrntaten im engsten Sinne. Dann aber haben meine Mitarbeiter es übernommen, all jene gewaltigen Leistungen des Feldherrn, so z. B. die des Staatsmannes im Weltkriege und des Neuschöpfers der Kriegskunst und anderes zu behandeln, was in der bisherigen Literatur über den Feldherrn Ludendorff viel zu wenig zu Worte kam. Das gesamte Charakterbild und die Begabung des Feldherrn Erich Ludendorff wurde endlich von dem Menschen, der ihm im Leben am nächsten stand, in all seinen Wesenszügen mit jenen Forderungen verglichen, die der Feldherr selbst in seinem Buch „Der totale Krieg" an das Feldherrntum stellt, wodurch es sich denn klar vor dem Leser abhebt, in welchem Ausmaße sich in seiner Person das Ideal des Feldherrntums verwirklicht hat. Wir dürfen uns der Überzeugung hingeben, daß schon dieser Teil des Buches ein Gesamtbild ergibt, das der Leser sonst in der Literatur nicht findet und das ihn anregt, nun die militärischen Werke des Feldherrn selbst ganz gründlich in sich aufzunehmen. Doch unser Werk, das zum erstenmal ein Gesamtbild über den Feldherrn und sein Schaffen geben will, stand auch noch vor der weiteren Aufgabe, einen Überblick über das Schaffen des Feldherrn zu geben, der zugleich, und das ist das ungeheuer Seltene, auch ein Kulturkämpfer im tiefsten und umfassendsten Sinne war. Die beiden Gebiete des unsterblichen Wirkens der Menschen, die seit Urbeginn der Menschengeschichte in der Gefahr stehen, sich gegenseitig eher zu unterschätzen, weil sie sich gewöhnlich in der Begabung fast ausschließen, nämlich die Geschichte- und die Kulturgestaltung, sehen beide in der Person Erich Ludendorffs einen der gewaltigsten Vertreter. Es ist ja nicht Zufall, daß geschichtliche Taten und Schaffen in der Kultur gewöhnlich von entgegengesetzten schöpferischen Veranlagungen geleistet werden. Das Wesen der Geschichte ist vor allem Wille; das Wesen der Kultur vor allem bewußtes Erleben. Wer sich dem einen hingibt, darf sich dem anderen nicht allzu sehr darbieten. So ist es denn auch in dem Leben des Feldherrn so gewesen, daß er seine Leistung für die Kultur begann, als seine Leistung für die Geschichte ihm durch Verrat aus der Hand gerissen wurde. Zum anderen sehen wir ihn bei seiner Leistung für die Kultur vor allem als Kämpfer gegen die überstaatlichen Feinde und für Deutsche Gotterkenntnis und sehen ihn dabei von dem gleichen geschichtlichen Willen durchglüht, der ihn als Feldherr beseelte und unüberwindlich sieghaft machte allüberall. Auch hier aber wird es sich erweisen, daß nur der wahrhaft Ebenbürtige die Größe voll ermessen und daher das Geniale an diesem Kampf voll wahrnehmen und übermitteln kann. Auch hier wird

diese Leistung um so schwerer, je größer der innerseelische Abstand von dem Kulturkämpfer selbst ist. Auch hier ist es ein Wagnis, das Gesamtbild geben zu wollen, ein Wagnis, das mit seiner ganzen Verantwortungschwere auf allen lastet, die bereit gewesen sind, an diesem Werke mitzuwirken.

Bei der Würdigung der Feldherrnleistung, bei der Würdigung des Kulturkampfes ist es uns nun vor allen Dingen darum zu tun, durch unser Gesamtbild niemals in dem Leser den Wahn zu erwecken, als könne das Werk auch nur im entferntesten ein Ersatz der Werke des Feldherrn sein, die er selbst über seine Feldherrnleistung, über seinen Kulturkampf und sein Leben geschrieben hat, und die zum großen Teile der Öffentlichkeit schon übergeben sind. Wohl aber ist dieses Werk eine unendlich wesentliche Ergänzung seines Schaffens als Feldherr und Kulturkämpfer, da besonders das letztere Gebiet nicht nur von Mitkämpfern, sondern auch von mir selbst behandelt ist, die ich den Kampf gemeinsam mit dem Feldherrn geführt habe und über das Einmalige seiner Leistung, das er in seinen eigenen Lebenserinnerungen eher verschweigt, der Nachwelt ein Bild geben kann. Besonders aber befaßt sich dieses Werk, und zwar weit über die Hälfte seines Inhalts, auf das Eingehendste mit der Persönlichkeit des Feldherrn, all seinen Charakterzügen, all seinen Begabungen und der einmaligen Eigenart seiner Persönlichkeit, wie sie sich den nächsten Angehörigen, den Kameraden, den Untergebenen, den Mitkämpfern im Geisteskampf erschlossen hat. Der unersetzliche, einmalige Reichtum dieser großen Persönlichkeit durfte nicht schweigsam mit ins Grab genommen werden von denen, denen sich dieser durch seine Leistungen unsterbliche Feldherr und Kulturkämpfer erschlossen hat. Mögen auch seine Taten und Werke mittelbar ein noch so herrliches Bild seiner Persönlichkeit ergeben, es ist noch unendlicher Reichtum diesem Bilde hinzuzufügen, der der Nachwelt nicht entgehen darf. Das hohe unersetzliche Amt dieses Werkes ist also vor allem neben dem Gesamteinblick, neben dem Einblick in das weite Wirken und Schaffen des Feldherrn sein Wesen in der hehren Lauterkeit der Nachwelt zu zeigen.

So wie es mir bei dem Blick auf die Feldherrnleistung im Weltkriege vor allen Dingen darauf ankam, Mitarbeiter um Schilderung jener Leistungen zu bitten, die bisher eher übersehen worden sind, so vor allem die hohe Bedeutung der Vorkriegsleistung des Feldherrn, seine staatsmännische Leistung im Weltkrieg, seine geniale Neuschöpfung der Kriegskunst, sein geniales Amt als Politiker und Schöpfer der Geschichteforschung, mußte es neben der Behandlung des großen Geisteskampfes vor allem auf die Schilderung des Wesens des Feldherrn ankommen. So habe ich Offiziere, die im Weltkriege in der Obersten Heeresleitung an leitender Stelle

mitarbeiteten, darum gebeten, ihn als Kameraden und Vorgesetzten zu schildern, und habe selbst eine große Reihe von Abschnitten dieses Werkes übernommen, das die unsterbliche Persönlichkeit Erich Ludendorffs so allseitig der Nachwelt übermitteln soll, wie kein anderes Werk das getan hat oder tun könnte. Hätte ich neben all diesen Aufgaben erstrebt, auch die einzelnen Weltkriegsleistungen zeitlich nacheinander von Fachseite schildern zu lassen, so hätte ich eher damit erwirkt, daß für die Nichtfachwelt das Werk zu schwer verständlich und vielleicht allzu ausgedehnt geworden wäre. Es soll ja auch dieses Werk in seiner Einzigart seine besondere und unersetzliche Bedeutung in der gesamten Literatur über des Feldherrn Wesen und Schaffen innehaben, und sieht beides auch noch dadurch gesichert, daß die Betrachtung der wesentlichen Weltkriegsereignisse aus des Feldherrn eigener Darstellung ausgewählt wurde, ein Vorhaben, das eine packende, klare, einzigartige Wiedergabe der gewaltigen Kriegstaten des Feldherrn schenkte.

Die Mitarbeiter bleiben sich bewußt, wie gewagt es ist, einer so großen Persönlichkeit in der Schilderung des Wesens und Schaffens gerecht werden zu wollen. Vielleicht sind sie alle eher als sonst zu diesem Werke befähigt worden, weil die Wucht des allzufrühen Todes des Feldherrn noch auf ihren Schultern lastet. Es ist dies heilsam für das Gelingen des Werkes. Der Tod selbst, der dann schon erhebt, wenn es sich um Menschen handelt, deren Gewicht vor der Unsterblichkeit leicht genannt werden muß, hat eine ungeheuere Auswirkung in den Menschenseelen, wenn es sich um einen wahrhaft Unsterblichen handelt, einen Menschen, der über die Jahrtausende als leuchtendes Vorbild ragt.

Es klingt das gewaltige Totenlied, das Lied dieser so selten erhabenen Menschenseele, in all denen, die mir durch Mitarbeit bei diesem Werke helfen wollen, und gibt auch jenen Kraft zum Schaffen, die sich das Amt sonst kaum zutrauen würden. Möge es denn der Mitwelt und den kommenden Geschlechtern den Reichtum übermitteln können, den wir ihnen in diesem Werke so gerne schenken möchten. Ich übergebe es dem Deutschen Volke an dem ersten Gedenktage der Schlacht von Tannenberg, den der Feldherr nicht mehr miterlebt.



Erich Ludendorff und die Mitwelt

Dr. Mathilde Ludendorff

Gar manches Mal schon mag es sich ereignet haben, daß Menschen, die in den Blättern der Geschichte das Los der Außergewöhnlichen verfolgen, kopfschüttelnd den Tiefstand ihrer Mitwelt betrachteten, die nicht nur blind dem tatsächlichen Werte der Großen gegenüberstand, nein, die sogar oft mit einer gewissen hämischen Gehässigkeit das Große herabzuzerren sich bemühte.

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn."

Mit diesem Worte Schillers hatte man sich abgefunden, obwohl sich in dem letzten Jahrtausend der Geschichte denn doch eine ganz unnatürliche, noch nicht einmal durch Tiefstand erklärliche Schmähsucht der Großen der Geschichte und Kultur feststellen läßt.

Der Geisteskampf, den wir führten, hat auch gezeigt, daß dieser Grad der häßlichen Anfeindung und Herabzerrung außergewöhnlich hochstehender Menschen, wie er sich in den sogenannten „Kulturvölkern" findet, nicht mit der Verständnislosigkeit kleiner Durchschnittsmenschen erklärbar ist, sondern daß hier ganz andere Ursachen vorliegen. Aus den wenigen Berichten, die wir aus unserer heidnischen Vorzeit haben, geht klar hervor, daß bei unseren Vorfahren außergewöhnliche Leistung ganz selbstverständlich auch außergewöhnliches Vertrauen zeitigte. Sie wählten die Menschen zu Führern, die sich eben durch unsterbliche Leistungen für die Allgemeinheit hervorgetan hatten. Sie taten wohl daran und trotzten übermächtigen Feinden eben wegen dieser weisen Wahl der Führer. Seit wir enthüllt haben, daß in den christlichen Zeiten die überstaatlichen Volksfeinde mit ihren geheimen Hilforden planmäßig Mißtrauen im Volke säen und planmäßig und ununterbrochen verleumderische Hetze gegen die Großen, die ihnen hinderlich sind, treiben, sind uns die geschichtlichen Tatsachen nicht mehr verwunderlich. Es soll ja gerade das Vertrauen gegenüber den Menschen erstickt werden, die als Führende des Volkes die Vernichtungpläne dieser überstaatlichen Mächte unmöglich machen könnten.

Lange, ehe der Feldherr diese geheimen Volksfeinde überhaupt durchschaut hatte, ja, in der Zeit, als er ihnen noch ebenso ahnunglos gegenüberstand wie das Volk selbst, hatten sie ihn in seiner Größe schon erkannt und begannen mit ihrer planmäßigen Verzerrung und Verleumdung dieser gewaltigen volkrettenden Persön-

lichkeit. In allen Abstufungen haben sie ihr Amt dann erst recht während des Weltkrieges ausgeübt, als der Feldherr, obwohl er nicht die gebührende Stellung eingeräumt erhielt, von der Erstürmung der Schlüsselfestung Lüttich an, seinem Volke Retter wurde und die Pläne der überstaatlichen Mächte auf Jahre hindurch bedrohte, ja, sie, wie die Zukunft es erwies, vernichtet hat. Von dem Zerrbild und von Verleumdungen bis hinab zu dem ach so beliebten „Herabloben" des Feldherrn geschah alles, um seine unerhörte Leistung anderen zu- und ihm abzusprechen. Seit Gneisenau ist Ähnliches in diesem Ausmaß nie geschehen, ja, hier wurde dessen Schicksal noch weit übertroffen.

Im Übermaß konnten vor den Deutschen die Siege und alle rettenden Kriegsleistungen Ludendorffs anderen zugesprochen werden, weil eben ein so außergewöhnlicher Charakter das Geschehen noch geradezu begünstigte. Er wollte, wie schon alle Jahre vor dem Weltkrieg, sein Volk retten, leistete Übermenschliches nur für dies Ziel. Ob das Volk ihn nannte, ob es ihn rühmte, ob es ihm dankte, war ihm völlig gleichgültig. Ja, er malte sich manchmal aus, wie sehr er doch in seiner Leitung des Weltkrieges behindert worden wäre, hätten nicht andere so gern und willig sich an seiner Stelle feiern und rühmen lassen.

Auch was der Feldherr nach seiner Entlassung an Hetze und Gehässigkeit erlebte, als die verleitete Arbeiterschaft ihm die Worte „Bluthund" und „Menschenschlächter" entgegenschrie, erklärt sich aus der angsterfüllten Hetze der überstaatlichen Mächte, die in der größten Sorge waren, es könnte Erich Ludendorff im Volke genügend Vertrauen finden und es dann trotz des Zusammenbruchs rasch wieder retten. Die Angst war so groß, daß auch hier wieder Außergewöhnliches an plumpester Verleumdung von seiten der überstaatlichen Mächte in der Presse und überall angewandt worden ist. Sie hatten ja auch volle Gelegenheit gehabt, das hohe staatsmännische Können des Feldherrn in Oberost staunend kennenzulernen, sie hatten von seinen starken Willenskräften, von seiner Unbeugsamkeit und von seiner alle seine Mitarbeiter mitreißenden, zündenden Kraft Zeugnisse genug erlebt, und ihre Angst hatte ihre guten Gründe. War es auch gelungen, wie der Jude Rathenau sagte, „im letzten Augenblick alle Schuld auf Ludendorff zu werfen", so blieben sie nun unablässig tätig, damit zwischen dem Volke und diesem Großen eine dicke Mauer aus Lügen und Verleumdung errichtet bleiben sollte, um seine volkrettende Führung zu verhindern.

Viel von dem Übermaß der Verleumdung und die Hetze, die der Feldherr schon vor seinem Kampf gegen die überstaatlichen Mächte erlebte, erklärt sich aus dem

Übermaß seiner volkrettenden Kräfte, die er vor und vor allem während des Weltkrieges erwiesen hatte. Das Verhalten ist Zeugnis der nur allzu begründeten Angst der überstaatlichen Mächte, daß dieser Feldherr all ihre Pläne noch in letzter Stunde vernichten werde. Was war trotz ihrer geschlossenen Gegenarbeit gegen ihn, die schon Jahre vor dem Krieg begann, aus der Zermalmung des Deutschen Volkes auf Deutschem Boden, also aus dem Ziel des Weltkrieges geworden? Der Versailler Vertrag, der die Mißerfolge von vier Jahren „wieder gut machen" sollte, stand ja in schreiendem Widerspruch mit den Siegen des Volkes und der Tatsache, daß der Deutsche Boden frei vom Feinde war. So mußten sie schon damals fürchten, die Überrumpelung des Deutschen Volkes durch die Revolution werde nur eine recht vorübergehende „Überwindung" sein. Nicht anders blickten die hassenden, weltmachtgierigen überstaatlichen Mächte auf das überlistete und durch den Schandpakt von Versailles entwaffnete Volk wie auf einen Löwen, der nach erschreckenden Kampftaten erschöpft in Schlummer fiel und währenddessen listig mit Ketten gefesselt ward.

Als dieses Löwen Haupt und Herz aber hatten die Feinde im Weltkrieg den Feldherrn Erich Ludendorff fürchten gelernt. Wie, wenn er jetzt das Offizierkorps aufrüttelte, das unter ihm im Kriege die Truppen geführt hatte und besser als alle anderen Deutschen die übermenschlichen Leistungen des Feldherrn kannte und würdigen konnte?

Die Angst war groß und erklärt das Übermaß der Hetze, das durch die Brr. Freimaurer und durch Rom gerade unter den Offizieren des Weltkrieges betrieben wurde. Ein geschickt angefachter Kampf des Thronfolgers des Hauses Wittelsbach gegen den Feldherrn des Weltkrieges, in den jener selbst, ohne die wahren Gründe zu überblicken, hinein verstrickt wurde, sollte dazu dienen, dem Feldherrn das Mittel aus der Hand zu schlagen, diese jüdisch-römische Revolution möglichst bald zu überwinden. Weil er seine Ehre ebenso gewichtig nahm wie die des Fürsten und dies auch aussprach, schlossen 27 Generale Bayerns und anschließend danach auch Offiziere Norddeutschlands, ja ganze Offizierverbände den Feldherrn Erich Ludendorff aus der Standesgemeinschaft aus. Sie schlossen sich so vor der Weltgeschichte aus einer Gemeinschaft aus, die durch den Feldherrn selbst so reich an Ehren für sie alle geworden war. Erst dann wurden die Todfeinde des Volkes vorübergehend etwas von ihrer fast sinnlosen Angst vor Ludendorff befreit. Doch bauten sie weiter an der dichten Mauer von Hetze, Verleumdung und Lug zwischen ihm und dem Volk, um immer wieder neu die „Volkstümlichkeit" zu verhindern. Solches Bemühen wäre vergeblich gewesen, hätte das Volk auch nur noch einen letzten Rest inniger Ver-

webung mit seinem Rasseerbgut aus der jüdisch-christlichen Entwurzelung herausgerettet gehabt. Die Leichtgläubigkeit gegenüber allem Schlechten, was von Abwesenden berichtet wird, ist eine der wichtigsten „Tugenden", die planmäßig von den überstaatlichen Volksfeinden in dem Volke gezüchtet wurde und die erst den Erfolg solcher Verfehmung der großen Befreier in vergangenen Jahrhunderten überhaupt möglich machte.

Als dann der Feldherr ab 1920 Freiheitkämpfer wurde, ward es schon etwas schwerer, das ganze Volk weiter gegen ihn zu verhetzen. Es drohte die Volkstümlichkeit so lange, bis der Feldherr die überstaatlichen Mächte selbst entlarvte und auch die Rolle zeigte, die die Christenlehre für deren Herrschaft geleistet hat. Zu weit schritt er da seinem Jahrhundert voran, zu viel der herrschenden Wahnlehren stürzten wir, als daß nicht die Schar derer, die schon mit uns schritt, klein hätte bleiben müssen, um sich im Laufe der kommenden Zeiten erst allmählich zu mehren.

Wer so eine ganze Welt des herrschenden Wahns, wer so die machtgierigen Priesterkasten samt und sonders bekämpft, um die Völker zu befreien, wer so weit seiner Zeit vorauseilt, der muß damit rechnen und hat auch damit gerechnet, unter den Mitlebenden vereinsamt zu stehen. Umbraust von dem Hasse und dem Gegenkampf aller angegriffenen mächtigen Priesterkasten, mitten in einer Welt der Verständnislosigkeit und des Besserwissens standen wir denn auch in diesem Geisteskampf. Als Kulturkämpfer gegen den herrschenden Wahn und für die Deutsche Gotterkenntnis hatte er sich nach seiner erhabenen Feldherrnleistung in das Schicksal der großen Kulturschöpfer gestellt. Jeder wesentliche Aufstieg des philosophischen Schaffens hin zur klaren Erkenntnis bedarf vieler Jahrzehnte, bis es sich durchsetzt, bis aus allgemeiner Ablehnung allmählich das Verstehen bei Einzelnen und am Ende der Sieg der Wahrheit trotz allen Gegenkampfes erreicht ist. Dann wird die neue Erkenntnis Selbstverständlichkeit für alle, und dann staunen die Menschen, daß sie einmal so angefehdet und angezweifelt war.

Aber der Feldherr, der klar wußte, was ein solcher Kampf bedeutet für die, die ihrer Zeit so voraus sind, hatte mit einem nicht voll gerechnet, nämlich mit der unbezwinglichen Siegkraft seiner Person und seines Willens, einer Siegkraft, die zum erstenmal in der Geschichte diese genannten Gesetze des Kulturkampfes zu wandeln schien. In einer kurzen Reihe von Jahren, die in der Geschichte der Völker zu einem Nichts zusammenschrumpfen, hat er den Kampf gegen alle überstaatlichen Mächte und für die Deutsche Gotterkenntnis so weit vorangetragen, daß zum großen Erstaunen seiner Gegner, trotz solchen „unmöglichen und unvernünftigen" Kampfes gegen

alle überstaatlichen Mächte, allmählich doch wieder die „Volkstümlichkeit" drohte. Und so ist es kennzeichnend, daß die überstaatlichen Mächte noch einmal kurz vor seinem Tode zu dem gleichen Mittel griffen, das sie bald nach der Revolution angewandt hatten, noch einmal eine Hetze unter den Offizieren des Weltkrieges, diesmal wegen seines Kampfes gegen das Christentum ansetzten. In vertraulichen Schreiben wurden Offiziere des Weltkrieges angehalten, den größten Toten des Deutschen Volkes, den Volksretter im Weltkrieg, den Feldherrn Erich Ludendorff nicht mehr als Kameraden anzusehen. Dramatisch war immer das Leben dieses großen Mannes. Am Tage vor seinem Tode hielt er seine Zeitschrift „Am Heiligen Quell" (Folge 18 vom 20. 12. 37) in der Hand, las in den Aufsätzen, soweit es seine Todesmattigkeit noch zuließ, freute sich daran, wie sein wacher Geist es noch konnte, und — beachtete nicht mit einem Blick die enthüllte „vertrauliche" Schmähschrift seiner ehemaligen Kriegsuntergebenen, die in dieser Nummer wiedergegeben war, sondern ließ sie ungelesen aus seinem Hefte entfernen.

Noch nie ward so vielseitige unsterbliche Leistung für das Volk so stetig und so allseitig verzerrt und verlästert, wie in diesem Falle. Wir stehen vor der erschütternden geschichtlichen Tatsache, daß die widerwärtigen Feindseligkeiten und Verleumdungen, die in der Zeitschrift Ludendorffs abgewehrt werden mußten, bis zu der Nummer, die am Todestage des Feldherrn erschien, am 20. 12. 1937, gewährt haben, daß aber auch noch nicht einmal der Tod selbst die Lästerungen wirklich verstummen ließ. Nur eine Einzelfolge seiner Zeitschrift, die vom 5. 1. 1938, konnte ausschließlich der Wiedergabe seines Vermächtnisses und der Totenfeier geweiht sein. Schon die nächste Folge vom 20. 1. 1938 mußte Lügen abwehren. Hatte man in „kriegsgeschichtlichen" Werken Jahre zuvor dem unbeugsamen Feldherrn ein „Schwanken" während seiner großen Schlacht von Tannenberg angedichtet, so wurde jetzt tollkühn die Unwahrheit von Kanzel und von Sendern verbreitet, er sei in seiner Überzeugung, in seinem Bekenntnis zur Deutschen Gotterkenntnis schwankend geworden und habe sich in seinen Sterbestunden wieder zum Christentum bekehrt. Wie lange wird es währen, bis alle die Lügen über seine Feldherrnleistung und seinen weltanschaulichen Kampf, die von seiner kraftvollen Abwehr niedergeschmettert wurden, wieder hervorkriechen werden und sich breit und dreist für Wahrheit ausgeben? Und dennoch, hat es zwar noch niemals einen Großen gegeben, der so ungeheuerlich verleumdet wurde, so hat es auch noch niemals einen gegeben, der das dichte Netz der Verleumdung noch zu Lebzeiten so kraftvoll zerriß. In jeder Richtung steht also der Betrachter hier vor außergewöhnlichen Maßen.

Aber noch ist unser Blick auf Erich Ludendorff und seine Mitwelt nicht allseitig genug. Es gab da eine Fülle der Ereignisse in seinem Leben, die nicht durch diese angstgeborene, gehässige Abwehr der in ihren volkvernichtenden Zielen bedrohten überstaatlichen Feinde erklärt sind. Zu diesen Erfahrungen gesellten sich dem Feldherrn Ludendorff gegenüber noch alle jene Feindseligkeiten, die die wahrhaft edlen und großen Menschen um so mehr erleben, je hervorragender die Rolle in der Geschichte ist, die sie spielen. Ganz ohne daß das in ihrer Absicht läge, lösen sie eine Wirkung auf ihre Mitwelt aus, vor allem auf alle die, die sie in der Öffentlichkeit zu beurteilen Gelegenheit haben, die eine besondere Abart der Feindseligkeit ist. Sie hängt mit der Tatsache zusammen, daß jeder Mensch, auch wenn er noch so unvollkommen bleibt, und wenn er sich noch so sehr die Anwendung des Edelsinns im praktischen Leben abgewöhnt hat, sich selbst unter die guten Menschen rechnen möchte. Um das zu können, treibt seine Vernunft im ganzen Leben eine sehr rege Gedankenarbeit, die sein Handeln ihm als unerläßlich, als nur allzu erklärlich und als völlig im Einklang stehend mit dem Guten zu beweisen hat. Ich nannte diese Einrichtung in meinen Werken über die Seelengesetze die Selbsttäuschung. Sie erreicht, wie immer auch das Handeln eines Menschen ist, meist ihr Ziel: die Selbstzufriedenheit wird gerettet. So allgemein herrscht dieses Seelengesetz, daß ein Mensch, der vom schlechten Gewissen gequält wird, tatsächlich eine sehr seltene Erscheinung ist, die nur mit Hilfe der Höllenverängstigung überhaupt zustande kommt. Lebt dann unter solcher Umwelt ein Einzelner, der einer Selbsttäuschung gar nicht bedarf, weil er tatsächlich aus Beweggründen handelt, die sich vor den höchsten Anforderungen sehen lassen können, die edel von Grund auf sind, und sind auch die Ziele seines Handelns edel, so wirkt seine Seele auf die Umwelt erschütternd in ihrer Echtheit, Ehrlichkeit, Gradheit und Unbeugsamkeit. Aber die Art der Erschütterung, die er da auslöst, ist ganz unterschiedlich. Nur bei jenen, die ihm zum mindesten ähnlich sind, löst ein solcher Anblick Verehrung aus und spornt zur Selbstentfaltung in der gleichen Richtung an. Bei all den Menschen aber, und es sind die Vielzuvielen, die sich schon längst zu der Scheinweisheit verleiten ließen, daß Lauterkeit der Gesinnung und des Handelns sich in dieser „schlechten Welt" nun einmal nicht durchsetzen könnten, und daß man sich und seine Ziele zum sicheren Erliegen verurteile, wolle man in solcher Welt seinen Idealen gemäß denken und handeln, ist die Wirkung eine völlig andere. Ein Zugeständnis nach dem anderen machte der edle Kern all dieser Menschen im Laufe des Lebens schon an diese vermeintliche Weisheit. Weit, weit rückten sie ab von dem, was ihnen in Kindheit und Jugend als Lebensideal vorschwebte. Nun steht da vor

ihren Augen ein Mensch, der ihnen durch sein eigenes Sein und Handeln an der Scheinweisheit rüttelt, der an dem Edelsten, das sie längst geopfert haben, festhält? Wie müßten sie denn vor sich selbst dastehen, wie stünde es um ihre satte Selbstzufriedenheit, was würde aus ihrer Gewissensruhe, wollten sie einen solchen Menschen als edler als sie selbst anerkennen? Alles steht für sie da auf dem Spiel! Und nun hilft ihnen dieselbe Selbsttäuschung, die sie leitete, aus solcher verzweifelten Lage gern heraus. Sie finden nun in ihrem großen Unwillen über solch einen lästig verpflichtenden Menschen eine Deutung, in der er ihrem Seelenfrieden nichts mehr anhaben kann. Ist dieser Mensch nicht ein weltfremder Tor, ja ist er vielleicht gar nur aus Ehrgeiz so anders wie die anderen? Hat er nicht ganz häßliche Beweggründe, weshalb er sich von „allen" Menschen absondert und seinen Weg weiterschreitet, selbst wenn er allein gehen muß? Fehlt es ihm nicht sichtbarlich hier an Gemeinschaftsinn, an Kameradschaftgeist, an Friedensliebe? Will er nicht einfach splittern und spalten im Volk, oder sollte man ihn vielleicht auch unter die Kranken rechnen können?

Ja, unbequem sind die echten, ungebrochenen, lauteren Gestalter der Geschichte und Kultur unendlich vielen Menschen, und eine stete Feindseligkeit leitet ihr Urteilen und Handeln gegen diese Großen. In solcher Seelenverfassung sind sie jenen gehässigen Volksfeinden, die von den Großen bedroht werden, förmlich dankbar, wenn sie ihnen nun durch ihre Verleumdungen, die willig geglaubt werden, sittliche Gründe für ihre eigene Feindseligkeit in die Hand geben!

Groß und erbittert war die Abneigung der Halben dem unbrechbaren, unabbiegbaren, unbeugsamen Feldherrn gegenüber. Lebte er doch zudem noch in einer geschichtlichen Zeit, in der sich z. B. Vertreter des alten Heeres in Fülle plötzlich auf den Boden der jüdisch-freimaurerischen Revolution umstellten und dabei ihre Selbstzufriedenheit erhalten sehen wollten.

Das Übermaß an Hetze und Verleumdung von seiten der Gegner haben wir uns nun wohl erklären können aus dem Übermaß der Gefahr, die sein volkrettendes Wirken gegen die Feinde bedeutet hat. Wir haben auch die Dauer solchen Gegenkampfes bis zur Todesstunde nun begreifen können. Wir haben ferner auch die Feindseligkeit aller halben, abbiegbaren Menschen, die Zugeständnisse an das „praktische Leben" machten, nun aus innerseelischen Gesetzen verstehen gelernt, und ich denke, die Schilderung der Wesensart des Feldherrn wird uns noch zeigen, weshalb gerade ihm gegenüber solche Feindseligkeit so rege war. Dennoch aber ist unser Blick auf Ludendorff und die Mitwelt noch nicht allseitig genug gewesen. Es starren uns noch Rätsel an, die der Lösung bedürfen. Auch sie sind nur an Hand der Seelen-

gesetze zu erklären, auch sie finden ihre Ursache in der außergewöhnlichen Lauterkeit seiner Persönlichkeit.

Ich sagte schon, daß der Feldherr nicht so einsam blieb, wie es sein kompromißloser Kampf gegen weltbeherrschende Priesterkasten einschließlich der Christenlehre eigentlich hätte erwarten lassen. Die Millionen Menschen, die von den Wahnlehren von früher Kindheit an suggeriert und dadurch urteilslos auf dem Gebiet des Glaubens geworden sind, stemmten sich erbittert unter der priesterlichen Führung gegen diesen Ruhestörer. Die vielen, welche die Christenlehre nicht mehr glaubten, waren von der jüdischen Revolution im nüchternen, wirtschaftlichen Denken so erstarrt und erstickt, daß sie schwer für das hohe Ideal zu begeistern waren, das der Feldherr in seinen Kampfzielen vor sie hinstellte: die Einheit durch seelische Geschlossenheit des Volkes, die endlich werden sollte. Aber trotzdem hat der unbezwingliche Sieger allmählich Schritt um Schritt in dem Volke Boden gewonnen, so daß die Mitwelt mehr und mehr nicht nur aus Feinden und nicht nur aus Menschen bestand, die zwar den Feldherrn, nicht aber den Kulturkämpfer ehrten. Ja, er hat eine stets wachsende Zahl von Deutschen überzeugt und hat durch seine immerwährende Belehrung erst in der „Deutschen Wochenschau", dann in seiner Zeitung „Ludendorffs Volkswarte", dann in seiner Zeitschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" und in Büchern und Schriften die Wertvollen unter diesen Überzeugten immer mehr zu selbständigen Kämpfern für die hehre Idee ausgebildet. Er hat, wie das in diesem Werke noch eingehender gewürdigt werden wird, mitten unter der Herrschaft der Nachkriegsrevolutionäre, obwohl er alle Machthaber des damaligen Deutschen Staates auf das heftigste angriff und ihre geheimen Machenschaften dem Volke enthüllte, Schritt um Schritt die Ziele, die er sich setzte, erreicht. Ohne irgendwelche wirtschaftliche Unterstützung hatte er, dem geschlossenen Entgegenhandeln aller machtvollen Kreise des damaligen Staates zum Trotz, einen eigenen Verlag gegründet, in dem er Zeitung, Zeitschrift, Schriften und Werke erscheinen ließ, die unablässig ins Volk strömten. Dem geschlossenen Boykott der damals machthabenden geistigen Welt zum Trotze verbreitete er das Geistesgut des Hauses Ludendorff unter den Deutschen des In- und Auslandes. Langsame Überzeugung des Einzelnen war ihm angesichts der Umwälzungen aller bis dahin herrschenden Werte, die die Deutsche Gotterkenntnis in sich birgt, wichtig. Die Größe der drohenden Gefahr aber, die von den überstaatlichen Mächten für des Volkes Zukunft ausging, ließ ihn selbst unermüdlich Tag um Tag für die Aufklärung wirken und andere zum äußersten in diesem Kampfe anspornen.

So gab es denn auch eine Mitwelt, die sich nicht Feind nannte, sondern Anhänger, die sich selbst so ausgezeichnet sah, an seiner Seite in dem großen Geisteskampf wider eine Welt von Gegnern zu kämpfen.

Aber gerade hier steht der Kenner des Lebens Erich Ludendorffs vor ungeklärten Rätseln, wenn er sieht, daß er von Menschen, die eine Zeitlang überzeugte Mitkämpfer waren, so oft noch schlimmere Niedertracht erfuhr, eine solche häßliche Schmäh- und Verleumdungsucht erlebte, wie sie die Feinde, die überstaatlichen Mächte, aus begreiflichen Gründen gezeigt hatten. Dieser Teil der Lebenserfahrungen Ludendorffs von seiten der Mitwelt hat wohl selten seinesgleichen in der Geschichte. Begreiflich wird er durch Seelengesetze, die ich an anderer Stelle enthüllt habe, und die hier einer flüchtigen Erwähnung bedürfen, um das Bild Erich Ludendorffs und seiner Mitwelt allseitig zu bieten.

In meinem Werke „Die Volksseele und ihre Machtgestalter" habe ich einen Abschnitt den Sonderaufgaben gewidmet, die der Mensch durch die Art seines Entscheides für oder wider das Göttliche in der Geschichte seines Volkes erfüllt. In meinem Werke, das die Philosophie der Kultur enthält, „Das Gottlied der Völker", wurde die gleiche Frage in bezug auf die Leistungen an der Kultur beantwortet. Ich zeigte da, daß gewisse Ereignisse in der Geschichte und in der Kultur sich häufen, wenn ein Geschichtegestalter oder ein Kulturschöpfer sich selbst in seinem Handeln und Erleben in dauerndem Einklang mit dem Göttlichen gestellt hat. Diese Ereignisse sind deshalb selten in der Geschichte und der Kultur zu beobachten, weil eben Menschen, die solchen Einklang grundsätzlich in sich zu schaffen wußten, selbst sehr selten sind.

Wie aber gestalten sie an ihren Mitmenschen, sofern diese irgendwie sich entschließen, für die gleichen Ziele zu ringen, also Mitkämpfer solcher großen Menschen zu werden? Nun, sie wirken ganz ähnlich auf diese Menschenseelen wie eine völlig im Einklang mit dem Göttlichen stehende weltanschauliche Überzeugung selbst auf sie wirkt, wenn sie sich entschlossen haben, sich dafür einzusetzen. Es wird dann in diesen Menschen ein endgültiger Entscheid über ihre Seele ganz von selbst ausgelöst. Solche Edlen und solche Ideen beschleunigen also das, was ich in meinen Werken „Selbstschöpfung" nannte, beschleunigen einen endgültigen Entscheid in den unvollkommenen Menschen, die sich für solchen Kampf entschließen. Die Art des Entscheides aber treffen diese selbst.

In dem vorangegangenen Abschnitt „Das Werk ein Wagnis" deutete ich an, daß jeder auch noch so unvollkommene Mensch in Stunden der Erhebung fähig ist, sich für eine erhabene Idee zu begeistern und einen wahrhaft Großen als solchen zu

Kruschewnia,

die Geburtsstätte Erich Ludendorffs

Rechts: Das Geburthaus, Familie Ludendorff im Garten

Unten: Erich Ludendorff im dritten Lebensjahre





Rechts: Erich Ludendorff (rechts sitzend) mit 3 Geschwistern, Else, Eugen und Richard. Eugen erlebte noch den weltanschaulichen Kampf Ludendorffs, an dem er sich als Major in Kassel auch beteiligte.





Das Geburthaus (mit × Geburtzimmer) nach dem Umbau. Zur Zeit der Geburt Ludendorffs war das Haus, wie das obenstehende Bild zeigt, noch einstöckig.



Die Mutter, Kläre Ludendorff, geb. 1841, gest. 1914
Aufnahme aus dem Jahre 1891

erkennen, seine edlen Zielen und Beweggründe zu ahnen und ihn zu verehren. Aus diesem Grunde kann es sich auch leicht ereignen, daß er für eine solche Idee eintritt, und wenn sie nun gar von einem verehrungwürdigen Menschen geboten wird, sich auch voll Verehrung einem solchen Menschen anschließt und sich unter seiner Führung dem Kampfe für die reine Idee hingibt.

Damit aber hat er sich in eine wunderbare Möglichkeit begeben, sich zur Höhe zu entfalten, Kräfte in sich zu stärken, aus den Stunden der Erhebung allmählich einen Dauerzustand der eigenen Seele werden zu lassen. Immer mehr verdient er nun die Auszeichnung, die er sich selbst schuf, unter solcher Führung für eine so reine Idee zu kämpfen. Weit häufiger aber begibt er sich durch seinen Entscheid in eine ungeahnte Gefahr. Folgten früher auf die Stunden, in denen er sich dem Göttlichen näherte, für wahrhaft Edles und Reines begeisterte, Zeiten des kleinlichen Wollens und Handelns, so änderte sich in ihm nicht so viel, das Auf und Nieder konnte so weitergehen, ohne daß seine Seele besonderen Schaden erlitt, ohne daß sie immer tiefer hinabsank im Laufe des Lebens. Nun er sich aber Mitkämpfer einer reinen Idee und vor allem Mitkämpfer des außergewöhnlichen Menschen nannte, dessen Handeln überall im Einklang mit der Idee steht, ist sein Zurücksinken von ganz anderer Auswirkung. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, wenn er von solchem Seelenzustand nicht abläßt, als vor sich selbst und schließlich auch vor dem, den er verehrt und unter dessen Führung er sich begab, völlig unwahr, ja völlig verlogen zu werden.

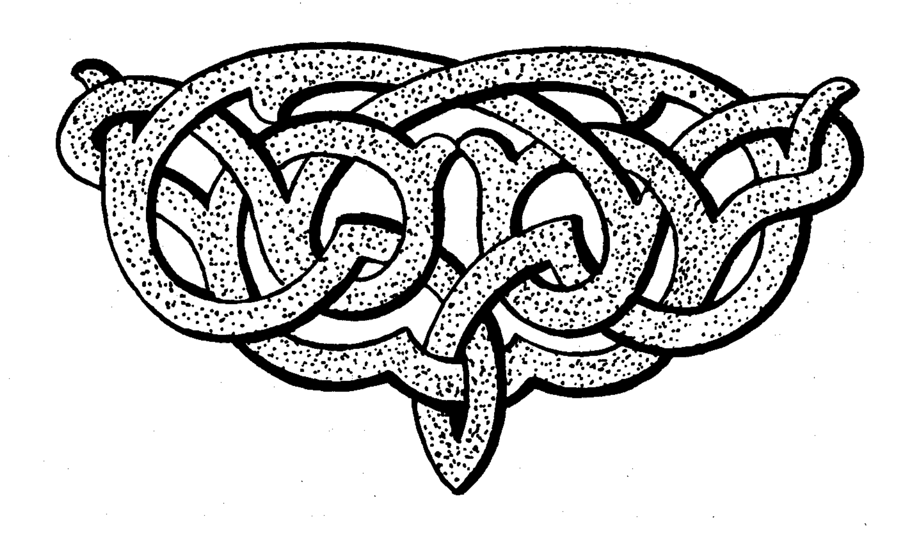
Damit hängt es zusammen, daß Erich Ludendorff es wieder und wieder erlebte, daß die Menschen, die er mit seinem Vertrauen so hoch auszeichnete, sich zum kleinen Teil wunderbar entfalteten, aber in weit größerer Zahl vor seinen Augen in so traurigem Ausmaß verfielen, wie er es nie für möglich gehalten hätte, so daß er sich von ihnen trennen mußte. So hat er denn auch von solchen durch ihren eigenen Entscheid traurig sich selbst zertrümmernden Menschen so große Niedertracht des Handelns gegen uns erlebt, wie von seinen Feinden, den überstaatlichen Mächten, deren Gehässigkeit an sich nichts zu wünschen übrig ließ.

Wer das an seiner Seite miterfuhr, und wieder und wieder erlebte, der weiß, daß das Verhalten der Mitwelt gegenüber Erich Ludendorff, der als Kulturkämpfer nicht so einsam stand in seiner Zeit wie etwa Friedrich der Große auf dem Königsthron, Schlimmeres noch von „Mitkämpfern" erfahren hat als andere Große, und begreift dies nun aus den Seelengesetzen.

Was aber das Werk selbst vielleicht erst begreifen läßt, das ist die wunderbare Tatsache, daß der Feldherr so restlos über all solchem Undank der Mitwelt stand.

Wie sehr dies der Fall war, das ist allen unfaßlich gewesen, denen er nicht im gemeinsamen Leben seine Seele voll erschlossen hat. Die heilige, flammende Empörung über das Schlechte, wo er es sah, war bei ihm die jedes Menschen, der sich für das Göttliche entschieden hat. Ob sich aber das Schlechte gegen ihn selbst, gegen mich oder gegen irgend jemand anderen richtete, das spielte dabei keine Rolle. Weil dies so voll und ganz der Fall war, gerade deshalb konnte das wunderbare Zeugnis seiner seelischen Größe, seiner Erhabenheit über dem Verhalten seiner Mitwelt auch aus seinem Vermächtnis für alle die hervorleuchten, die doch das Ausmaß der gegen ihn gerichteten Niedertracht überblickten, die bis in die letzten Tage seines Lebens anhielt. Möge diese Stelle aus seinem Vermächtnis ihr freudiges Lied anstimmen, ehe wir uns nun zu dem Bilde seines Wesens und Schaffens hinwenden:

> „Ich scheide aus einem reichen Leben, es war reich für mich im Elternhaus, reich in Erfüllung unerhörter Berufspflichten und der größten Aufgaben, die je auf Schultern eines Soldaten in all ihrer Schwere lagen. Reich wurde ich an der Seite meiner zweiten Frau, reich nach jeder Beziehung, reich wurde unser Schaffen für unser Volk, ja alle Völker, für jeden Deutschen und für jeden Menschen."



Du hättest das Gesetz dem Feind geschrieben,
Wenn nicht Verrat Dein Schwert zerbrochen hätte.
Du, der Du hundertmal der Feinde Kette,
Die ungeheure, siegesgroß zerrieben.

Doch auch im Leid bist Sieger Du geblieben,
Hochragend stehst Du fern der Schlachtenstätte,
Geruhig wartend, daß die Flut sich glätte,
Die blöder Haß an Deinen Fuß getrieben.

Du hörst, fast staunend, ihre Wogen rauschen,
Doch ruhte nie Dein Geist, der mühverklärte,
Und nur das Werkzeug sahen wir Dich tauschen.

Dem Wort, das siegreich der Verleumdung wehrte,
Dem schlichten, wird die Welt bewundernd lauschen;
Die Feder selbst ward Dir zum Siegesschwerte!

Paul Warncke 1919

1.

Der Pfad der Menschen zum Helden Ludendorff

Der Pfad der Menschen zum Helden Ludendorff

Dr. Mathilde Ludendorff

Einsam, auf hochragenden Felsen stehen die Seltenen, die Großen, die Helden der Geschichte und die Schöpfer der Kultur. Die Menschen, deren Wille das Schicksal der Völker gestaltet, besonders die großen Krieger, die ein Volk über die Jahrhunderte hin ehrt, sind dank der Art des Charakters selbst wie ein Felsen von unfaßlicher Höhe vor dem Blicke der Nachwelt. Für keinen Toten unseres Volkes mag dies in solchem Umfange gelten wie für den Feldherrn und Kulturkämpfer Erich Ludendorff, dessen Persönlichkeit so klar und echt, so felsenfest aus all seinen Worten und außergewöhnlichen Taten spricht, daß diese selbst ehern in der Geschichte stehen. So groß ist von früher Jugend an all sein Tun und Handeln, so erhaben über persönlichem Zweckdienst, so ganz nur auf seines Volkes Zukunft bedacht, daß die Nachwelt ihn als unerreichbares Vorbild verehren wird, aber in der Gefahr steht, nicht selbst den Pfad zu ihm hin zu finden, d. h. sich selbst in seinem Sinne nun zu gestalten.

Diese Gefahr wird angesichts der unvergleichlichen Verschlossenheit seiner Seele noch ungleich größer. Was er an Taten, was er an Werken, was er an Worten in den unzähligen Briefen, die er um seines Kampfes willen schrieb, der Nachwelt hinterläßt, das ist alles ein heiliges Zeugnis seiner Lauterkeit, seines Edelsinnes und seines selbstlosen Kampfes für die hehre Idee. Aber selten ist ein Großer über die Erde gegangen, der so wie er über das Innerste seiner Seele schwieg, der so wie er sechs Jahrzehnte seines Lebens hin sich der Umwelt völlig verschlossen hielt. Dem Menschen aber, dem er sich dann erschloß, dürfte es nicht zugemutet werden, von all dem der Mit- und Nachwelt etwas zu übermitteln, was nur einem einzigen Menschen enthüllt sein sollte. Doch zum Glück leuchtet ja auch viel des Einzigartigen aus diesem seltenen Menschen, das ohne Unrecht an seiner Verschlossenheit übermittelt werden kann. So findet sich also dennoch ein Pfad, auf dem die Menschen der Nachwelt zu dem unsterblichen Helden näher hinschreiten können. Aber bedarf es wirklich hierzu der Schilderung einiger Wesenszüge seiner Persönlichkeit, die aus Ereignissen und Worten seiner näheren Umgebung gegenüber entnommen werden können, damit die Nachwelt zu dem Helden hinfindet? So fragt uns mancher. Sind nicht die Worte und Taten für seine hohen Ziele das eindringlichste und das wertvollste Bildgleichnis seiner großen Seele?

Jeder der Seltenen und wahrhaft Edlen, der durch Worte und Taten der Nachwelt Vorbild ist, wirkt nur um so eindringlicher, wirkt nur um so wärmer auf all die mit ihrer Unvollkommenheit ringenden Menschen, wenn ihnen auch das Verhalten der Großen in solchen Lebenslagen übermittelt wird, die eine gewisse Verwandtschaft mit ihren eigenen Erlebnissen haben können. Um als Feldherr Ähnliches zu leisten wie er, um als Kulturkämpfer ähnlich zu wirken wie er, dafür müßte ja die Lebenslage der kommenden Geschlechter und die Begabung des einzelnen Menschen, der ihm nacheifert, wiederum ähnlich sein. Und so würden die Menschen sich eben wegen der fehlenden Begabung und vor allem wegen ihrer anderen persönlichen Lebenslage nur allzu leicht entlasten, dem Vorbilde nachzueifern. Da ist es denn wirklich für viele Menschen ein lieber und gern begangener Pfad zu den Großen hin, wenn sie etwas aus deren persönlichem Leben angedeutet erhalten. Sie hören, wie die Kindheit der Seltenen, Überragenden ganz so begonnen hat wie ihre eigene, wie sie ganz ebenso jung waren wie sie selbst. Sie hören aus dem weiteren persönlichen Leben, und nun wächst in ihnen der Mut, daß auch sie wie jene die kindhafte Art überwinden und entfalten können, und ihre Seele irgendwann noch im Leben zum Höchsten gelangen kann, weil ja in ihnen noch Begeisterungfähigkeit für das Große und Edle lebt.

Ein Pfad der Menschen zu den Seltenen war daher seit je all das, was man ihnen von dem persönlichen Leben dieser Großen zu erzählen wußte. Tiefstehende Menschen machten aus diesem sehnenden Suchen und Hinschreiten zur Seele der Großen ein gar häßliches Treiben. Sie mißverstanden es und tasteten nach einer in irgendeiner Lebenszeit etwa noch vorhandenen Schwäche, noch unüberwundenen Unklarheit im Entscheide für das Göttliche. Sie holten gerade diese Tatsachen zusammen und glaubten wunder, welchen Dienst sie mit einer solchen vermeintlichen Lebensgeschichte, in Wahrheit aber einem solchen Zerrbilde der Seelen der Großen getan hätten. Sie bedachten nicht, wie verschlossen und unerreichbar ihnen alles Überwertige vom Toten selbst verborgen wurde, was der gleichen Zeit entstammte, in der er etwa da und dort noch ein Zeichen dafür gegeben hätte, daß er seine Seele noch nicht zum Kunstwerk, zum dauernden Gotteinklang umgeschaffen hatte. Unseliges Treiben! Wahrhaft Unedle verharren dadurch in der Gottferne, weil sie sehen, daß selbst der Große irgendwann „wie ein anderer Mensch" gehandelt hatte! Denen aber, die die Seele des Großen zu erfassen vermöchten, die das unsterbliche Kunstwerk, das er aus sich schuf, in seiner hehren Reinheit in sich aufnehmen wollen, um daran zu erstarken, hat man dies Wollen gestört. Was nun gar das Leben Erich

Ludendorffs angeht, so wäre ein solches Fahnden nach „Schwächen", die, wie der Tiefstand mancher Menschen wähnt, den „Helden menschlich näher bringen könnten", ein sehr vergebliches. Es gibt kaum eine Lebensgeschichte eines Großen, die so klar und einheitlich von Anbeginn an die Lauterkeit atmet, die auch aus allen Worten und Taten, die der Geschichte und der Kultur angehören, strahlt. Aber eben wegen dieser klaren und innigen Geschlossenheit seines Handelns, Schaffens und Charakters könnte man glauben, in unserem Werke bedürfe es gar nicht eines besonderen Abschnittes, der das Wesentliche festhält, was seine persönliche Umgebung erlebte, und noch weniger bedürfe es besonderer Abschnitte, die uns über seine Kindheit und seine Jugend erzählen. Ganz umgekehrt aber sehe ich die Lage in diesem Fall.

Erich Ludendorff war der große Feldherr im furchtbarsten aller Kriege, die unser Volk durchkämpfte. Der Weltkrieg war von einer Übermacht der Feinde entfacht, und das Volk war durch listreiche Beschwatzung von überstaatlichen Mächten davon abgehalten worden, die Warnungen Erich Ludendorffs zu hören und seine Vorschläge der genügenden Rüstung zu befolgen. Ohne die Heeresstärke, wie die allgemeine Wehrpflicht sie eigentlich verhieß, ohne die Rüstung, die angesichts der drohenden Gefahren notwendig gewesen, stand das Heer in dem mörderischsten aller Kriege und entbehrte zunächst der Führung durch den Feldherrn Erich Ludendorff. Als alles verloren schien, bürdete man die übermenschliche Verantwortung auf den Warner, den man zuvor nicht gehört und den man nicht rechtzeitig gerufen hatte. Er nahm die Überlast trotz allen Undanks auf sich, um den Versuch zu machen, das Deutsche Volk doch noch zu retten. In dem klaren Erkennen, daß die Feinde den Untergang beschlossen hatten, in der klaren Einsicht der mangelhaften Rüstung leitete er nun die Schlachten. Wenn seine Feldherrnkunst es auch erreichte, daß dank seiner Führung die Verluste an Menschenleben ungleich geringer wurden als zuvor, so war es eben doch der mörderischste aller Kriege, dank des mörderischen Wollens einer Übermacht der Feinde. Wie soll es uns wundern, daß nur allzuleicht im Volke sich das Bild festigte, als dürfe ein solcher Feldherr überhaupt kein Herz, kein Mitgefühl haben, der von den Truppen immer und immer wieder den Einsatz des jungen Lebens gegen eine weit besser gerüstete Übermacht verlangen mußte. Nicht nur in den vom Juden verhetzten Arbeiterscharen der Revolutionzeit, nein, bei Mit- und Nachwelt überhaupt, wird immer wieder das irrige Bild möglich sein, als ob ein solcher Feldherr eine eisige Gefühlskälte in sich hätte tragen müssen. Ganz so, wie es ja auch Menschen gibt, die schon glauben, daß ein tüchtiger Arzt, der oft, um zu heilen, Schmerzen bereiten muß, durch eisige Kälte, durch Fehlen jedes Mitgefühls

zu seinem Amte fähig werden müsse. Paart sich nun in der Wesensart eines Menschen solches Feldherrnamt mit so hohem Grad seelischer Verschlossenheit gegenüber seiner Umgebung, wie sie der Feldherr lange Jahrzehnte seines Lebens allerwärts innehielt, so ist die Gefahr noch weit größer, daß die Nachwelt sich den Reichtum eines wahren Begreifens seiner Persönlichkeit durch solchen Wahn über sein Feldherrntum raubt.

Damit aber wächst auch unsere Pflicht, den Menschen den Pfad zum Helden Ludendorff zu öffnen, den sie so gern bei allen Großen beschreiten. Bei diesem Öffnen bleiben wir der Verschlossenheit des Feldherrn eingedenk und lassen uns von diesem Wesenszuge die Schritte messen, die wir die Menschen zu seiner Persönlichkeit hinführen. Es ist da nicht die Vertraulichkeit möglich, die bei so manchen anderen großen Toten wohl erlaubt wäre. Die Ehrfurcht, die seine Persönlichkeit bei jedem, der ihm nähertrat, auslöste, bleibt in all dem, was wir über sein persönliches Leben andeuten werden, auch nach seinem Tode voll bewahrt. Die Seelenverfassung der Vertraulichkeit, die sonst so leicht Großen der Geschichte gegenüber da und dort wieder auftaucht, wenn die äußere Machtstellung aufgegeben wurde, unterlief nur gelegentlich und recht flüchtig einzelnen Menschen ihm gegenüber. Das waren aber dann stumpfe Durchschnittsmenschen, bei denen Ehrfurcht durch die äußeren sichtbarlichen Zeichen einer politischen Machtstellung ausgelöst wird. Ihnen konnte, allerdings auch nur recht vorübergehend, eine so verfehlte Einstellung aufkommen, weil sie überhaupt keinen Blick für Größe und erst recht nicht für den Feldherrn hatten. Jeder andere aber empfand mit Staunen, wie es sich in den Jahren, in denen ich an seiner Seite lebte, nur zu leicht erkennen ließ, daß ihnen hier in Ludendorff eine Persönlichkeit gegenüberstand, die nie wie andere mit dem Amte oder mit der Stunde der geistigen Arbeit eine gewisse innerseelische und äußere Haltung abstreifte. So lag denn auch selbst über seiner warmen Güte und herzlichen Heiterkeit in Ruhestunden, die er in kleinem Kreise der Seinen verbrachte, doch immer etwas Außergewöhnliches für alle, die sie miterlebten. Eben wegen der inneren Verfassung derer, die ihm nahe sein durften, wären die kleinen Begebenheiten, die gewöhnlich mit so viel Eifer als „Anekdoten" aus dem Leben der Großen gesammelt werden, vielleicht nicht in so reichem Maße zu berichten, selbst wenn wir es bei dem unsterblichen Feldherrn überhaupt für möglich hielten, neben dem Gewaltigen auf so kleines Rankwerk zu schauen.

Es gibt etwas, das steht höher und ist wertvoller, weil tiefergehend als Volkstümlichkeit. Es ist die Wucht erschütternden Eindruckes auf die in allen Volks-

geschwistern als Erbgut wohnende Volksseele. Wir erlebten sie bei dem von der Hetze aller überstaatlichen Mächte ununterbrochen umfehdeten einsamen Feldherrn. Diese Art der Wirkung auf alle die Menschen, die ihm nähertreten durften, und auch auf die Nachwelt wird von jenen Großen am stärksten ausgehen, deren Wesensart außer allen außergewöhnlichen, niemals wiederkehrenden persönlichen Eigenarten die erhabensten Züge des Rasseerbgutes in hohem Grade in sich entfalten. Alles, was der nordische Mensch, insonderheit der Deutsche, an idealen Wesenszügen des Erbcharakters in sich trägt, sah sich in diesem Menschen in heiliger Klarheit und Kraft von frühster Kindheit an erfüllt. Es trug auch in ihm das Merkmal, daß es eben Rasseerbgut ist, dank der Selbstverständlichkeit, mit der es gelebt wurde. Die Wahrhaftigkeit, der heldische Sinn, die Zuverlässigkeit, die Pflichterfüllung bis zum äußersten, die Echtheit in allen Worten und in allem Handeln, der stark ausgeprägte, heilige Stolz und Freiheitwille, der Mut, der in der gefahrvollsten Lage sich so recht erst an der richtigen Stelle im Leben fühlt, kurz diese und noch viele andere Tugenden unseres Blutes sprachen von früher Kindheit an mit solcher Selbstverständlichkeit und Stärke in ihm, daß ihm ein Abweichen von dieser Deutschen Wesensart schwer vorstellbar war. Ehe eine reiche Lebenserfahrung ihm die Häufigkeit solcher Ereignisse in unserem entwurzelten und zum Teil rassengemischten Volke zur unleugbaren Tatsache geworden war, erschien ihm das Niedrige unwirklich.

Zeitlebens aber blieb es so, daß er zunächst die Tugenden Deutschen Rasseerbgutes in allen jenen, die ihm nähertraten, wie eine Selbstverständlichkeit vermutete. Immer blieb es so, daß er nur mühsam umlernte, wenn er Schlechtigkeit im Menschen annehmen mußte, obwohl sie sich für das Edelste begeistert gaben. Und so waltete in ihm denn oft zunächst ein restloses Vertrauen, das allerdings schon durch eine einzige niedrige Tat zerschlagen wurde.

So ausschließlich und so von frühester Jugend ab herrschten in ihm die Tugenden unserer Rasse, daß ein ganzes Volk in der Gefahr steht, rasseverblendet zu werden, in volksmörderischen Größenwahn über seine Rasse zu verfallen, allein weil dieser Feldherr diesem Blute angehörte. Eben um deswillen konnte auch dieses Volk, sobald es einmal in einer besonderen Stunde der Hetze und Verleumdung gegen diesen Großen entrann, nicht etwa in eine abgemilderte Feindschaft oder in ein teilweises gutmütiges Loben, wie die überstaatlichen Feinde es ihm besonders nach seinem Tode gern gönnen würden, überschwenken. Nein, wir erlebten es immer wieder, daß das Volk dann sofort unter der Wirkung dieser erschütternden Erschei-

nung der Tugenden seines eigenen Erbgutes in tiefer Bewegung ihm gegenüberstand, im Gemüte aufgerüttelt mit ganzer Seele Anteil nahm. Daher betrauerte es ihn auch in der Stunde seines allzufrühen Todes nicht etwa wie einen verdienten großen Vertreter seiner Geschichte, nein, wie einen Vater. Als am 20. 12. 1937, an des Feldherrn Todestag, der Führer des Dritten Reiches das Volk zur Totenfeier aufrief, da sah er ein in tiefster Gemütsbewegung geeintes Volk, so geeint wie am 1. 8. 1914, am Tage des Kriegsausbruches. Die Einung geschah nach den gleichen seelischen Gesetzen, die Volksseele hatte in Erich Ludendorff einen Menschen verloren, der Selbsterhaltung- und Gotterhaltungwillen seines unsterblichen Volkes war, der das Deutsche Volk im Weltkrieg vor der Zermalmung behütet hatte und durch seinen Kulturkampf für die Zukunft rettete. Das Volk hatte den vorbildlichen Träger seiner ererbten Rassetugenden verloren, dessen Werke und Taten noch in fernsten Jahrtausenden, solange dieses Volkes Seele gottwach bleibt, tiefe Gemütsbewegung in den Deutschen auslösen werden. Durch das Erbgut in den Volksgeschwistern seelisch tief mit allen kommenden Geschlechtern verwoben, steht der Feldherr vor seinem Volke, und wenn wir zu ihm den Pfad weit öffnen wollen, so bedarf es in diesem Falle nur noch einzelner Blicke auf die einzigartige und einmalige Persönlichkeit, die, sich solchem Rasseerbgut gesellend, ihr ein nie wiederkehrendes Gepräge gab.

Wer wie ich mehr als ein Jahrzehnt seines Lebens in seelischer Einheit an seiner Seite lebte, der hat als ausgeprägte Erfahrung eine bestimmte erstaunliche Wirkung seiner Persönlichkeit, die in den Jahren des Weltkrieges sehr zu seiner hohen Machtstellung gestimmt hatte, nicht aber in jenem letzten Jahrzehnt, und die mir deshalb um so auffälliger sein mußte. Es war dies seine wahrhaft königliche Art, die dazu führte, daß so viele Menschen, die ihm nähertreten durften, ihn den „ungekrönten König" seines Volkes nannten. Selten wohl mag über die Erde ein Mensch geschritten sein, der die höchste Menschenwürde so zwingend und so selbstverständlich in seiner ganzen Erscheinung, Haltung und Wesensart ausgeprägt zeigte. Solange er Leiter der Millionenheere war, von den Feindvölkern der Erde gefürchtet, von seinen untergebenen Truppen geehrt, haben die Menschen, die von Unterredungen mit dem Feldherrn im großen Hauptquartier berichten, sich den tiefen Eindruck dieser königlichen Erscheinung vor sich selbst eben aus seinem Feldherrnamt und seiner Machtstellung im Weltkrieg zu erklären versucht. Sie irrten, die Nachkriegszeit hätte ihnen das wohl enthüllen können. In der Revolution 1918, als die höchsten Machthaber des Kaiserreiches von einem Tage zum anderen völlig machtlos in das Privat-

leben traten, konnten wir so recht kennenlernen, wie selten eine selbstverständliche Würde der Erscheinung sich trotz all dieses äußeren Wandels erhält. Wo sie plötzlich schwand, da war sie eben nicht eingeboren, da war sie nicht begründet in dem Wesen dieser Menschen.

Unangetastet blieb sie bei Erich Ludendorff. Wie hätte sie auch dort schwinden können, wird uns doch von denen, die ihn in der Jugend kennenlernten, berichtet, daß diese königliche Würde seines Wesen schon waltete, als er äußerlich erst die untersten Stufen seiner Laufbahn erreicht hatte. Niemand konnte damals ahnen, was in ihm an Möglichkeiten lebte, niemand, es sei denn der, der aus der Leuchtkraft seiner Augen die zwingende Genialität schon flammen sah. So hielten sich denn auch schon in jenen Jahren oft die Menschen ganz von selbst scheu von ihm zurück, sie empfanden eine Art Ehrfurcht, die sie sich gar nicht erklären konnten, es sei denn, daß sie dieselbe auf Begeisterung für die Schönheit seiner Erscheinung schoben.

Die Verschlossenheit seiner Seele aber empfand solchen Abstand eher als wohltuend, obwohl er sich dem Wesensgleichen gern erschlossen hätte, aber einen Wesensgleichen fand er damals nicht. Auch die treueste, herzliche Kameradschaft, die er empfand, hielt einen letzten Abstand inne. „Ich habe in meinem Leben einem einzigen Menschen das Du angeboten, und da mußte ich es bald bereuen", sagte er, und hat mit diesem Wort nicht nur seine eigene innere Zurückhaltung bekundet. Es war ihm offenbar völlig selbstverständlich, daß nur er selbst derjenige sein konnte, der dieses Anerbieten macht. Es war ihm offenbar ganz selbstverständlich, daß niemals ein anderer ihm gegenüber auch nur auf den Einfall hätte kommen können, mit solchem Anerbieten an ihn heranzutreten. So klar, so zwingend legte sich auf die, die ihm nähertraten, diese sie verpflichtende innere königliche Würde, und so selbstverständlich lebte sie in ihm. Ja, es kam sogar dazu, als sein militärischer Aufstieg ihn oft und öfter mit den vielen damals regierenden Fürsten zusammenbrachte, daß diese eine gewisse Befangenheit dem Feldherrn gegenüber zu ihrer eigenen unangenehmen Überraschung nicht los wurden und ein Verhalten von ihm als volle Selbstverständlichkeit hinnahmen, das, von anderen Menschen ausgehend, ihnen als Anmaßung erschienen wäre. Es gab Fürsten, die waren ihm gram, weil sie nicht anders konnten, als zu ihm aufblicken, — eine ungewohnte Blickrichtung für Regierende!

Was wunder denn, daß eine so tief aus dem persönlichen Werte erwachsene königliche Haltung ihm auch weiter innewohnte, als Undank und Torheit dem Volksretter die Feldherrnmacht aus den Händen nahmen und er, von einer Revolution-

meute verfolgt, in der Presse verleumdet, ja lächerlich gemacht, sein einsames Leben und seinen stillen gewaltigen Kampf für des Volkes Zukunft nach der Revolution begann.

So unabhängig wie diese königliche Würde von der geschichtlichen Machtstellung, die er innehatte, war, so wenig bedurfte sie irgendwie einer Unterstützung oder Stärkung durch die äußerlichen Verhältnisse, in denen er lebte. Auch dies mußte ja gerade in der Lebenszeit, die ich mit ihm teilen durfte, besonders deutlich in Erscheinung treten. Einfachheit der Lebensführung war ihm Herzensbedürfnis. Er wählte sie also nicht etwa nur deshalb, weil dann unser großer Geisteskampf wirtschaftlich leichter zu fördern war, nein, weil auch ihm eine solche Lebensführung mit dem göttlichen Sinne unseres Lebens und daher auch mit der hehren Würde des Menschenamtes inniger verwoben galt als jede andere Art der Lebensgestaltung. Aus dieser klaren Erkenntnis des Lebenssinnes heraus war seine Lebensgestaltung dabei aber vom Schönheitwillen ebenso stark beherrscht wie von der Vorliebe für denkbar größte Einfachheit. Keinesweg also fand das, was ich die zwingende königliche Würde seiner Erscheinung nannte, etwa eine Unterstützung durch eine seiner Stellung im Weltkrieg entsprechende, der Pracht etwas nähergerückte äußere Lebenshaltung. Aber um so erschütternder wirkte seine Erscheinung gerade um deswillen. Sein Auge, sein Antlitz, seine Haltung, sein Gang, jede seiner Bewegungen brachten das göttliche Amt edelsten Menschentums würdig, klar, echt und ungezwungen zur Erscheinung. Jeder seiner Schritte, wie alle seine Bewegungen, zeigten beherrschte Willenskraft zugleich mit stärkster Lebhaftigkeit aller Empfindungen und Gefühle. Die Haltung seines Hauptes war ebenso wie sein Gang, seine Körperhaltung und jede seiner Bewegungen vollständig frei von jedem Gezwungenen, Absichtlichen und Gewollten, die eines die Menschen überragenden Königs, aber eines Königs wie jene der Vorzeit unserer Ahnen, als noch Begabung und Leistung allein der Weg zu solchem Amte waren. Er glich den Königen unserer Ahnen, die von Prunk und Gewaltgier ebenso fern waren wie von jedem Wunsche, die, die sie führten, je aus ihrer inneren Selbständigkeit und eigenen Würde hinabzudrängen oder gar zu stoßen. Es konnte ihn traurig machen, wenn er merkte, wie wieder und wieder die Menschen, die er zur Mitarbeit wählte, gerade durch den Einblick in sein Wesen, den sie erhielten, immer mehr nur in die Stellung staunender Ehrfurcht gerieten. Es konnte ihn traurig machen, wenn seine Sorge, sie selbständig im Wirken zu erhalten, eben dank der Ehrfurcht da und dort Anlaß erhielt, zu erkennen, daß ihm dies wieder einmal nicht gelungen war. Die einzelnen Zeugnisse über den Feldherrn als

Vorgesetzten, die in folgenden Abschnitten wiedergegeben sind, werden es erweisen, wie seine Großmut und warme Güte unermüdlich die Brücken zu den Untergebenen bauten, die eine staunende Ehrfurcht vor der Größe der Persönlichkeit des Vorgesetzten dann kaum jemals zu betreten wagte.

Wie wenig diese königliche Würde von irgendwelchen bewußten und gewollten Herrschergewohnheiten begleitet war, wie sehr sie nur seinem inneren Werte und dem Werte seiner Leistungen als selbstverständlich beigesellt blieb, das zeigte auch das Fehlen jenes Anklangs an huldvolle Leutseligkeit, mit der für stolze Menschen, die sie empfangen, immer eine gewisse Verletzung des Menschenstolzes verbunden ist. Der Feldherr des Weltkrieges, der selbst im einfachen Heime und Wochen hindurch in der Berghütte mit ihren zwei Wohnräumen lebte, der bis in die letzten Jahre seines Lebens die öffentlichen Verkehrsmittel, die dem einfachsten Volke zur Verfügung stehen, benutzte, war weit erhaben über solcher Möglichkeit der Haltung. Wenn wir auf unseren gemeinsamen Vortragsreisen, unbekümmert um seine eigenen Lebensgewohnheiten, immer bei den tüchtigsten Mitkämpfern in der Geistesbewegung Wohnung nahmen, zeigte sich dies am allerdeutlichsten. Stieg er das eine Mal bei einem Gutsbesitzer oder Fabrikherrn ab, dann wieder bei einem Bauern oder Handwerker, so zeigte er überall dieselbe Haltung, das gleiche Verhalten, wie einst im Weltkrieg den Fürsten gegenüber, die er als Menschen hochschätzte. Es offenbart sich hierin wohl am klarsten, daß diese königliche Würde weit höher stand als dieser Name. Sie zeigte jene Erhabenheit über äußerliche gesellschaftliche Stellung, die nur den Menschen innewohnt, die göttliche Wertung an das gesamte Leben stellen. Für ihn gab es nur tüchtige, edle, großzügige, mutige, tatbereite, wahrhaftige Menschen oder Träger einiger dieser Züge oder das Gegenteil an Menschenbild, das in seinen Augen den Namen Mensch verscherzt hatte. Nur nach solchen Charakterwertungen stufte er den Abstand ab, den er zu den Menschen nahm. Es war eine Stufenleiter vieler, vieler Grade von wärmster Güte bis hin zu eisiger unnahbarer Kälte, geboren aus ablehnender Verachtung, die hier unterschieden werden konnten. In welcher Stellung nun alle diese Menschen äußerlich standen, spielte bei ihm nicht die geringste Rolle. Wohl aber muß gesagt sein, daß die väterliche Güte, die er in so hohem Maße auf die ausstrahlte, zu denen er Vertrauen hatte und die er achtete, die Menschen dennoch im Abstand hielt, genau in dem Grad des Abstands, den einzig er bestimmte.

Seelische Verschlossenheit und königliche Würde waren es seit dem Weltkrieg aber nicht mehr allein, die solchen Abstand noch mehrten. Die übermenschlichen Lei-

stungen des Weltkrieges traten für jeden, der um sie wußte, unsichtbar zwischen ihn und den, der ihm nahen durfte. Und wahrlich, sie waren ein so nie zuvor verwirklichtes Übermaß des Könnens, der Leistung, der Charakterbewährung, daß jeder Einzelne wohl mehr über seine Kühnheit erschrak, sich wirklich genaht zu haben, als daß er auch nur einen Schritt hätte nähertreten können, als es der Feldherr ihm selbst unausgesprochen durch seine Art des Verhaltens gestattete. Der Hauch der Ewigkeiten seiner Taten lag über seiner Gestalt, wohl merkbar für alle, die mit wacher Seele ihm gegenüberstanden. Wie oft haben Menschen schon Anlaß gehabt, darüber zu klagen, daß ein großer Kulturschöpfer oder auch ein großer Geschichtegestalter, dessen Werk ganz gewiß überzeitliche unsterbliche Werte hat, als Persönlichkeit eher einen enttäuschenden Eindruck machte. Mit Mühe mußte man sich dann immer wieder vergegenwärtigen, daß von diesem Menschen so Unsterbliches geschaffen oder geleistet ward. Es bleibt das fast rätselhaft. Offenbar hatten sie das Große in den Stunden der Erhebung über sich selbst geleistet und geschaffen. Im Alltag sanken sie in eine veränderte Seelenverfassung, in ein unvollkommenes Sein zurück, das ganz andere Werte an das Leben stellt und wichtig nimmt, als zur Zeit des Schaffens und Leistens des Großen geherrscht hatten. Ein solches Erlebnis hat schon oft die Menschen bedauern lassen, das persönliche Kennenlernen eines außergewöhnlichen Geschichtegestalters oder Kulturschöpfers überhaupt angestrebt zu haben. Es ward ihnen „ein Idealbild zerschlagen", das nun nicht mehr aufzurichten ist. Wie anders war dies bei unserem Feldherrn!

Erich Ludendorff hat den Standpunkt seiner Wertungen an das Leben und den Standort seines Ichs zu diesem Leben nie gewechselt. Das aber will in seinem Falle besagen, daß er stets über den Jahrtausenden stand. Er betrachtete von dort aus die Ereignisse. Das hat sich den Menschen ganz gewaltig verhüllt, die eine Eigenschaft seines Charakters nicht kannten, weil er sie vor den Menschen verhüllte. In dem Abschnitte „Der Feldherr Erich Ludendorff" werde ich hierüber den Schleier fallen lassen. Er stand über den Jahrtausenden und betrachtete alles von diesem Standort. Das war auch einer der Gründe, weshalb er wie selbstverständlich nach den Erfahrungen des Weltkrieges der Kulturkämpfer für kommende Jahrtausende wurde. Das aber mußte, wenn auch vielleicht nur von mir selbst im höchsten Ausmaß begrüßt, gewürdigt und erkannt, sich all den Menschen wahrnehmbar machen, die das Alltagsleben mit ihm führen durften. Jeder ahnte es denn auch, daß, was er sprach, was er entschied, schon deshalb Geschichte ward und für die Zukunft werde, weil eben es von ihm ausging. Wie sollte aber nicht solches Geschehen, das jeden



Der Vater, Wilhelm Ludendorff, geb. 1833, gest. 1906
Aufnahme aus dem Jahre 1890



19. 6. 1877, Kadett in Plön

Tag in das Geschichtliche hebt und dort hält, auch noch das Erkennen des so großen Abstandes zwischen ihm und den Menschen noch begünstigt haben?

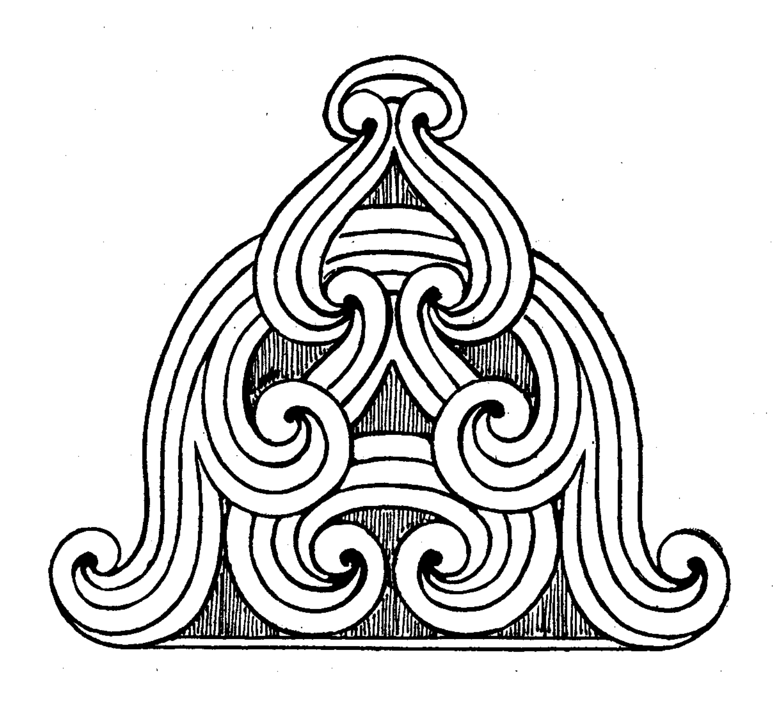
Aber was tat ich in diesen einführenden Worten? Wollte ich nicht den Menschen den Pfad öffnen zu dem Helden Ludendorff? Was ward daraus, weil ich unbekümmert um mein Vorhaben unerschütterliche Tatsachen über die Art seiner Erscheinung berichtete? Schlug ich nicht die letzten Brücken zu jenem Pfade nieder, fügte ich nicht zu dem Abstand, den die Wucht der unsterblichen Werke und Taten an sich schon so groß macht, noch Tatsachen hinzu, die der Nachwelt einen solchen Abstand unheimlich vergrößern? Gewiß, ich tat dies, aber doch nicht so ganz im Vergessen des hohen Zieles dieses ersten Teiles des Werkes. Ich mußte es tun, wenn ich überhaupt den Versuch machen wollte, den Feldherrn und Kulturkämpfer Erich Ludendorff der Nachwelt in etwa zu übermitteln, sie in etwa teilhaben zu lassen an all dem Reichtum, den die Mitwelt von ihm erfuhr.

Erst nachdem ich jene Wesenszüge seiner Persönlichkeit, die ihn nie, auch nicht auf dem Sterbelager, verließen, dem Wortgleichnis anvertraute und zum wenigsten ein mattes Bild davon gab, wird die Nachwelt die nun folgenden Abschnitte so lesen, wie sie gelesen sein wollen. Erst dann wird die Nachwelt wissen, was es für wache Menschen bedeutete, einen der tiefen, an Gemütsgehalt und Klarheit so überreichen Blicke seiner Augen auf sich gerichtet zu sehen! Er wird ahnen, was es bedeutete, wenn diese Persönlichkeit in wärmster Güte an dem persönlichen Schicksal eines Menschen Anteil zeigte, trotz aller Überarbeitung sich die Zeit ließ, ihnen aus kleinen Nöten des Lebens zu helfen. Er wird wissen, was es für die Empfangenden bedeutete, wenn die wenigen Minuten der Ruhe von der Arbeit auch der Heiterkeit ihr Recht ließen. Er wird aber auch ahnen, daß diese Heiterkeit bei ihm stets doch noch tief der Würde verwoben blieb. Ich bin mir voll bewußt, daß die kommenden Geschlechter die folgenden Abschnitte niemals auch nur annähernd in ihrem tatsächlichen Gehalte hätten auf sich wirken lassen können, wären nicht diese wesentlichen Züge seiner Erscheinung zuvor vor ihr Auge gestellt worden. Matt nur sind Worte!

Matt auch ist das Vermögen des Bildwerkes, uns die Erscheinung zu erhalten. Wie sein Charakter die Tugenden seines Deutschen Rasseerbgutes in vollster Blüte aufwies, so trug seine Erscheinung die Schönheit Deutschen Rasseerbgutes in vollster Entfaltung. Kein Gemälde kann uns auch nur annähernd den Eindruck festhalten, der die Mitlebenden überwältigte, kein Lichtbild wird dem Vorbilde gerecht. Aus ernster Überlegung heraus haben wir den Versuch, seine außergewöhnliche einmalige Erscheinung der Zukunft zu erhalten, dadurch etwas aussichtsreicher ge-

macht, daß wir diesem Werke eine Fülle von Bildern aus verschiedensten Zeiten seines Lebens eingefügt haben. Sie mögen in etwa den reichen wechselvollen, lebendigen Ausdruck der Erscheinung des Feldherrn zu übermitteln versuchen. Ein gar mattes Bemühen, besonders wenn es sich um die Wiedergabe seiner zum Hellblond der Haare im tiefen Blau leuchtenden Augen handelt. Das Auge als unmittelbarster Übermittler des Seelengehaltes eines Menschen bedarf vor allem des Lebens, um sich auswirken zu können. Wie oft legte ich die Bilder enttäuscht zur Seite, solange der Reichtum der Augen des Lebenden noch auf die Umwelt strahlen konnte. Ja, matt bleibt das Bildwerk auch nun nach seinem Tode der Erinnerung an den Blick des Lebenden gegenüber.

Obwohl wir die Grenzen der Möglichkeit der Übermittlung an die Nachwelt gar wohl erkennen, ist uns dennoch der Versuch, die wichtigen Wesenszüge seiner Erscheinung durch diese Betrachtung allen Mitteilungen aus seinem persönlichen Leben und auch den weiteren Abschnitten dieses Buches voranzustellen, bedeutungvoll. Ich hoffe, ich öffnete den Pfad, auf dem an Hand der folgenden Abschnitte nun die Menschen zu dem Helden Erich Ludendorff näher hinschreiten können.



Erstes Werden im Elternheime

Dr. Mathilde Ludendorff

Das vollendete Sein wird uns faßlicher, wenn wir einen Blick auf das Werden werfen. Dies gilt nicht nur für das Erfassen der Geheimnisse des Weltalls, sondern auch für das tiefe Verstehen einer großen Persönlichkeit. Der Pfad der Menschen zum Helden Ludendorff führt daher über seine Kindheit und seine Jugend hinweg zu dem gereiften Manne. Wir werden dabei verfolgen können, wie sich vor allem die Wesenszüge der Erscheinung dieser Persönlichkeit und der Art und Weise, wie sie sich der Umwelt erschloß und verschloß, in früher Jugend andeuten. Erst recht aber werden wir sehen, wie das Werden des Feldherrn im Können, in Willens-, Charakterzügen, in Gemüts- und Gefühlseigenart sich bei seiner Ausübung des Soldatenberufs in der Jugendzeit schon recht sichtbarlich ankündigt.

Der Kindheit Ludendorffs, die wir zunächst betrachten, ist ein Buch gewidmet „Erich Ludendorffs Kindheit und Elternhaus" von Walter Löhde, das ein halbes Jahr vor dem Erscheinen dieses Werkes veröffentlicht wurde. In dem Gesamtbilde, das wir hier geben, kann natürlich nur das Wesentlichste angedeutet und im Sinne der Aufgabe dieses Werkes betrachtet werden. Einzelheiten dürfen uns, so lieb und wertvoll sie uns auch sind, hier nicht zum Verweilen locken.

Die Vorfahren des Feldherrn väterlicherseits waren im 17. Jahrhundert Kaufleute in Demmin und Stettin. Aus dem 15. Jahrhundert erfahren wir eine Nachricht, die uns den Kulturkämpfer Erich Ludendorff schon vorankündigt, wurde doch unter Kaiser Sigismund ein Ludendorff in Köln mit kaiserlicher Rüge bedacht, weil er gegen Juden und Pfaffentyrannei angekämpft hatte. Ebenso nennenswert angesichts der betont nordischen Seelenhaltung des Feldherrn ist uns die Tatsache, daß seine Großmutter väterlicherseits Ada Lovisa Leffler eine Schwedin war, die von König Gustav Wasa abstammte. Unter den mütterlichen Vorfahren kann Georg Friedrich Tempelhoff, der ein verdienter General Friedrichs des Großen war und von dem König um seiner Leistungen willen geadelt wurde, als ein Vorkünder des großen Soldaten Erich Ludendorff angesprochen werden.

Wesentlicher als solches Fahnden nach ähnlicher Begabungrichtung in den entfernteren Geschlechtern der Sippe sind uns die Charakterzüge der Eltern, ihre Begabungen, ihre Lebenshaltung und Seelenentfaltung am Leben. Es ist ein

germanischer, nicht vom Christentum angesteckter Wesenszug des Feldherrn gewesen, daß ihm die auffallende Schönheit seiner beiden Eltern, die Antlitz und Gestalt vor der Umwelt adelte, eine besondere Freude war. Ebenso germanisch ist es, daß er auch den Stolz beider Eltern nicht selten freudig hervorhob. Schönheit und Stolz sind die germanischen Merkmale, die sich dies edelgeborene Volk nur sehr gewaltsam und ganz allmählich von der Fremdlehre, dem Christentum, verdrängen und verleiden ließ. Schönheit ward erst nach jahrhundertelangen Einflüssen christlicher Anschauungen zum „Hindernis für das Seelenheil" herabgewertet. Erst als in langen Geschlechterfolgen mehr und mehr die Art der Auswahl des Paulus, der das Häßliche als vom Herrn erwählt bezeichnete, gewaltet hatte, verkannte man den Wert der Menschenschönheit. Was nun aber gar jenen Stolz betrifft, der mit Hochmut ebensowenig etwas zu tun hat und zu tun haben will wie mit Demut, sondern Verantwortungfreudigkeit für das göttliche Amt des Menschen ausdrückt, so ist er den Germanen von dem Christentum als sündhaft hingestellt worden. Erkennen wir nun, wie wenig dies bei den Eltern Ludendorffs Erfolg gehabt hat, so erkennen wir zugleich die Tatsache, daß das Christentum im Elternhause überhaupt keine Wesenseinflüsse hatte. Die Deutsche, eingeborene, gemütstiefe Beziehung zum Göttlichen, über die Worte eher gemieden wurden, und die selbstverständliche Pflichterfüllung ließ man, wie allerwärts, als „christlich" ansprechen.

Schönheit ohne Gottgehalt der Seele und Stolz, der fern vom Göttlichen eine dünkelhafte Eitelkeit darstellt, sind allerdings wertlose Hindernisse zur Erfüllung des Lebenssinnes. Schönheit aber, die im Einklang mit Seelenadel und tiefen Gemütswerten steht, läßt eben diesen wertvollen Seelengehalt in wundervollem Bildgleichnis durch die Erscheinung der Umwelt wahrnehmbar werden und erleichtert es, daß diese Seele göttlicher Segen für die Mitwelt wird. In welch hohem Grade der schöne Sohn dieser schönen Eltern, der das Idealbild germanischer Rasseschönheit war, seinen Seelenadel und seine außergewöhnliche Begabung durch seine Erscheinung ausstrahlte und jedem, der ihm nähertrat, daher miterlebbar machte, das wurde in dem vorigen Abschnitt dieses Werkes schon betont. Ebenso wurde erwähnt, welch herrliches Gleichnis sein edler Stolz in seiner Erscheinung fand. Körperliche Mißgestaltung und häßliche Formen des Antlitzes lassen sich zwar auch innerhalb des Lebens durch eine edle, gehaltvolle Seele soweit bezwingen, daß die Häßlichkeit von den wertvollen Betrachtern kaum mehr wahrgenommen wird, aber niemals ergibt sich dann der tiefe Eindruck, den eine außergewöhnliche

Persönlichkeit auf die Umwelt macht, deren körperliche Erscheinung zugleich Menschenadel und Harmonie versinnbildlicht. Freuen wir uns also mit dem Feldherrn, daß seine Eltern einen schönen Einklang seelischer Werte und äußerer Erscheinung boten und ihn, förmlich wetteifernd im Grade der Erhaltung, beide auf das Kind übertrugen. Freuen wir uns auch, daß sich der edle Stolz im Sohne wie bei den Eltern in Gestalt und Haltung ausdrückte.

Am Charakterbild des Vaters waren der eiserne Fleiß, den er in seinem Berufe zeigte, obwohl seine Berufsbegeisterung dem Soldatentum galt, der Frohsinn, die gemütswarme Liebe zu Frau und Kindern, der heldische Sinn hervorstechende Züge, die unmittelbar auf den Sohn übergingen und in ihm ihre vollendete Entfaltung finden sollten. Die Mutter zeigte schon als zwanzigjähriger Mensch eine so reife Überlegenheit über den jähen Wechsel aus verwöhntestem Nichtstuerleben im Großstadtluxus zur entsagungreichen Pflichterfüllung einer Gutsfrau, die mit den sparsamsten Mitteln auskommen muß, daß wir auf eine außergewöhnliche Charaktergröße und auch Klugheit aus der glänzenden, raschen und freudigen Eingewöhnung in diesen Schicksalswechsel schließen müssen. Er ward unter strahlender Bejahung ihres Lebensglückes vollzogen und machte sie bald zu einer so tüchtigen Gutsfrau, daß sie, als der Mann im Kriege war, das Gut mustergültig leitete. Sechs Kindern gab sie das Leben, so mehrte Mutterschaftaufgabe in reichem Maße die Leistungen, die sie zu erfüllen hatte. Ja, sie fühlte sich als Mutter aller Untergebenen und betreute sie in aufopfernder Weise. In gleichem Maße wie das väterliche Erbe erkennen wir im Sohne die überragenden Charakterzüge und Begabungen der Mutter, die in ihm ihre volkrettende Höchstentfaltung finden sollten.

Elternerbe und Elternvorbild wirkt sich oft so wenig in den unmittelbaren Nachfahren aus, daß Unterschätzung ihrer Bedeutung die natürliche Antwort menschlicher Vernunft auf solche Tatsachen war. Sehen wir doch aus dem Hause tüchtiger Eltern gar manchmal Kinder stranden und erleben wir es andererseits, daß aus einem geradezu heruntergekommenen Hause tüchtige Menschen, die aus traurigen Kindheiterfahrungen ernste Lebensweisheit entnehmen, hervorgehen. Die Tatsache der freiwilligen Selbstschöpfung bei jedwedem Erbgute und jedwedem Vorbilde wird durch solche Wirklichkeit als wahr erwiesen. Die scheinbare „Ungerechtigkeit", die dem einen Kinde die Verkommenheit dicht an die Wiege legt, dem anderen aber eine köstliche Lebensluft im Elternhause sichert, verliert ihre entscheidende Rolle für das Lebensschicksal und die Entfaltungrichtung des einzelnen

Kindes. Aus solchen weisen seelischen Gesetzen erklärt sich auch die unterschiedliche Entfaltungrichtung der Kinder des gleichen Elternhauses. Sie ist nur zum Teil der unterschiedlichen persönlichen Erbanlage zu danken, sie entspringt in der Hauptsache dem vollen freien Entscheid der Selbstgestaltung, den ich in dem Werke „Selbstschöpfung" im einzelnen nachgewiesen und in seinem göttlichen Sinne gedeutet habe.

Völlig verfehlt aber wäre es, wollten wir diese weisen, die Freiheit der Selbstschöpfung rettenden seelischen Gesetze auch bei den außergewöhnlichen, später schöpferischen Menschen unbesehen heranziehen und somit das elterliche Erbe und vor allem auch das elterliche Vorbild bei ihnen ganz ebensowenig entscheidend annehmen wie bei allen Kindern. Wiederholt werden wir bei der Betrachtung des Wesens Ludendorffs in diesem Werke auf jene Seelenkraft zu sprechen kommen, die, wie ich in meinen Werken nachwies, in allen schöpferisch begabten Menschen besonders stark waltet, nämlich auf die Wahlkraft. Ihrer Entfaltung ist die Möglichkeit außergewöhnlicher schöpferischer Leistung ganz besonders zu danken. Sie ist schon im zartesten Kindesalter in ihrer außergewöhnlichen Wirkung zu beobachten. Sie bewirkt einen geradezu erschütternden Grad der Liebe den Eltern gegenüber, den die außergewöhnlichen Menschen zeigen. Ja, diese Liebe ist sogar dann ungewöhnlich stark, wenn das Charakterbild der Eltern nicht wie im Falle Erich Ludendorffs sehr liebwert ist. Wie bewegt uns die rührende Kindesliebe eines Mozart zu seinem Vater, eines Lessing zu den Eltern, die ihn wie einen verlorenen Sohn behandelten, eines Friedrichs des Großen zu dem Vater, der ihn so ganz und gar nicht verstand und seine Kunstliebe für verächtliche Leidenschaft hielt, die er schwer züchtigte. Unbekümmert um all dies Geschehen liebt das außergewöhnliche Kind seine Eltern und verehrt sie. Ist es blind den Eltern gegenüber? Merkt es denn gar nicht, wie wenig es erkannt wird? Oder entgeht es ihm, wie im Falle Erich Ludendorffs, daß die Eltern ein anderes ihrer Kinder für das weit begabtere halten, von dem einmal Außergewöhnliches zu erwarten sei? Was liegt hier vor?

Das außergewöhnliche Kind, das dereinst Kulturschöpfer oder Geschichtegestalter werden wird, zeigt starke Wahlkraft nicht nur in allem, was es an Erlebnissen festhält, nein, auch in bezug auf das Bild, das die Eltern ihm bieten. Es lenkt den Blick auf das, was verehrenswert an ihnen ist. Mit besonders gemütstiefer Liebe trägt es eben diese Züge in seiner Seele. So verklärt es denn die Eltern, wie die Menschen die toten Angehörigen verklärt im Erinnern tragen. Will es nun ein gütiges Geschick, daß, wie im Falle Ludendorff, viel des Verehrung-

werten tatsächlich vorhanden ist, so wächst daran nur die Kindesliebe und wird ganz außergewöhnlich stark und ausschließlich.

Um nur einen unscheinbaren und unwesentlichen Anhalt für diese Tatsache zu bieten, weise ich darauf hin, daß der Feldherr in seinem Buche „Mein militärischer Werdegang" das Bild aller Hohenzollernfiguren, wie sie die Eltern mit den Waffen des Vaters an der Wand angebracht hatten, mit seiner lieben Mutter darunter wiedergab und betonte, er wolle an diesem Bilde den Geist, der in seinem Elternhause wehte, die Verehrung zum Herrscherhause und des Heldischen zeigen. Irrig hat man aus dieser Wiedergabe dann auf „geringen Kunstsinn" des Feldherrn geschlossen. Sein ausgeprägter und starkentfalteter Kunstsinn ließ ihn wochenlang mit mir als Feierstunde nach der Arbeit des Abends, erst in Prinz-Ludwigs-Höhe und dann in Tutzing, unser Heim schmücken. Nur wenn Gemütswerte mit einem unschönen Gegenstande verwoben waren, dann durfte solchem Kunstsinn zuwider der Ehrenplatz nicht entzogen werden. Die Kluft in der Entfaltung dieses Kunstsinnes aber, die zu seinen Eltern bestand, wollte er sich nicht bewußt machen. Dies Bild kam ausdrücklich in sein Buch. Für ihn war es nur Zeugnis des heldischen Sinnes seines Vaters und der tiefen Treue der Eltern zum Herrscherhause.

Welchen Reichtum hat das Gemüt der wahrhaft Großen an der von frühestem Kindesalter verklärenden, gemütstiefen, starken Liebe zu den Eltern, und welch ein hütender Segen für das Kinderglück ist sie besonders angesichts der so häufigen Höherschätzung anderer Kinder. Im Falle Ludendorff hat zudem die besonders warme Liebe der Mutter für ihren Sohn Erich gar manchmal die Wahrheit geahnt, legte sie ihm doch auch ein Königslos in die Wiege, als sie ihm zu den Hohenzollern-Namen, die jeder der Söhne trug, den Namen des nordischen Königs Erich, seines Ahnherrn, gab!

Erich Ludendorff wurde am 9. 4. 1865 auf dem Gute Kruschewnia geboren und wuchs hier und später auf der Domäne Thunow auf. Wir dürfen in dem Umstande, daß er seine Kindheit auf dem Lande verbracht hat, einen großen Segen für sein ganzes Leben erkennen, dies um so mehr, als seine Eltern außergewöhnlich fleißige Landwirte waren, die sich zu keiner Arbeit für zu gut, im Gegenteil, die Angestellten für die wichtigsten Arbeiten nicht für zuverlässig genug hielten.

Neben dem geschilderten Vorbilde der Eltern konnte sich nun noch das des Landwirtsberufes an sich auf den Sohn auswirken. Es ist ja wohl kein Zufall, daß gar mancher tatkräftige Geschichtegestalter, so auch Bismarck, Landwirtssohn war. Der Bauer nimmt mit starker Willens- und Tatkraft den Kampf mit den

Unwettergewalten, mit aller seiner Pflanzen- und Tierzucht schädlichen Lebewelt auf. Seine Erfolge sind durch harte Arbeit gegen große Widerstände errungen, und die ausnahmelosen Naturgesetze bringen ihn nur allzu oft um die Früchte langer mühevoller Arbeit. Nur allzu oft steht er der Wetterungunst ohnmächtig gegenüber. Überdenken wir ganz solches Lebensamt, so will es uns dünken, ein Feldherr könne in einem solchen Elternhause allein durch das Vorbild noch weit besser für sein ernstes Amt geschult werden als in dem Hause eines Soldaten. Das Soldatenamt im Frieden gibt weder der Tatkraft, noch dem Willen zum Bezwingen größter Widerstände, noch endlich der Trag- und Spannkraft ungünstigen, unerbittlichen Naturereignissen gegenüber auch nur annähernd soviel Gelegenheit zur Betätigung. Eben weil der Soldatenberuf all diesem im Frieden so weltenfern bleibt, deshalb versagen ja so viele, sobald sie nun im Kriege Führer sein sollen. Das zähe, unermüdliche Ringen des fleißigen Landwirtes mit den Widerständen, das sein Vater und seine Mutter ihm vorlebten, ward Erich Ludendorffs Soldatentum wohl noch weit mehr zum Segen als die offenbar starke Anlage zum Soldatenberuf und Begeisterung für ihn, die sein Vater in sich fühlte.

Eine große Gefahr, die der Beruf des Landwirtes mit sich bringt, dem so manche in seelischer Verarmung erliegen, und die sich auch ungünstig auf den Sohn hätte auswirken können, hängt mit der Art des Bandes, das der Landwirt durch den Beruf zu der Natur haben muß, zusammen. Die Natur bleibt sogar für viele, die sich in den Großstädten meist so nachdrücklich von ihr getrennt sehen, die Stätte der Erholung, der Ort der Schönheit, der wahrhaft göttliches Leben sichert und immer wieder bereit hält. Der Landwirt, der den harten Daseinskampf für sich selbst und sein Volk mit der Natur zu kämpfen hat, verfällt leicht hier einer Nüchternheit, denn die Natur muß ihm nützen. Dem Genuß der Schönheit der Natur gibt er sich nur selten einmal wirklich hin. Daher denn viele in diesem Berufe auch „ernüchtern" können.

Vor solcher Gefahr waren die Eltern Erich Ludendorffs schon allein dadurch behütet, daß sie sich in wahrer Minnebegeisterung gewählt hatten und in einer gemütstiefen Ehe lebten. Zudem hat die große Liebe zum Soldatenberuf beim Vater, die starke Mutterliebe und Mutterfürsorge bei der Mutter die Eltern allein schon vor solcher Verarmung in Nüchternheit behütet. Es war ein Elternhaus ernster Arbeit aber warmen Frohsinns und gemütstiefen Zusammenlebens. Dadurch aber ward der Aufenthalt des Kindes auf dem Lande zu einem ungeschmälerten Segen. Die Kindheit auf einem Gute verbringen können, bedeutet einen unend-

lichen Reichtum an Kinderglück. Besonders dann, wenn die Mutter den Grundsatz dabei walten ließ:

„Das Unterordnen lernen die Kinder in der Schule, und die Hausordnung bietet ebenfalls noch manche Gelegenheit dazu, aber das Freiübersichverfügenkönnen will auch gelernt sein, wenn aus ihnen selbständige Menschen werden sollen."

So konnten die Kinder denn nach Pflichterfüllung über ihre freie Zeit verfügen, konnten sich in der Wirtschaft nach Herzenslust mit den Tieren befassen, konnten im Garten spielen, und Erich Ludendorff war hierbei der Frohsten einer. Sorgsam allerdings achtete er, sich in tadelloser Ordnung den Anzug frei von Flecken und Rissen zu erhalten oder ihn sofort wieder herrichten zu lassen. Diese Ordnung, gepaart mit seiner von Kind ab auffallend stolzen, dabei völlig ungezwungenen Haltung gaben schon dem Kinde etwas Besonderes und ließen die Schönheit von Gestalt und Antlitz noch eindrucksvoller wirken. Die großen seelentiefen dunkelblauen Augen, das goldblonde Haar, die stolze freie Haltung des Kopfes vergaßen die Erwachsenen nicht so leicht, die ihn kennenlernten. Sie wußten diesen Eindruck nicht besser zu bezeichnen, als daß sie der Mutter versicherten: „Er sieht aus wie ein junger König, wie ein Prinz."

Ebensowenig aber wie der Stolz der Eltern nur das Allergeringste mit Hochmut zu tun hatte, ebensowenig verhielt sich das Kind je solcher Eigenschaft entsprechend. Im Gegenteil, es gab unter den Geschwistern keinen, der so jederzeit zu der Hilfe bereit und die Gartenarbeiten, die den Kindern oblagen, mit solchem Eifer und solcher Gewissenhaftigkeit ausführte als eben ihn. Diese Arbeiten selbst waren ein ebenso großer Segen für das ganze Leben, wie das freie Tummeln und Spielen der Kinder auf dem Gute. Es gibt nichts Heilsameres als solche Pflichtleistungen, die das Kind außer der Schularbeit noch zu bestehen hat. Sie gliedern es unmittelbar in die Sippenarbeit ein und geben ihm die Gelegenheit durch treue Ausführung etwas des Dankes für all das, was es empfängt, abzustatten. Hier auf dem Lande waren diese Arbeiten, Pflege des Gartens, Beeren-, Früchte- und Pilzesammeln zugleich eine stete Verwebung mit der Natur, die dem Knaben das ganze Leben hindurch erhalten blieb. Besonders gern half er auch seinem Vater bei der Pflege der Bäume. Der Feldherr hat noch bis in die letzten Jahre seines Lebens freudig selbst im Garten mit Hand angelegt, hat die Bäume und Büsche mit viel Liebe gepflegt, ja, noch in den letzten gesunden Tagen in Klais hat er die jungen Ebereschen durch Gräben, die er für das Wasser zog, vor Überwässerung

behütet. Alle die liebevolle Gartenpflege bekundete das offene Auge für die Schönheit jeder Pflanze, die Freude an Wachstum und Gedeihen und das seelische Band zu der Pflanzenwelt. Sogar im Kriege hat er denn auch in Kowno eine besondere Erfrischung in der kurzen Erholungstunde darin gefunden, die Büsche des verwilderten Gartens zu beschneiden. Seine liebevolle Fürsorge für die Pflanzen erstreckte sich auch auf Bäume und Büsche, die wir täglich bei unseren Spaziergängen sahen. So weiß eine junge Eiche am Strand in Tutzing zu erzählen, daß sie alljährlich von uns sorglich von Schlinggewächsen befreit wurde und eine Tanne, die am Hange in Klais zwischen zwei Buchen fast zu ersticken drohte, kann durch des Feldherrn Fürsorge nun ihren geraden Wuchs vollenden! — Segen der Frühkindheit: Landleben, Landpflichten, wie hast du über dem ernsten, an schwerem Geschehen überreichen Leben des Feldherrn bis hin zu seinem Tode gewaltet!

Durch die Schwester der Mutter, Henni von Tempelhoff, die jahrelang im Hause Ludendorff tüchtig bei der Erziehung der Kinder half und auch den Unterricht selbst erteilte, sind uns einige kleine Ereignisse aus dem Kinderleben Erich Ludendorffs erhalten. An sich werden wir nicht von solchen Erinnerungen irgendwelche auffallende Eigenart erwarten. Wie in der Schöpfung (s. „Schöpfunggeschichte") gerade die Lebewesen, die eine wesentliche Stufe zum Schöpfungziele waren, unscheinbar und einfach nach außen hin geartet sind, so sind auch die genialen Kinder, die sich zum höchsten schöpferischen Können entfalten, einfach und schlicht. Hierdurch gerade ahnen die Eltern meist lange nicht, daß sie die begabtesten unter ihrer Kinderschar sind, sondern erwarten gewöhnlich von Geschwistern mehr als von ihnen. Bedeutung haben daher diese Ereignisse aus der Kindheit nur insofern, als sich für den nachträglichen Beobachter da und dort schon ein erstes Aufleuchten jener Kräfte erkennen läßt, die wir bei dem Erwachsenen dann in so seltenem und segensreichem Maße entfaltet sehen. So wollen wir denn auch auf das, was Tante Henni uns erzählt und was Walter Löhde in seinem Buche „Erich Ludendorffs Kindheit und Elternhaus" wiedergegeben hat, einen kurzen Blick werfen.

Wie viele Kinder, so hat auch Erich Ludendorff seine Zeit gebraucht, bis er K und G aussprechen konnte und nicht mehr durch den T-Laut ersetzen mußte. Die meisten Kinder gewöhnen sich ebenso wie die Eltern an diese Eigenart und beide Generationen erwarten ruhig von späteren Jahren den Ausgleich dieses kleinen Fehlers. Erich Ludendorff aber fühlte sich recht sehr davon behindert, ja fast beschämt und mied lieber das Sprechen überhaupt, wenn die unseligen Worte mit K und G nicht vermeidbar waren. Als er einmal in einen großen Tümpel gefallen,

sich selbst, ohne um Hilfe zu schreien, herausgearbeitet hatte, da allerdings war ihm der Sprachfehler gleichgültig, und er rief, ahnunglos, daß er im Namen des ganzen Deutschen Volkes sprach, freudig aus: „Ein Tlück, daß ich mich terettet habe." — Sonst aber nahm er es bitter ernst, die Schwierigkeit zu meistern. Oft unterließ er das Spiel und stand irgendwo abseits, seine Sprechübungen wieder und wieder vor sich hinmurmelnd, um endlich die Unfähigkeit zu meistern. Es war in dem kleinen Kinde schon der eiserne Wille, der Schwierigkeit Herr zu werden, erwacht, der seines Lebens treuester Begleiter war und Übermenschliches vollbrachte. Er mühte sich mit einer solchen Hingabe, einem solchen Ernste und zeigte eine so tiefe Trauer, weil der Erfolg ausblieb, daß die ganze Familie sich selbst in die Wichtigkeit dieser Angelegenheit steigerte und es wie ein großes freudiges Ereignis feierte, als der Knabe eines Tages strahlend durch das Haus lief und seiner Mutter zujubelte: „Mutti, ich kann Kuchen sagen!" Sein erster schwerer Sieg war erfochten, eiserne Energie hatte er darauf verwandt, wie später auf seine unsterblichen Leistungen!

Aus den gleichen Jahren zartester Kindheit, aus seinem 4. Lebensjahre wird uns ein Wesenszug erzählt, der uns von seinem Gefühlsleben Kennzeichnendes enthüllt. Es gibt Kinder, die jedweder Zärtlichkeit von seiten der Erwachsenen grundsätzlich abhold sind, es gibt andere, die lassen sie völlig gleichgültig wie eine Nebensächlichkeit über sich ergehen, an der man nichts ändern kann. Es gibt dann wieder Kinder, die fühlen sich so wohl wie das schnurrende Kätzchen, wenn sie durch Streicheln oder andere Zärtlichkeiten Liebe geäußert bekommen. Seltener aber mag es sein, daß ein Kind in diesem Alter, wie es von Erich Ludendorff berichtet wird, sich über Zärtlichkeitergüsse Erwachsener auf das tiefste empört, nicht in seinem Zorn und Kummer zu beschwichtigen ist, dabei aber der Mutter selbst ausschließlich das Recht zu solcher Zärtlichkeit zuspricht. Des Feldherrn Verschlossenheit und Zurückhaltung allen Menschen gegenüber, seine Ausschließlichkeit in der Hingabe seiner Seele künden sich hier schon an.

Eingehend erzählt uns Tante Henni ein kleines Ereignis, das, wie mich dünkt, des Feldherrn Willenseigenart schon recht klar hervorleuchten läßt, und doch wird es auch aus dem zartesten Kindesalter berichtet. Die Sandformen waren zwischen ihm und seiner Schwester einzeln verteilt worden, damit kein Streit entstehe. Das sonst keineswegs streitsüchtige Kind bemächtigte sich aber sofort wieder einer Hasenform, verteidigte sie unter steter Wiederholung der Versicherung: „Ich brauche aber die Häschenform!" und lehnte die zugeteilte Fischform als unbrauchbar ab. Er erträgt schließlich eine ihm sicher sehr harte Strafe, das Anbinden an einen

Baum, unter seiner immer neu betonten Beteuerung. Erst nachdem er endlich auf Zusicherung, brav sein zu wollen, aus seiner Gefangenschaft befreit ist, gibt er den Grund seines eisernen Willenskampfes an: „Im Walde können aber keine Fische laufen", sagt er nun. Jetzt erst entdeckt die junge Erzieherin, daß er sich tatsächlich einen Wald aufgebaut hatte und hierfür die „Häschen brauchte". Es ist zu wetten, daß die meisten Kinder, wenn sie denn aus einem so triftigen Grunde gerade die eine Sandform haben „mußten", im Augenblicke, als sie die schlimme Strafe ertragen sollten, den Grund ihres Wollens gesagt hätten, schon weil doch zu hoffen war, daß dann die Strafe vielleicht aufgehoben würde. Weshalb tat dies der Knabe nicht? Weshalb sprach er den Sinn seines Wollens erst aus, als er wieder die Freiheit erlangt hatte? Sein Zorn, daß sein Wille sich nicht erfüllen konnte, war weit größer noch als sein Zorn über die Strafe. Er wollte diesen Willen erfüllt sehen, ohne daß er erst die Gründe seines Wollens angab. Ja, es widerstrebte ihm, sich damit die Freiheit zu erhandeln. Erst als die Strafe abgeschlossen, als er wieder frei ist, gibt er den triftigen Grund seines Wollens an! Wie mußte man doch dieses stolze, willensstarke (statt töricht trotzige) Kind lieben! Des Feldherrn zielklarer, sinnvoller, unbeugsamer Wille kündet sich hier im Kinde an!

Unmittelbarer mit seinen heldischen Wesenszügen hängt die Kindergeschichte der Rattenjagd zusammen, bei der der kleine Erich, der Aufforderung des Bruders folgend, die Hand vor das Astloch hält, zu dem die Ratten herauslaufen wollen. Auf die Frage der Erwachsenen, ob er denn gar keine Angst gehabt habe, erwiederte er: „Angst? Wovor? In die flache Hand beißen kann doch eine Ratte gar nicht." Nicht etwa, daß das Kind der Anweisung des älteren Bruders im Eifer, die Schädlinge zu fangen, sofort folgte, ist das Erstaunliche, auch nicht, daß er keine Angst hatte. Was hier überrascht, ist der Wirklichkeitsinn, der ihn sofort die Grenzen der Gefahr, der er sich aussetzte, erkennen läßt. Wie sehr war und blieb doch dieses klare Erkennen und Abgrenzen der Gefahren dem Feldherrn eigen!

Des Feldherrn Wahrheitsinn, der über die Jahrhunderte hin seinem Volke als Vorbild voranleuchten und es immer wieder an diese Tugend Deutschen Blutes gemahnen wird, strahlt endlich schon aus jener Begebenheit hervor, die uns seine Tante mitteilt. Vergebliche Suche des Hutes der Schwester schafft immer größeres Aufsehen. Erichs tief ernstes Gesicht löst die Frage der Tante aus, ob er den Hut verborgen hat. Sofort bekennt er sich zu dieser Missetat, die er nicht mehr gutmachen kann, weil er vergessen hat, wohin er den Hut warf. Der Wahrheitwille des Kindes hat stets einen schweren Kampf zu führen mit der Sorge vor Strafe

für irgendein Unrecht; in dem kleinen Erich blieb er Sieger. Was wunder denn, daß er erst recht nach Entfaltung der göttlichen Kräfte seiner Seele Allsieger bleiben konnte ein langes, herrliches Leben hindurch!

Wenn wir endlich von seinem Zorne hören, weil die Kinderfrau ihn irgendwann einmal nicht früh genug geweckt hat, während er doch morgens der erste bei der Arbeit sein wollte, wenn wir von seinem Eifer besonders im Studium der Mathematik hören und seine Worte, wenn die Tante ihm die Lösung andeuten wollte, vernehmen: „Sag' nichts, Tante, bitte, sag' nichts! Ich muß allein dahinterkommen", so kündigte dies den Eifer, ohne den auch die reichste geniale Begabung ein hohes schöpferisches Ziel nie erreichen könnte, sich klar an.

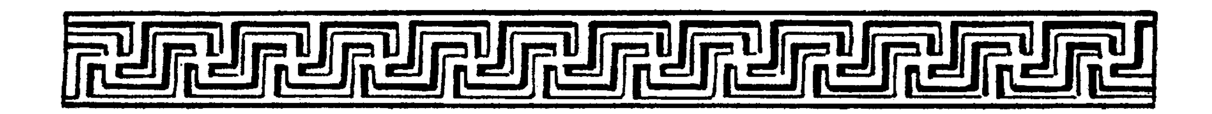
Da die Gemütstiefe Erich Ludendorffs, die seltene Weichheit seiner starken Seele so oft verkannt wird, wird uns ein Zeugnis seiner warmen Liebe zu Tieren aus seiner Kindheit bedeutsam. Das Glück, als er im Alter von 12 Jahren ein Gewehr anvertraut bekam und selbst zur Jagd durfte, war groß. Die ersten Jagderfolge lösten auch stolze Freude aus, waren zugleich das Ende der Jagdlust.

Als der zwölfjährige schöne, stille Knabe mit den leuchtenden großen Augen sein ach, so innig geliebtes Elternhaus verließ, um sich in eine andere Welt in dem Kadettenhaus in Plön einzuleben, war das zunächst noch nicht so schwer, denn seine Eltern brachten ihn selbst zur Prüfung hin. Sie fiel so glücklich aus, daß er eine Klasse unter dem vier Jahre älteren Bruder, also weit höher landete, als man erwartet hatte. Damit aber hatte sich rein äußerlich schon das kommende Geschehen angekündigt, er sollte weit höher im Leben landen, als erwartet war!

Tief im Gemüte aber trug er durch alle Zukunft das Bild seines Elternheimes und die Liebe zu seinen Eltern, deren Geschick dem Schicksal seines Volkes in so mancher Hinsicht glich! Was half all ihr außergewöhnlicher Fleiß, was half ihre nimmermüde Sorge, was half es, daß sie sich Feierzeit nicht gegönnt hatten? Unerkannt lebte in unserem Volke das uns hassende jüdische Volk mit seinen klaren Zielen. Wie einst im Römerreich, so wollte es auch bei uns die zäheste Widerstandskraft jedes Volkes, den Bauernstand, vor allem aber den größeren Grundbesitz enteignen und verschulden, nicht nur um diesen Stand zu schwächen, nein, um überhaupt die Selbstversorgung des ganzen Volkes zu bedrohen. An Vertrauensstellen bestimmten diese Juden und ihre im Geheimorden Verpflichteten ganz unmögliche Preisbildungen, die den Landwirt trotz größten Fleißes in Schulden verstricken mußten. Im Falle Ludendorff, wie in vielen anderen Fällen, führte das zum Verlust alles Eigentumes! Die Pacht konnte nicht bezahlt werden. — In klei-

ner Wohnung in Berlin mußten die Eltern nach allen Jahrzehnten fleißiger Arbeit sinnen, wie sie den Daseinskampf nun führen sollten. So war es dem zielstrebigen, haßerfüllten Bemühen des unerkannten Fremdvolkes eben recht! Der Vater Ludendorff mußte nun auf das Alter hin die vielen vergeblichen und manchmal auch recht unangenehmen Berufsgänge machen, Landwirte zum Eintritt in die Hagelversicherung zu bewegen, die er vertrat. Die Mutter nähte sich an den langen Winterabenden die Hände müde, um Puppenkleider für Berliner Geschäfte zu liefern. Doch all dieser Wandel des Schicksals zerbrach an diesen freien, stolzen Menschen nicht das Geringste. Das Bewußtsein ihrer Pflichterfüllung, der völligen Unschuld an dem Wandel der Lage, ihre Erhabenheit über der äußeren Stellung sicherten ihnen die Seelenverfassung, aus der heraus sie nun die Liebe zu ihren Kindern und deren Antwort darauf als sonnigen Reichtum nach wie vor erlebten. Und waren sie beide nicht die reichsten Eltern des Landes, wenn ihr Sohn, dessen geschichtliche Größe sich schon manchmal durch seine außergewöhnlichen Leistungen ankündigte, ihnen seine tiefe Liebe bekundete? War die bescheidene kleine Wohnung in der Potsdamer Straße nicht ein königliches Heim, wenn er sie in jeder freien Zeit aufsuchte, als er, in den Großen Generalstab berufen, schon in jungen Jahren Außergewöhnliches für sein Volk leistete? War nicht der Vater für seine mühevollen Gänge überreich entschädigt, wenn er sich an dem vollendeten Soldatentum seines Sohnes die Seele erfrischte? Und war sie nicht reich und glücklich, diese liebe, stolze, im Leid starke Mutter, wenn sie von dem Erker der Wohnung in das Getümmel der Straße herabblickte, bis von Ferne die hohe, schöne Gestalt des Sohnes herannahte, oder wenn sie ihm nach trauten Stunden nachblickte, bis er auf dem Wege zum Generalstabe wieder unter dem Gewimmel der Großstadt verschwand.

Sie trugen das Geschick des Deutschen Volkes nach dem Weltkriege, diese beiden Menschen, denen wir so unendlich viel danken, die uns den großen Feldherrn geschenkt haben! Sie trugen es auf Deutsche Weise wie das Deutsche Volk, ohne seelisch zu verarmen oder zu brechen. Der Sohn aber gab Antwort auf ihr Schicksal und enthüllte den Todfeind, der einst sie und dann das ganze Volk ins Elend gestürzt hatte!



Des Feldherrn Jugendjahre

Dr. Mathilde Ludendorff

Im Jahre 1933 erschien des Feldherrn Werk „Mein militärischer Werdegang. Blätter der Erinnerung an unser stolzes Heer". Wir haben in allen Jahren des gemeinsamen Lebens und Schaffens gegenseitig die Manuskripte unserer Werke als erste Leser in uns aufgenommen, und nichts konnte uns wesentlicher sein als die Aufnahme, die das jeweilige Werk bei diesem ersten Leser fand. Als der Feldherr mir diese Geschichte seiner Entwicklung übergab, zeigten seine Fragen, die er dann an mich richtete, in einem für mich erschütternden Grade, was ihm bei dieser Schilderung seiner eigenen Jugend das Wesentlichste war. Er wollte offenbar den Anteil, den die Leser dieses Werkes an seiner Person als dem Feldherrn des Weltkrieges nahmen, zum Segen werden lassen für den Einblick in die Größe und die Leistung des stolzen Heeres, das seine Ausbildung in den gewaltigen Tagen des Weltkrieges für alle Zeiten erweisen konnte. Seine eigene Person tritt denn auch in dieser Darstellung weitgehend zurück. Er freute sich von Herzen, als er aus unseren Gesprächen über das Werk sehen konnte, daß ich, der Laie in militärischen Dingen, nun ein ganz klares Bild von der Ausbildung der Truppenteile, dem Sinn dieser Ausbildung, dem Zustandekommen und dem Sinn der Kriegsspiele in den Manövern, die Art und Weise der Bedeutung der Vorbereitung der Mobilmachung, der Bedeutung und des Umfanges der Tätigkeit der Kriegsakademie und endlich der Leistung des Großen Generalstabes und des Generalstabes des Armeekorps im Frieden und für den Ernstfall des Krieges in allem Wesentlichen dank der Vortrefflichkeit dieses Werkes erfaßt hatte. In der Tat ließe sich eine klarere, wortknappere, lebendigere, plastischere Einführung in die gesamten Aufgaben und Verdienste des alten Heeres nicht denken als das Buch „Mein militärischer Werdegang". Es ist geeignet, auch der jungen Wehrmacht unschätzbares Lehrbuch zu werden und ist weiter geeignet in jungen Menschen Liebe und Freude zum Wehramt und Stolz auf das Wehrrecht zu wecken.

In den Rahmen unseres Werkes fällt all das, worauf es dem Feldherrn in seinem Buche „Mein militärischer Werdegang" ankam, nicht hinein. Wir blättern in dem Buche und suchen uns die bescheiden zurücktretenden kurzen Stellen heraus, in denen der verschlossene Feldherr auf sich selbst zu sprechen kommt, und überdenken

ihre Bedeutung in einer ganz bestimmten Richtung hin, ihre Bedeutung nämlich für die Enthüllung des Charakters, für das spätere Feldherrnamt und für den Kulturgestalter Erich Ludendorff.

Nur sechs Seiten seines Buches widmet der Feldherr der weiten Spanne seines Lebens von der Geburt bis zur Ernennung zum Leutnant 1882, also seinen ersten siebzehn Lebensjahren. Über die Kindheitjahre sagt er wenig unter Hinweis, daß sie ja anderwärts geschildert sind, und schreibt:

„Ich kann deshalb über sie umso mehr hinweggehen, als meine Erinnerungen im wesentlichen allein mit den Personen meiner Eltern und ihrer sorgenden Elternliebe verknüpft sind."

In diesem Satze liegt eine Ausschließlichkeit der Liebe und der Hingabe eines Kindes an seine Eltern, die uns tief bewegt und das Außergewöhnliche dieser Persönlichkeit gründlicher enthüllt, als mancher flüchtige Leser dies wohl annimmt. In dem vorigen Abschnitte dieses Werkes wurde auf die vorbildliche Pflichttreue, Arbeitliebe und Fürsorge der Eltern hingewiesen. Wir erkennen, von welch großer Bedeutung es für die übermenschlichen Leistungen des Feldherrn gewesen ist, daß er in seiner Kindheit seine Seele so ausschließlich diesen Eltern in Liebe hingab, so daß nur sie in seiner Erinnerung lebendig stehen.

Bei seiner Aufnahmeprüfung im Kadettenhause in Plön zeigte er, wie ich dies in dem vorigen Abschnitte erwähnte, eine so ausgezeichnete Vorbildung, daß er zwei Klassen höher landete, als man gehofft hatte. Manchmal mag dies schon bei außergewöhnlich strebsamen Kindern, die aber später „Streber" wurden, der Fall gewesen sein. In solchen Fällen war es Ehrgeiz, der die Leistung förderte. Das Werk des Feldherrn enthüllt uns aber anderes. Kindhaften Spielen hätte er sich wohl lieber gewidmet als dem nüchternen Schullehrstoffe, der verlangt wurde, hätte nicht seine tiefe Liebe zu den Eltern sich danach gesehnt, ihnen die Freude raschen Fortschritts zu machen:

„Ich soll im Elternhause ein guter Schüler gewesen sein. Ich war es wohl nicht aus innerem Antrieb, um etwas zu erreichen, sondern vielmehr um meinen Eltern, namentlich meiner sorgenden Mutter, Freude zu machen."

Die Liebe zu den Eltern erfüllte das Gemütsleben dieses Kindes ausschließlich. Besonders an Freud und Leid der Mutter maß er den Wert der Dinge, und sah er gar Tränen aus einem Anlasse in ihren Augen, so schrieb ihm solches Erleben in sein Kindergemüt den Ernst und die Schwere des Geschehens. Für das hohe Feldherrnamt, das, wie wir noch sehen werden, Erich Ludendorff in der Vollendung erfüllte, war es von Bedeutung, daß in seiner Kindheit der tiefe Ernst des Kriegs auf



1879 als Selektaner in der Hauptkadettenanstalt Groß-Lichterfelde

„Hier waren wir ganze ‚Soldaten', wurden mit Gewehr ausgebildet und nahmen an den großen Paraden, der Frühjahrsparade und der Parade am Sedantage, auf dem Tempelhofer Felde vor Kaiser Wilhelm I. teil. Das war unser Stolz." (Ludendorff: „Mein militärischer Werdegang".)



1888 als Leutnant beim Seebataillon

dem Wege über die Liebe zu seinen Eltern in sein Gemüt geschrieben wurde. Das eben sollte ihn später als Feldherrn den Krieg im Gemüte erleben, mit den Soldaten der Front und den Menschen der Heimat alles unermeßliche Leid tief mitempfinden und so auch in übermenschlicher Kraft die Wege der Linderung des Leides und die Wege zum rettenden Sieg finden lassen. Er schreibt:

„Ja, meine tiefsten Jugenderinnerungen führen immer wieder auf meine Eltern zurück. Den tiefsten Eindruck machten auf mich die Tränen meiner Mutter, als mein Vater während des Krieges 1870/71 nach kurzem Urlaub wieder ins Feld mußte, und ihre Unruhe, als nach einer Schlacht, an der der Truppenteil meines Vaters nach amtlichen Nachrichten teilgenommen hatte, lange Zeit von meinem Vater keine Nachrichten eintrafen. Diese Tränen schrieben in mein Kindergemüt, daß der Krieg etwas ungeheuer Ernstes war."

Es ist nicht zu verwundern, daß ein Kind, das sich mit solcher ausschließlichen Innigkeit seinen Eltern hingibt, unerhört tief unter dem Schicksal zu leiden hat, das ihn schon mit 12 Jahren (1877) aus dem ländlichen Elternheim in die Fremde durch die Verbringung in die Kadettenanstalt in Plön führte. Im Sonnenlichte elterlicher Liebe, in der Abgeschlossenheit des Geschwisterkreises entfaltet sich ein so innerliches Gemüt. Doch schwer hat es zu leiden unter der Trennung und bei der Verbringung in eine große Schar von Altersgenossen, die sich gewöhnlich jedes Heimweh durch besonders zur Schau getragene Kälte und Herbheit erleichtern wollen. Nicht mit dem ersten Abschiedschmerze war es da getan, sondern nach jedem Wiedersehen mußte das Heimweh neu überwunden werden:

„Die Ferien waren Erholung, Genuß und Freude. Der Abschied allerdings war schwer. Namentlich nach den ersten großen Ferien kullerten nachts recht viele Tränen in das Bettzeug. Am Tage Heimweh zu zeigen, wäre unter der Würde eines Kadetten und der Soldatenuniform gewesen."

Der großen sittlichen Gefahren der Jugendanstalten gedenkend, sagt er:

„Wir waren im Kadettenkorps im wesentlichen davor geschützt, verloren indes frühzeitig unser Jungsein."

Galt dies schon im allgemeinen, so war das „Jungsein" erst recht bei ihm dank seiner Verschlossenheit, die ihm schon in der Kindheit eignete, besonders bedroht. Er schreibt:

„Ich denke gern an meine Kadettenzeit zurück, obschon sie aus den Kindern frühzeitig Erwachsene machte, die doch schließlich keine Erwachsene waren. Es wurde mir sehr schwer, mich meinen Altersgenossen anzuschließen. Ich habe auch Freund-

schaften im Korps nicht geschlossen. Ich zog mich im Gegenteil stark in mein Inneres zurück."

Sein verschlossenes und beherrschtes Verhalten machten den Knaben für die beobachtenden Lehrer wohl noch frühzeitiger erwachsen, sahen sie doch nicht in das Innere seiner weichen, gemütstiefen Seele, die das Heimweh nach den Eltern verbarg. So kam es, daß er schon mit 13 Jahren als Obertertianer Stubenältester wurde und damit ein gewisses Führeramt auf die jungen Schultern nehmen mußte. Hierbei aber blieb es nicht. Immer mehr stürmte in den folgenden Jahren an Verantwortung auf ihn ein. In seiner ganzen Laufbahn gelangte er, weit jünger als andere, in verantwortungreiche Dienststellen, weil seine Kenntnisse, seine Leistungen und sein Charakter ihn so ausgezeichnet hierfür eigneten. Sechzehnjährig wurde er Kompagnieführer und hatte als solcher schon das Amt eines Feldwebels:

„Bei meinen jungen Jahren stellte diese Stellung doch recht erheblich älteren Kadetten gegenüber sehr große Anforderungen an mich und machte mich frühzeitig schon sehr selbständig in meinem Auftreten und Handeln."

Da nun der Knabe es mit all diesen Pflichten ungeheuer ernst nahm, so läßt sich denken, in welch ausschließlichem Maße all diese Verhältnisse danach geartet waren, um dem Feldherrnamt im gewaltigsten Kriege sinnvoll vorzuarbeiten. Doch wenn wir das in dieser Hinsicht begrüßen, so übersehen wir nicht, daß hier schon das Schicksal über das Glück des Feldherrn erbarmunglos hinwegschritt. Wenn so pflichtbewußte, ernste Kinder in so zartem Alter schon mit verantwortungvollen Ämtern belastet sind, so hat freilich das Jungsein, wie der Feldherr sagte, nur allzu früh ein Ende, und alles weiche Gemütserleben, das nun nicht mehr seinen Eltern im täglichen Zusammensein entgegenstrahlen konnte, zog sich, wie er sagt, in sein Inneres zurück. Dabei blieb es viele Jahrzehnte hindurch mit Ausnahme der glücklichen Zeiten, in denen sein Beruf ihn wieder einmal in die Nähe der Eltern brachte, was er stets in seinem Werke „Mein militärischer Werdegang" ganz besonders hervorhebt. In einem Briefe, den er mir im Jahre 1926 sandte, hat er denn auch geschrieben:

„Ich hatte meine Seele vergraben, seit ich aus dem Elternhause schied. Pflicht und Arbeit, nur Arbeit war in all diesen Jahrzehnten mein Leben. Nun erst wird meine Seele wieder lebendig, doch weit kraftvoller als in der Kindheit. Umso mehr aber erlebe ich diesen Reichtum nun in tiefem Glücke."

Blicken wir auf die unerhörten Forderungen, die das Feldherrnamt im gewaltigsten Kriege erwartete, in dem Gemüt und Gefühl nur für alle im Volke leben dürfen, so ist dieser Werdegang dieses außergewöhnlichen Menschen wohl sinnvoll zu

nennen. Was ihn selbst aber betrifft, so begrüßen wir es in Dankbarkeit, daß es nicht bis an sein Lebensende bei diesem Vergraben der Seele geblieben ist, daß sein Leben nicht bis zu seinem Tode nur Pflicht und Arbeit ohne Ende war, sondern daß der einundsechzigjährige und mit ähnlichen Worten der zweiundsiebzigjährige Feldherr über die letzten 11 Jahre seines Lebens so ganz anderes schreiben konnte!

Doch der erste Abschnitt in dem Buche des Feldherrn zeigt uns nicht nur, wie sein persönliches Schicksal förmlich rücksichtlos über sein Seeleninneres hinwegging, dabei aber seinem Feldherrnamte günstig vorarbeitete, sondern wir hören auch von Begebenheiten, die uns das Genie ankünden. Bei manchen Großen, die Unsterbliches auf dem Gebiete der Geschichte oder der Kultur leisten, leuchtet schon in der Kinderzeit ein Ahnen der Außergewöhnlichkeit ihrer eigenen Seele auf, und es wundert sie noch nicht einmal, daß dieses Ahnen ihnen durch den Kopf blitzt. Auch Erich Ludendorff erzählt uns solches Geschehen aus seiner Jugend:

„Bei einem Urlaubsspaziergang in Berlin, der mich nach der Siegessäule führte, die zur Erinnerung an die Deutschen Siege 1870/71 und zur Ehrung unseres Heeres am Beginn des Tiergartens, jenseits des berühmten Brandenburger Tors errichtet war, durch das schon oft siegreiche Truppen ihren Einzug gehalten hatten, begegnete ich im Tiergarten dem Generalfeldmarschall Graf v. Moltke, der in dem dort gelegenen Generalstabsgebäude arbeitete und wohnte. In diesem Gebäude sollte ich später so viele Jahre im Frieden arbeiten und im Weltkriege öfter weilen. Als ich die hohe, schlanke, ehrfurchtgebietende Gestalt des Generalfeldmarschalls und Chefs des Generalstabes seines Königs 1866, 1870/71 und des Siegers der Schlachten von Königgrätz, Gravelotte und Sedan in Begleitung eines Adjutanten wahrnahm, ging es mir wie ein Ruck durch den Körper. Ich machte, so gut ich nur konnte, Front. Langsam, militärisch grüßend ging der große Mann an mir vorüber, mich gütig anblickend. Es dauerte Zeit, bis ich mich ganz wiederfand. Würde ich je so etwas Großes leisten, ging es durch mein Selektanergehirn, das soeben die einfachsten Grundlagen der Taktik aufzunehmen hatte."

Solches Ahnen späterer Größe paart sich in dem Genie, wie wir schon aus dieser Erzählung sehen, mit der Ehrfurcht vor den Großen. Es hat nichts zu tun mit eitler Selbstüberschätzung der da oder dort etwas mehr begabten, im übrigen aber seelisch minderwertigen Jugend, und so fügt Erich Ludendorff denn auch noch eine weitere Erzählung hinzu, die uns dies bezeugt:

„Als ich dann kurz vor der Entlassung aus dem Kadettenkorps mit den anderen Kadetten zusammen, die in die Armee traten, wie das so üblich, in das Palais des

Kaisers geführt wurde, um ihm unseren Namen zu nennen, da schlug das Herz höher, und wir konnten vor lauter Scheu und Ehrfurcht kaum den Namen hervorstottern. Ich sehe noch die greise Gestalt langsam unsere Front herabschreiten und unsere kurzen Worte entgegennehmen."

War Erich Ludendorff durch gewissenhafte Pflichterfüllung, durch Selbstbeherrschung und Ernst seinen Jahren weit voraus, so peitschte ihn förmlich seine durch Begabung und Charakter veranlaßte rasche Beförderung in eine immer größere Kluft zwischen der Stellung, die er im Heere einnahm, und dem sonst üblichen Alter für solches Amt. Es war, als solle in den Jahrzehnten, in denen die überstaatlichen Mächte die Vernichtung durch einen Weltkrieg schon gegen das junge geeinte Deutsche Volk anzettelten, das Feldherrngenie in diesem Knaben so rasch wie nur möglich zu den höchsten Ämtern gelangen, um dann allerdings zunächst — wie uns dies die Geschichte zeigt — von den überstaatlichen Mächten aus der Stellung im Generalstab um seiner rettenden Leistungen willen entfernt zu werden und bei Kriegsbeginn doch dem Volke an führender Stelle zu fehlen. Ein „tragisches Geschick", nicht für den Feldherrn, nein, für das Deutsche Volk.

Fünf Tage nachdem er 17 Jahre geworden war, wurde Erich Ludendorff schon Leutnant und kam in das 8. Westf. Infanterie-Regiment Nr. 57 nach Wesel.

„Das war weit weg von meinem Elternhaus in Hinterpommern", schreibt der Feldherr schlicht und zeigt, wo seine Seele immer noch voll und ganz weilte! Kennzeichnend ist die Begründung dieser Berufung des Siebzehnjährigen nach Wesel: Das Militärkabinett wünschte „feste Charaktere dorthin zu versetzen". Der eben erst siebzehn Jahre alt gewordene Knabe, der also in dem Alter stand, das man als ein recht gefährliches Lebensalter eben wegen des Mangels an Festigkeit zu bezeichnen pflegt, wird um seiner Festigkeit willen in sein Amt gesetzt und muß nun Rekruten ausbilden:

„Ich glaube, ich habe das Vertrauen gerechtfertigt und habe auch später noch manches Schreiben früherer Rekruten erhalten. Ich habe mich redlich bemüht, mich in der Eigenart des Einzelnen zurechtzufinden ... Ich werde wohl vor allem durch persönliches Freundlichsein und ruhiges Auftreten dem Rekruten das Einleben erleichtert haben ... ‚Biß' sich ein Unteroffizier sozusagen bei der Ausbildung auf einem ungeschickten Rekruten fest, dann nahm ich ihn mir selbst vor, bis der Unwille des Unteroffiziers verraucht war ..."

Schon zeigt sich hier der Feldherr als Vorgesetzter in seinem ersten Werden an. Das erste Manöver in der Weseler Zeit läßt ihn als Wesenszug des Vorgesetzten die

Fürsorge für die Truppe erkennen. Hatte der Leutnant nach anstrengender Übung, statt sein Quartier aufsuchen zu können, noch das gute Quartier für alle seine Untergebenen zu besorgen, so wäre es bei einem anderen siebzehnjährigen Menschen nicht verwunderlich, wenn er, ungehalten über solche Anordnung, sie im geheimen etwas verwünscht hätte. Der Feldherr schreibt: „Dies Hintansetzen der eigenen Person für das Wohl der Untergebenen war eine vortreffliche Schule des alten Heeres." Er würde sie wohl nicht als solche hervorgehoben haben, wenn er nicht damals schon einsichtig ihren tiefen Sinn erkannt hätte.

Wir sehen, wie sehr sich der eben siebzehnjährige Jüngling bemüht, sein schweres Amt als Vorgesetzter so zu erfüllen, daß seine Untergegebenen sich auch wirklich gerecht und gütig behandelt sehen. Nun wird es uns nicht mehr wundern, daß der Feldherr später ein Vorgesetzter war, der es seinen Untergebenen zum Glücke werden ließ, unter ihm arbeiten zu dürfen. In dem gleichen Abschnitte gibt er uns aber auch einen zweiten Weg der Entfaltung dieser Kunst an, den er nach seinen eigenen Berichten in seinem Buche auch in den späteren Jahren stets beschritt. Er betrachtete nämlich mit ungeheuer klarem, unbestechlichem, von psychologischer Begabung offenbar geleitetem, von Humor durchsonntem Blick seine eigenen Vorgesetzten. Er gab sich gründlich Rechenschaft darüber, weshalb der eine so schöne Erfolge hatte, während der andere seinen Untergebenen weder Achtung abgewinnen, noch Reichtum an Erfahrung und Wissen schenken konnte. In diesem Abschnitte fügt er zu solchen Betrachtungen die Bemerkung:

„Es war lehrreich, diese verschiedenen Charaktere und ihre Wirkung auf die Untergebenen kennen zu lernen."

Ebenso wesentlich und überraschend ist für uns der große Ernst, mit dem der Siebzehnjährige sich in jeder Richtung Vorbild der Truppe zu sein verpflichtet fühlte. Weit entfernt, aus seiner genialen Reife jene humorlose Finsterkeit zu machen, die jungen Strebern eigen ist, war er der Fröhlichsten einer. Er zeigte jene tiefe Heiterkeit, die allen Genialen bis zum Tode hin eigen ist, und nahm so lebhaft und fröhlich wie die anderen Altersgenossen an Gesellschaft und Tanz teil. Dabei mied aber der junge Leutnant Trinkgelage, denen andere Kameraden huldigten, und sagt von ihnen:

„Sie schwächten Körper und Geist und untergruben ihre Laufbahn. Sie machten sie unfähig, den stolzen Beruf, Deutsche Menschen im Frieden für den Krieg zu erziehen und im Kriege zu führen, voll zu entsprechen."

Aus allen seinen Worten geht hervor, wie er fern von allem Säbelrasseln und Hurrapatriotismus den furchtbaren Ernst des Krieges nie außer acht ließ und ihn

auch nur, wenn er sittliche Begründung hatte, bejaht hat. Gleich bei Beginn seiner Tätigkeit als Leutnant erzählt er:

„Ich denke aber auch daran, welchen tiefen Eindruck es auf mich gemacht hat, als ich das erste Mal die Kriegsbekleidung der Kompagnie ... nachzuzählen hatte und dabei auch auf die Erkennungmarken stieß, die jeder Soldat im Mobilmachungfall ausgehändigt bekam, um an ihr im Todesfall trotz äußerster Verstümmelung erkannt zu werden. Das zeigte mir den ganzen Ernst meines Berufes und ließ mich recht sehr über meine große Verantwortung nachdenken."

Mit dem gleichen Ernst sieht der Jüngling auf das soziale Elend der Fabrikarbeiter, in deren Not ein Manöver im Rheinland und Westfalen ihn zum erstenmal tiefer blicken läßt. Von solchem Beeindrucktsein, gepaart mit Verantwortung und starker Volksliebe, bis zu dem Freiheitkämpfer Ludendorff, der seine Schrift „Gefesselte Arbeitkraft" zu Hunderttausenden in das Volk strömen ließ, führt eine klare Linie. Der Kulturkämpfer gegen die überstaatliche Priestermacht hat aber eine ebenso frühe Geburtstätte. Wir lesen, daß der Weseler Leutnant tief beeindruckt ist von der Fremdartigkeit katholischer Geistlicher, bei denen er Quartier nimmt, und von der Hörigkeit katholischer Adliger gegenüber den ungeheueren Übergriffen eines Hauskaplans in ihr Familienleben. Es wundert uns auch nicht, daß schon aus jenen Zeiten der Feldherr uns von tiefen Eindrücken politischer Ereignisse und des entflammten Kulturkampfes berichtet.

„Auch der gewaltige Kampf Bismarcks gegen Rom ging nicht an mir vorüber. Ich lebte ja mitten in katholischen Volksteilen und empfand häufig scharf die innerpolitischen Wirrnisse, die von Rom heraufbeschworen wurden."

Der Feldherr, der Freiheitkämpfer, der Kulturkämpfer und der große Politiker und Staatsmann sie alle kündeten sich also in dem jungen Leutnant in Wesel schon an. Nach außen hin zeigte er das Bild eines zwar vielleicht eifriger als andere Leutnants Kriegsgeschichte forschenden tüchtigen jungen Offiziers, der aber einer der jugendfrohsten war und von jener Zeit sagte:

„Ich hatte meinen Beruf lieb gewonnen und konnte mir keinen schöneren denken ... Glückliche, schöne Tage einer frohen, aber doch schon verantwortungreichen Jugendzeit."

Als er fünf Jahre später, im Februar 1887, auf die Militärturnanstalt nach Berlin kommandiert wurde, gab er wieder ein Zeugnis gleich inniger Liebe zu den Eltern, denen der sparsame junge Offizier nun zur Stütze in ihrer ernsten wirtschaftlichen Lage wurde.

Im April 1887, als er zweiundzwanzig Jahre alt war, geschah das Ungewöhnliche, daß sein Patent vordatiert wurde, so daß er nun im Amte so dastand, als sei er schon mit knapp sechzehn Jahren Leutnant geworden. Er wird in das Seebataillon versetzt und lernt in Wilhelmshaven und später in Kiel, vor allem aber auf dem Schulschiff „Niobe" und später bei Bordkommandos auf Kriegsschiffen eine völlig neue Welt kennen. In der Schilderung, die der Feldherr aus dieser Zeit gibt, zeigt sich so recht die Tatsache, daß die Wahlkraft, mit der ein genialer Mensch seinem Schicksal antwortet, stets der Entfaltung seiner genialen Kräfte dient. Die Langeweile, die über Wilhelmshaven lastete, wird z. B. sinnvoll beantwortet:

„Aber doch brachte mir das Leben in Wilhelmshaven viel Neues. Auch fand ich reichlich Zeit, gute und schlechte Bücher zu lesen und militärwissenschaftliche Werke zu studieren ... Meine Blicke in mir bis dahin völlig fremde Verhältnisse vertieften sich."

Von reichen Eindrücken berichtet er während der Bordkommandos im Sommer 1889/1900, die ihn Norwegen, Schottland, England, Schweden kennenlernen ließen. Stark hat sich seine Genialität an den Eindrücken des Meeres entfaltet. Schreibt er doch:

„Das Meer wirkte gewaltig auf mich ein. Die Größe Gottes sprach aus ihm, ob es nun still dalag oder ob Sturm es bewegte ... Doch die Hoheit des Meeres konnte ich auch dort tief in mich aufnehmen."

Sein Dienst unter den Seesoldaten war nicht leicht. Die junge Marine zeigte dem Infanteristen eine maßlose Überheblichkeit. Die geniale Antwort auf diese Lebensschwierigkeit erweist sich in den Worten:

„Aber gerade diese natürlichen Spannungen machten das Kommando zur Marine und namentlich die Bordkommandos zu einer guten Lebensschule. Sie zwangen zur Selbstsicherheit und zu ruhigem Auftreten gegenüber einem keineswegs wohlwollend gesinnten Kreise."

Die wechselnden Eindrücke, die seine Bordkommandos bei dem Besuch des Kaisers in England und in Dänemark mit sich brachten, öffneten dem jungen Offizier die Augen für die großen politischen Fragen, weckten sein Interesse für die Kolonialpolitik, schärften seinen Blick für die Gefahren, die aus der Überlegenheit der englischen Flotte unserem Volke drohen konnten. Als im Jahre 1890 die schroffe Entlassung Bismarcks erlebt werden mußte, begann in dem jungen Menschen die ernste Sorge um seines Volkes Schicksal, die ihn von da ab nicht mehr verließ, und die dann in kommenden Jahren die außergewöhnlichen Vorkriegstaten des Feldherrn

auslöste, denen ein besonderer Abschnitt dieses Werkes gewidmet ist. Möge aus diesen bedeutsamen Jahren des Lebens des Feldherrn, die ihm so viele wichtige Eindrücke vermittelten, nur noch eine Antwort erwähnt sein, die nur der Feldherr in so jungen Jahren auf die Art seiner Tätigkeit geben konnte.

„Indes blieb die Tätigkeit auch an Bord keine befriedigende. Es fehlte Verantwortung."

Ein dreiundzwanzigjähriger Mensch ist von einem Amte nicht befriedigt, weil es ihm nicht Verantwortung genug auf die Schulter legt! Kaum ein Wort des ganzen Werkes „Mein militärischer Werdegang" könnte uns erschütternder den Feldherrn des Weltkrieges ankündigen als dieses. Begabteste Heerführer sind, wie die Geschichte uns zeigt, im Ernstfall großer Kriege unter der Wucht der Verantwortung zusammengebrochen. Erich Ludendorff aber sehnte sich als dreiundzwanzigjähriger Mensch in seinem Beruf nach großer Verantwortung. Der Weltkrieg sollte ihm diese außergewöhnliche Verantwortungfreudigkeit und Tragkraft im höchsten Maße abfordern!

Im letzten Jahre des Kommandos zum Seebataillon bereitet sich Erich Ludendorff auf die Prüfung zur Kriegsakademie vor und gibt in seinem Werke bekannt, daß er eine sinnvolle Arbeitteilung mit seinem Kameraden vornahm, daß gegenseitige Hilfeleistung in der Prüfung ausgemacht war. Das ist uns nicht unwichtig, da ja die genialen Menschen, die an Forschereifer und Leistung andere überragen, nur allzuoft mit den ehrgeizigen Strebernaturen verwechselt oder zusammengestellt werden. Derartiges ist aber bei Erich Ludendorff wieder einmal durch diese kurze Angabe erschwert! 1890 wird er zur Kriegsakademie einberufen und zu diesem Ende in die Armee zurückversetzt. In das Leib-Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm III., 1. Brandenburgisches Nr. 8 gerufen, sieht er sich in Frankfurt an der Oder wieder in völlig anderen Lebensverhältnissen, um dann am 1. Oktober von 1890 bis 1893 an der Kriegsakademie mit Gleichaltrigen wieder auf der Schulbank zu sitzen.

Natürlich sind diese Jahre für sein späteres Feldherrnamt von hoher Bedeutung gewesen. Seine Schilderung ergibt, daß er in Taktik hervorragende Lehrer hatte. Kriegsgeschichte förderte er wohl mehr durch sein eigenes Forschen. Bei Erwähnung seiner Studien sagt er in seinem Werk die klassischen Worte:

„Die Formen der Kriegsführung haben sich gewiß im Laufe der Jahrtausende gewandelt, aber ihre Grundlage bleibt die gleiche: Vernichtung des Gegners unter Schonung der eigenen Truppe."

Von solchem klaren Blick für die Grundlage aus betrachtet, konnten diesem späteren Meister der Feldherrnkunst allerdings alle Zeiten Lehrmeister werden.

Die lebenswichtige Zeit an der Kriegsakademie wurde dank der trefflichen Art allseitiger Ausbildung in der alten Armee Sommers immer wieder unterbrochen durch Dienst bei der Truppe und verschaffte dem Infanteristen Ludendorff die Vertrautheit mit der Feldartillerie im Feldartillerieregiment Nr. 19 in Erfurt 1891 und mit der Kavallerie bei den Schwedter Dragonern 1892 am gleichen Ort. Unter dem vorzüglichen Taktiker General Meckel wurde dann im Juli 1893 eine Schlußübungreise gemacht, bei der sich der Feldherr ebenso wie auf der Akademie selbst ausgezeichnet haben muß, wie es aus dem Zeugnis seines Lehrers hervorgeht. Er wählte als Sonderfach, das jeder Kriegsakademiker sich zu wählen hatte, die russische Sprache, machte die Dolmetscherprüfung und nach der Rückkehr zu seinem Regiment in Frankfurt a. d. O. erhielt er einige hundert Mark für eine Reise nach Rußland, die ihn in drei Monaten vom Januar 1894 ab nach Petersburg, Moskau, Krim und Warschau führte. Die kurzen Schilderungen des Feldherrn in seinem Buche zeigen, daß er sich nicht wie mancher andere Offizier des Zugangs zum Hofe und Beobachtens der Hofgesellschaft in Petersburg allein erfreute, nein, daß er dort und besonders auch in Moskau Einblick in das Volksleben zu gewinnen suchte, russische Kultur und russischen Aberglauben beobachtete und den Natureindrücken auf der Krim seine Seele weit erschloß. Wiederum hatte sich sein Blick geweitet und vertieft, als er von dieser Ausbildungreise zurückkehrte.

Bedeutsamer noch als die Kriegsakademie sollte für den werdenden Feldherrn das Kommando zum Großen Generalstabe im April 1894 werden. Hier zeigte sich ganz besonders deutlich die sieghafte Antwort der Genialität auf ungünstige äußere Ereignisse des Schicksals. Er kam an eine Sektion, von der aus, wie ihm ein Major gleich versicherte, noch niemand in den Generalstab aufgenommen worden war. Der Feldherr schreibt:

„Das war nicht ermutigend, aber zu ändern war es auch nicht. Einschüchtern ließ ich mich nicht, und so machte ich mich denn an die Bearbeitung der 14 oder mehr Staaten Nordeuropas, der Balkanhalbinsel, einschließlich Rumäniens und Asiens, soweit es nicht englisch oder russisch war, und auch Japans und Chinas. Das hatte den Vorzug, daß ich mich mit recht weiten Verhältnissen politisch und militärisch zu beschäftigen hatte, die mir bis dahin völlig fernlagen."

Durch Militärberichte der Militärattachés, Konsulate und Gesandtschaften, durch Zeitungberichte, durch im Generalstab schon angehäuftes Material verschaffte sich der junge Offizier immer tieferen Einblick in die Verhältnisse der genannten

Staaten, löste inzwischen taktischer Arbeiten die Fülle und versichert, dennoch freie Zeit genug gefunden zu haben, um sich des Zusammenseins mit seinen geliebten Eltern täglich zu freuen. Es blieb aber nicht nur dabei, daß er sich die Ungunst der aussichtlosen Sektion des Generalstabes, in die er geraten war, sinnvoll zur Bereicherung seines eigenen Blickbildes machte. Nein, sie sollte ihm auch Gelegenheit geben, seine überragende Genialität zum erstenmal im Generalstab zu zeigen. Schon als die Spannungen zwischen Japan und China wuchsen, arbeitete er eine Begründung seiner festen Überzeugung aus, daß Japan im Falle einer kriegerischen Auseinandersetzung Sieger bleiben werde. Es focht ihn nicht an, daß seine Vorgesetzten der entgegengesetzten Überzeugung waren. Als später die Tatsachen seine Darlegungen voll bestätigten, erkannte man die Genialität des jungen Offiziers, und es geschah das Außergewöhnliche, daß er mit 29 Jahren als Hauptmann in den Generalstab versetzt wurde*).

Durch all seine Erfahrungen und sein Wissen war er unterdes zum großen Politiker gereift und übte im stillen scharfe und klarblickende Kritik an der unheilvollen Haltung der Deutschen Regierung Japan gegenüber, trotz der Kündigung des Rückversicherungvertrages mit Rußland durch Caprivi. Jedes Ereignis, so auch den Transvaal-Krieg und die Niederlage der Italiener bei Adua durch die Abessinier, die Zurücksetzung der Deutschen in Österreich-Ungarn und Polen sah er mit jenen ernsten Blicken der Sorge für die Zukunft des Deutschen Volkes, die dem jungen Offizier schon in früheren Jahren sehr eigen gewesen waren. Selbstverständlich hat er auch hier an der Zentrale, dem Kopf des Heeres, im Großen Generalstabe, sich ganz besonders mit der ernsten Tatsache befaßt, daß die allgemeine Wehrpflicht nur auf dem Papier stand und daß General v. Caprivis Vorschlag der Änderung der Mißstände nur zum kleinsten Teil durchgesetzt wurde. Schon jetzt grübelte er über das Unheil nach, daß das Volk nicht über seine Lage unterrichtet war und daß die Parteien des Reichstags, so die Sozialdemokratie, die Demokraten, das Zentrum, die Polen, die Welfen und die Dänen, geradezu unheilvoll den Lebenswillen des Deutschen Volkes sabotierten und die Militärvorlagen als eine Art unverantwortlichen Luxus und unangebrachte Aufreizung der anderen Völker behandelten.

Im März 1896, also mit 31 Jahren, wurde Erich Ludendorff in das IV. Armeekorps nach Magdeburg versetzt, um die ersehnte praktische Ausbildung als General-

*) Den Krieg Japans und Chinas hat der Feldherr in jener Zeit geschildert und in Löbells Jahrbüchern in den Jahrgängen 1895 und 1896, Verlag Mittler & Sohn, Berlin, veröffentlicht.

stabsoffizier im Generalkommando des IV. Armeekorps beginnen zu können. In der Stellung des IB hatte er die Übungen des Beurlaubtenstandes und alle Übungen auf Truppenübungplätzen, Generalstabsreisen, Übungritte, Bahnschutz im Mobilmachungfall, Kriegskartenverteilung usw. unter sich. Bei all dieser Tätigkeit setzte er wie in allen vorangegangenen Stellungen seine psychologischen Studien an allen seinen Vorgesetzten fort und schließt seine klaren kritischen Beobachtungen in seinem Buche mit den Worten:

„Für mich war es wieder wertvoll mit so verschieden veranlagten Vorgesetzten zu tun zu haben."

Die Genialität des jungen Offiziers blitzt uns bei der Art der Bereicherung seiner Erfahrung entgegen, wenn wir hören, daß er nicht nur die Tauglichkeit der militärischen Kritik, die Vorgesetzte in seiner Gegenwart nach den Manövern oder Besichtigungen gaben, kritisch prüfte, nein, daß er an der Art und Weise, wie sie gegeben wurde, die Auswirkung auf die Untergebenen beobachtete und seine Rückschlüsse, vor allem auf den Charakter des kritisierenden Vorgesetzten zog!

„In den Kritiken ist recht oft gesündigt worden. Ich habe in meinem Leben sehr viele gehört. Sie wurden für mich ein Maßstab für die Beurteilung der geistigen Fähigkeiten und des Charakters des Kritisierenden. Es gab nicht viele, die belehrend und voll überzeugend sprachen, weil sie sich meist nicht genügend in den Gedankengang des Kritisierten hineinfinden konnten und bei einem Tadel statt zur sachlichen Belehrung zu Schärfen griffen ..."

Wieviel ließ sich von einem Menschen, der im Ernstfalle des Krieges der Vorgesetzte des gesamten Heeres werden sollte, erwarten, wenn der Dreißigjährige von dem Charakter des Kritisierenden Sachlichkeit und Vermeidung der Schärfe und von seiner Begabung auch die Fähigkeit verlangt, sich in die Gedankengänge, die er ablehnt, gründlich hineinzudenken, damit er sie nicht zu scharf ablehnt. Wir begreifen, daß seine unmittelbaren Mitarbeiter im Weltkrieg glücklich über ihren Vorgesetzten waren!

Nach zwei Jahren, also im März 1898, erfolgte dann die Versetzung als Kompagnie-Chef in das Inf.-Regiment von der Marwitz 8. Pommersches Nr. 61, das ihn nach Thorn in recht unerquickliche Verhältnisse führte, ihn aber nach diesem theoretischen Amt im Generalstabe wieder zum praktischen Dienst in der Front zuführte. In erstaunlicher Umsicht hat das alte Heer durch diese Art der Ausbildung dem Offizier nach theoretischer Arbeit wieder die Fühlung mit der Truppe gegeben. Wie einst im Anfang seiner Laufbahn in Wesel, so entfaltete auch hier

wieder Erich Ludendorff seine hohe Erzieherbegabung. Er kam zu einer Kompagnie, die unter seinem Vorgänger unglaublich verwahrlost war, und hatte nach scharfem Durchgreifen „die Genugtuung, daß sich die Manneszucht sehr bald festigte, und die Kompagnie zusehends an Gehalt gewann".

Ähnliches wird mancher strenge Vorgesetzte erreichen können. Aber wie Erich Ludendorff das Ziel erlangte, das geht aus seinen Worten hervor:

„Es spann sich nun ein enges Band zwischen mir und meiner Kompagnie. Feldwebel, die anderen Unteroffiziere und Mannschaften hatten Vertrauen zu mir, sie fühlten Fürsorge. Daß ich auch weiter mit Strafen durchgreifen mußte, war selbstverständlich. Ich versuchte indes Menschenstolz nicht zu gefährden ... Ich habe Freude an meinem Unteroffizierkorps erlebt und habe mich bemüht, seine Stellung zu heben und sie (die Unteroffiziere) beim Felddienst zu möglichst selbständigen Unterführern auszubilden."

In diesen Worten sind alle Wesenszüge des Feldherrn als Vorgesetzter enthalten, die zugleich die köstliche Blüte Deutschen Erbgutes in seiner Seele enthüllen. Die Strenge gegen Zuchtlosigkeit ohne Gefährdung des Menschenstolzes, gepaart mit väterlicher Fürsorge für das Wohl der Soldaten, die Hebung der Stellung des Einzelnen und die Ausbildung zur Selbständigkeit der untergebenen Unterführer und endlich das enge Herzensband zu allen Untergebenen. Könnte Köstlicheres an Seelengut zusammentreffen in der Gestalt eines Vorgesetzten, der in dem furchtbaren Kriege der Vater der Truppe werden sollte? So schreibt er denn auch über seine Thorner Zeit:

„Ich hatte wieder einmal wie einst als Rekrutenoffizier mein Erzieheramt an Deutschen Menschen ausüben können und hatte aus dem Vertrauen, das mir auch der einzelne Mann entgegenbrachte, gesehen, daß ich auf dem richtigen Wege war und die Seele des Deutschen Menschen wohl verstand und seine Leistungfähigkeit richtig einschätzte ... Was ich als jüngerer Offizier in Wesel und als Kompagnie-Chef in Thorn aufgenommen hatte, saß fest, nicht nur für den äußeren, sondern auch für den inneren Dienst, vor allem in bezug auf Menschenbeurteilung und Erziehung. Die Kompagnie lag fest in meiner Hand. Unteroffiziere und Mannschaften blickten auf mich und freuten sich über gute Leistungen ... Vom Offizierkorps wurde mir viel Vertrauen entgegengebracht, die Vorgesetzten des Regiments begegneten mir mit anerkennendem Wohlwollen."

Damals lebte also der junge Offizier bei aller außergewöhnlichen Leistung noch in jener Harmonie mit der Umgebung, die nur dem entfalteten Genie gegenüber so

schmählich abbricht, besonders, wenn in einem Volke wie damals im Deutschen Volke die überstaatlichen Mächte lauernd beobachten, ob ein Kämpfer für sein Volk ihnen in ihren volkvernichtenden Plänen irgendwie bedrohlich wird. Es sollte denn auch in späteren Jahrzehnten des Lebens des Feldherrn anders kommen!

Im Jahre 1900 wurde Erich Ludendorff wieder von der Truppe fort in den Generalstab einer Division versetzt, diesmal zur 9. Division des V. Armeekorps nach Glogau und im Jahre 1902 kam er von dort, diesmal als IA, zum Generalkommando nach Posen, wodurch ihm denn auch wiederum ganz andere Aufgaben gestellt waren, als in seiner IB-Stellung in Magdeburg.

Es lag ihm die Bearbeitung der größeren Truppenübungen, der Manöver und der Mobilmachung des Armeekorps ob. So lernte er denn in diesem Amte auch neben allen militärischen Einblicken Land und Leute kennen. Er sagt:

„Ich bin während meiner Zugehörigkeit in beiden Stellen auf Besichtigungreisen, Manövern und Generalstabsreisen mit weiten Teilen des Bezirks bekannt geworden."

Seine Generalstabsreisen führten ihn diesmal vor allen Dingen nach Schlesien und dem Riesengebirge und während seiner Tätigkeit öffnete er weit den Blick für die Politik der Polen in Deutschen Landen und die Rolle, die die römische Kirche hier spielte. Selbstverständlich waren diese Jahre, in denen er die Divisionmanöver leitete, von ungeheuerer Bedeutung für sein Feldherrnamt. Er hat auch, als er später von 1906 bis 1908 als Lehrer für Taktik und Kriegsgeschichte für den 3. Jahrgang der Kriegsakademie berufen wurde, über die Manöveranlage 1901 sein erstes Buch, „Brigade- und Divisionsmanöver in Anlage und Leitung", geschrieben. In seinem Werke „Mein militärischer Werdegang" weist er auf die hohe Bedeutung dieser letzten Stellung für sein späteres Amt mit den Worten hin:

„Die Stellung war wie geschaffen als Vorbereitung für den Kriegsfall. Gelang es dem Generalstabsoffizier durch Fürsorge für die Truppe auch das Vertrauen der Truppen zu gewinnen, so war in der Tat eine schönere Stellung wohl nicht zu ersinnen ... Von seinem (des Chefs des Stabes) Taktgefühl, seinem Wissen und Können und seinem warmen Herzen und seiner Menschenkenntnis hing seine Stellung seinem Vorgesetzten und der Truppe gegenüber ab. Ich erfreute mich des Vertrauens meiner Vorgesetzten und der Truppe ... Es waren zwei militärisch ungemein abwechslungreiche Jahre, die ich in meiner Stellung als Generalstabsoffizier der 9. Division in Glogau verlebte. Sie boten mir ganz anderes als die Jahre meiner Kompagniechef-Zeit in Thorn. Zusammengehalten zeigen sie, wie gründlich

die Schule zum höheren Truppenführer der preußischen Armee war, durch die auch ich gehen durfte. Die Schule war gut. Wer auf Grund eigener Leistung das Höchste von einer Truppe zu verlangen hatte, hatte auch für sie zu sorgen und mit ihr zu fühlen."

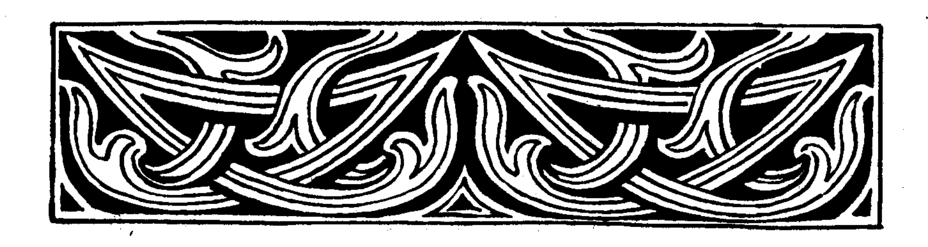
Am 19. September 1901 war Erich Ludendorff Major geworden und Ende März 1904 bis zum Januar 1913 war er zur 2. Deutschen Abteilung des Großen Generalstabes, zunächst als Sektionchef der 1. Sektion und dann 4 Jahre als Abteilungchef der zweiten Deutschen Abteilung berufen. Mit dieser Berufung beginnt eigentlich die Feldherrnlaufbahn Erich Ludendorffs, denn weit über die Verantwortung seines Amtes hinaus, das er innehatte, wirkte der geniale Retter des Deutschen Volkes in den langen Jahren für Kriegsrüstung und Ausbildung des Deutschen Heeres in einem Umfange, wie es der gefährlichen politischen Lage entsprach. Der Feldherr wollte den Krieg dadurch vermeiden, und die Scheu der Gegner hätte einen Krieg nicht gewagt, wenn seinen Warnungen und Mahnungen gefolgt worden wäre. Ferner hat der Feldherr in diesen Jahren in der Aufmarschabteilung unendlich wichtige Arbeit geleistet, damit für den Fall, daß der Weltkrieg kam, dem Volke dennoch Rettung durch Sieg beschieden sein könnte.

Mit dem Ausmaß, mit dem sich, wie der Feldherr schreibt, „dunkle politische Wolken immer mehr über Deutschland zusammenballten", mit dem Ausmaß überragte auch der Eine seine Jugend und sein Amt durch Leistung, der der Retter vor der Vernichtung des Volkes werden sollte. Aber im gleichen Grade sollte er nun auch zum erstenmal Haß und Gegenarbeit der überstaatlichen Volksvernichter erleben. Bei seinem Tode haben es die Militärführer des Auslandes offen eingestanden, wie sehr sie in jenen Jahren schon erschraken über die Tüchtigkeit dieses Offiziers Erich Ludendorff und wie sie die Laufbahn verfolgten, die man diesem Retter des Volkes in Deutschland einräumte. Da waren denn die überstaatlichen Mächte in den Deutschen Amtsstellen, die das gleiche Ziel: Vernichtung des Deutschen Volkes durch den Weltkrieg, vor Augen hatten, wie die Feindvölker selbst, eifrig dabei, um diesem gefürchteten Mann in all seinen Plänen die Sabotage in den Ministerien und der Regierung und die Sabotage durch die Parteien in dem Reichstag entgegenzustellen. In schwerster, gefahrvollster Stunde für das Deutsche Volk, dicht vor dem Ausbruch des Weltkrieges wurde der genialste Kopf des Heeres plötzlich aus dem Generalstabe versetzt, und bei Kriegsausbruch war er nicht an führender Stelle. Unterbrochen war diese bedeutsame Zeit durch die erwähnte Lehrtätigkeit an der Kriegsakademie 1906—1908.

Mit der Versetzung in den Großen Generalstab im Jahre 1904 beginnt also eine völlig neue Epoche in dem Leben Erich Ludendorffs, die bis zur Stunde seines Todes währte, die Epoche nämlich, in der er erst als junger Offizier im Generalstab, dann als Frontsoldat bei Lüttich, dann als Schlachtenlenker im Osten und endlich als Feldherr des gesamten Heeres und später als Kulturkämpfer für sein Volk unerbittlich kämpfte. Es war die Epoche, in der jede seiner rettenden Taten und Werke die Sabotage durch die bedrohten überstaatlichen Mächte erlebte, die Epoche, in der sie ihm zwar den Endsieg im Kriege und äußerliche Erfolge als Kulturkämpfer aus den Händen reißen konnten, aber dennoch die Besiegten waren.

So schloß denn des Feldherrn Jugend mit dieser zweiten Versetzung in den Großen Generalstab ab, jene Zeit, in der er bei allem Ernste, bei allem allzufrühen Belastetsein mit großer Verantwortung durch seine geniale Leistung im Dienste und durch seine Herzensgüte als Vorgesetzter und Kamerad und nicht zuletzt durch seine jugendliche Lebensfreude, Sonnenschein im Herzen trug und ausstrahlte und in einer harmonischen, ihm vertrauenden, ihn schätzenden Umgebung lebte. War er auch in all den Jahren in seinem Gemüts- und Gefühlsleben verschlossen, so daß er über einen Grad allgemeiner Kameradschaftlichkeit nicht hinausschritt, keine Freundschaften schloß, so blieb ihm seine Herzenswärme zu den Eltern, und er strahlte sie als väterliche Fürsorge auf seine Untergebenen aus.

Es sollten nun die Jahre folgen, in denen er ohne jede Rücksicht auf sich selbst die schwere Verantwortung der Rettung des Volkes auf seine jungen Schultern lud, als müsse und könne er allein nur des Volkes Schicksal retten. Und als die Stunde der Not kam, als alles verloren schien, da ward denn auch die Verantwortung ihm allein aufgebürdet, und er nahm sie freudig und stolz auf seine starken Schultern, und rettete sein Volk vor Zermalmung durch die Feinde auf Deutschem Boden.



Ludendorff als Kamerad

v. Bronsart, königlich preußischer Generalleutnant*)

Als Ludendorff im Frühjahr 1879 aus dem Kadettenhause Plön in die Haupt-Kadettenanstalt Groß-Lichterfelde versetzt wurde, lernte ich ihn zuerst kennen. Hier wuchsen wir aus Kindern zu jungen Menschen heran, die Pflichten übernehmen und Verantwortung tragen sollten. Ludendorff war mit seinen 14 Jahren einer der Jüngsten seines Jahrganges; aus seinem Elternhause hatte er eine spartanische Erziehung und eine ruhige besinnliche Art mitgebracht.

Man kann die Entwicklung Ludendorffs zum Offizier und späteren Feldherrn nur ganz begreifen, wenn man die Erziehung im Kadettenkorps richtig betrachtet. In dieser preußischen Anstalt war seit über 100 Jahren der erfolgreiche Versuch gemacht worden, zum ersten Male eine Jugend nach einem bestimmten Vorbilde, nämlich zum künftigen Offizier, zu bilden. Eine gewisse Einseitigkeit war mit dieser Erziehung verbunden, aber darin lag auch ihre Stärke. Ihr Kennzeichen war: Gehorsam, Ordnung und Kameradschaft. Kameradschaft bedeutet, in einer Gemeinschaft auf ein bestimmtes Ziel gerichtet sein; in ihr ist Ordnung Vorbedingung, der Gehorsam in ihr ist stete Bereitschaft für den Befehl, der wie ein Blitzstrahl vom ersten bis zum letzten Kameraden fährt. — Kameradschaft ist Lebensnotwendigkeit für jeden einzelnen der Gemeinschaft, sei er Führer oder Geführter. Nicht der Gesellschaftvertrag, wie ihn das bürgerliche Zeitalter noch in Ludendorffs Jugendzeit auffaßte, der die Gemeinschaft in Klassen und Stände gliederte, ist ihr Vorbild, sondern die Heeresgliederung, die nur Soldaten und Kameraden kennt.

Unsere Erziehung in der Kadettenanstalt half dazu, daß die Guten zielklare, zu keiner Verwaschenheit und Halbheit fähige Männer wurden, die charakterlich Mindertauglichen aber ganz andere Wege gingen. Von ihnen wurde später die Gradheit Ludendorffs, die alles Halbe und Verbogene ablehnte, als Schroffheit bezeichnet, die ihm viele Gegner geschaffen und wenige Freunde belassen habe. Wer selbst unverbiegbar blieb, der würdigte die Ursache dieser „Schroffheit"!

In dieser preußischen Erziehunganstalt wurden die Begriffe Mut, Wahrheitliebe und Pflichttreue tief in die jungen Seelen geprägt, die Hemmungen und

---

*) Im Weltkrieg Chef des Generalstabes von Enver Pascha, dann Kommandeur der 4. Ersatz-Division zuletzt der 5. Infanterie-Division im Grenzschutz Ost.



1890 als Premierleutnant



Als Leutnant beim Seebataillon in Kiel

Rücksichten der bürgerlichen Gesellschaft umstießen, wo sie feindlich aufeinanderprallten. Ludendorff schloß sich freundschaftlich schwer an, aber stets blieb er der gute Kamerad. Ich denke hierbei an unsere harmlosen Jugendstreiche, wie z. B. nächtliche Überfälle auf andere Stuben, wo die Schlafenden mit ihren Betten umgeworfen wurden usw. Schlimmer war schon die Missetat, einem unbeliebten Lehrer in seinen gemahlenen Kaffee Schnupftabak zu mischen. Aber schlechte Jungen waren wir nicht. Vielleicht hätte unser großer Deutscher Humorist Wilhelm Busch uns noch ungeheuer maßvoll genannt. Ludendorff machte solche Scherze vergnügt mit. Er trug auch die gemeinsame Strafe, war aber weder Rädelsführer noch Spielverderber.

Daß er nicht gesonnen war, sein Seelenleben antasten zu lassen, trat frühzeitig zutage; er selbst schildert in seinem Buch: „Mein militärischer Werdegang" seine Konfirmation im Kadettenkorps: „Es war Sonntagsdienst, also fügte man sich." Als aber der Kadettenpfarrer ihn, wie auch andere Konfirmanden, vor dieser Kulthandlung zu einer Rücksprache unter vier Augen bestellte, zweifellos in seelsorgerischer Absicht, wehrte er sich und veranlaßte, daß wir alle von dieser „Beichte" befreit blieben. Diesen Kameradschaftdienst rechneten wir Ludendorff hoch an. Wir begannen, in ihm unseren Führer zu sehen.

Auch später, als Vorgesetzter der Kadetten, blieb er trotz seines bestimmten Auftretens der gute Kamerad, dem man gern gehorchte, weil sein Wesen Achtung gebot; er nahm sich besonders der jüngsten Kadetten an, die oft unter den etwas derben Scherzen „zur Erziehung männlicher Haltung" seitens älterer Kadetten zu leiden hatten. Die Kameradschaft hörte aber auf, wenn er belogen wurde; denn das war verächtliche Feigheit, die seinem Stolz und seiner Wahrheitliebe widersprach.

Dem „zivilen" Unterricht widmeten wir nur gerade so viel Fleiß und Aufmerksamkeit, um noch in die höhere Klasse versetzt zu werden und die Fähnrichsprüfung zu bestehen; dagegen nahmen wir uns in der Selecta*), durch Offiziere in den militärischen Wissenschaften geschult, sehr zusammen. Wir sollten und wollten ja nicht Gelehrte, sondern Offiziere werden!

Im Kadettenkorps wurde besonderer Wert auf gute körperliche und charakterliche Ausbildung gelegt. Bei den vielen oft sehr anstrengenden Übungen unterstützte Ludendorff schüchterne Kadetten mit Rat und Tat. Oft auch traf ich ihn nach dem Reitdienst im Pferdestall, wo er sein treues Pferd mit seinem abgespar-

*) Eine Sonderklasse, den Kriegsschulen gleich.

ten Brot fütterte und sich, auf der Futterkiste sitzend, mit den Pferdepflegern unterhielt, um sich über sachgemäße Behandlung der Pferde belehren zu lassen.

Ludendorff übertraf uns alle durch seine tadellose Haltung und Führung; als er durch das Vertrauen seines Hauptmanns zum „Kompagnieführer" ernannt wurde, freuten wir uns über diese Auszeichnung, weil er sie ehrlich verdient hatte.

Das Offizier-Examen nahte; wir durften Wünsche äußern, bei welchem Truppenteil wir eingestellt werden wollten. Ludendorff wählte die Feldartillerie. Jedoch wurde er bei der Kadettenverteilung am 15. April 1882 nach sehr gut bestandenem Examen als Leutnant in das westfälische Infanterie-Regiment Nr. 57 nach Wesel versetzt.

Er schildert seine Enttäuschung in seinem „militärischen Werdegang" mit den Worten:

„Als ich mich auf der Fahrt nach Wesel durch Berlin bei meinem Kompagnie-Chef in Groß-Lichterfelde meldete, sagte er mir, ich solle nicht betrübt sein, daß ich nach Wesel gekommen sei, sondern ich hätte darin nur das Anzeichen zu sehen, wie warm er mich empfohlen habe; denn in dem Offizierskorps des Standortes Wesel wären Fälle vorgekommen, die es dem Militär-Kabinett besonders erwünscht machten, feste Charaktere dorthin zu versetzen."

Über seine nun beginnende fast zehnjährige Truppendienstzeit kann ich nicht mehr aus persönlichem Erleben berichten, sondern blicke in sein Werk „Mein militärischer Werdegang". Es zeigt sich hier klar, wie sehr ihm die im Kadettenkorps gesammelten Erfahrungen zugute kamen. Er erkannte, welcher Reichtum an guter und ehrenhafter Gesinnung in den seiner Ausbildung anvertrauten Söhnen unseres Volkes vorhanden ist. Dieses Ehrgefühl legte er seiner erzieherischen Aufgabe zugrunde, der er sich mit seiner ernsthaften Gründlichkeit hingab. Er schreibt darüber:

„Es war in der Tat alles Mögliche, daß mir 17jährigen jungen Menschen die Ausbildung der Rekruten ... wenn auch natürlich unter Aufsicht des Kompagnie-Chefs anvertraut wurde. Ich glaube, ich habe das Vertrauen gerechtfertigt und habe auch später noch manchen Brief früherer Rekruten erhalten. Ich habe mich redlich bemüht, mich in die Eigenart jedes Einzelnen zu versetzen. Ich werde wohl vor Allem durch persönliches Freundlichsein und ruhiges Auftreten den Rekruten das Einleben erleichtert haben ..."

Diese Sätze sind ein Zeugnis seiner Kameradschaft seinen ersten soldatischen Untergebenen gegenüber. Was sie als Zeugnis von Ludendorffs früher Entfaltung zum vorbildlichen Vorgesetzten und somit auch für sein Feldherrnamt bedeu-

ten, ist in dem vorangegangenen Abschnitte dieses Werkes gewürdigt worden. Das gemeinsame Leben der Offiziere schildert er:

„... es war denkbar einfach; die Einwirkung, die dabei von den älteren Kameraden ausging, war eine gute. Sie hatten zum großen Teil den Krieg 1870—71 mitgemacht, und ich lauschte begierig ihren Worten ... Ich lebte auch mehr als bescheiden; jahrelang war Abends ein oder zwei Mainzer Käse und dazu ein Glas Bier meine Abendmahlzeit. Sie ist mir sehr gut bekommen. Später ... leistete ich mir eine größere Abwechslung; zunächst trat zum Mainzer Käse ein Stück Wurst, und so ‚vervollkommnete' ich mich immer mehr ..."

Dieser Wesenszug denkbar größter Einfachheit, die ihn in jener Zeit schon den Eltern zur wirtschaftlichen Stütze werden ließ, blieb in seinem ganzen Leben im höchsten Grade ihm eigen.

In dem vorangegangenen Abschnitte „Des Feldherrn Jugendjahre" wurde schon berichtet, daß Ludendorff im April 1887 mit einem um ein Jahr vordatierten Patent — eine sehr seltene Auszeichnung — in das See-Bataillon versetzt wurde, um die Seesoldaten im Infanteriedienst auszubilden. Ein damals junger Marineoffizier, späterer Admiral, rühmte Ludendorffs unermüdliche Dienstfreudigkeit und sein kameradschaftliches Wesen bei den recht schwierigen Verhältnissen an Bord.

Während seiner ganzen Front-Dienstzeit kam sein ausgeprägtes Kameradschaftgefühl besonders in seiner scharfen Verurteilung der damals noch gelegentlich vorkommenden Soldaten-Mißhandlungen zum Ausdruck. Er wußte, daß die Grundlage jeder militärischen Erziehung, der Gehorsam, freudig zu leisten war, schon aus Achtung vor den Vorgesetzten; aber auch mit der Überzeugung von der Notwendigkeit des militärischen Befehls. Die Art der Befehlserteilung muß aber der Menschenwürde des Untergebenen Rechnung tragen. Achtung vor dieser Würde war für Ludendorff eine Selbstverständlichkeit, sie lag ihm im Blute. Er fühlte sich seinen Untergebenen als Kamerad verbunden und widersetzte sich jedem Verstoß gegen das Ehrgefühl. Auch sein Verhältnis zu seinen Vorgesetzten regelte er nach dieser Auffassung. —

Lange Jahre der Entwicklung lagen hinter uns, als uns die militärische Laufbahn wieder zusammenführte. Im Frühjahr 1895 wurden wir beide gleichzeitig in den Großen Generalstab nach Berlin versetzt.

Die außenpolitischen Verhältnisse hatten sich seit der Entlassung Bismarcks grundlegend verändert; das Gleichgewicht der Großmächte hatte sich zuungunsten des Deutschen Reiches verschoben; das Deutsche Heer aber hatte nicht mit den

Rüstungen unserer Feinde Schritt gehalten. Noch im Jahre 1887 sagte Bismarck zu dem Kriegsminister:

„Wenn der Reichstag das Geld für die Armee nicht bewilligt, so werde ich es stehlen und dann mit gutem Gewissen ins Zuchthaus gehen."

Und die neugewählte Volksvertretung stimmte mit großer Mehrheit allen Forderungen zu. Aber die Nachfolger Bismarcks besaßen nicht das Rückgrat, dem immer stärker in die Opposition gegen die Regierung tretenden Reichstag mit Schärfe entgegenzutreten. Zwar lebte Deutschland noch im Frieden, aber Krieg war zwischen China und Japan, zwischen England und den Buren, zwischen Japan und Rußland. In rastloser Arbeit wurden die Erfahrungen dieser Feldzüge für unser Heer nutzbar gemacht. Ludendorff bereitete im Großen Generalstabe die Schlagfertigkeit unserer Waffen, die Mobilmachung und den Aufmarsch an den Grenzen vor. Aber bei den hierfür nötigen Forderungen stieß er auf den Widerstand des damaligen Kriegsministeriums, das sich scheute, die Geldmittel vor dem Parlament zu vertreten.

Ich will aus seiner alle Gebiete des Kriegswesens berührenden Tätigkeit nur Ludendorffs Forderung auf volle Ausnutzung der gesetzlichen, aber nur noch auf dem Papier stehenden „allgemeinen Dienstpflicht" erwähnen. Dieses Gesetz, in Preußens größter Not entstanden, war der Ausdruck der Volksgemeinschaft! Alle wehrfähigen Männer waren zur Verteidigung des Volkes und des Landes verpflichtet.

Längst war unser Heer an Zahl hinter den feindlichen Armeen zurückgeblieben, Hunderttausende von gesunden jungen Männern waren bei uns vom Waffendienst befreit, weil unser Heer infolge der nicht vom Reichstage bewilligten Mittel zu klein war, um alle Diensttauglichen im Frieden aufzunehmen und auszubilden! Im Kriegsfalle mußten also ältere Jahrgänge sofort einberufen werden, während jüngere, nicht ausgebildete Leute in der Heimat blieben. Die Zahl der letzteren stellte Ludendorff im Jahre 1905 auf rund fünf Millionen fest! Und das zu einer Zeit, als Frankreich jeden einzelnen wehrfähigen Mann für den Krieg ausbildete, sogar die dreijährige Dienstzeit wieder einführte, während Rußland schon im Frieden ein Millionenheer besaß.

Über diese Tätigkeit Ludendorffs wird in einem besonderen Abschnitte dieses Werkes Ausführliches mitgeteilt. Ich aber kann diesen Bericht wohl noch ergänzen durch die Mitteilung, wie tief der Eindruck der großen Sorge Ludendorffs und seiner unerbittlich, wieder und wieder aus tiefstem Herzen vorgetragenen Warnun-

gen und umfassenden Abwehrvorschläge den drohenden Gefahren gegenüber auf alle die ernsten und tüchtigen Offiziere war, die im großen Generalstabe mit ihm zusammenarbeiteten. Als der Weltkrieg ausbrach, stand Ludendorff, in Verkennung seiner starken Persönlichkeit, nicht an kriegsentscheidender Stelle; er hatte eine Nebenaufgabe erhalten, die ihn aber schon in den ersten Tagen vor die Festung Lüttich führte. Hier vollbrachte er seine erste Kriegstat als Frontsoldat, die er später als seine schönste Kriegserinnerung bezeichnet hat.

Von dieser herrlichen Fronttat spricht ein besonderer Abschnitt dieses Werkes. Soweit sie aber auch eine besondere Gelegenheit war, Ludendorff als Kameraden in der Front zu zeigen, gehört sie in diese kurze Betrachtung, die das leuchtende Vorbild der Kameradschaft übermitteln möchte.

In seinem Bericht über die Nacht vom 5. zum 6. August 1914 schrieb er:

„... Ich sammelte die nach und nach eintreffenden Leute des Jägerbataillons ... und beschloß, die Führung der Brigade*) zu übernehmen ... Wir gingen vor und traten bald in dem Dorfe Queue du Bois in einen schweren Häuserkampf ... Ich mußte oft die Mannschaften, die nur zögernd vorgingen, ermahnen, mich nicht allein gehen zu lassen ..."

Ein Augenzeuge dieses nächtlichen Kampfes schildert das beispielgebende Verhalten Ludendorffs:

„... ‚Vorwärts, immer vorwärts, Kinder!' ermahnte er mit einer Stimme, die ich nie vergessen werde, die ruhig war und beruhigte. — ‚Kommt doch, laßt mich doch nicht allein gehen!'..."

Kein heftiger Befehl hätte auf die Leute einen so zwingenden Eindruck gemacht, wie diese warmen Worte des führenden Kameraden. In einer Schar bringt jeder Einzelne zunächst nur soviel Begeisterung, Mut oder auch Angst mit, wie sie ihm als Menschen eigen sind. Erst der Wille des Führers formt sie zur „Kameradschaft", die den Sturmangriff vorwärts treibt. Ohne den ruhigen Anruf des Kameraden Ludendorff, der die Schar über ihre natürlichen Hemmungen hinaushob, wären die Leute sich kaum der in ihnen ruhenden heldischen Eigenschaften bewußt geworden — nicht zu dieser Kameradschaft zusammengewachsen, in die ihr Führer als Kamerad zurücktrat.

Es ist wohl diese Erfahrung vor Lüttich gewesen, die den Feldherrn, als er im Herbst 1917 seine „Anordnungen für die Abwehrschlacht" erließ, bewogen hat, die durch Vertrauen und Kameradschaft eng verbundene „Gruppe" der Infanterie als

*) An Stelle des gefallenen Brigadekommandeurs.

kleinste Kampfeinheit selbständig zu machen. Innerhalb der durch die Nachbar-Gruppen sich ergebenden Grenzen sollten diese „Kameradschaften" selbst ihre Stellungen wählen, um dem Feinde den größten Abbruch zu tun und ihre eigenen Verluste zu verringern. Vorbedingung für diese neue Gefechtsführung war: höchster Grad von Ausbildung, Mannszucht, gegenseitige kameradschaftliche Unterstützung! Diese Neuerung erregte bei vielen höheren Führern große Bedenken, aber der Feldherr ließ sich nicht irre machen — und er behielt Recht!

Als Stabsoffizier schon und bis in sein Feldherrntum kannte Ludendorff keine Vorurteile. Er setzte bei allen ihm unterstellten Offizieren den gleichen Pflichteifer, der ihn beseelte, in Rechnung. Er schuf durch diese Auffassung eine Stimmung gegenseitigen Vertrauens, die ihn mit seinen Mitarbeitern schon im Großen Generalstabe, aber auch bis in die Oberste Heeresleitung kameradschaftlich verband. Jeder wußte, daß es um das Höchste ging, und war bestrebt, dem Beispiele dieses großen Soldaten nachzueifern.

Aber auch das unbestechliche Gefühl der Truppe erkannte in dem harten, nur an den Sieg denkenden Feldherrn doch zugleich den fürsorgenden und mitfühlenden Kameraden. Diese Erkenntnis verbreitete sich von der Front bis in die Heimat und verhalf der unter Ludendorffs Namen im Jahre 1917 eingeleiteten Sammlung für die Opfer des Krieges zu dem großen Erfolge: über 150 Millionen Mark wurden gezeichnet! — In seinen Kriegserinnerungen schrieb der Feldherr: „Die Fürsorge für die Soldaten und die Hinterbliebenen der Gefallenen war mir ein Herzensbedürfnis."

Als Ludendorff am 28. Oktober 1918 entlassen wurde, ahnten wir Frontsoldaten, daß uns nicht nur der Feldherr, sondern auch unser bester Kamerad genommen worden war.

„Was aus der Spende, die nach der roten Revolution den Namen ‚Volksspende' erhielt, in dieser anderen Bezeichnung geworden ist, weiß ich nicht. Jetzt geht es mir wie ein Stich durchs Herz, wenn ich erwerbslose Kriegsbeschädigte auf den Straßen betteln sehe", zeichnete Ludendorff später auf.

Nach dem Kriege sagte sich der Feldherr von allen Bindungen des alten Klassen- und Kastengeistes los; er wollte nur noch Mitglied der Deutschen Volksgemeinschaft sein. Seinen Blick wandte er dorthin, wo er ein neues Bewußtsein von Freiheit und Verantwortung entstehen sah. Bald betätigte er sich führend in der völkischen Bewegung. In München lernte er Adolf Hitler kennen, den „Gefreiten" des Weltkrieges. — Nie hat sich Ludendorff versagt, wenn Deutsche ihn

riefen! Als treuer Kamerad marschierte er am 9. November 1923 neben Hitler in vorderster Reihe zur Feldherrnhalle — ähnlich wie bei Lüttich durch feindliches Feuer.

Nur waren seine Gegner in München Deutsche Volksgenossen, die durch Wortbruch und Verrat zu dieser Tat verführt worden waren. Aber auch hier, ganz wie im Feuer von Lüttich zeigt sich Ludendorff wieder als vorbildlicher Kamerad. Man verhaftete ihn, nachdem er die Feuerlinie durchschritten hatte. Da verlangte er, mit seinen verhafteten Kameraden abgeführt zu werden, und sprach Worte der Entrüstung, die ihm sehr von Herzen kamen, weil ihm dieser Wunsch aus sehr durchsichtigen Gründen abgeschlagen wurde! Des Hochverrates angeklagt, sprach er später wiederholt die Hoffnung aus, daß man auch ihn für seine Tat „bestrafen" werde, glaubte er doch sehr mit Recht, daß dies das Deutsche Volk aufrütteln werde, und entsprach es doch auch seinen so tief in ihm lebenden kameradschaftlichen Gefühlen den übrigen „Hochverrätern" gegenüber. Als der Gerichtshof dann aber die Anführer des Unternehmens vom 9. 11. 23 mit Festung bestrafte, den Feldherrn jedoch freisprach, erklärte er dies Urteil seiner unwürdig, weil er als Hitlers Kamerad die gleiche Strafe verdient hätte!

Am 26. 2. 1925 veröffentlichte Adolf Hitler im „Völkischen Beobachter":

„... Gedenken wollen wir aber vor Allen eines Mannes, der nichts zu gewinnen, jedoch den Ruhm des unvergänglichen Führers der deutschen Heldenarmeen im größten Kriege der Welt zu verlieren hatte und sich dennoch zum schweren Opfer entschloß, seinen Namen und seine Tatkraft der führerlosen Bewegung zu schenken. In General Ludendorff wird die Nationalsozialistische Bewegung für immer den treuesten und uneigennützigsten Freund verehren. Was die Bewegung an ihn ketten wird, ist nicht die Erinnerung an geschenkte Freundschaft im Glück, sondern bewahrte Treue in Verfolgung und Elend."

Durch seine völkische Stellungnahme geriet Ludendorff sehr bald in scharfen Gegensatz zu denjenigen ehemaligen Offizieren, welche die neue Zeit nicht begreifen konnten. Den Kameraden traf diese Verkennung seines Wollens seitens früherer Kriegsgefährten tief; wußte er doch, welch ein beschämendes Licht sie durch ihr Handeln vor der Zukunft auf sich selbst, also auf Vertreter des stolzen alten Heeres warfen! Es hatten sich indessen in ihm die Neues wirkenden Kräfte schon auf ein zukünftiges Ziel gerichtet: den völkisch-nationalen Staat! Er erkannte das „Notwendige" und ließ sich nichts abdingen, mochten auch alte Götzen darüber zugrunde gehen.

Unter diesem Gesichtspunkt muß man seinen Kampf mit den in veralteten Vorstellungen befangenen 27 bayerischen Generalen und ihren Mitläufern verstehen. Ludendorffs Ehrbegriff umfaßte alle anständigen Deutschen und ließ keine Sonder-Ehre, auch nicht für Fürsten, gelten. Über den Kameradschaftbegriff einer „Kaste" stellte er die Kameradschaft des ganzen Deutschen Volkes.

Um der völkischen Bewegung mehr Stoßkraft und auch Schutz vor dem „roten Terror" zu geben, sammelte er die Mitglieder vieler Freikorps und Selbstschutzverbindungen in dem „Frontbann". Die Aufgabe dieser Organisation war im Sinne Ludendorffs beendet, als die Reichswehr stark genug war, um rote Putschversuche niederzuschlagen. — Der Feldherr wollte nun ein viel weiteres Feld bestellen; er hatte die Juden, Freimaurer und Jesuiten in ihrer volkverderbenden Tätigkeit klar erkannt und übermittelte jetzt dem Deutschen Volke seine Erkenntnis von diesen dunklen Gewalten, den „überstaatlichen Mächten". Dieser große Geisteskampf wird in einer ganzen Reihe von besonderen Abschnitten dieses Werkes behandelt werden. Hier sei nur daran erinnert, in welchem Ausmaße dieser mit einer kleinen Schar von Mitkämpfern geführte Kampf Ludendorff immer wieder Gelegenheit bot, ganz wie im Freiheitkampfe 1920/1924, seine vorurteilslose herzliche Kameradschaft zu erweisen. Jeder ehrliche, echte Mitkämpfer, gleich aus welchem Stande, ob Mann oder Frau, wurde von ihm unbestechlich, allein nach seinem Charakter und nach seiner Kampfkraft gewertet und erfuhr die Zeichen der Kameradschaft und der Fürsorge, wenn er vor solcher Art der Bewertung bestand. Wohl wenige seiner Mitkämpfer haben in diesen Grundzug seines Wesens, den er nun wieder Jahre hindurch bis zu seinem Tode zu bewähren vermochte, einen so tiefen Einblick gewinnen können wie sein alter Kamerad aus der Kadettenanstalt, der nun wieder an seiner Seite focht. Diese Mitarbeit begann im September 1925, als der Tannenbergbund gegründet wurde, dem sich viele in derselben Richtung stehende Organisationen anschlossen. In dieser Gemeinschaft waren wir mit ihm durch den Glauben an das neue Deutschland verbunden; er faßte in seiner Seele dieses zukünftige Gebilde zusammen und verhinderte jedes eigenbrötlerische Sonderwesen Einzelner durch seine überragende Geisteskraft. Er sah in dem Tannenbergbunde nichts anderes, als eine Vorbereitung zur Deutschen Wiedergeburt.

Bald nach dieser Gründung hatte sich sein persönliches Schicksal in einem außergewöhnlich glücklichen Sinne gewandelt. Aber diese Wendung sollte für die Zukunft weit über das persönliche Leben hinausgreifen. Bei allem Reichtum

brachte die Ehe mit einer schöpferischen, im völkischen Kampfe schon seit Jahren stehenden Frau in Ludendorffs Leben die Möglichkeit, sein leuchtendes Vorbild als Kamerad seiner Lebensgefährtin gegenüber zu bewähren, und wahrlich, eine gehässige Umwelt bot in reichem Ausmaße Gelegenheit hierzu. Nie werden wir Kampfkameraden, die wir diese Kameradschaft des Feldherrn miterlebten, den tiefen Eindruck, den sie auf uns alle machte, in uns verblassen sehen.

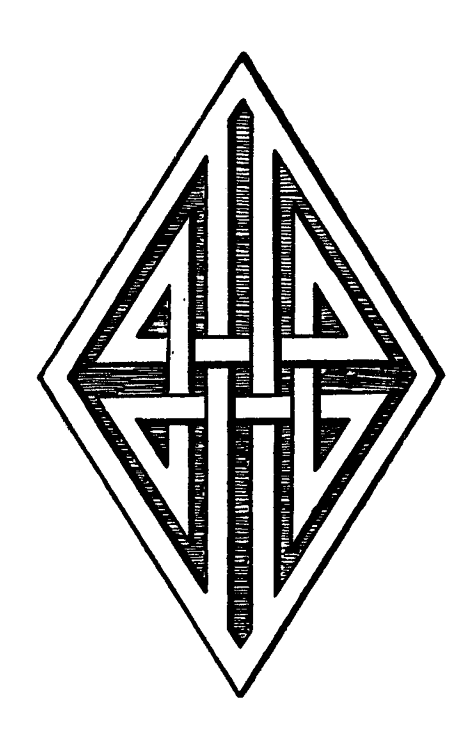
Ludendorffs Ehe mit Frau Dr. v. Kemnitz war das schönste Vorbild treuer und hingebender Kameradschaft für alle, die das Glück hatten, sie kennen zu lernen. In ihrer Eigenart ergänzten diese bedeutenden Menschen sich gegenseitig. Die philosophischen Werke der Gattin eröffneten dem Feldherrn neue Ausblicke in das Seelenleben der Völker. In enger Zusammenarbeit trug das „Haus Ludendorff" die Deutsche Gotterkenntnis hinaus! Die tausendjährige Herrschaft des Christentums wurde als Irrlehre, die Bibel als Propagandamittel zur Ausbreitung jüdischer Weltherrschaft enthüllt. Ein gewaltiger Kampf gegen Weltmächte ward da in treuster Kameradschaft von den beiden großen Menschen geführt. Enttäuschungen blieben dem Feldherrn nicht erspart, aber sie trübten ihm nicht das große Bild seiner Weltanschauung. Sein stürmisches Vorwärtsdringen auf neuen Wegen fand nicht immer sofortiges Verständnis; aber er hatte das Recht, sich selbst als Maßstab zu nehmen. Und es war letzte Bewährung seiner Kameraden, daß sie sich — von einem Ludendorff geführt — auch in dem, was ihnen auf den ersten Blick als „Unbegreiflichkeit" erschienen war, fügten, und die Härte, mit der er veraltete Gewohnheiten und liebgewordene Lehren umstieß, aus freiem Entschluß bejahten! — Er gewann seine Gefolgsleute durch Vertrauen; nicht durch irgendwelche Bindungen fesselte er sie. Seine Mitkämpfer sollten seine Kameraden, nicht seine Hörigen sein. Er wollte ihre Selbständigkeit. Sein schlichtes Geheimnis war, daß er uns vorausging, aber in einer Art, daß wir nicht anders konnten, als ihm — früher oder später — zu folgen!

Eine Deutsche Zukunft bis in fernste Zeiten schien dem Feldherrn unmöglich ohne Befreiung des Volkes von jeder Geistes- und Seelenknechtschaft. „Machet des Volkes Seele stark!" rief er den Vertretern der neuen Wehrmacht zu, die dem großen Kameraden und Feldherrn, „der die ganze Last des Krieges auf seinen Schultern getragen hatte", ihre Wünsche zu seinem 70. Geburttage überbrachten.

Am 30. März 1937 hatte Ludendorff die Freude und Genugtuung, daß der Führer und Reichskanzler ihm die volle Gleichberechtigung der „Deutschen Gotterkenntnis" neben den anderen Bekenntnissen zusagte!

Nur wenigen Menschen ist es vergönnt, zu einer hohen, für ihr Volk lebensnotwendigen Erkenntnis zu gelangen; und nur die ganz Großen halten solche Erkenntnis fest gegen alle Widerstände und trachten danach, diese ihre Lebensaufgabe bis in den Tod zur Anerkennung zu bringen.

So waren die Gedanken Ludendorffs in seinen letzten Stunden von dem Wunsche erfüllt, daß seine Gattin sein Werk fortführen möge. Auch wir, seine Kameraden, werden den Weg weitergehen, den er uns gewiesen hat. „Es gibt keinen anderen!"



Ludendorff als Vorgesetzter

Von Dr. Wilhelm Crone, Angehöriger der OHL. im Weltkriege, Oberst a. D. Bruchmüller, Artilleriefachmann in der OHL., Oberstleutnant a. D. Frahnert, Abteilungchef in der OHL., u. a.

Wer die überragende Lebensleistung des Feldherrn auch nur einigermaßen überblickt, der ist sich von vornherein darüber klar, daß so Großes unter so erschwerten Umständen niemals hätte geleistet werden können, es sei denn von einem Menschen, der auch ein ganz außergewöhnlicher Vorgesetzter war. Hätte er es nicht verstanden, durch sein leuchtendes Vorbild alle seine Untergebenen über sich selbst hinaus zu ungewöhnlicher Leistung emporzureißen, hätte er nicht das Vertrauen, ja, die begeisterte Verehrung zu dem Vorgesetzten in allen seinen Untergebenen in außergewöhnlichem Maße zu wecken gewußt, so hätte seine geniale Schöpferkraft niemals so Übermenschliches durchsetzen können, weil dann zu all der Feindschaft, die geheim gegen ihn wühlte, noch der Unwille und die mangelhafte Leistung von seiten seiner unmittelbaren Untergebenen als schweres Hemmnis hinzugetreten wäre. Ja, es läßt sich wohl vermuten, daß die zwingende Persönlichkeit des Feldherrn, für deren Wirkung wir in einem der folgenden Abschnitte einige Tatsachen anführen werden, so manchen Untergebenen, der dank Bindungen überstaatlicher Geheimorden ihm feindselig gegenüberstand, innerlich besiegte. So gab er wohl die ursprüngliche Haltung so lange zum mindesten auf, als er unter dem persönlichen Einfluß des Führers stand.

Eine reiche Auswahl der stets gleichlautenden begeisterten Aussagen Untergebener über den Vorgesetzten Ludendorff stehen uns als Zeugnisse zur Verfügung. Sie alle beweisen, wie sehr er die hohe Kunst, guter Vorgesetzter zu sein, die er schon in seiner Jugend zeigte, entfaltet hatte. Wir wählen unter ihnen vor allem jene, in denen Erich Ludendorff in der Fülle seiner Feldherrnmacht stand, und lassen aus jenen Jahren Offiziere sprechen, die ihn in der Obersten Heeresleitung in unmittelbarer Nähe vor sich sahen, und solche, die das Amt des Chefs einer ganzen Abteilung in der OHL. innehatten. Diesen Zeugnissen fügen wir dann noch die Erinnerung seines Burschen, der ihm seit 1913 sechs Jahre treu diente, also auch die Jahre des Weltkrieges alle miterlebt hat, hinzu. So haben wir Untergebene an führender Stelle und einen untersten Untergebenen aus dem Weltkriege selbst gewählt und haben allein schon dadurch das Bild Erich Ludendorffs

als Vorgesetzten am hellsten beleuchtet. Um aber zu zeigen, daß die überragende Persönlichkeit des Feldherrn sich nicht erst dann auf seinen Untergebenen auswirkte, als schon außergewöhnliche Leistungen im Großen Generalstabe oder gar Feldherrnleistungen neben seiner Person standen, stellen wir den genannten Zeugnissen die Mitteilungen eines seiner früheren Schüler in der Kriegsakademie voran. Sie offenbaren uns deutlich, daß er schon damals sein Lehramt überragte und seine Schüler sich bei Vergleichen mit Feldherren der Geschichte selbst förmlich überraschten. Major a. D. Georg Lyons erzählt uns:

„Als junger Leutnant der Infanterie stand ich in Halberstadt und lernte 1896 Ludendorff, der damals Generalstabsoffizier Ib beim Generalkommando in Magdeburg war, zuerst kennen. Er war wie ich Plöner Kadett gewesen und sprach mich daraufhin verschiedentlich freundlich an. So war er mir kein Fremder mehr, als ich 1907/08 im Hörsaal IIIb der Kriegsakademie in Berlin als Lernender und Werdender zu seinen Füßen sitzen durfte. Stellten die Lehrer an sich schon eine Auslese dar, so wurde uns bald klar, daß Ludendorff in dieser Auslese eine überragende Erscheinung war.

Ein gerechter Stolz, daß wir die Schüler eines solchen Mannes sein durften, erfüllte uns bald, und wir hingen ihm mit voller Hingebung an. Mit Geduld, Freundlichkeit und Güte, aber dennoch mit fester, sicherer Hand führte er die jungen angehenden Moltkes in das umfassende Gebiet des Generalstabsdienstes ein. Ironie und Sarkasmus, die so leicht den Glauben und das Vertrauen trüben können, lagen ihm fern. Ein edler, vornehmer Charakter sprach aus ihm, das empfanden wir wohl alle, und eine Blöße oder Schwäche vermochten noch so kritische Augen an diesem nordischen Recken nicht zu entdecken. Er hatte auch Sinn für Scherz und Humor. Es herrschte in den Pausen häufig im Hörsaal eine ausgelassene Stimmung, die sich, vor allem bei den ehemaligen Kadetten, zuweilen in Kämpfen mit Papierballen als Wurfgeschossen äußerte. Einmal kam Ludendorff etwas früher und geriet mitten in das Kampfgetümmel. Er lachte fröhlich über uns; er haßte die Duckmäuser, und das waren wir wohl alle nicht. Man merkte, das freute ihn. Die sogenannten „Schuster", die auch bei uns in einigen wenigen Exemplaren vorhanden waren, schätzte er nicht besonders und lächelte, wenn ab und zu sehr drastische Skizzen hierzu an der Tafel zu sehen waren.

Die taktischen Übungen, die er mit uns im Hörsaal oder im Gelände vornahm, waren stets einfach angelegt, ohne jedoch eintönig zu wirken. Er war ein Meister in der Schaffung solcher taktischen kriegsmäßigen Anlagen. Man fühlte bald, daß

er die Kriegsgeschichte und ihre Lehren voll beherrschte. Er verstand es glänzend, uns das Wesen des Krieges zum Verständnis zu bringen und Zweifel und unklare Vorstellungen zu klären. Wir hatten uns Jahre hindurch sehr eingehend mit Friedrich dem Großen, mit Napoleon und Moltke beschäftigt und kamen uns taktisch und strategisch überfüttert vor. Ludendorff war bei solchen uneingestandenen aber doch bemerkten Stimmungen der richtige Arzt. Mit absoluter Klarheit und Sicherheit, mit manchem prächtigen Wort verstand er uns dann zu führen und aufzumuntern und dafür zu sorgen, daß man bald den festen Boden wiederfand und mit erneuter Kraft und Freudigkeit den Kopf wieder hoch trug.

Mußte man als Führer einer Inf.-Division in schwerer Lage den richtigen Entschluß finden, so fand man ja einen Entschluß — die Lösung Ludendorffs war aber doch manchmal ganz anders — immer aber wirkte sie überzeugend. Häufig waren es kühne und neuartige, immer geniale taktische Anschauungen und Lösungen, die Ludendorff vortrug. Als eine auf dem Flügel einer Armee vormarschierende Inf.-Div. sich dem Feind näherte, beschloß sie, d. h. der Oberleutnant X., der nach eigner Auffassung die Lage glänzend beurteilte, sich zu verteidigen. Da nahm Ludendorff mit leiser Hand dem Divisionführer die Binde von den Augen, und siehe da: schon war aus der Verteidigung ein kühn formierter Vormarsch zum Angriff geworden.

Wir waren etwa 50 Offiziere aller Waffengattungen und, ausgenommen Bayern, aller Gebiete des Deutschen Reiches. Und jeder durfte freimütig seine Meinung äußern. Ludendorff drang sogar darauf, daß wir nicht mit unserer Meinung zurückhielten. Er stellte sich uns, wenn man so sagen darf, zum Kampf. Aber immer ging er als Sieger hervor. Da war keiner, der nicht dachte oder auch äußerte: „Der Mann hat recht. So und nicht anders ist es."

Als Schlußarbeit hatten wir eine Manöveranlage zu liefern. Hierbei leitete uns das Wort Ludendorffs: „Eine Manöveranlage springt nicht, wie Minerva aus dem Kopfe des Zeus, als etwas Fertiges aus der Gedankenwelt des Bearbeiters hervor, sondern sie entsteht langsam als ein Produkt sinnenden Nachdenkens, eifriger, gewissenhafter Arbeit, richtiger militärischer Anschauungen und des Verständnisses für die Bedürfnisse der Truppen." Die für den Anfänger zwar interessante aber schwierige, Monate in Anspruch nehmende Arbeit war fruchtbar schon deshalb, weil uns ein wertvolles Hilfemittel als guter Freund zur Seite stand, nämlich das Werk Ludendorffs „Brigade- und Divisionsmanöver in Anlage und Leitung", das gerade erschienen war. Beim Studium dieses Werkes und

beim Rückblick auf die Lehrtätigkeit Ludendorffs kam mir der Gedanke, daß es eine glückliche Schicksalsfügung war, daß Ludendorff aus der Hauptwaffe, der Infanterie, hervorgegangen ist und daß er tatsächlich den Geist und Dienst bei der Infanterie sehr eingehend kennengelernt hatte. Ich glaube, diese Tatsache gab seinem Wesen, ganz abgesehen von seiner Genialität, eine starke innere Sicherheit und bewahrte ihn vor allen phantastischen Anwandlungen, die Kühnheit und Vorsicht nicht genügend gegeneinander abwägen können. Napoleon ist aus der Artillerie hervorgegangen, und vielleicht ist diese Tatsache einer der Gründe dafür, daß er im Gegensatz zu Ludendorff zwischen Wägen und Wagen nicht immer den richtigen Ausgleich gefunden hat. Wenn mir damals solcher Vergleich kam, zeigt das jedenfalls, wie wir von unserem geliebten Lehrer dachten. Leider war es uns nicht vergönnt, unter Ludendorff die taktische Schlußübungreise mitzumachen. Er wurde vor ihrem Beginn im Großen Generalstab Chef der Operationabteilung. Die Schlußarbeiten erhielten wir aber später mit einer persönlichen Beurteilung Ludendorffs zurück. Bei mir hieß es am Schluß: „Es liegt Berechnung in der Manöveranlage, das gefällt mir."

Mit tiefer Dankbarkeit und Verehrung denke ich und werde stets gedenken des Mannes, des größten Feldherrn der Deutschen, der so menschlich und gütig mit uns, der „Große mit den Kleinen", umzugehen verstand."

War der junge Frontoffizier gütig und voller Fürsorge bei aller nötigen Strenge, war der Lehrer an der Kriegsakademie, trotz überragenden Könnens, so gütig zu den Schülern, so fragt es sich, ob auch in den Jahren der Leitung des Weltkrieges dieser Wesenszug des Feldherrn in gleichem Maße seine Untergebenen beglücken konnte. Es läßt sich wohl ganz im allgemeinen sagen, daß der Charakter eines Menschen auf eine um so höhere Probe gestellt wird, je größer die Macht ist, die in seinen Händen liegt. Gar mancher ist an kleinem Posten stehend noch ein erträglicher Vorgesetzter, der bei unbegrenzter Machtstellung in das Gegenteil umschlägt. Alle die, die in des Feldherrn Nähe und unter seinem Befehle standen, als er am 29. 8. 1916 in die Oberste Heeresleitung trat, können daher vor allen Dingen Zeugen des außergewöhnlichen Charakters Erich Ludendorffs sein, der sich seinen höchsten und niedersten Unterstellten im gleichen Maße enthüllte.

Wir lassen zunächst Dr. Wilhelm Crone, der uns durch sein Buch „Das ist Ludendorff" seine Vertrautheit mit des Feldherrn Leistung in der OHL. erwiesen hat, über Erich Ludendorff als Vorgesetzten sprechen:

„Wenn auch nach den Auffassungen des alten Heeres der Feldherr als zu jung angesehen ward, um selbst 1916 Chef der Heeresleitung zu werden, und er den Titel eines zweiten Chefs ausschlug, den des Ersten Generalquartiermeisters wünschte, so hat er sich doch volle Mitverantwortung für alle Maßnahmen ausbedungen. Nach Lage der Dinge bedeutete dies aber tatsächlich die verantwortliche Leitung der gesamten Kriegsführung. Sie gestattete Ludendorff ein uneingeschränktes Ausmaß militärischer Befehlsgewalt, wie sie den damaligen Verhältnissen entsprach, und damit nicht nur volle Entfaltung seiner Leistung, sondern auch die vollste Bewährung seines außergewöhnlichen Charakters in jeder Richtung, so auch in der des Vorgesetzten.

Vor allen Dingen fühlten da seine ihn Umgebenden die hinreißende Willenskraft des Feldherrn.

„Ich brauche unbedingt und schnellstens eine unmittelbare Drahtverbindung nach Konstantinopel, Herr Postrat!"

Das war ein kurzer, bündiger Befehl des Ersten Generalquartiermeisters an den Chef der Telegraphendirektion Postrat Ohnesorge, den heutigen Reichspostminister. Diese Anordnung erschien dem Beauftragten eine Unmöglichkeit. Ludendorff stellte ihm damit eine schier unlösbare Aufgabe. Wie das schaffen? „Ich brauche sie!" Mit diesen Worten des Ersten Generalquartiermeisters wurden jedwede Einwände abgewiesen.

So wie der Feldherr selbst durch seine unerhörte Willenskraft, seinen Feuereifer, seine Energie und seinen Siegesfanatismus sein Letztes hergab, so übertrugen sich diese Eigenschaften anfänglich mit einer den dienstlichen Befehlen einfach nachkommenden, später einer kaum noch fühlbaren Selbstverständlichkeit auf alle Untergebenen. „Ja, es wurde und es war", so sagten alle Mitarbeiter, „eine Lust, unter Ludendorff zu arbeiten!" Andererseits aber auch, so teilt General v. Eisenhart-Rothe mit, „flog, wer nichts leistete, und wer blieb, konnte mehr als der Durchschnitt".

Dafür hier gleich der Beweis: die von dem Feldherrn gewünschte direkte Leitung nach dem Balkan wurde gebaut. Ohnesorge hatte eine großartige technische Arbeit vollbracht. Das Eiserne Kreuz I. Klasse aus Ludendorffs Hand war dafür der Lohn und der Dank.

„Ich war damals 45 Jahre alt, als wir zusammen im Großen Hauptquartier waren", sagte der Reichsminister im Jahre 1937 gelegentlich eines Besuches in Berlin zu mir, „ich fürchtete mich vor niemand, und ich hatte auch noch nie in mei-

nem Leben bis dahin Kopfschmerzen gehabt. Nur einer verursachte sie mir häufiger, und vor dem hatte ich einen heillosen Respekt. Das war — Exzellenz Ludendorff."

In diesen Worten sollte nicht etwa die Furcht vor dem Vorgesetzten, nun tagtäglich soundsoviele „Rüffel einstecken" zu müssen, zum Ausdruck kommen, und das lag, soweit ich das aus dem Gesichtsausdruck des Ministers und seinen diesen Satz unterstreichenden Handbewegungen entnehmen konnte, auch dem Ausspruch nicht zugrunde, sondern aus ihnen klang eine nicht zu überbietende Bewunderung und grenzenlose Achtung vor der einzigartigen Persönlichkeit des Feldherrn.

Oberflächlich Urteilende haben leider zu oft behauptet, Ludendorff sei zwar ein militärisches Genie gewesen, aber gerade dieses Genie in ihm habe alle menschlich-warmen Charakterzüge erstickt. Ein in der Telephonzentrale der Telegraphendirektion Großes Hauptquartier tätiger Feld-Telegraphensekretär äußerte einmal: „Wir liebten und verehrten General Ludendorff, weil wir aus seinen Gesprächen und aus seinen höflichen, wenn auch bestimmten Wünschen herausmerkten, daß er ein menschlich-verstehendes Herz für alle seine Untergebenen hatte. Selbst in Zeiten höchster Anspannung und Krisen, in denen manchmal die Nerven bei uns zu zerspringen drohten, war Seine Exzellenz trotz seiner nicht beschreiblichen Arbeitüberlastung wohl kurz angebunden, aber um etwas zu bitten oder nachher ein Danke zu sagen, vergaß er selten. Und hatte eine Verbindung gut funktioniert, dann wußte er auch ein Lob zur gegebenen Zeit mit wenigen Worten so feinsinnig anzubringen, daß er damit unbewußt unsere Arbeitfreudigkeit steigerte. Und nirgend hat man wohl besser Gelegenheit, einen Menschen kennenzulernen, als in einer Telephonzentrale."

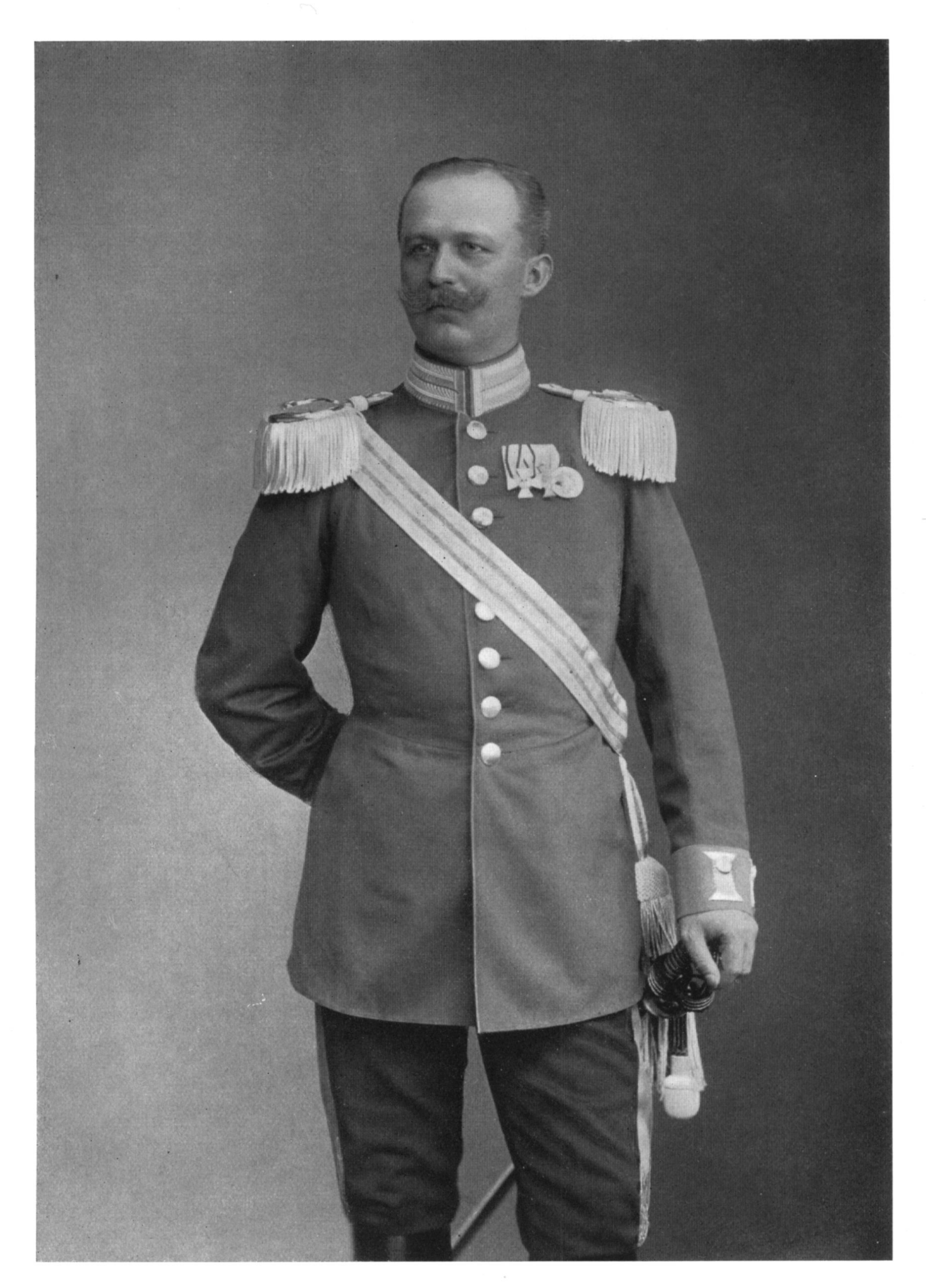
Und was sagte mir General Frhr. v. d. Busche-Ippenburg: „Seit Ludendorff die Geschicke in der Hand hatte, dachte er nur daran, den Krieg zu beenden. Er war keineswegs verhärtet gegen die Leiden seines Volkes, er hatte ein weiches Herz und litt unter all den furchtbaren Opfern, die jeder Tag von uns forderte ..."

Ich ergänze: die wenigsten ahnten, was für ein weiches Herz in der Brust Ludendorffs schlug, ja, war das nicht vielleicht das Beste, sein Herz? Seine Mitarbeiter und Untergebenen wissen das allein, nicht die Schwätzer und Verleumder, die gewissenlosen Vaterlandsverräter, die gedankenlos ihre Schmähworte über den prachtvollsten Soldaten des Deutschen Heeres in das irregeführte Volk hineinwarfen oder nachplapperten!

Die riesengroße Arbeitlast und die ebensolche Verantwortung, die auf dem Feldherrn ruhten, geboten den Untergebenen ein Höchstmaß von Genauigkeit,



1895 als Hauptmann im Gr. Gen.-Stabe



1901 als Major im Gen.-Stabe der 9. Division

Pünktlichkeit und Ordnung. Was konnte unter Umständen von einem nicht bis zum gewünschten Zeitpunkte zurückgelangten Aktenstück oder Befehl oder Telegramm abhängen! Daß daher der Feldherr seine Offiziere sehr knapp und bündig zurechtstaute, wenn ein Schriftstück nicht pünktlich wieder in seiner Hand lag, ist nur zu selbstverständlich, ging es doch sehr oft um das Leben von Tausenden von Kameraden an der Front. Major Frentz wußte einmal davon zu berichten:

Ludendorffs Stimme im Fernsprecher: „... ich verbitte mir diese Bummelei!" Kein Wort mehr. Nach einigen Minuten wieder dieselbe Stimme: „Hören Sie, ich habe feststellen können, daß die Ordonnanz die Sache bei Ihnen noch nicht abgeliefert hatte. Sie ist sofort abzulösen!" Wieder eingehängt. — Am Mittag vor dem Essen kam Ludendorff dann gewöhnlich mit gütigem Lächeln auf den betreffenden Offizier zu und pflegte zu sagen: „Ich war heute früh ein wenig unfreundlich zu Ihnen, nun ist ja alles wieder klar!" Damit waren die Gewitterwolken auch tatsächlich verzogen, und die Angelegenheit war abgetan. War das der Mann ohne Herz oder mit steinernem Herzen, der nach einem im Wust der Geschäfte gesprochenen harten Wort sogleich wieder der verstehende offene Kamerad und väterlich gütige Freund seiner Mitarbeiter war?

Der Feldherr ließ sich nicht gerne feiern und photographieren. „Viele werfen ihm Eitelkeit vor", berichtet ein dem General sehr nahestehender früherer Mitarbeiter, „welche Verkennung! Er wollte für sich, was ihm gebührte. Er ließ sich nicht gern zurücksetzen. Aber wie kann man einem Menschen Eitelkeit vorwerfen, der vier Jahre lang Deutschlands Heere von Erfolg zu Erfolg führte und dabei ganz im Hintergrunde blieb. Er ging jeder Anfeierung aus dem Wege. Wo er öffentlich erscheinen mußte, brach er schnell ab und kehrte an seinen Arbeittisch zurück ..." Wenn ihm zugejubelt wurde, wenn in Veranstaltungen oder in der Presse ihm gehuldigt wurde, dann wies er solche Ovationen von sich und äußerte seiner Umgebung gegenüber: „Der Krieg ist ja noch lange nicht zu Ende. Ich will nicht, daß ich gefeiert werde, dazu ist ja nach dem Kriege noch Zeit, wenn er glücklich überstanden ist." —

Oberst Bruchmüller, der als „Artilleriefachmann" von dem Feldherrn mit besonderen Aufgaben betraut wurde und während der Frühjahrsoffensive 1918 in seinem Auftrage artilleristischer Berater bei der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz war, gibt uns aus seinen Erinnerungen das Bild:

„Auf mich wurde der Feldherr durch die erfolgreichen Angriffe im Osten im Jahre 1916, besonders aber im Jahre 1917 bei Toboli, in Ostgalizien (Tarnopol),

bei Riga und Jakobstadt aufmerksam, bei denen ich die Artillerie leitete, außerdem durch Berichte und persönliche Mitteilungen verschiedener Führer. Der Feldherr berief mich im Herbst 1917 nach dem Westen. Was ich als Untergebener von ihm erlebte, ist das Gleiche, was alle Mitarbeiter mit Freude rühmen. Der Feldherr trat den Offizieren seines Stabes und allen seinen Mitarbeitern mit größtem Vertrauen entgegen, ließ ihnen große Selbständigkeit, behielt aber die Fäden in der Hand, d. h. er ließ sich über einschneidendere Maßnahmen Vortrag halten und entschied dann.

Natürlich wurden auch die in Aussicht genommenen artilleristischen Maßnahmen vor jedem Angriff vom Feldherrn begutachtet und bedurften seiner ausdrücklichen Genehmigung. Mit Freude und Stolz kann ich aber feststellen, daß der Feldherr sich mit meinen Vorschlägen, die zum sehr erheblichen Teil auf den Erfahrungen des Ostens in den Jahren 1916 und 1917 beruhten, meist einverstanden erklärte und, wo dies nicht bis zur äußersten Konsequenz erfolgte, wie bei der Großen Frühjahrsoffensive 1918, lag der Grund darin, daß der völlige Bruch mit dem bisherigen artilleristischen Grundgedanken über die Notwendigkeit eines Einschießens — der gänzliche Verzicht auf Einschießen — damals etwas so Ungeheuerliches war, daß auch Stimmen aus der näheren Umgebung des Feldherrn dringend vor dem Beschreiten dieses neuen Weges, der aber allein zum Ziele führen konnte, warnten und wenigstens eine Nachprüfung der Schußlage vor Beginn des Wirkungschießens verlangten. Durch Bewilligung dieser Forderung mußte natürlich bei der Großen Frühjahrsoffensive das Wirkungschießen selbst am Tage stattfinden. Beim Angriff am Chemin des Dames (Mai 1918) gelangte dann aber mit Einverständnis des Feldherrn der völlige Verzicht auf Einschießen zur Durchführung mit allen sich dadurch ergebenden Vorteilen, Wahrung der Überraschung, Sturmvorbereitungschießen der Artillerie bei Nacht, Sturm in der Morgendämmerung usw.

Des Feldherrn Ruhe, Klarheit und Bestimmtheit bei seinen Anordnungen machten ihn zu einem leuchtenden Vorbild für jeden militärischen Führer. Bei der abschließenden Besprechung mit den Generalstabsoffizieren und den Generalen von der Artillerie vor der Großen Frühjahrsoffensive 1918 z. B. imponierte die ruhige Art, in der der Feldherr seine letzten Anordnungen traf, und die Richtigkeit dieser Anordnungen allen Anwesenden in höchstem Maße.

Im Herbst 1918 beauftragte mich der Feldherr, die Artillerieaufstellung beiderseits der Maas und von dort bis westlich von Metz zu kontrollieren, mich von

ihrer Widerstandsfähigkeit zu überzeugen und ihm dann in Spa persönlich Meldung zu erstatten. Mein Eindruck war, besonders von der Stärke unserer Artillerie westlich Metz, keineswegs günstig. Bei einem feindlichen Angriff war ein Durchbruch sehr wohl möglich. In Spa empfing mich zunächst Oberst H. und äußerte sich zu mir etwa so: „Machen Sie ihm (dem Feldherrn) bei Ihrem Vortrag das Herz nicht zu schwer", worauf ich etwa erwiderte:

„Was ich festgestellt habe, muß ich natürlich melden, so lautet doch mein Auftrag." Der Feldherr, der sich im Nebenzimmer aufhielt, empfing mich darauf allein, ließ sich von mir meine Eindrücke vortragen, ging ruhig im Zimmer einige Male auf und ab und sagte dann, ohne daß man ihm auch nur die geringste Erregung anmerkte:

„Wahrscheinlich greift der Gegner die Armeeabteilung Fuchs an, um sich in den Besitz der Bergwerke von Longwy und Briey zu setzen, fahren Sie sobald wie möglich nach Juif (bei Diedenhofen) zum Oberkommando der Armeeabteilung, übernehmen Sie dort die artilleristische Leitung und fordern Sie die zur Verhinderung eines Durchbruchs notwendigen Verstärkungbatterien an. Ein Durchbruch muß unbedingt verhindert werden."

Der Feldherr zeigte seinen Mitarbeitern im Weltkriege und auch nach demselben immer die gleiche Treue und echte schlichte Kameradschaft. Er nahm regsten Anteil an dem weiteren Lebenslauf seiner ehemaligen Untergebenen und half ihnen, wo er nur konnte. Auch nahm er Anteil an ihrem Schaffen. Über meine Bücher schrieb er mir im Jahre 1926: „Ihr Buch erinnert mich an Ihre treue und erfolgreiche Arbeit, für die ich persönlich auch nur immer wieder danken kann."

In diesem Brief versprach er mir außerdem sein Bild, das ich später erhielt. Es trägt handschriftlich die Worte:

„Damals wie heute für Selbstbehauptung und Freiheit. Ludendorff."

Wie regen Anteil er an den Werken nahm, die die Tatsachen des Großen Krieges wissenschaftlich unanfechtbar der Nachwelt erhalten, geht aus einem anderen Brief an mich hervor:

„Lieber Herr Oberst! Ihr Buch war mir eine besondere Freude. Ich begrüße es besonders, daß die Verhältnisse bei der 17. Armee endlich einmal aktenmäßig geklärt sind. Mit treuen Grüßen, gez. Ludendorff."

Wie warm das Herz des Vorgesetzten für seine Untergebenen nicht nur während des Krieges, nein, auch nach all den schweren Erlebnissen und Enttäuschun-

gen nach 1918 und der Nachkriegszeit dennoch schlug, zeigt ganz besonders die Seelengröße des Feldherrn. Er sorgte und mühte sich für seine Kriegskameraden und nahm warmen Anteil an jeder Ungerechtigkeit, die die Revolutionregierung ihnen zumutete. Er empörte sich, wenn eine solche Regierung den Weltkriegssoldaten so dankte, daß sie z. B. mir die Pension eines Majors und Bataillonskommandeurs zumutete, obgleich ich in den beiden letzten Kriegsjahren in der Mehrzahl der Angriffsschlachten die gesamte Angriffsartillerie geleitet hatte und meiner Leitung zeitweise bis etwa 15000 Geschütze und Minenwerfer anvertraut waren. Als der Feldherr von dieser Pensionregelung erfuhr, schrieb er mir:

„Mein lieber Herr Oberst, haben Sie vielen Dank für Ihren Brief. Ich finde das Ganze wieder ungeheuerlich und bitte, sich umgehend an den D.O.B. zu wenden. Meines Erachtens müßte dieser eine große Aktion einleiten, denn allen, die sich in gleicher Lage befinden, muß geholfen werden. Ich persönlich habe keinen Einfluß. Versuchen Sie aber auch, die rechtsstehende Presse mobil zu machen, sie wird sich dies nicht entgehen lassen.

Ich werde mich jederzeit sehr freuen, Sie wiederzusehen.

In Erinnerung an gemeinsames Handeln mit kameradschaftlichem Gruß, Ihr sehr ergebener gez. Ludendorff."

Ja, der Feldherr ging in seiner Sorge für die Kriegskameraden noch weiter. Er unterstützte die Gesuche, die wir machen mußten, um in dem Volke, das wir im Kriege vor dem Untergang gerettet hatten, noch eine Anstellung zu finden! Er gab jedem Einzelnen, und so auch mir, Zeugnisse, die wir solchen Gesuchen beilegen konnten. So schrieb er denn auch mir in einer solchen Lage, als ich mich wegen einer Anstellung u. a. an Stinnes wandte und den Feldherrn bat, mein Gesuch zu unterstützen:

„Mein lieber Herr Oberst, mit meiner ‚Freundschaft' mit Stinnes ist es nicht so schlimm. Ich schätze ihn als tatkräftigen Mann, glaube aber nicht, daß persönliche Fürsprache Ihnen nützen würde. Vielleicht aber nützt Ihnen die Anlage."

Dem Schreiben lag eine Beurteilung meiner Tätigkeit im Weltkrieg bei, die mich sehr stolz machte, und die dann an anderer Stelle von ausschlaggebender Bedeutung für meine Zukunft wurde. Wahrhaft väterlich sorgte der vom ganzen Volk mit Undank bedachte Feldherr für die Kameraden, und Herzensanteil spürte man aus seinen Worten durch, wenn es ihm wieder einmal gelungen war, zu helfen. So erhielt ich vom Feldherrn in dieser Lage den Brief aus München, in dem er schreibt:

„Mit besonderer Genugtuung las ich von Ihrer Zukunft und beglückwünsche Sie, daß Sie etwas gefunden haben, wo Sie Ihre große Kraft betätigen können."

Man bedenke, was dieses Verhalten bedeutet, was es charakterlich voraussetzt, angesichts der Gleichgültigkeit, die die Kameraden des Weltkrieges fast allerorts dem Kampfe des Feldherrn entgegenbrachten, seinem Forschen, seiner Erfahrung und seinem Willen, das Volk zu retten. Bitterkeit hatte nicht Raum in seiner Seele, dafür war er viel zu groß. Höchstens legte er einen feinen Humor in die Zeilen, mit denen er die tatsächlichen Verhältnisse andeutete. Als ich ihm gelegentlich Mitteilung machte, daß ich meiner Nichte auf deren Wunsch einen Bezug der Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" geschenkt hätte, antwortete er:

„Ich begrüße es, daß sich sogar in Ihrem Kreise Ludendorff-Anhänger bedenklich regen und Sie Ihrer Nichte ein Abonnement geschenkt haben. Noch lieber aber wäre es mir, wenn Sie selbst diese Zeitschrift läsen."

Doch das Erleben der Gleichgültigkeit so vieler, die aus dem Kriege die überragende Geistesmacht des Feldherrn am besten hätten beurteilen können, war für ihn ein tiefernstes, und so hat er denn auch nicht nur dem Humor, sondern dem Ernste in Briefen die Feder geliehen. Am 18. 4. 1935 schrieb mir der Feldherr:

„In ihr (der Halbmonatsschrift „Am heiligen Quell Deutscher Kraft") gebe ich Kriegserfahrung nicht aus Siegen, sondern aus dem Zusammenbruch. Darum wird herumgegangen. Und doch ist es so klar, ohne seelische Geschlossenheit des Volkes erleben wir noch einmal 18/19. Darum geht es. Mein Streben soll es verhindern. Diese einfache Formel werden auch alte Kameraden verstehen. Ich bin wohl noch rüstig, aber mein Kampf ist noch schwerer als die Leitung des Weltkrieges. Ihnen Gesundheit! Es lebe die Freiheit."

Am 5. 12. 1935 und in einem späteren Schreiben feuert der Neuschöpfer der Kriegskunst mich mit den Worten zur Mitarbeit an:

„Mein lieber Herr Oberst, Ihren Brief bestätigend bitte ich Sie, für den ‚Totalen Krieg' kraftvoll im Kameradenkreise zu wirken. Die Grundlagen seelischer Geschlossenheit des Volkes müssen endlich bekannt werden ... Wir Alten haben noch viel der Welt zu geben. Lesen Sie einmal mein kleines Werk ‚Kriegshetze und Völkermorden in den letzten 150 Jahren', und Ihnen gehen die Augen über. Schade um Deutschland, daß die alten Kameraden sich nicht um das bekümmern, was ich heute, wie vor und im Weltkriege, dem Volk gebe.

Ich denke mehr der alten Kameraden, als sie meiner. Es lebe die Freiheit." —

Wie überragte des Feldherrn Treue zu seinen Untergebenen, wie überragte doch seine Großmut und Erhabenheit über jede Bitterkeit das Verhalten so vieler Kameraden, die von der Nachwelt herber beurteilt werden als vom Feldherrn selbst! Um so mehr aber ist es wohl unsere Pflicht, einen weiteren an leitender Stelle im Weltkriege unter der unmittelbaren Führung des Feldherrn stehenden Kameraden seine Eindrücke über seinen Vorgesetzten wiedergeben zu lassen, den Oberstleutnant a. D. Frahnert, der an jenem denkwürdigen 26. 10. 1918 als der Kaiser den Feldherrn auf Bitten und Drängen der Revolutionäre, der Volksverräter, hin entließ, auch sein Amt niederlegte. Der Feldherr hatte ihn einmal in einem Schreiben an ihn den „einzig Treuen aus großer Zeit" genannt, und hat ihm im Kriege selbst den Orden Pour le mérite überreicht. Er war Abteilungchef in der OHL. und bereichert das Bild des Feldherrn als Vorgesetzer durch seine Worte:

„Tief bewegt habe ich am 22. 12. 1937 von unserem großen Feldherrn Abschied genommen. Vergessen kann ihn keiner, der ihn gekannt hat. Wohl hat sich die Wahrheit um den Feldherrn Ludendorff endlich Bahn gebrochen, richtig erkennen in seiner ganzen Größe wird ihn das Deutsche Volk aber nun erst nach Vollendung seines Heldenlebens, das bis zuletzt nur ein Kampf war für sein Volk und Vaterland. Berufenere Federn als die meine werden dazu beitragen.

Mir, der ich das Glück und die Ehre hatte, einer seiner Mitarbeiter in großer Zeit zu sein, ist es eine Ehrenpflicht, durch schlichte Wiedergabe einiger Erinnerungen meines Lebens meinen hochverehrten ehemaligen Chef als den idealen Vorgesetzten, treuen Kameraden und gütigen edlen Menschen, der er war, erkennen zu lassen und ihm damit eine große Dankesschuld abzutragen.

Die Nachricht von seinem Heimgang traf mich wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel, da ich den Kranken schon auf dem Wege sicherer Besserung glaubte und noch am 12. 12. in dieser Hoffnung bestärkt wurde, als ich auf meinen Genesungwunsch in seinem Auftrage seinen Dank und die Erwiderung meiner Grüße erhielt. Schon fürchtete ich nach den Ankündigungen im Radio als Nicht-General zum Staatsakt nicht zugelassen zu werden, der so vielen Anderen, die dem großen Toten weniger nahegestanden, die Möglichkeit gab, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Nun, ich hätte mich nicht abweisen lassen. Unter den vielen Tausenden, die der erhebenden und eindrucksvollen Feier beiwohnten, waren jedenfalls nur Wenige, die Anlaß hatten, innerlich so tief Anteil zu nehmen.

Als Referent der Fußartillerie-Abteilung des Kriegsministeriums vor dem Kriege habe ich den Oberstleutnant Ludendorff als Chef der Aufmarschabteilung

des Großen Generalstabes zum ersten Male kennengelernt, zwar noch nicht in persönlicher dienstlicher Berührung, da er die Verhandlungen des Gen.-St. mit dem Kom. in Fragen der schweren Artillerie durch den aus dieser Waffe hervorgegangenen Major — späteren Oberst — Bauer führen ließ. Wohl aber sah und hörte ich, welchen Eindruck es immer im Kom. machte, wenn sich der Oberstleutnant Ludendorff zu den Etatsberatungen anmelden ließ, um seine Forderungen für Heeresverstärkungen persönlich zu vertreten, was sonst nur auf schriftlichem Wege geschah. Man sah ihn ungern kommen. War er doch der Einzige, der mit klarem Blick die Gefahren erkannte, die die Nichtausschöpfung unserer Wehrkraft in einem kommenden Kriege bringen mußte, und den die Sorge um sein Vaterland dann zu ernsten Warnungen auch energische Worte finden ließ.

Als der Chef der Aufmarschabteilung dann in die Front versetzt wurde, hat mich lange die Frage beschäftigt, ob es der gewöhnliche Gang der Generalstabskarriere war, zeitweise eine Frontstellung zu erhalten — dann mußte der Oberst Ludendorff bald wieder in den Generalstab zurückkehren — oder steckte etwas anderes dahinter? Das letztere war leider der Fall. Der Führung eines Regiments folgte die einer Brigade, und auch die Mobilmachungbestimmung sah den General Ludendorff nicht für die Stelle vor, in die er gehört hätte, die Spitze der Heeresleitung, um im Ernstfall das Werk, das er im Frieden vorbereitet hatte, durchzuführen. Er selbst hat in seinen Verteidigungkämpfen über diese Frage den Schleier gelüftet. Tatsächlich wurde er s. Zt. auf Betreiben des Kriegsministers aus dem Generalstab als unbequemer Mahner versetzt, um in der Front „gehorchen zu lernen."

Als ich Anfang 1915 in den Stab des Chefs des Gen.-St. d. Feldheeres versetzt und der Operationabteilung zugeteilt wurde, waren die ersten großen Entscheidungen im Kriege schon gefallen, der erste Wechsel in der Obersten Heeresleitung hatte schon stattgefunden. Wieder wollte es das Schicksal noch nicht, daß General Ludendorff in ihr Verwendung fand. Er wurde viel zu dringlich im Osten gebraucht. Schon damals war unter den Generalstabsoffizieren der Operationabteilung bekannt, welche Rolle der General Ludendorff im Osten spielte, und allgemein war unter ihnen schon damals der Wunsch, das Schicksal des Vaterlandes in die Hände dieses Mannes mit den Führereigenschaften und eiserner Energie gelegt zu sehen. Seine Bilder, die die Zeitungen vereinzelt brachten, klebten an allen Wänden der Dienstzimmer in der Präfektur von Charleville.

Noch im Herbst 1915 sollte es mir vergönnt sein, den Sieger von Tannenberg persönlich kennenzulernen. Zur Durchführung einer im Westen beendeten Umor-

ganisation der schweren Artillerie auch im Osten wurde ich zum Oberbefehlshaber Ost nach Lötzen abgeordnet. Schon bei der ersten Meldung bei General Ludendorff fühlte ich die Sicherheit und Klarheit, die von diesem Manne ausstrahlten, und empfand bei meinem Vortrag, den ich ihm sogleich halten mußte, sein Interesse für meine Waffe und meine Aufgabe. Anschließend bat er mich zum gemeinsamen Mittagessen. Es ging mir wie wohl allen der vielen Hunderte, die als Gäste im Laufe des Krieges, ob Leutnant oder General, ihren Platz zwischen den beiden Heerführern erhielten, und auch einmal dem alten Grafen Zeppelin, der in seiner bescheidenen Art sein Empfinden in die Worte kleidete:

„Es ist doch ein erhebendes und beglückendes Gefühl, zwischen zwei so berühmten Männern sitzen zu dürfen."

Noch am gleichen Tage erwies General Ludendorff mir, dem ihm doch bisher unbekannten Major, aber ein Wohlwollen, das zum erstenmal mein Herz für ihn eroberte. Es war die Zeit, in der der Angriff auf die Festung Kowno im letzten Stadium stand, und natürlich drehte sich nach Tisch die Unterhaltung um ihn. Als dabei sein Blick auf mich fiel, winkte er mich heran mit den Worten: „Dort sind ja Ihre dicken Bertas, da müssen Sie doch auch dabei sein." Hochbeglückt saß ich zwei Stunden später im Auto mit einem Generalstabshauptmann, den er zu meiner Begleitung bestimmt hatte — an die Front! — Mit Bedauern verließ ich nach beendetem Auftrag den Stab Oberost, in dem man sich wie in einer großen Familie fühlte. Dieselben Eindrücke durfte ich noch einmal bei einem späteren Kommando mitnehmen.

Doch ich sollte auch noch die Ehre und das Glück haben, den Feldherrn als meinen eigenen unmittelbaren Vorgesetzten näher kennen und verehren zu lernen, als er endlich — leider zu spät — beim 2. Wechsel der Obersten Heeresleitung als gleichberechtigter und gleichverantwortlicher Erster Generalquartiermeister auf den ihm gebührenden Platz gestellt wurde. Es war schon ein Zeichen seiner Treue und seiner Anhänglichkeit an seine Untergebenen, daß er seine bewährten Mitarbeiter aus dem Osten mitbrachte. Ich hatte das Glück, in meiner Stellung zu bleiben, und die nun folgende Zeit war die schönste meines ganzen militärischen Lebens. In den Verhältnissen der OHL. trat ein völliger Wandel ein. Der tägliche persönliche Verkehr im Dienst und bei den gemeinsamen Mahlzeiten trug dazu bei, daß die große Verehrung für den „Chef", die mir von den Herren aus dem Osten schon bekannt war, sich sehr bald auf uns alle übertrug. Es war ein herrliches sicheres Gefühl, unter einem so klaren und zielbewußten Führer arbeiten zu können, der viel verlangte, das meiste aber von sich selbst.

General Ludendorff kannte nur Arbeit und nichts als Arbeit, vom ersten bis zum letzten Tage. Es ist unmöglich, in kurzen Zügen zu schildern, welche ungeheuere Last von Sorgen und Verantwortung auf seinen Schultern ruhte. Es gehörten tatsächlich Schultern eines Atlas dazu. Die gewöhnlich um 7 Uhr beginnende Tagesarbeit mit unbegrenztem Ende traf ihn stets als Ersten am Platze, so daß es wohl auch einmal vorkommen konnte, daß er vergeblich nach seinem Abteilungchef klingelte. Er verlor darüber kein Wort. In der Regel besprach er früh selbst mit allen Armeen telephonisch die Lage an den Fronten, die Arbeit wurde nur unterbrochen durch das Mittagessen, dem sich sein einsamer Spaziergang anschloß, und durch das Abendessen, nach dem er, wohl hauptsächlich mit Rücksicht auf den Generalfeldmarschall noch ½ Stunde sitzen blieb, aber auch nicht eine Minute länger. Auch wenn der Kaiser zu Tisch war, erhob er sich Punkt 9 Uhr 30 Min.: „Es ist 9 Uhr 30 Min. Majestät", um sich mit seinen Abteilungchefs wieder an die Arbeit zu begeben. Nach den letzten Vorträgen, die er Mitternacht entgegennahm, mußte er oft gebeten werden, an die nötige Nachtruhe zu denken.

War es bei einem solchen Vorbild nicht eine Selbstverständlichkeit, daß auch jeder, der mit ihm und für ihn arbeiten durfte, sein Bestes hergab?

Wer sich sein Vertrauen erworben hatte, besaß es unbeschränkt. Eine besondere Vertrauensstellung genoß der damalige Major, spätere Oberst Bauer, dem er es nicht vergessen hatte, daß dieser geniale Offizier ihm schon als Abteilungchef der Aufmarschabteilung wertvolle Dienste geleistet hatte. Aber auch uns anderen Abteilungchefs schenkte er sein volles Vertrauen. Alles, was nicht unbedingt seiner persönlichen Entscheidung bedurfte, durften wir in seinem Auftrage vollziehen. Aber wieviel blieb trotzdem an Schreib- und Gedankenarbeit für ihn noch übrig. Und sie nahm nicht nur von Jahr zu Jahr zu, sondern wurde auch immer unerfreulicher. Da es sich mehr und mehr herausstellte, daß in der Heimat ein Mann von auch nur annähernd gleichem Format fehlte, der eine Stütze für die draußen schwer ringende Armee gewesen wäre, m u ß t e General Ludendorff auch dort eingreifen und leider erleben, daß seine Ansichten und Maßnahmen vielfach boykottiert oder verwässert wurden. Kein Wunder, daß die dunklen Mächte, die sich immer mehr zu regen begannen, in ihm ihren erbitterten Gegner sahen. Aber nichts konnte den aufrechten Mann beugen, im Gegenteil, er wurde immer eiserner und kompromißloser.

Die Abteilungchefs machten sich im letzten Kriegsjahre Sorge um seine Gesundheit. Ihn zu einem längeren Ausspannen zu bewegen, war unmöglich. Mei-

nes Wissens hat er in den vier Kriegsjahren nur einmal einen ganz kurzen Urlaub genommen. In der Absicht, ihn zu entlasten, mehr aber noch in dem ihm verborgenen Bestreben, ihm für seine einsamen Spaziergänge einen gleichaltrigen Kameraden zur Seite zu stellen, mit dem er seine schweren Gedanken austauschen könnte, wurde länger vergebens versucht, seine Zustimmung dazu zu erhalten. Es gelang schließlich unter Zuhilfenahme ärztlichen Rates. Ob der erhoffte Erfolg freilich erreicht wurde, bezweifle ich.

Wer den Feldherrn nur nach seinen Bildern kennt, mag geneigt sein, zu glauben, daß er ein sehr strenger, unnahbarer Vorgesetzter gewesen sein müsse. Weit gefehlt! Gewiß konnte sich die in ihm aufgespeicherte Energie, wenn es nötig war, gelegentlich temperamentvoll lösen, wohl prägten Verantwortung und das Mitempfinden mit seinen Soldaten, von denen er so Ungeheueres fordern mußte, meist einen tiefen Ernst auf seiner Stirn, hinter der die Gedanken unablässig arbeiteten, und selten nur glitt ein Lächeln über seine Züge. Und wie gern sah ich dieses Lächeln!

Der Grundzug seines Wesens war Treue und Wohlwollen für seine Untergebenen, an deren Ergehen teilzunehmen er immer Zeit fand, und denen er gönnte, was er sich selbst versagte. Gern bewilligte er ihnen Urlaub, erfüllte er persönliche Wünsche zur zeitweisen Verwendung in der Front, gern zollte er Anerkennung. Und welche Treue und Dankbarkeit spricht aus seinen Ausführungen, mit denen er seiner Abteilungchefs in seinen Erinnerungen gedenkt! Ich selbst habe so viele Beweise seiner Güte und seines Wohlwollens erhalten, daß ich mich ihrer nur mit tiefer Dankbarkeit erinnern kann. So bezeugte er mir seine Sorge um meine Gesundheit und drängte mich wiederholt, eine längere Kur zu gebrauchen. Als ich einmal kurz vor meinem Geburttag dienstlich in Berlin war, drahtete er mir seine Glückwünsche mit dem Zusatz, daß ich zu meinem Geburttag noch bei meiner Familie bleiben solle. Beim Tode meines Vaters ehrte er mich mit einem herzlichen Beileidstelegramm und meinen Vater durch eine Kranzspende. Auch mir gab er Gelegenheit, mich in der Front im Westen zu betätigen. Besonders ehrenvoll war es für mich, daß er mich mehrmals aus der Front zu den Besprechungen heranholte, die in dieser Zeit bei verschiedenen Heeresgruppen über neue Angriffsentwürfe geführt wurden, und daß er mich bald zur Operationabteilung wieder zurückzog. Das schönste Kommando an der Front, das ich ihm verdankte, war das an die Isonzofront zur großen Deutschen Offensive, bei der meine Waffe, die schwere Artillerie, deren Ausbau meine besondere Aufgabe war, eine besonders

wertvolle Rolle spielte. Nach Rückkehr erhielt ich den Pour le mérite. Ich weiß, daß ich diese Auszeichnung nur General Ludendorff verdanke. Ganz besonders wertvoll wurde sie für mich, da er sie mir sichtlich bewegt persönlich überreichte mit den Worten: „Den haben Sie schon lange verdient, mein lieber Frahnert!"

Ein Charakterzug seines Wesens war seine große Selbstlosigkeit. Durchaus liebte er es nicht, seine Person in den Vordergrund gestellt zu sehen. Vergebens baten wir ihn öfters, Näheres von seinen Erlebnissen vor und in Lüttich zu erzählen. Immer winkte er mit typischer Handbewegung ab: „Lassen wir das! Es war nicht viel Erfreuliches." Welche Größe gehörte dazu, jahrelang gelassen anzusehen, wie in der Heimat alle Verdienste und aller Ruhm nur auf den Generalfeldmarschall gehäuft wurden. Der Überschüttung mit Orden und Ehrenzeichen konnte er sich als Soldat natürlich nicht entziehen — er legte wenig Wert darauf. Ganz „Ludendorff" war es aber, daß er Adel und Titelverleihungen ablehnte. Nur e i n e s beanspruchte er nach dem Krieg: geschichtliche Wahrheit, sein Feldherrntum! Aber selbst das aus seinem Erkennen heraus, daß nur Wahrheit dem Volke Erfahrung für die Zukunft gibt. Ist es da nicht selbstverständlich, wenn dieser wahrhafte Mann sich in der heiligen Verteidigung seiner Feldherrnehre scharf zur Wehr setzte und gelegentlich auch einmal sehr scharf zuhieb?

Seinem Kaiserlichen Herrn diente er in Treue und Ergebenheit. Daß sich zwischen diesen beiden Männern kein näheres persönliches Verhältnis herausbilden konnte, lag daran, daß ihre Naturen zu verschieden waren. Abhold allen höfischen Gepflogenheiten blieb der General Ludendorff derselbe aufrechte, kompromißlose Mann, ob er vor seinen Soldaten stand oder vor fürstlichen Heerführern oder vor seinem Kaiser, und wenn er es für seine Pflicht hielt, konnte er es auch vor seinem Kaiser aussprechen: „Das geht nicht, Majestät."

Die Umsturzparteien in Berlin hatten längst erkannt, daß nur ein Mann der Verwirklichung ihrer Pläne im Wege stand, der General Ludendorff. War er beseitigt, ließ sich leicht eine Revolution machen. So kam der unselige 26. 10. 1918, der Tag, der dem Feldherrn wohl der bitterste seines Lebens, dem Volke der unheilvollste war, an dem er sich von den beiden Männern im Stich gelassen sah, denen er alles gegeben hatte. Aber auch in dieser schwersten Stunde behielt er die Initiative in der Hand: „Majestät, ich bitte um meine Entlassung!" Zu Fuß kehrte er allein in das Generalstabsgebäude zurück, in dem der Grundstein zu seinem ruhmreichen Leben gelegt worden war. Unvergeßlich wird mir die Stunde sein, in der unser allverehrter Chef jedem seiner Abteilungleiter einzeln auf seinem Dienst-

zimmer zum letzten Male die Hand drückte und tief bewegt Abschied nahm. Auf seinem Bild, das er mir gab, stand die Widmung: „Treue um Treue!" von seiner Hand.

Ihm diese Treue zu halten, war ich sofort entschlossen. Nach Spa zurückgekehrt, verließ ich am 28. 10. das Große Hauptquartier, um nicht mehr dahin zurückzukehren. Ich nahm meinen Abschied, da ich es nicht über mich gewinnen konnte, das wieder niederzureißen, was ich im Kriege aufgebaut hatte, meine geliebte Waffe, die schwere Artillerie.

Wenn es möglich war, so hat die Nachkriegszeit meine tiefe Verehrung für den Feldherrn noch verstärkt. Ich blieb in gelegentlichem Briefwechsel mit ihm, und es erfüllte mich mit Stolz, als er mich einmal „den einzig Getreuen aus großer Zeit" nannte. Um mir beim Finden einer neuen Lebensstellung behilflich zu sein, stellte er mir ein Zeugnis aus, und als er erfuhr, daß ich als Beamter wieder angestellt sei, schrieb er mir: „Ich freue mich, der Sorge um Ihre Zukunft enthoben zu sein."

Der Deutsche Tag in Halle 1924 brachte uns ein freudiges überraschendes Wiedersehen. Besonders dankbar bin ich aber dem Geschick, daß es mir noch im Frühjahr 1937 ein Wiedersehen in seinem Heim in Tutzing gönnte. Nie hätte ich gedacht, daß es das letzte sein sollte, da ich ihn wieder mitten in der Arbeit, aber sehr frisch und fast unermüdet fand. „Glauben Sie nicht", sagte er mir, „daß ich ein verbitterter Mann bin, ich lebe hier mit meiner Frau glücklich und zufrieden in meinem Tuskulum". Diese Stunde des letzten Beisammenseins und offener herzlicher Aussprache war ein Erleben für mich und wird unvergessen bleiben. Als ganz besonders liebe Erinnerung bleibt mir aber, daß es mir in ihr gelang, meinen hochverehrten ernsten Chef noch einmal durch meine Erzählungen zu einem herzlichen Lachen zu veranlassen. Dies Bild wird mir immer vor Augen bleiben!" —

Diese tief erlebte Schilderung, die Offiziere aus der unmittelbaren Umgebung des Feldherrn im Weltkriege uns gegeben haben, erfährt nun noch ein wertvolles Gegenstück durch den Burschen Rudolf Peters, der dem Feldherrn vom Jahre 1913 bis zu seiner Entlassung am 26. Oktober 1918 diente, und der die wundervolle Kameradschaft des großen Toten bis zu dessen Todesstunde erlebt hat:

„Ich kann den Tod des Feldherrn noch nicht fassen, ich kann mich nicht hineinfinden. So nahe hielten der Feldherr und ich zusammen in allen großen und schweren Zeiten. Wenige Tage vor seinem Tode hat er mir vom Sterbelager aus noch das Geschenk für sein Patenkind, meinen Sohn Erich, gesandt. Eben war ich dabei, das Weihnachtpaket mit den Äpfeln wie jedes Jahr für ihn zu packen, denn wir

waren ja so froh über seinen Gruß in der Quellnummer gewesen und glaubten, es gehe nun aufwärts, da kam die furchtbare Nachricht von seinem Tode. Nie werde ich diese Stunde vergessen. Nun sind seither zwei Monate vergangen, und noch hat sich nichts geändert. Immer wieder kommen Stunden, wo ich über seinen Tod nicht hinwegkomme. So auch heute Nachmittag. Ich habe mir einige seiner Briefe zur Hand genommen und lese sie immer wieder. Ich meine, dadurch wird es vielleicht etwas leichter. Es tut mir auch wohl, von der Vergangenheit zu erzählen.

1913 kam der Feldherr als Oberst nach Düsseldorf. Ich diente bei den 39ern. Er hatte einen Burschen von Berlin mitgebracht. Wie es nun kam, daß dieser weg mußte, weiß ich nicht. Jetzt mußte sein Regiment einen neuen stellen. Eines Tages ließ mich der Herr Hauptmann rufen und fragte, ob ich abkommandiert werden wolle. Ich konnte mich nicht sofort entschließen, sagte aber: „Jawohl." Er sagte mir aber nicht wohin. Einige Tage später rief mich der Feldwebel, ich mußte mich sofort bei Oberst Ludendorff melden, und ich hatte mehr Angst als sonst was. Nun gut, ich meldete mich beim Oberst in der Scheibenstraße 57. Es ging alles gut. Anscheinend hatte ich ihm gefallen, denn einige Tage später mußte ich schon im Kasino servieren lernen. Eines Tages rief mich wieder der Herr Hauptmann, ich müßte sofort zum Herrn Oberst kommen, nicht im Ordonanzanzuge. Als ich mich meldete, sagte der Herr Oberst: „Peters, Sie sind von jetzt ab mein Bursche. Sagen Sie das der Kompagnie und holen Sie Ihre Sachen hierher." Als ich Herrn Hauptmann das meldete, sagte mir dieser noch: „Kommen Sie mir nicht wieder zurück, sonst bekommen Sie 3 Tage." Nun, ich bin auch nicht zurückgekommen.

Als der Herr Oberst mittags zurückkam, sagte er: „Von jetzt ab sage ich Rudolf." Das hat er auch all die Jahre hindurch getan. — 1914 ging ich mit nach Straßburg. In Bitsch hatte die Brigade einige Wochen Übung. Ich wurde aber zurückgelassen. Als Exzellenz nun einige Tage in Bitsch war, mußte ich doch nach dort nachkommen. Er hatte sich vorher einen Soldaten von der Brigade genommen, aber das ging nicht, ich mußte kommen.

Dann brach der Weltkrieg aus. Wir fuhren von Straßburg nach Aachen. Von dort ging es über die Grenze nach Lüttich zu. Bei dem Handstreich auf Lüttich blieb ich zurück, hatte ihm aber noch alles schön zurecht gemacht. Als ich ihm seinen Umhang reichte, sagte er zu mir: „Rudolf, wenn ich nicht mehr zurückkomme, dann bestellen Sie an alle noch einen schönen Gruß." Dann verließ er uns, und wir mußten nun wieder nach Aachen zurück. Am nächsten Tage wurde schon erzählt, General Ludendorff sei gefallen. Aber später kam es zum Glück anders heraus.

Die Ungewißheit war sehr schlimm. Er kam und kam nicht zurück. Eines Tages kam er dann endlich. Er sah so verändert aus, fast hätte ich ihn nicht erkannt. Das erste, was er zu mir sagte, war: „Rudolf, telephonieren Sie meinem Bruder, ich habe den Pour le mérite bekommen." Das hatte man ihm zugesagt, aber ich habe den Orden nicht eher gesehen als in Koblenz, weil er ihn erst dort erhalten hat! Mit Koblenz fing die schwere Zeit an, in der sich Exzellenz Jahre hindurch nur wenige Stunden des Nachts Ruhe gönnte. Damals ging es über Hannover nach dem Osten. In Kowno wurde ich krank und habe lange im Lazarett gelegen. Exzellenz erkundigte sich jeden Tag nach meinem Befinden. So war er immer um mich besorgt in dem ganzen Kriege. Ja, die Kriegsjahre banden uns immer fester aneinander. Was hat er alles in dem Kriege geleistet! Nie hätte ich geglaubt, daß selbst der größte Soldat eine solche Überlast schwerster Arbeit und großer Sorge immer und immer tragen könnte. Und wie war er bei allem stets ein so gütiger Herr.

Bei all seiner übermenschlichen Arbeit bei Tag und bei Nacht war er immer wie ein treuer Kamerad zu mir und erkundigte sich auch immer wieder nach meinen Angehörigen in der Heimat. Immer war er um mich besorgt, und wenn er etwas Gutes hatte, sagte er: „Rudolf, nehmen Sie sich aber auch was davon."

Kurz vor Schluß des Krieges waren wir in Berlin, ich kann mich daran noch gut erinnern. Als Exzellenz spät vom Kaiser kam, ließ er mich rufen und sagte: „Rudolf, Seine Majestät will mich nicht mehr haben. Ich werde schon für Sie sorgen", und dann mußte ich mit ihm noch ein Glas Wein trinken. Einige Tage später kam nun das Unglück. Auf der Straße wurden mir die Kokarden und Achselklappen abgerissen, nun, was sollte ich machen? Wir wohnten in einer Pension. Dort kamen jeden Augenblick Soldaten hin: „Wohnt hier Ludendorff?" „Nein", sagte ich, und sie gingen wieder ab. Die trachteten doch nur nach dem Leben. Dann nahm uns in Wilmersdorf ein Offizier namens Breucker auf. Wir hatten in der Zeit auch wenig zu essen. Ich meldete mich beim Arbeiter- und Soldatenrat an als Zivilist, damit ich Brotmarken bekam. Ich bekam auch Zivilkleider. Wir blieben dort, bis der Feldherr nach Schweden ging. Ich bin mit Exzellenz zum Bahnhof gefahren und habe ihn bis zum Zuge begleitet, aber in Zivil. Kein Mensch erkannte ihn. Der Zug fuhr ab, und ich stand jetzt allein da.

Aber der Feldherr ließ mich nicht allein. Er sorgte für mich, er schrieb mir, ja er schenkte mir auch ein Buch seiner „Kriegserinnerungen" mit der eigenhändigen Widmung: „Meinem treuen Rudolf, Ludendorff", und in dem Buch fand ich auf Seite 30 die Worte:

„Hier fand ich auch meinen Burschen Rudolf Peters, der mir die Treue während sechs langer Jahre bewahrt hat."

Das gleiche Lob schrieb er mir auch in das Zeugnis:

„Unteroffizier Rudolf Peters war sechs Jahre als Bursche bei mir. Er hat mir mit gleicher Treue und Hingebung gedient, wie ich meinem Lande.

gez. Ludendorff."

Der Feldherr hat mir bis zum Tode treue Kameradschaft gehalten und mir Briefe geschrieben, die mein ganzer Stolz sind. Aus einigen dieser Briefe bringe ich hier einige Sätze:

„... Ich will nun jetzt an die Kisten herangehen. Hoffentlich finde ich alles. Herzlichen Gruß. Ihr alter General Ludendorff ..." „Wissen Sie nicht, wo meine Helmschachtel mit dem Helm geblieben ist. Ich habe sie bisher nirgends finden können. Hier geht es leidlich, nur das Schicksal drückt schwer auf mich ... Herzlichen Gruß. Ludendorff."

„Ich danke Ihnen, da Sie wieder an mich gedacht haben, wir gehören ja auch schließlich zusammen. Die Zeit, die wir durchgemacht haben und Sie mir treu zur Seite standen, steht mir immer klar vor Augen. ... Ihre Äpfel waren mir eine große Freude."

„Damit Sie wissen, wie ich heute aussehe, sende ich Ihnen die anl. Karte und wünsche Ihnen alles Gute. Glauben Sie nur nicht, was in den Zeitungen alles Häßliches von mir steht ... Mit treuen Grüßen, Ihr Ludendorff."

„Mein lieber Rudolf! Ich denke Ihrer stets in gleicher Treue und freue mich, daß auch Sie mir Treue halten, wie in den schwersten Tagen meines Lebens ..." „Ich vergesse Sie nicht, Sie ganz besonders nicht, der so treu gute und böse Tage mit mir geteilt hat ..."

Als ich mich im Jahre 1921 verheiratete, schrieb mir der Feldherr:

„Zu Ihrer Hochzeit wünsche ich Ihnen von Herzen Glück und bei dem ersten Kinde will ich Pate sein. Sie haben mir treu gedient, auch mit dem Herzen. Das vergesse ich nicht. Also glückauf auch für die Zukunft."

Dann kämpfte der Feldherr im Freiheitkampfe und schrieb mir aus dieser Zeit:

„Daß Sie meinen Brief nicht bekommen haben, tut mir herzlich leid. Ich habe Ihnen geantwortet, denn uns verbindet eine lange, schwere und große Zeit. Wenn ich auch für die Zukunft arbeite, so denke ich viel an die Vergangenheit."

Nach den Ereignissen an der Feldherrnhalle am 9. 11. 1923 war im Dezember mein Sohn geboren. Und der Feldherr schrieb am 8. 1. 1924:

„Mein lieber Rudolf! Sie werden lange auf einen Brief ausgeschaut haben, auch Ihr Brief kam recht verspätet in meine Hände, da die Polizei meine Briefe aufmachte. Also in allem meine Treue und meinen herzlichsten Glückwunsch zum Söhnchen. Freue mich mit den Eltern und der Großmutter. Ich übernehme die Patenstelle. Ihr Ludendorff."

Als dann die Kampfarbeit des Feldherrn immer größer wurde, schrieb er mir einmal:

„Mein lieber Rudolf! Mein Leben geht weiter im Kampf für unsere Freiheit wie damals im Weltkriege. Lieber wäre es mir, ich brauchte nicht mehr zu ringen. Ich kann aber noch nicht aufhören ... Ich denke Ihrer stets in gleicher Treue und freue mich, daß auch Sie mir Treue halten wie in den schwersten Tagen meines Lebens."

Nach Weihnachten 1926, als sich der Feldherr mit seiner zweiten Frau verheiratet hatte, erhielt ich den Brief:

„Lieber Rudolf! Ihr Gedenken und die schönen Äpfel waren wieder eine echte Weihnachtfreude für mich, für die ich Ihnen herzlich danke. Die vergangenen Jahre waren sehr schwer für mich gewesen. Jetzt ist Friede und Glück eingezogen."

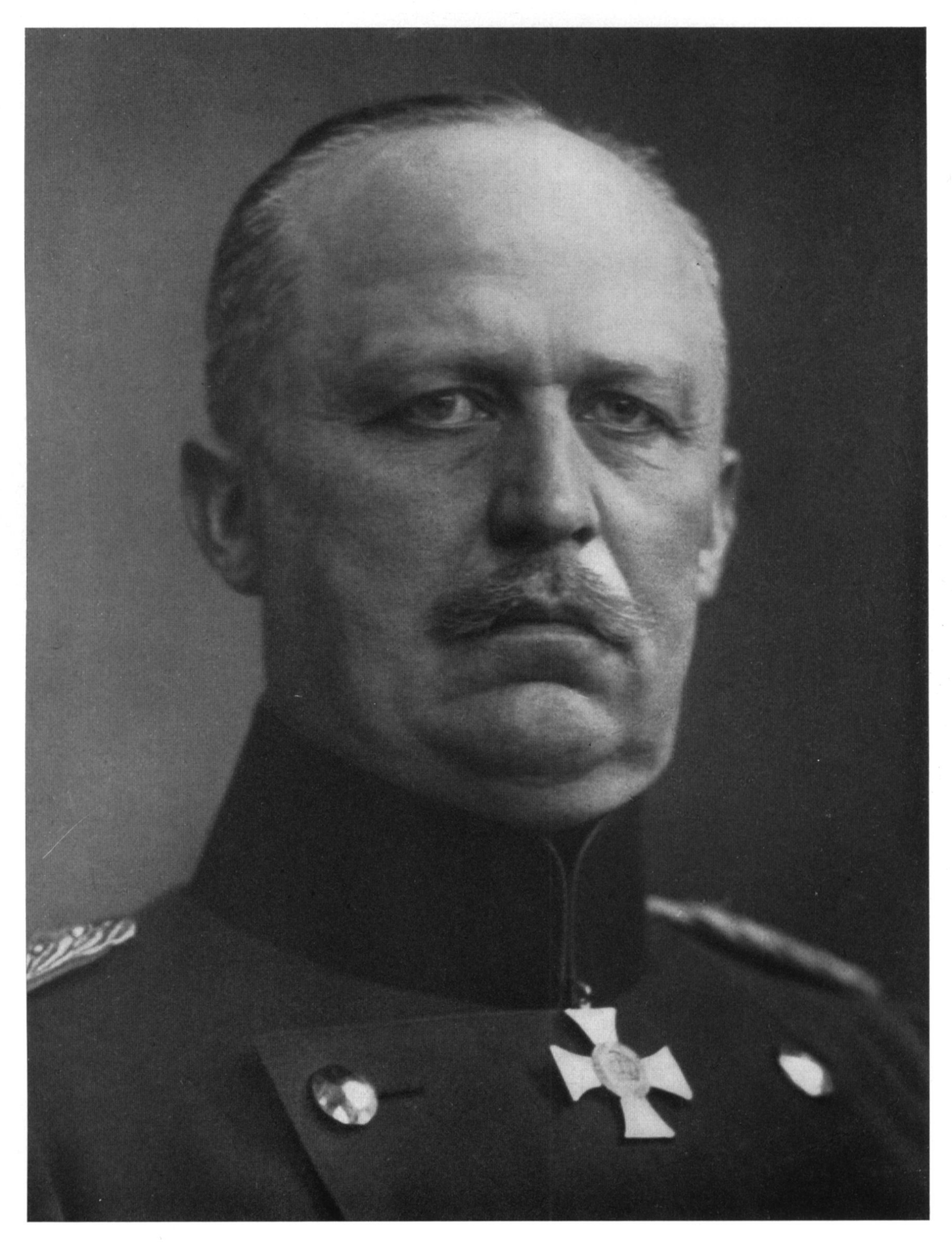
1928 heißt es in einem Briefe:

„... Jetzt sind es 15 Jahre her, als wir in den Krieg gezogen sind und in Belgien umherfuhren. Ich kämpfe heute auf anderem Wege, der noch schwerer ist als damals, denke oft an jene Zeiten zurück."

Der große Kampf führte den unermüdlichen Feldherrn, wenn er aufklärende völkische Vorträge hielt, auch manchmal in die Nähe meines Wohnortes. Dann schrieb er es mir rechtzeitig, damit wir uns wiedersehen konnten. So kam er auch einmal mit meiner Frau und dem Kinde zusammen, und immer war es ein großes Fest für uns. Am 20. September 1924 durfte ich den Feldherrn in Elberfeld sehen und seinen Vortrag hören. Wie freute ich mich, als ich dorthin kam. Am Bahnhof mußte ich warten. Der Bahnhofsplatz wurde von Schupo abgesperrt. Nun konnte ich nicht mehr vorne hin, ich ging zu dem Major der Schupo und sagte, ich sei von General Ludendorff hierherbestellt. Dieser erwiderte aber: „Niemand kommt vor." Nun ja, damals war dicke Luft. Der Zug lief ein, Exzellenz stieg in das Auto und fuhr ab. Als er schon auf der Mitte des Platzes war, drückte ich die Polizei zurück und lief auf das Auto zu. Er hatte mich sofort erkannt. Das Auto hielt an, er hieß mich einsteigen, und wir fuhren im schnellsten Tempo davon, stie-



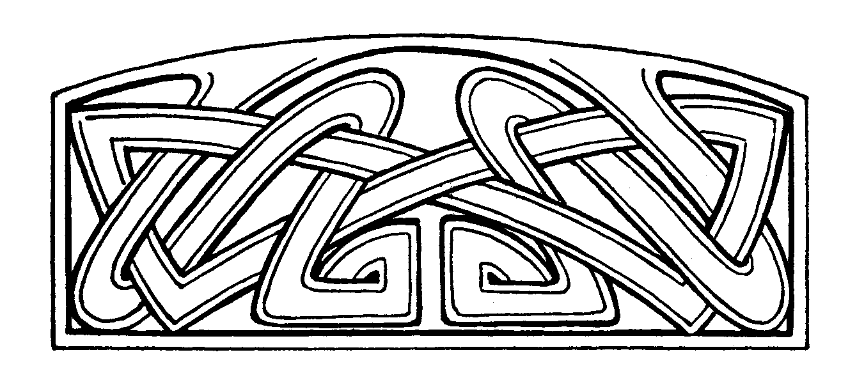
1911 als Oberst



1913 als Oberst und Regimentskommandeur in Düsseldorf

gen im Privathaus ab. Dort wurde gegessen, und anschließend folgte dann die Feier in der Tonhalle. Nach der Feier saßen der Feldherr und ich bei einem gemütlichen Zusammensein und unterhielten uns über alles. Er fragte mich auch, ob ich völkisch gewählt hatte.

Das ist nun alles vorüber. An dem Geburttage in diesem Jahr wollte ich mit seinem Patenkind nach Tutzing kommen, weil es ja doch nun 25 Jahre her sind, daß ich in Dienst bei dem Obersten Ludendorff trat. Wie hatte ich mich darauf gefreut, den Patensohn zu zeigen. Jetzt ist der Tod dazwischen getreten! Aber die Treue lebt über das Grab hinaus." —



Die zwingende Macht der Persönlichkeit

Nach Berichten des Generalleutnants von Wenninger u. a.

In dem Abschnitt „Der Pfad der Menschen zum Helden Ludendorff" wurden wichtige Wesenszüge der Persönlichkeit Erich Ludendorffs gezeigt, die es jedem Menschen, der ihm nähertrat, mit überwältigender Wucht fühlbar machten, daß er einer einmaligen, außergewöhnlichen Persönlichkeit gegenüberstand. Es wurde auch in jenem Abschnitt ganz besonders betont, wie unabhängig diese Wirkung von der augenblicklichen Lebenslage des Feldherrn gewesen ist, der ja aus höchster Machtstellung im Heere in die eines äußerlich völlig machtlosen, verlästerten, verleumdeten, verfolgten Deutschen geriet. Die Wesenszüge des Feldherrn, die sich als zwingende Macht der Persönlichkeit auf die Umwelt übertrugen, sind in jenem Abschnitte zwar gezeichnet, werden auch in dem zweiten Hauptteil des Werkes, der die Feldherrnleistung umfaßt, noch im einzelnen herausleuchten, und dennoch scheint es uns am Platze, sie der Nachwelt auch in diesem Abschnitte dadurch noch näher zu führen, daß wir Kameraden zu Worte kommen und Ereignisse Zeugen sein lassen. Wir werden uns Beschränkung in der Auswahl auferlegen, denn niemals könnten wir uns entschließen, Begebenheiten in diesem Werke zu bringen, die auch sehr wohl von irgend einer anderen außergewöhnlichen Persönlichkeit ausgehen können. Das Werk gilt dem Wesen und Schaffen Erich Ludendorffs und will bei aller Kürze der Darstellung das Einzigartige dieser Persönlichkeit zu einem Gesamtbilde fassen. Ehrfurcht vor der Verschlossenheit des Feldherrn und der so ausgeprägten Würde seiner Persönlichkeit machen es uns zudem völlig unmöglich, nebensächliche Ereignisse, die man gewöhnlich „Anekdoten" nennt, zusammenzutragen. Sie sind auch nicht ein „Pfad" der Menschen zu diesem Helden, sondern nur das kann zu ihm hinführen, was ihm und ihm allein eigen war. So möge denn zunächst ein Beispiel für die hinreißende Kraft seines Siegwillens, für die Stärke, mit der sich seine innere Festigkeit auf die Führer im Weltkrieg übertrug, herangezogen werden.

Generalleutnant Ritter von Wenninger, der bei der Mobilmachung am 2. 8. 1914 als Abteilungchef beim Kriegsminister in das Große Hauptquartier trat, schildert uns in seiner von dem Feldherrn einst so begrüßten Abhandlung über die Schlacht von Tannenberg den Eindruck, den des Feldherrn Ankunft im

Großen Hauptquartier in Koblenz am 22. 8. 1914 machte. Wir erfahren von der tiefen Niedergeschlagenheit, ja Hoffnungslosigkeit, die bis zur Ankunft Erich Ludendorffs gewährt hatte, und von dem Umschwung, der durch sein Kommen und seinen kurzen Aufenthalt im Großen Hauptquartier eintrat. Der Oberste Kriegsherr und der Führer des Heeres waren wieder mit Ruhe, Festigkeit und Siegwillen erfüllt, obwohl sich an der Kriegslage noch nichts geändert hatte. Generalleutnant v. Wenninger erzählt uns zunächst, mit welcher Siegeszuversicht nach dem Fall von Lüttich und dem Vormarsch der Truppen im Westen das Große Hauptquartier erfüllt gewesen war, bis die ernsten Nachrichten aus dem Osten kamen, die große Verzagtheit auslösten. Hören wir ihn selbst:

„20. abends. Da schrillte eine Fernsprechklingel in die frohen festlichen Klänge herein, — weit, weit vom Osten her ... Nur Wenige wußten, was die Stimme von da drüben sagte, aber es war, als sei von einem elektrischen Draht ein Etwas ausgeströmt, und das habe die Luft mit schwüler Ladung erfüllt. Im großen Saal des Koblenzer Hofes gab es Gesprächspausen an allen Tischen. Man sah, wie da und dort sich ein Mund zum Ohr des Nachbars neigte, man raunte es sich zu, man sog es aus der Luft, und bald wußten es alle: der Osten macht schwere Sorgen, unglückliche Führung, eine Schlappe bei Gumbinnen, übereilte Entschlüsse des O.K.Ost, Rückzug hinter die Weichsel aus Sorge, abgeschnitten zu werden, vorschnelle Preisgabe von zwei blühenden Provinzen ...

Ein Großes Hauptquartier ist ein Nervenzentrum, das dauernd unter dem schweren Druck der Gesamtverantwortung steht. Das ist wie ein Barometer von höchster Empfindlichkeit, — eine Wolke am Himmelsrand, 2000 Kilometer entfernt, bringt einen Wettersturz.

21. 8. Der Stimmungumschlag vom 21. 8. berührte die siegfrohen Seelen seltsam. Man sah nicht mehr die flatternden Fahnen, nicht mehr die unaufhaltsam vorstürmenden Heersäulen, ja es gab Leute, die den Saarburger Sieg bezweifelten, ob es wirklich ein ganzer voller Sieg sei. Überhaupt die ganze alte, jahrelange Rechnung stimme nicht, die Russen mußten schon längst heimlich mobil gewesen sein, sogar sibirische Korps seien schon da, der österreichische Aufmarsch verzögere sich, die Lage im Osten sei unhaltbar, die 8. Armee von Polen her umfaßt.

Ein gewitterschwüler Tag lastete auf allen Gemütern, auch in der Brust des Optimisten rangen zwei Seelen, die tapfer gläubige mit der zagen. Um 5 Uhr nachmittags beim „Nachrichtenappell“, die Gesichter wie eiserne Masken, kurze Nachrichten vom Westen in merkwürdig sachlichem, trockenem Ton, keine Silbe

vom Osten ... Und abends wieder das geheimnisvolle Raunen im Speisesaale, Gerüchte flogen von Tisch zu Tisch, Prittwitz und Waldersee*) hätten Moltke telefonisch gemeldet, sie würden vom Narew her umgangen, es gäbe nur eine Rettung: Rückzug hinter die Weichsel! Das A.O.K. Ost sei daraufhin abberufen, die Schlacht an der Ostgrenze sei abgebrochen und alles im Rückmarsch, die Geschicke der Korps den Kommandierenden Generalen anvertraut. Überall ernste Gesichter, die Gespräche ruhen, nur durch die offenen Fenster schallen die alten frohen Lieder, — heute tuen sie weh!

22. 8. Am 22. schien es, als sei die fallende Quecksilbersäule zum Stehen gekommen. Abends war ich bei Seiner Majestät zur Tafel befohlen. Am Weg zum Schloß traf mich eine frohe Botschaft — Ludendorff Chef im Osten! Ein langer Winterabend im Adlon stieg vor mir auf, wo ich zum ersten Male unter dem Banne dieser Persönlichkeit stand. Ja, das war der Mann, der retten kann, was zu retten ist.

Im Schlosse heitere Ruhe, der Kaiser in froher, gottdankender Stimmung, sprach mit mir als altem Kavalleristen von Reitertaten, die niemand für möglich gehalten, von siegreichen Angriffen der Kavallerie-Divisionen auf befestigte Stellungen in Belgien. Es war, als sei die Gewitterschwüle des 21. nicht vorgedrungen bis in die kühlen, hohen Räume des Kaiserschlosses. Nach Tisch saß man — der feindlichen Flieger wegen — im dunklen Saale, nur die glühenden Zigarren verrieten die Plätze, wo die Gäste des Kaisers saßen, aber die Reden waren munter und froh, — nur, was mir auffiel, — kein Wort vom Osten!

Erst am 23. morgens, beim Morgenritte am Oberwehr, erfuhr ich weiteres. Ludendorff sei gestern Abend ein paar Stunden hier gewesen, bei Moltke und dem Kaiser, der ihm persönlich den Pour le mérite überreichte für seine tapfere Lütticher Tat. Ein Extrazug bringe ihn mit General v. Hindenburg in diesen Stunden nach dem bedrohten Osten, von heute Abend an würden die gleitenden Zügel dort aufgenommen. Alles schien froh, man schüttelte sich vertrauensinnig die Hände, nun kann alles wieder gut werden. Und seltsam! Auch die Dinge im Westen sahen sich wieder rosenrot an, der Deutsche Kronprinz hatte bei Longwy gesiegt, der Herzog von Württemberg eine Schlacht bei Bouillon gewonnen, die 6. Armee hatte Luneville genommen und schien den geschlagenen Feind gegen die Vogesen zu pressen. Ja, man sprach bereits von der Möglichkeit, binnen kurzem Kräfte im Westen frei zu bekommen zum Gegenaufmarsch nach Osten. Woher dieser Um-

*) Anmerkung des Herausgebers: Oberbefehlshaber und Chef des Generalstabes der 8. Armee.

schwung? Ein Mann war dagewesen, mit einem Stern zu seinen Häupten, von dem ein sieghaftes Leuchten ausging —. Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit."

Möge dieses eine Beispiel von vielen genügen, um zu zeigen, wie stark und zwingend der Eindruck der Persönlichkeit des Feldherrn auf die im Weltkrieg führenden Offiziere war. Bei unserer maßvollen Auswahl solcher Tatsachen verzichten wir auf die Zeugnisse in ähnlicher Richtung von Mitarbeitern der OHL. oder von Frontoffizieren, die in den Schlachten, durch den Fernsprechapparat beraten und angefeuert, in ernstesten Lagen den Segen der Macht dieser Persönlichkeit schon auf diese Weise erfuhren. Wohl aber ist es berechtigt, daran zu erinnern, daß bei der Erstürmung der Zitadelle in Lüttich nicht nur die Kühnheit, nicht nur der Siegwille und der hinreißende persönliche Mut des Frontsoldaten Ludendorff zum Ausdruck gekommen sind! Als er allein vorstürmend an die Pforte der Zitadelle pochte, bedurfte es zu seinem Erfolge einzig und allein der zwingenden Macht seiner Persönlichkeit. Die Besatzung von mehreren hundert Mann stand bewaffnet dem einzelnen Manne gegenüber. Wenn der Feldherr auf die Ereignisse der Lüttichtage zu sprechen kam, ließ seine Freude an diesem für die Rettung des Volkes so unerhört wesentlichen kühnen Erobern der Schlüsselfestung den verschlossenen Mann manchmal etwas weniger wortkarg über seine eigenen Taten sein. So erzählte er denn auch, daß er den Kommandanten der Festung scharf, ruhig und voll anblickte und im übrigen mit einem energischen Befehl, die Besatzung solle die Gewehre zusammentragen und abliefern, obwohl die Belgier sahen, daß er ihnen zunächst ganz allein gegenüberstand, sofortigen Erfolg hatte. „Die Hauptsache war, die Leute zu beschäftigen, solange ich allein war, und das hatte auch guten Erfolg." Mit diesen Worten erläuterte der Feldherr seine Anordnung. Wenn mehrere hundert Mann Besatzung sich so ohne weiteres fügten, so ist das ein leuchtendes Beispiel dessen, was wir die zwingende Macht der Persönlichkeit Ludendorffs nennen!

Noch eine andere Einzelheit aus den Lüttichtagen deutet uns die gleich starke Wirkung auf Freund und Feind an. Er hat bei Lüttich ganze Truppenteile, die sich zurückziehen wollten, statt ein Fort anzugreifen, zum Weiterkampfe allein durch den Eindruck, der ihm eigen war, bewogen. Ja, er konnte es auch wagen, mit einem belgischen Kraftfahrer seine Rückfahrt nach Aachen anzutreten, ohne befürchten zu müssen, daß dieser Vertreter des erbitterten Volkes seine Lage im feindlichen Sinne gebrauche!

Als nach dem Kriege durch die Mache von Juda und Rom der Feldherr weiten Volksteilen als blutrünstiger Kriegsverlängerer geschildert war und, wie der Jude Walter Rathenau sagte, „es noch im letzten Augenblick gelungen war, alle Schuld auf Ludendorff zu werfen", da gab es in all den Jahren bis zu seinem Tode hin der Beispiele die Fülle, wie die zwingende Macht seiner Persönlichkeit die ganze Hetze sofort überwand. Die Menschen, die ihm in feindseligster Absicht genaht waren, wurden durch einen Blick oder ein Wort von vollstem Vertrauen und Verehrung für seine Person erfüllt. Es ließe sich leicht eine Fülle der Beispiele für solche Ereignisse zusammentragen. Ist es doch auch tatsächlich so gewesen, daß der nach den Presse- und Versammlungergüssen anscheinend so ungeheuer gehaßte große Deutsche in Wirklichkeit nur von Verehrung umgeben war, wo immer er sich auch hinbegab. Ohne in diesem Werke der Würde des Feldherrn dadurch zu nahe zu treten, daß wir solche Ereignisse überbewerten, glauben wir zur Ehre des Deutschen Volkes doch nicht unerwähnt lassen zu dürfen, daß sich einer solch außergewöhnlich edlen und zwingenden Persönlichkeit gegenüber die schlimmste Verhetzung immer wieder als vergeblich erwies. In dem Jahre 1920 war der Feldherr, von Freunden gerufen, nach Kärnten gefahren, um der Deutschen Sache dort durch eine kurze Anwesenheit zu nützen und die gefährliche römische Aktion, die damals Deutschen Willen mißbrauchen wollte, durch Aufklärung zu verhüten. Der Feldherr schreibt hierüber in seinen Lebenserinnerungen:

„Die Eisenbahnfahrt von Klagenfurt nach Wien — ich reiste in Begleitung eines mir bekannten Deutschen — wurde durch einen Zwischenfall bei Leoben im steiermärkischen Industriegebiet unterbrochen. Hier wollten mich Schüler der Bergakademie begrüßen. Dadurch muß wohl meine Durchfahrt in weiteren Kreisen bekannt geworden sein, jedenfalls hielt der Zug vor Leoben auf freier Strecke. Verwahrloste kommunistische Jugend drang in meinen Wagen, sah vom Gange aus in mein Abteil und blieb vor ihm stehen ... und verließ wieder den Wagen. Mein Begleiter war zufrieden, daß der Zwischenfall so abgegangen war."

Diesen Vorgang hat ein Besucher unseres Hauses aus Österreich uns an Hand von Einzelheiten als sehr viel gewichtiger nachgewiesen. Tatsächlich war es ein planmäßiger Überfall der Kommunisten, der den Feldherrn „erledigen" sollte. Bei einer ähnlichen Lage Jahre später sagte der Feldherr in den Wagenabteil Eindringenden, sie voll anblickend, nur sehr ernst: „Was wollen Sie hier? Verlassen Sie den Wagen!" Durch diese Worte erreichte er, daß die Verhetzten von ihrem Plan Abstand nahmen. Sicherlich hat hierbei die Einfachheit des Feldherrn, das

Reisen ohne jede Schutzmaßnahme ebenso tief beeindruckt wie die Ruhe und die zwingende Macht der Persönlichkeit, die den Attentätern gegenübertrat.

So waren Judas und Roms Pläne öfter gescheitert, und sie scheiterten auch, wenn der Feldherr sich in den Jahren nach der Revolution in seinem völkischen Freiheitkampfe gerade immer unter die am stärksten gegen ihn verhetzten Stämme des Deutsches Volkes begab. Mögen daher auch hierfür noch zwei Zeugnisse aus der Fülle herausgewählt sein, die nach dem Tode Erich Ludendorffs in der Beilage des „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" berichtet worden sind.

General Ludendorff kam zur Zeit der roten Herrschaft einmal nach Lüneburg, um dort einen öffentlichen Vortrag zu halten. Eine johlende und schimpfende Menge erwartete ihn vor dem Bahnhof. Ein Mann, der ganz nahe steht, wirft dem Feldherrn das Wort „Massenschlächter" ins Gesicht. Da faßt ihn Ludendorff fest ins Auge, wehrt seine Begleiter, die ihn schützend zurückhalten wollen, ab, geht gerade auf den Mann zu und herrscht ihn an: „Seh' ich so aus?!" — Von allen Seiten haben die Umstehenden sich herangedrängt. Still wird es ringsum. Da packt den Zurufer innerlich sein Frontsoldatentum: er reißt die Hacken zusammen und meldet in überzeugtem Ton: „Nein, Exzellenz." Und Ludendorff gibt ihm die Hand. — Da ist der Betörungwahn ganz gebrochen. Die beiden schreiten nebeneinander her, der Arbeiter neben dem General, und die Menge folgt ihnen stumm und erschüttert in die Stadt.

Diese Erzählung gewinnt noch dadurch an Gewicht, daß eine solche Wirkung kein Einzelfall war, sondern jedesmal dort eintrat, wo immer der Feldherr verhetzten Volksgeschwistern gegenüberstand.

In Sachsen wüteten die Roten am schlimmsten. Sie waren, wie überall, von Juden und Freimaurern aufgehetzt und sollten die Revolution nach russischem Beispiel vollenden. In den Reihen der sächsischen Arbeiter fanden die überstaatlichen Hetzer besonders willige Werkzeuge, darum hielt sich dort die Rotherrschaft mit am längsten. Kleine Wehrverbände hatten sich gebildet, die sich selbst noch nicht zugetraut hätten, das Leben des Feldherrn genügend zu schützen, der immer wieder und allerorts durch seine Gegenwart und sein Wort die Seelen zum Deutschtum und zum Freiheitwillen zu wecken versuchte. Gerade die Verfassung der sächsischen Bevölkerung, die die rohesten Worte brauchte über den „Bluthund, der zerrissen werden sollte", dessen „Versammlunglokal man stürmen müsse, wenn er käme", waren für ihn Veranlassung, trotz aller Bedenken seiner Anhänger, den Plan einer Vortragsreise in Sachsen durchzuführen. Dichtgedrängt hatten sich die Arbei-

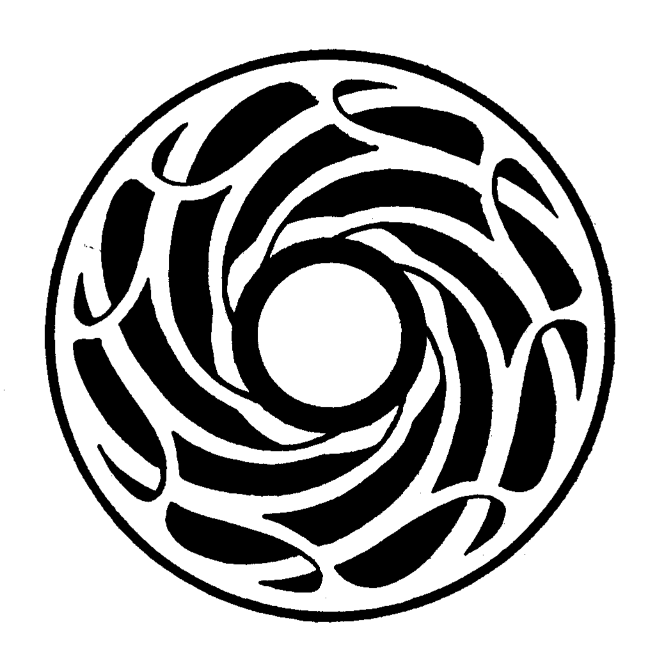
ter in den Straßen und vor dem Versammlunglokal zusammengeballt und brüllten im Chor „Bluthund". Der Anblick dieser verhetzten drohenden Volksmasse konnte schon Besorgnis erwecken. Doch der Feldherr entstieg mit größter Ruhe dem Wagen, ging auf die johlende Volksmenge zu, faßte einen der Arbeiter scharf ins Auge und fragte zur Verblüffung aller, die aus Neugier plötzlich zu schreien aufhörten und sich herandrängten: „Sie haben im Felde gedient. An welcher Front?" Der Angesprochene stand stramm, grüßte soldatisch und machte eine eingehende Meldung. „Da habt Ihr Euch wacker geschlagen", antwortete der Feldherr, „da habt Ihr gehandelt fürs Deutsche Volk, aber nicht geschrien wie jetzt!". Allgemeines Schweigen, dann rief der Feldherr: „Nun zeigt einmal alle, daß Ihr so schön stramm stehen könnt, wie Euer Freund hier, und daß auch Ihr im Felde Euere Pflicht getan habt." Da wollte keiner fehlen und der Feldherr schritt die Front der verhetzten Volksgenossen ab. Als er dann noch scherzend zu einem sagte, der einen weniger soldatischen Eindruck machte, er schiene doch wohl nicht gedient zu haben, da hatte er die Lacher und die Herzen aller auf seiner Seite. Keiner dachte mehr daran, den geplanten Überfall auf das Versammlunglokal durchzuführen!

Schwerlich wohl wären der Nachwelt solche lichten Zeugnisse der zwingenden Macht der Persönlichkeit Ludendorffs erhalten, wenn seine Mitwelt nicht in so abgründiger Undankbarkeit und Verblendung den Verleumdern und den gehässigen Minderern seiner Leistung ein so williges Ohr geliehen hätte. Möge aus diesem Werke durch die wenigen gewählten Beispiele der Zukunft das tröstliche Wissen werden, daß das Wertvolle in den verhetzten Zeitgenossen Erich Ludendorffs sich oft zu deren eigener Verwunderung sofort sieghaft durchrang, wenn sie ihm gegenübertraten. Es ist ja seelisches Gesetz, daß ein edler Mensch an sich durch seine Gegenwart die unmittelbare Umwelt über sich hinaushebt, solange sie mit ihm in persönlicher Verbindung steht. Mag eine kleine Seele vielleicht schon unmittelbar nach solcher persönlichen Berührung wieder hinabfallen in ihre Enge und verblendete Betrachtungweise, in der Gegenwart des Großen hält diese nicht vor. Durch diese Wirkung edler Menschen auf ihre Umgebung verschönert sich die Welt, sobald sie die Menschen durch ihre Gegenwart segnen. Begibt sich der Außergewöhnliche einmal um des Volkes willen aus seiner lieben, trauten Zurückgezogenheit unter das Volk, so ist dieses zugleich von der zwingenden veredelnden Macht, die von ihm auf die Umwelt ausgeht, gesegnet. Eben im Sinne dieser Gesetze ist es uns eine Freude, feststellen zu können, daß gerade diese Macht bei der Persönlichkeit Erich Ludendorffs sich in einem ungeheuer starken Grade, noch durch seine

äußere Erscheinung unterstützt, auswirken konnte. Dieser Umstand war es auch, der sein persönliches Leben ganz anders gestaltet hat, als es in den schlimmsten Jahren der Volksverhetzung wohl angenommen werden konnte. Wenn wir die Briefe durchblättern, die der Feldherr, allein um die Lügen über seine Feldherrnleistung in Presse, Buch und Versammlungen zu widerlegen, schreiben mußte, so begreifen wir, daß Vorstellungen von „tragischem Schicksal" entstehen konnten. In seinem persönlichen Leben aber war er nur von Verehrung umgeben.

Unersetzlich ist der Verlust. Ist es doch großer Segen für das weitere Leben jedes einzelnen Menschen, einmal edelstes und schöpferisch reichstes Wesen in einem Menschen vor sich zu sehen und der zwingenden Macht einer solch lauteren Persönlichkeit gegenübergestanden zu haben, die allen Edelsinn, dessen eine Menschenseele fähig ist, und zugleich unbezwingbare Siegkraft in Blick und Wort ausstrahlt. Die Zukunft muß sich in Hinsicht auf die Persönlichkeit Erich Ludendorffs mit unseren matten Worten gar sehr begnügen. Ersetzen können wir es ihr nicht, was die Mitwelt an Reichtum erfuhr.

Ein Mensch „mit einem Stern zu seinen Häupten", von dem, wie Generalleutnant v. Wenninger sagt, „ein sieghaftes Leuchten ausgeht", erhellt die Erde mit dem köstlichsten, strahlenden Lichte! Geschlechter die ihn erleben dürfen, sind vor vielen anderen reich gesegnet, die Erde wird dunkler, wenn er im Tode schwindet! Hell aber strahlt der Nachwelt sein Bild noch aus seinen Taten und Werken!



Ludendorff und die Seinen

Dr. Mathilde Ludendorff

Der Reichtum, der von einer außergewöhnlichen Persönlichkeit ausstrahlt, wird, falls er von wirklich Ebenbürtigen in vollem Ausmaße erlebt und gewürdigt werden kann, dennoch immer nur zum kleinsten Teil anderen übermittelt werden können. Doch kann auch der kleinste so geschenkte Teil eines köstlichen Schatzes schon Segen genug in sich bergen, und alles Übermittelte kann ein Weg zum Helden Ludendorff werden.

Dicht vor seiner Erkrankung, die zu dem Tode führte, hat der Feldherr anläßlich meines sechzigsten Geburttages sein Werk „Mathilde Ludendorff, ihr Werk und Wirken" herausgegeben, ein Buch, an dessen Werden und Vollenden er mit einer erschütternden, ernsten Hingabe gearbeitet hat, die für mich an sich schon höchste Ehrung war. In dem Abschnitt dieses Werkes „Als Lebens- und Kampfgefährtin", mehr aber noch in seinen Lebenserinnerungen hat der Feldherr in einem mich bewegenden Ausmaße seiner Verschwiegenheit und Verschlossenheit Worte über das Werden und Wesen unseres Glückes abgefordert, die er für notwendig erachtete. Damit ist in das persönliche Leid, das er lange trug, aber auch in die Tiefe und den Reichtum unseres außergewöhnlichen Glückes soviel Einblick gewährt worden, als es unser beider inniges Verlangen nach völliger Abgeschlossenheit unseres persönlichen Lebens noch eben möglich machte. So weiß denn auch die Mit- und Nachwelt das an sich schon, was ich erwähnen muß, um zu zeigen, wie tief mein Einblick in die Wesensart des Feldherrn, die er im Heime zeigte, gewesen ist.

Wir können ja nicht über alle Seiten eines Menschen aus eigener Erfahrung Zeugnisse sammeln, selbst wenn er uns der nächste, der Lebensgefährte im tiefsten Sinne, in der Ehe wird. Es ist ein heiliges Gesetz der Seele, daß uns manche Erfahrung der Größe, der Einzigart eines Menschen entgehen muß, weil wir es nicht miterleben können, wie er sich verhalten würde, wenn es statt heiligsten und reichsten Glückes mit den Seinen ein tiefes Unglück oder ein jammervolles Elend, von der nächsten Umgebung bereitet, zu tragen gälte. Daher wird uns so selten ein umfassendes Bild einer Persönlichkeit geschenkt.

Der Feldherr hatte, in Abwehr ungeheuerlichen Geschehens in der Deutschen Wochenschau Folge 10 am 10. 3. 1929 eingehende Mitteilungen über seine erste Ehe

machen müssen und dabei auch die Ursache genannt, die mir seine seelische Antwort auf ein tiefes Eheelend enthüllten, ehe ich dann später jene auf höchstes Eheglück kennenlernte. In seinem Werke „Mathilde Ludendorff, ihr Werk und Wirken" hat er noch einmal die kurze Mitteilung aufgenommen: „Sie hatte auf Bitten der später geschiedenen langjährig morphiumsüchtigen Frau Ludendorff deren ärztliche Behandlung von Tutzing aus übernommen, da die Kranke sich weigerte, in eine Anstalt zu gehen."

Ich blickte im Herbst des Jahres 1924 in ein Ausmaß des Eheelendes, wie es mir in ähnlichem Grade trotz aller meiner reichen ärztlichen Erfahrung kaum bekannt geworden war. Völlig verkannt, gehaßt und den Äußerungen solcher Gefühle, wie sie eben nur bei solcher Art der Erkrankung vorliegen, ausgesetzt, fand ich den großen Feldherrn in seinem Heim. So also lebte er nach all dem schwersten Schicksal des Weltkrieges, nach dem Mißlingen des Freiheitkampfes an der Feldherrnhalle, nach schlimmen Enttäuschungen von seiten vieler Mitkämpfer, die er während der Gefangenschaft Adolf Hitlers an dessen Stelle führte! Es war ein so entsetzliches Schicksal, daß eben nur der Feldherr es, vereint mit allem Undank des Volkes und dessen trostloser Lage, tragen konnte. Aber welch eine Art des Tragens war dies! Nie war mir in all meinem nur allzu reichen ärztlichen Einblick in Unglück der Ehen eine solche Fähigkeit des völligen Sichabschließens, der zuverlässigen stetigen Unnahbarkeit vor Augen gekommen. Es blieb vergeblich, ihn in irgendwelche Auslassungen der Gehässigkeit zu verstricken. Es blieb vergeblich, ihn auch nur für einen Augenblick auf die gleiche Ebene herabzuziehen. Es war so, als lebte da ein völlig Einsamer auf einem Stern allein, der nichts hörte, nichts sah, es sei denn das, was er selbst zu hören und zu sehen für wichtig und für würdig hielt. Der Feldherr selbst hat in seinem Buche „Mein militärischer Werdegang" auf Seite 20 dieses Verhalten in die Worte gefaßt:

„In meiner ersten Ehe aber, ich schloß sie im August 1909, zog ich mich sehr bald aus gewichtigen Gründen völlig in mich zurück und kapselte mich ab."

Als ich das sah, blaßte sehr bald mein anfänglich so überstarkes Mitgefühl mit solcher Lage eines so großen Mannes ab, der wahrlich genug an schwerem Schicksal erlebt hatte, der wahrlich genug der Gehässigkeit außerhalb seines Hauses erfuhr. Ich erkannte, daß ein Mitgefühl die Größe dieses Menschen denn doch sehr verkannte. Ich lernte verstehen, daß dieser Feldherr so völlig abgeschlossen und unerreichbar von den Nächsten, die nicht die Seinen sein konnten, lebte, daß er ganz das gleiche Schicksal wie so viele einsame Große der Weltgeschichte und der

Kultur, nicht aber ein anderes oder schwereres trug. Nein, niemals hatte offenbar dieser außergewöhnliche Mensch irgendeinem Menschen gestattet, ihn unglücklich zu machen. Niemals würde er dies tun. Niemals hatte er irgendeinem Menschen erlaubt, Unfriede in seiner Seele anzurichten. Er errichtete Mauern um seine Persönlichkeit, sobald er es für richtig und wichtig hielt, und ließ sie unerschütterlich und unerstürmbar stehen, ganz nach seinem Willen. Wie unwesentlich war es, wann er eingesehen hatte, daß solches Mauerwerk nötig war! Sicherlich war dies geschehen, als zum erstenmal Unwürde der Lage für ihn durch das Weiterbestehen eines Gefühlsbandes gegeben war, und sicherlich ward ohne Zögern auch in dem gleichen Augenblick ein solches Band ganz restlos zerschnitten. Mitleid, was sollte Mitleid solchem festen Stehen auf sich selbst, solcher Erhabenheit über das Schicksal, solcher stets gewohnten und erhaltenen Abgeschlossenheit allem Unwerten gegenüber? Hätte ich nicht ebensowohl Mitleid mit einem Friedrich dem Großen haben können? Und gehört es nicht wohl zu der eingeborenen Begabung des Feldherrn, daß er in sicherem Ahnen, welche Gefährdung ein tiefes Gefühl und ein wertvolles Minneerleben eben gerade für seine Feldherrnleistung bedeuten könnte, von frühester Jugend an dieses letztere eher mied? Was also ist selbstverständlicher, als daß er weit leichter als jeder andere Ungleiches wählt, was gar nicht zu ihm gehört, und was ist sicherer als dies, daß die Rückkehr von so Ungleichwertem in die Abgeschlossenheit eine ganz restlose ist?

So etwa war mein Denken in den Monaten, in denen ich das äußerste Elend durch die Rettung jener Frau von dem unheilvollen Zustande in diesem Hause zu lindern trachtete, und schrittweise auch mit dem Befreien mit aller Kraft versuchte, den herrschenden Haß in dieser Kranken zu mindern und die ursprüngliche Einstellung ganz allmählich etwas mehr wieder herzustellen.

Das Eindrucksvollste an der Haltung des Feldherrn der Frau gegenüber, die ihm nur Elend bereitete, war aber noch ein anderes. Dieser Mann, der das Gefühlsband, der die Ehe so restlos zerschnitten hatte, der nicht mehr den letzten Rest des Durchdringens der Mauern, die er um sich errichtet hatte, ermöglichte, hat niemals selbst mir, dem Arzte, auch nur mit einem Wort nun ein umgeändertes Gefühl, einen Haß dieser Frau gegenüber geäußert. Er erlebte ihn offenbar auch gar nicht. Er hatte sein Gefühl so in der Hand, daß er es eben völlig nach jeder Richtung vernichtet hatte. Hier tritt uns eine Kraft vor Augen, die wir bei seiner Feldherrnbegabung noch einmal klar erkennen werden: die restloseste Herrschaft über sein Innenleben. Sie hat ihn immer im Leben, mochte man ihm angetan

haben, was man auch wollte, vor dem Schicksal bewahrt, das die meisten der Menschen sich selbst schaffen. Ich meine das Schicksal, einem unebenbürtigen Menschen gegenüber Haß zu empfinden, statt nur das Schlechte zu hassen, die Person aber, von der es ausgeht, niemals mit einem Gefühl des Hasses auszuzeichnen. Solche Menschen lebten für sein Innenleben überhaupt nicht mehr. Eine wahrhafte Erhabenheit!

Neben dieser stolzen Kraft, den Menschen, von denen Schlechtes ausging, die Ehre des Hassens ihrer Person zu versagen, waltete dann in seiner Seele die Großmut ohne Ende, die nichts zu tun hat mit christlichem Verzeihen und Vergessen von Schuld. Nein, ich meine hiermit nur jenes klare, großmütige, ja gütige Betrachten des Entstehens des gewordenen Zustandes, das ihn um so leichter in die Lage versetzte, sich in die alleinige würdige, traute Gesellschaft seiner eigenen großen Seele aus solchem Elend heraus zu begeben.

Auch andere Menschen gehen solchen Weg, sie können ihn aber nur dann gehen, wenn sie auch äußerlich das gemeinsame Heim aufgeben. Er aber war in der Lage, in diesem gemeinsamen Heim wie auf einem anderen Sterne, Tag für Tag, weltenfern dem, der ihn zu kränken versuchte, zu leben. Wochen hindurch schwieg er eisern, antwortete mit keiner Silbe auf Ausfälle jeder Art und bemerkte und beachtete überhaupt nicht alle Bemühungen, durch diese undurchdringliche Wand Pfeile zu senden. Es mochte sein, daß seine häufige, oft wochenlang währende Abwesenheit in Berlin, die in jener Zeit sein Amt als Reichstagsabgeordneter und Leiter der völkischen Gruppen mit sich brachte, ihm die ganze Lage erleichterte, aber soviel konnte ich erkennen: er selbst bedurfte solcher äußeren Trennung nicht, um völlig unerreichbar zu sein.

Wie es allerdings in ihm aussehen mochte, das konnte man dem ernsten Antlitz, das gar manchmal recht deutlich verfinstert aussah, anmerken. Einmal, es war gleich nach seiner Rückkehr aus Berlin, wo er den häßlichsten Hader unter den Völkischen erlebt und vergeblich zu schlichten versucht hatte, da sprach er aus: „Es ist alles so klein, so häßlich, ja oft niedrig, was man da sehen und erleben muß, nun, ich hoffe doch bestimmt, daß mein Leben nicht mehr viel länger als zwei Jahre etwa währen wird.“ Tief erschrak ich da über die Todessehnsucht und erkannte, wie neben all solchen niederziehenden Sorgen um die Zukunft des Volkes und den schweren Enttäuschungen an den Menschen das unsagbare trostlose Elend, die lieblose, düstere Stimmung in seinem Hause und diese völlige Vereinsamung, die doch nicht tröstliche Einsamkeit war, dennoch auf ihn wirkten.

Um so glücklicher war ich, als ich zu jener Zeit hoffen konnte, ärztlich so weit in meinen Erfolgen zu sein, das so schwierige Kunstwerk erreicht zu haben ohne Anstaltbehandlung — die die Kranke weigerte — allein durch Suggestivbehandlung und allmähliche Befreiung sie aus dem Unheil gerettet zu haben. Schon hatte ich die Vorbereitungen einer notwendigen Endprüfung getroffen, da wurde ich durch den Feldherrn plötzlich ärztlich gerufen und fand das Unheil erst recht wieder über dem Hause walten. Ein Arzt hatte allen Gesetzen zum Trotze in diesen Tagen wie früher heimlich die Bitten der Kranken im reichen Maße erfüllt. Nach diesem Ereignis mußte ich die Bitte um Weiterbehandlung ablehnen, und es gelang mir wenigstens, die Kranke von der Notwendigkeit der Anstaltbehandlung zu überzeugen. An jenem Tage mußte ich noch tiefer in die völlige Absage des Feldherrn an das Leben selbst blicken, das er nur als eine schwere Bürde weitertrug. Über die nun folgenden Ereignisse schreibt der Feldherr in seinem letzten Werke:

„Die ärztliche Behandlung der alsbald geschiedenen Frau Ludendorff durch Frau Dr. v. Kemnitz hatte im Sommer 1925 einen Rückfall in das alte Leiden erlebt, den ein recht gewissenloser Arzt herbeigeführt hatte. Ich muß dies hier erwähnen, da gerade diese Tatsache neben Anderem aus meinem bisherigen häuslichen Leben in mir den Entschluß zeitigte, jene seit langem unselige Ehe endlich zu beenden und die Scheidung herbeizuführen. Jetzt erhob sich gegen Frau Dr. v. Kemnitz, die die so schwer erkrankte Frau mit größter Sorgfalt betreut hatte, ein Lärm, auch in der Presse, der mich veranlaßte, mich vor die Arzt- und Frauenehre der Frau Dr. v. Kemnitz zu stellen. So lernte ich gerade infolge dieser verleumderischen Hetze in ihr andere Charaktereigenschaften schätzen. Ich trat im weiteren Verlauf der Zeit an sie mit der Bitte heran, nicht nur Kampfgefährtin, sondern mir Frau zu werden."

Ein unendlich reicher Inhalt an Erleben verbirgt sich hinter den beiden letzten Sätzen. Sie führen zu den köstlichen 11 Jahren hinüber, in denen sich der Feldherr unter den Seinen zeigte, die wirklich die Seinen auch waren. Selten wohl hat sich das Volkssprüchlein, „sie wollten das Böse und wirkten das Gute", in solchem Ausmaße bewahrheitet, als in jenen Ereignissen, die der Feldherr in obengenannten Worten andeutet. Mit der inneren Genugtuung, daß ich wenigstens durch die ärztliche Behandlung trotz des Rückfalls so viel Einfluß behalten, um die Einwilligung der Kranken zur Verbringung in eine Anstalt zu erreichen, war dies ärztliche Amt abgeschlossen. Da brachten mir wenige Wochen später meine halbwüchsigen Söhne Zeitungartikel, die in widerwärtigster Weise die Wahrheit auf den

Kopf stellten, mich auf das Häßlichste verleumdeten. Sie sollten offenbar dem damals schon eingeleiteten Scheidungverfahren des Feldherrn Ludendorff Erschwernisse in den Weg legen. Fast gleichzeitig aber traf ein Schreiben bei mir ein, das mir zeigte, wie unerträglich ihm dieses Ereignis war. Der Brief enthielt auch die Bitte um eine Unterredung, damit er seine Schritte im Einklang mit meinen Wünschen unternähme. Einige Worte, die in dieser Unterredung fielen, sind bedeutsam für des Feldherrn und mein Leben geworden, und von diesen einigen können wenige hier folgen:

„Der furchtbare Undank für so selbstlose und sorgliche ärztliche Behandlung geht von Trägern meines Namens aus, er ist mit Schande bedeckt dadurch. Der Umstand, daß sich die Niedertracht gegen eine Frau richtet, die allein steht und sich schwer durchs Leben ringt, macht alles noch weit schlimmer."

Es war dies in tiefer Erschütterung gesprochen. Ich erwiderte: „Der rasche Umschwung bei so großer und immer wieder bezeugter Dankbarkeit der Patientin kam auch mir überraschend. Aber es trifft mich nicht. Ich habe Verlästerungen und Verleumdungen vor wenig Jahren schon einmal erlebt, als ich mich aus kurzem Eheelend trennte, und habe daran keineswegs schwer getragen. Ich tue es auch jetzt nicht. Ich sagte damals: an meiner Haustür steht nun ein Wächter, der prüft, wer es wert ist, die Schwelle zu überschreiten. Es tun dies von jetzt ab nur jene, die solches Treiben von Grund auf verachten. Warum sollte ich mich denn grämen, daß der Wächter dasteht, der mein Heim vor Unwürdigen behütet?"

Nie zuvor sah ich des Feldherrn Augen so freudig aufleuchten, als nun er diese Worte hörte, die mir aus tiefem Herzen kamen.

„Daß noch ein Mensch lebt, der so erhaben ist über allem häßlichen Gerede und es schon erwiesen hat, und daß dieser Mensch noch dazu eine Frau ist, das hätte ich nicht für möglich gehalten! Nun werden Sie wohl meinen, daß ich viel zu viel der Schritte vorhabe, und Sie werden gar nicht einverstanden damit sein. Sie allein bestimmen in dieser Frage."

„Ich danke Ihnen für alle Schritte, die Sie tun, auch ich nehme derartiges wichtiger, wenn andere Menschen verleumdet werden. Man schweigt ja nur dann, wenn man selbst verlästert wird. Außerdem verstehe ich den Kampf gegen das Unkraut! In meinem Garten bin ich seit einigen Tagen auch täglich wieder damit beschäftigt. Und dennoch nehme ich den ausgeharkten Löwenzahn nicht wichtig."

Nun lag Friede, tiefe Lebensfreude und zugleich Feierlichkeit auf des Helden Antlitz, und langsam und sinnend sprach er: „Schon oft erkannte ich, daß wir auf

dem gleichen Sterne zu wohnen scheinen. Noch niemals aber so sehr wie jetzt. Der Stern ist im übrigen recht unbewohnt! Er könnte aber sehr wohl sehr wohnlich werden."

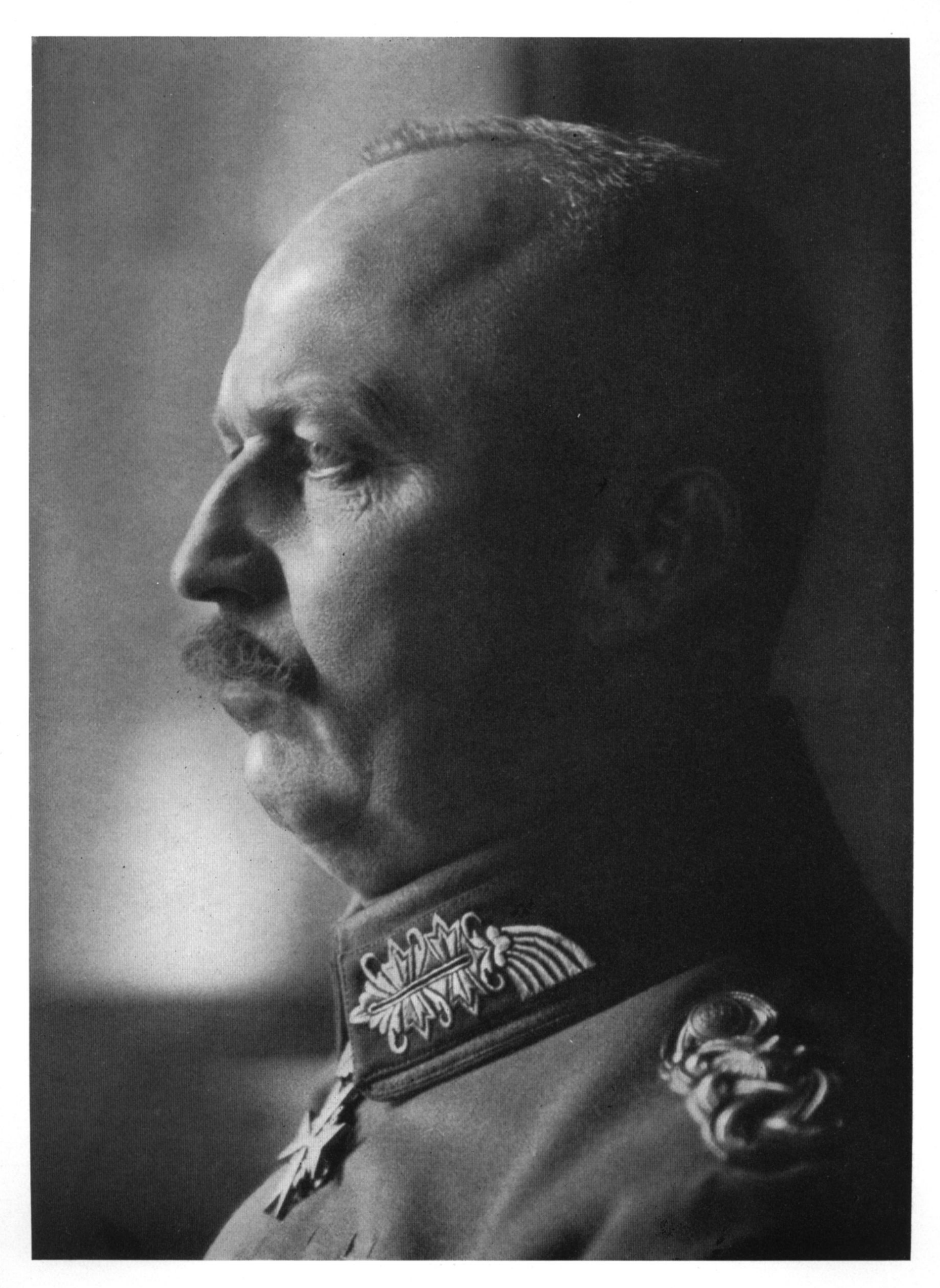
Einige Monate später hatte sich dann unser Schicksal entschieden.

Die Schlechtigkeit der Menschen war es, der wir es zu danken hatten, daß unser beider Leben im September 1926 reichste Zweisamkeit wurde. Lange Zeit später haben wir uns beide erst davon in Kenntnis gesetzt, daß uns in der Stunde der Entscheidung nicht nur das eigene Glück zutiefst bewegt hatte, sondern es uns mit erschütternder Wucht zugleich klar in der Seele stand, wie Wesentliches sich hier für das Volk, ja für die Völker entschied. — Auch diese Art des Erlebens gehört zu dem, was auf dem „unbewohnten Sterne", auf dem es nun wahrlich „sehr wohnlich" wurde, den Menschen eigen ist. In meinen Lebenserinnerungen schreibe ich in bezug auf diese tiefe und glückliche Wendung in unserem persönlichen Schicksale:

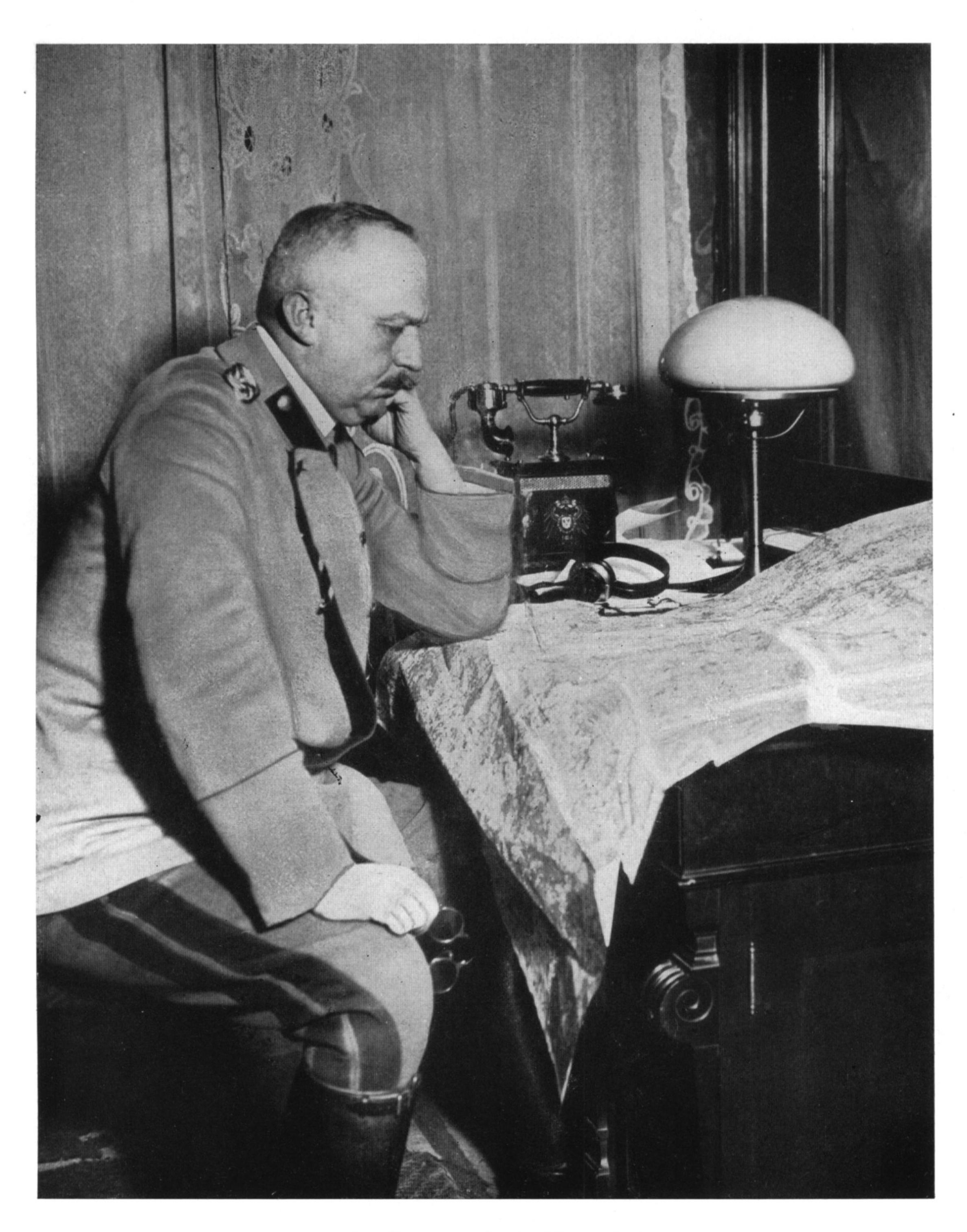
„Der Tag war gekommen, der mich in eine Welt des Glückes stellte, eine so völlig andere Welt der seelischen Erfüllung der Zweisamkeit! Von da ab war es mir, wenn ich von meinem früheren Leben sprach, als müßte ich da immer Worte voranstellen, die der scheinbaren zeitlichen Ferne Ausdruck gaben. ‚Als ich vor Jahrhunderten einmal mit dem Vater auf den lieben Taunushöhen wanderte', oder ‚als ich vor zehn Jahrtausenden einmal auf dem Saß Songer bei Gewitterausbruch stand'".

Es hatte der Einsame, für alle seelisch Unnahbare, Verschlossene, Große, der sich ein Lebenlang oft sogar von der nächsten Umgebung lieber mißverstehen ließ, als Unebenbürtigen eine Wirkung auf sein Seeleninneres zu gewähren, seine Seele aufgetan. Das Felsentor war einem Menschen offen, zu dem er das Vertrauen hatte, daß seine Seele nur vollstes Verstehen fand und niemals, niemals verwundet werden könnte. Denn Verwundung zu erleben, das hätte der Stolz dieser Seele nie ertragen wollen. Und der Mensch, zu dem er dieses tiefste Vertrauen zum erstenmal im Leben in sich trug und in sich tragen konnte, war ich selbst! — Dies berechtigte Vertrauen barg natürlich auch in sich das Wissen, daß über solche Verschmelzung zweier Seelen und allem unsagbar Herrlichen, das sie in sich birgt, nie durch ein Wortgleichnis, nie durch eine ‚Schilderung' gefrevelt wird!"

Den Feinden und ihren häßlichen Verleumdungen hatten wir es zu danken, daß Wesenszüge durch die Antwort auf das Schicksal sich offenbart hatten, die noch mehr als je zuvor dem Feldherrn und mir selbst erwiesen, wie nahe der Standort, von dem aus wir das Leben lebten und von dem aus wir handelten, beiein-



In Lötzen 1915



Im Hauptquartier in Lötzen 1915

anderlag. Er stand als gewaltiger Geschichtegestalter über den Jahrtausenden und hatte Übermenschliches geleistet, um die fernste Zukunft des unsterblichen Volkes zu retten. Er führte von dem gleichen Standorte aus sein Ringen nach dem Weltkrieg unermüdlich und völlig unbekümmert um den schnöden Undank und die Verleumdungen, die er erfuhr, weiter. Ich aber grüßte in solcher inneren Einstellung die seelische Verwandtschaft! Auch das philosophische Schaffen, zumal das Erkennen der letzten Rätselfragen des Lebens, die ich in dem Werke „Triumph des Unsterblichkeitwillens" und „Schöpfunggeschichte" damals schon geschaffen hatte, hat mich erst recht in das Jenseits der Zeit als stetem Standorte erhoben.

Aus dem, was der Feldherr in dem genannten Werke andeutete und in anderen für die Veröffentlichung bestimmten Niederschriften noch weit ausführlicher dargetan hat, und aus dem, was ich von jener lebenswichtigen Unterredung hier niedergelegt habe, zeigt sich klar, daß meine Erhabenheit über die Schlechtigkeit und Undank, die an die eigene Person heranzutreten sich bemühen, in dem Feldherrn die tiefste Freude ausgelöst hat. Die Feinde, die, das Böse wollend, so an unserem Glücke mitgeschaffen hatten, waren in ihrem Handeln später förmlich bemüht, uns jene wundervolle Stunde unseres Lebens für die ganze Dauer der elf Jahre im vollsten Ausmaße zu erhalten! Ich wüßte nicht einen Tag in all diesen Jahren, an denen sich nicht das Ungeheuerlichste von Lügen und Hetzen gegen die Person des Feldherrn und gegen meine Person förmlich überschlug, das je gegen Menschen auf diesem Sterne gewütet hat. Als wir die überstaatlichen Mächte enthüllten und unseren Kampf von der Fessel des Sabotierens durch Scheinmitkämpfer befreiten, da wütete die Selbstschändung dieses Volkes in Ausdrücken in Versammlungen, in der Presse und in Schriften in einem Ausmaße, wie es sonst selbst der ungeheuer tiefstehende parlamentarische Parteienkampf noch nicht gesehen hatte. Tagtäglich also schufen durch dieses niemals verstummende Gelärme die Feinde unserem an sich schon unermeßlich reichen Glücke noch die Beigabe inniger Freude an der Erhabenheit der Seele des anderen über Schlick und Schlamm verkommener Mitmenschen. Dabei hatte ich selbst noch eine ganz besonders tiefe Freude an der vollendeten unvergleichlichen Ritterlichkeit des Feldherrn und seiner stets waltenden Fürsorge, zudem aber auch an seiner Feldherrnkunst, die ihn selbst hierbei nie verließ. Sofort sonderte er von all diesem Haßkampfe der Gegner die Erzeugnisse ab, die nur der Rachsucht entlassener, weil unwürdiger Mitkämpfer entstammten, denen also kein Kampfwert innewohnte, und behandelte diese als völlig gleichgültige und nichtige Angelegenheit.

Alle übrige Hetze und Verleumdung, die von den überstaatlichen Mächten aus all den Geheimorden und Logen unablässig in das Volk gesandt wurde, ward wichtiger genommen und im einzelnen geprüft. Es kam bald die Zeit, in der wir gar nicht mehr lange rätseln mußten, was aus jüdischer, was aus römischer, was aus freimaurerischer, skaldischer oder asiatisch-okkulter Richtung kam. Wie im Krieg die Meldungen über den Grad der Auswirkung eines Geschosses beim Feinde wesentlich sind, so war diese Art der Verleumdung in dieser Hinsicht für den Feldherrn bedeutsam. Oftmals reichte er mir Briefe oder Presseauslassungen mit einem freudigen, siegfrohen Lächeln, denn er erkannte an den sich überschlagenden Gehässigkeiten die Stärke der Wirkung einer unserer Aufklärungsschriften.

Schöner war es allerdings im übrigen das Glück solchen Verstehens der Wesensverwandtheit mehr als ein Jahrzehnt tagtäglich genießen zu dürfen, ohne daß dabei ein Blick auf die Häßlichkeit der Menschen fiel!

Es war bei aller Unterschiedlichkeit unserer Begabung eine köstliche Gemeinsamkeit im Kampf und Ruhen. Unser gewaltiger Geisteskampf ward tagtäglich in steter Zusammenarbeit geführt. Keinem von uns wäre auch nur der Gedanke gekommen, auf solche Gemeinsamkeit zeitweise zu verzichten oder die Zweisamkeit als solche überhaupt zu empfinden. Wir sprachen wie zu uns selbst, wenn wir die Gedanken der Kampflage zuwandten, wenn wir über die Abwehr sannen, wenn wir das neue und weitere Vordringen ins Auge faßten. Nur zum Schaffen ließ jeder dem anderen die ungestörte Einsamkeit. In einem besonderen Abschnitt dieses Werkes werde ich all dem, was ich dabei in Freude und Bewunderung erleben durfte, noch Ausdruck geben.

In meinen Lebenserinnerungen, die ich mitten aus dem Glücke im vorigen Jahre niedergeschrieben habe, und die der Feldherr noch mit großer Freude gelesen hat, habe ich vieles aus der wunderbaren Zeit unseres Lebens geschildert, was ich heute nicht mehr der Feder anvertrauen könnte. Der Schmerz um den Toten verschließt noch weit, weit mehr vor der Mit- und Nachwelt, als schon das Glück es getan hatte. Lese ich aber heute das dort Niedergeschriebene durch, so sehe ich, wie ich mir andererseits viel Zurückhaltung in den Worten der Bewunderung des großen Toten auferlegte, offenbar, weil ich wußte, daß er das Niedergeschriebene wie immer schon im Manuskript lesen werde. Und obwohl ich mir solche große Beschränkung abforderte, hörte ich als Urteil aus dem Munde des Feldherrn: „Ein sehr schönes und reiches Buch, mich aber hast Du zu viel herausgestrichen." So sehe ich, daß ich in jener Niederschrift damals an die äußerste Grenze dessen schritt,

was sein konnte. Wohl aber war es dem Feldherrn selbstverständlich, daß der Überlebende über den hohen Wert des nächsten Angehörigen mehr enthüllen darf! Ja, Siegrunens Worte nach dem Tode Helges (Edda) hat einst der Feldherr mit großem Anteil gelesen:

„Nie sitz' ich mehr selig zu Sewaberge,
Weder früh, noch bei Nacht, nichts freut mich des Lebens,
Flammt nicht im Lichte der Lobreiche wieder,
Kommt nicht der König auf wiehernden Rosse,
Dem goldaufgezäumten — wie wollt ich ihn grüßen!
So tät er in Furcht seine Feinde versetzen,
Wie Geißen vorm Grauwolf entgeistert entfliehen
Und stürzen vom Berg über Felsen hinab;
So hoch ragte Helge im Kreise der Helden
Wie die strebende Esche aus struppigem Dorn,
Wie der mächtige Hirsch, der höher hinschreitet
Denn alles Getier, im Morgentauglanze
Die Enden zum glühenden Himmel erhebt!"

Wie sollte da die Frau, die zudem noch Kampfgefährte war, nicht von dem unermeßlichen Reichtum, den sie erlebte, denen, die ihn nie in diesem Ausmaß erleben konnten und können, etwas zum Geschenke bringen dürfen?

Nachdem unser Leben sich so glücklich gewendet hatte, dünkte es uns, als könnten wir nun, da wir von der Mitwelt in unseren Zielen noch nicht verstanden wurden, uns selber leben. In meinen Lebenserinnerungen schreibe ich:

„Als sich unser liebes Wunder, dank der Schlechtigkeit der Menschen, anläßlich jener Unterredung selbst erschlossen hatte, war uns beiden auch die äußere Lebensruhe gewährt, die so tiefem, die ganze Seele erschütterndem Glücke gebührt. Die Entwurzelten und die Verhetzten im Volke hörten uns nie, die völkisch Erwachten aber hielten uns in jener Zeit zum größten Teil für ganz unbrauchbar für den völkischen Freiheitkampf. Unsere Ziele waren „praktisch nicht durchführbar" und deshalb völlig töricht, niemals kann man Weltbeherrscher mit Wahrheit, Geisteskraft und Erkennen durch Volksaufklärung stürzen. Der Feldherr versteht eben leider gar nichts von Politik, und diese Philosophin aus Tutzing „spinnt" und ist so abstrakt, daß man mit ihren Theorien gar nichts anfangen kann. Zudem ist sie Frau, was soll uns eine Frau? So waren wir beide von einer sehr rücksichtvollen Umwelt für ganz untauglich erklärt und auf uns selbst gestellt. Man kann sich seiner

Zeit nicht aufdrängen, wenn man ihr voraus ist. So durfte man denn endlich einmal etwas ruhen? Es war die erste Atempause in dem unermüdlichen Wirken des Feldherrn in den letzten 44 Jahren, in deren letzten 12 Jahren er so Übermenschliches für sein Volk geleistet hat. Es war Ruhezeit, in der er nur sein Forschen nach den geheimen Feinden des Volkes unermüdlich weiter fortsetzte. Es war aber auch die erste Zeit seit vielen Jahren, in denen die Pflichten von dreierlei Berufen und reichen Sorgen für der Kinder Aufzucht nicht mehr so schwer auf mir gelastet hatten, in der ich dem Arztberuf und meinem Schaffen lebte und allmählich mir die gesunde Kraft von früher erneut errang! Wie es in jener Zeit in der Seele des Feldherrn aussah, mögen seine Worte andeuten:

„Ich sehne mich nach Ruhe, aber nicht mehr wie bisher nach der Ruhe des Todes, nein, und das ist mir etwas ganz Ungewohntes, nach der Ruhe eines langen Lebens, unseres langen Lebens."

„Wie furchtbar arm an allem, was das Leben glücklich macht, mein Leben bisher war, das sehe ich erst jetzt... Auch überflüssig war man in der Welt, ein Tier, das noch hineinlebt aus alter Zeit, das zuweilen noch mit unverstehenden Blicken angeschaut wird, aber schließlich doch mit der stummen Frage: Was will der noch? Was andere sagen, ist schließlich gleich, aber ich sagte es mir selbst."

Mögen diese Andeutungen über die Seelenverfassung des Feldherrn in jener Zeit genügen, und mögen sie ergänzt sein von der weiteren, daß ich selbst von den Schicksalschlägen des Lebens bis in die innerste Seele verwundet war. Ich wollte in der Zukunft nur noch der Arbeit für die Kinder, dem Freiheitkampfe und meinem Schaffen leben. Auf solchem düsteren Hintergrunde hob sich das unvergleichliche und in der Geschichte kaum je verwirklichte Glück unserer Ehe ab und schuf in uns neues, junges, nie zuvor erfahrenes, reiches Leben. Gewiß, ich weiß, ich würde das Bild des Feldherrn für die Mit- und Nachwelt noch bereichern können, wollte ich die tief erschütternden und ein so unvergleichlich reiches Gemütsleben enthüllenden Worte aus den Briefen jener Zeit, die er an mich richtete, wiedergeben. Doch Frevel wäre es an unserem Willen der Verschlossenheit, mit der wir vor allem all das umgaben, was unser persönliches Glück war. Es ist schwer, sehr schwer, einen solchen unvergleichlichen Reichtum allein zu tragen, und dennoch wird es dabei bleiben müssen. Alle jene Worte stimmten die gleichen hehren Melodien an, die aus seinem Vermächtnis, das er mir vor seinem Tode schrieb, wiedererklingen. Ja, noch reicher, noch inniger ertönen sie da als heiliges Zeugnis dessen, daß nicht, wie so oft im Leben, das höchste Hoffen und Erwarten die Wirklichkeit übertraf. Nein,

die Wirklichkeit hat unser beider höchstes Hoffen noch unendlich weit überragt. Bewußter angestimmt, tiefer, heiliger und freudiger kann nie ein Lied des Eheglückes auf dieser Erde erklungen sein. Es sang in solchem Ebenmaß der Harmonien, klang in solcher Kraft und reicher Fülle, weihte die Ewigkeiten dieser elf Jahre an Erleben so sehr, daß es wohl nie ganz verstummen wird. Es wird noch um unsere Gräber klingen, all denen recht vernehmbar, deren Seele zu lauschen weiß.

Die Ereignisse, die das Leben der vorangegangenen Jahrzehnte an jeden von uns herangetragen hatte, waren von unerbittlichen Naturgesetzen und unvollkommenen Menschen ausgegangen und hätten für unser Glück gar nicht günstiger zusammentreffen können. Reich an Schicksalschlägen war unser Leben. Beide hatten wir Elend sehr ähnlicher Art in den letzten Jahren durchlebt. Das ließ uns das heilige Glück voll und tief und bewußt würdigen. Die eingeborenen Gaben, die Lebenserfahrung und die erlangte Reife sicherten ebenso wie die Charaktereigenschaften tiefste und niemals erschütterbare Harmonie in dem gemeinsamen Leben. Hatten wir auch auf so unterschiedlichen Gebieten Unsterbliches geschaffen, so trugen wir beide die Klarheit über die Bedeutung des Geleisteten, die allen wahrhaft Schaffenden eigen ist, völlig unbekümmert um die Wertungen von seiten der Mitwelt, in unserer Seele. So traten wir einander gegenüber mit jener Verehrung und Scheu vor der Persönlichkeit des anderen, die nur der Ebenbürtige und Unsterbliches Schaffende dem anderen gegenüber voll erlebt und auch stets innehält.

Wie oft leben die Menschen in dem Wahn, eine bedeutende Persönlichkeit täte am weisesten daran, sich mit einem unbedeutenden Durchschnittsmenschen zu vermählen, da dieser sich nicht gestatten könne, mit dem Willen der Beeinflussung an den anderen heranzutreten. Ja, daß dann, selbst wenn solcher Wille je aufkäme, er zum sicheren Mißerfolge verurteilt wäre. Das Gegenteil wird überall von der Geschichte erwiesen. Gerade der kleine, unbedeutende Durchschnittsmensch folgert unweigerlich aus der Tatsache, daß er geliebt wird, das Recht, diese Gefühlsrichtung und die Minne zu einem Einfluß auf die Persönlichkeit zu mißbrauchen. Überreich ist die Geschichte an Beweisen, daß dies bis zu einem gewissen Grade gelingt, eben weil von dem Bedeutenden eine solche Einflußmöglichkeit gewaltig unterschätzt wird. Wäre nun auch bei dem Feldherrn derartiges von seiten eines Unebenbürtigen ebenso unmöglich gewesen wie bei mir, und hatten wir beide auch hierfür die Beweise in unserem persönlichen Leben gegeben, so wurde doch von uns in all den Jahren täglich neu in tiefem Glücke das Verhalten der außergewöhnlichen Persönlichkeit einer ebenbürtigen gegenüber ganz bewußt erlebt. Was es

heißt, niemals mit irgendeinem Wunsche oder Rate bedrängt zu werden, sondern ihn nur einmal geäußert zu hören, damit nur ja der Entscheid voll überlassen bleibt, das durften wir beide wieder und wieder erfahren. Ja, wo immer in uns auch nur der Verdacht bestand, daß das Äußern eines Wunsches den anderen zu irgend etwas veranlaßt hätte, was er von sich aus nicht ohne solche Äußerung getan oder unterlassen hätte, so wurde der Wunsch eben verschwiegen. Auf diese Weise erlebten wir in einem Grade, wie dies wohl selten verwirklicht sein mag, jeden einzelnen Vorzug und Reichtum, die der genießt, der Einsamkeit wählt, mit allem unerschöpflichen Glücke einer tiefverstehenden und harmonischen Zweisamkeit der Ehe.

Das war auch die Voraussetzung, die unser Kämpfen und Schaffen so begünstigte. Ein großes Glück stärkt die Kräfte der Seele, so daß sie Überanstrengungen ohnegleichen durchhält. In meinen Lebenserinnerungen habe ich unseren gemeinsamen Kampf näher beschrieben und unsere durch das Glück noch gesteigerte Arbeitkraft dabei in etwa übermittelt. Sie möge begreiflicher werden aus der Tatsache, daß keiner von uns beiden den anderen im Schaffen je zu stören vermocht hätte, auch wenn die jähen Ereignisse des Kampfes Beratungen und Handlungen noch so dringlich machten, Schaffen des anderen ging stets vor.

Zu solcher scheuen Ehrfurcht vor der Geschlossenheit der Persönlichkeit des anderen, die in der wahrhaften Ehe in ihrer Eigenart nur bereichert, nie aber bedrängt werden darf, trat nun der ganze unvergleichliche Segen ergänzender Eigenart des Feldherrn, die vor allem Genialität des Willens, und der Kulturschöpferin, die vor allem Genialität des bewußten Erlebens ist. Bei aller Ausgeprägtheit dieser Begabungrichtung in uns beiden von früh an lebte von der Begabung des Gefährten auch genug in der Seele, um Bedeutung und Wesen des Schaffens und Leistens des anderen voll und klar zu erfassen und um Kamerad zu sein. Der Feldherr fand an seiner Seite genug an ausgeprägtem Kampfwillen gegen die Niedertracht und für die Erkenntnis der Wahrheit, um in mir einen Kampfgefährten zu finden, ja, auch den Menschen, mit dem er am liebsten und, wie er sagte, am fruchtbarsten die politischen Lagen der Völker der Erde betrachtet hat. Ich aber stand schon bei der ersten Begegnung im Oktober 1923 vor dem erstaunlichen Wunder, daß der Feldherr mein philosophisches Schaffen und meine Ziele für die Kulturen der Völker tief und klar erfaßte. Schon ehe uns unsere Lebenswege zusammengeführt hatten, und erst recht in den kommenden Jahren bis in die letzte Zeit seines Lebens vertiefte er sich wieder und wieder in meine philosophischen

Werke und setzte seinen unsterblichen Namen und die Kraft und seltene Klarheit seines Wortes dafür ein, um den völkerrettenden Erkenntnissen den Weg in das eigene Volk und die Völker der Erde zu bahnen.

Wenn ich auf die 11 Jahre unseres Zusammenlebens zurückblicke, mit der unermeßlichen Fülle des Geschehens und Schaffens, so sind sie mir wie ebenso viele Ewigkeiten der Gemeinsamkeit. Es mag wohl da und dort schon Wirklichkeit gewesen sein, daß Freiheit- und Kulturkämpfer in der Ehe Seite an Seite standen, aber wenn diese Kämpfer zugleich die Schöpfer eines Kampfes sind, so bedingt das einen solchen Reichtum tagtäglichen gemeinsamen Erlebens, der sich noch allem sonstigen Glücke der Ehe eint, daß das Wort Ewigkeit zu enge dünkt, um sie zeitlich zu umspannen.

Und in welch äußerlich unscheinbarem Bild unermüdlicher und erschöpfender Arbeit stellte sich nun dieser Reichtum vor die Mit- und Nachwelt! Des Feldherrn Tageslauf ist rasch beschrieben. Blieb er sich doch, soweit dies nur immer möglich war, gleich. Der Kulturschöpfer, der mit ihm in die Ehe trat, war bisher nur, wenn die Pflicht es forderte, wenn Mutter- und Arztberuf daran gemahnten, aus der Zeitlosigkeit in die Zeit getreten! So liebte ich es denn auch, wenn der eine Tag dem anderen äußerlich möglichst wenig glich. Wir beide innerlich so tief verwandten, in der Begabung einander so glücklich ergänzende Menschen, hatten äußerlich also recht entgegengesetzte Lebensgewohnheiten. Nicht auf die Stunde, nein, auf die Minute pünktlich war des Feldherrn Tag eingeteilt. Auf die Minute ward die Arbeit abgebrochen, auf die Minute ward die Ruhefrist begonnen und abgeschlossen. Daß Einer von uns auf die Lebensgewohnheit voll verzichten mußte, daß dieser Eine nur ich sein konnte, und daß ein solches Umgewöhnen dem Feldherrn möglichst verschwiegen sein mußte, damit er es nur ja im vollen Ausmaße auch von mir annähme, das war mir klar. Erst nach Jahren erfuhr er einmal durch meine Schwester, wie wechselnd meine tägliche Lebensführung vor der Ehe gewesen war, wie sehr ich mich umgestellt hatte. Diese meine Anpassung ward zum großen Segen unseres Glückes, ja auch dann später zum Segen für mein Schaffen trotz der reichen Belastung mit Kampfarbeit.

Des Feldherrn erschütternde Sorge, die er vor Beginn unserer Ehe immer wieder aussprach und an mich schrieb, ob ich wohl an seiner Seite auch die ungestörte Ruhe zum Schaffen werde finden können, schien, als der Kampf gegen die überstaatlichen Mächte schon im ersten Winter unserer Ehe unsere Arbeit zum Übermaße steigerte, seine Berechtigung gewinnen zu wollen. Dies so sehr, daß ich

mir im zweiten Winter die Vollendung des schon vor der Ehe entworfenen Werkes „Selbstschöpfung", um solche ernste Sorge zu zerstreuen, abforderte. Wie sehr hat mir da die eiserne Regelmäßigkeit der Zeiteinteilung, die der Feldherr als Lebensgewohnheit innehatte, trotz Übermaßes an Arbeit freie Stunden übriggelassen, die dem Schaffen zugute kommen konnten! Bei diesem Segen blieb es!

Äußerlich verlief bei uns der Tag so, als berge er Arbeit und nur Arbeit. In Tutzing, wo wir zuerst sommers, dann später dauernd lebten, machten wir im Winter um 6 Uhr 30 Min., im Frühjahr um 6 Uhr unseren Frühgang, und im Sommer trat zu diesem noch das Schwimmbad im See. Von 7 Uhr 45 Min. bis 8 Uhr folgte das Frühstück, dann ununterbrochene Kampfarbeit und schriftstellerische Arbeit bis 10 Minuten vor 12 Uhr. Ein kurzer Gang durch den Garten ward um 12 Uhr von dem Mittagessen abgelöst, das nur sehr selten die Zeitdauer einer Viertelstunde überschritt. Geschah dies wirklich einmal, so fiel dies unseren Hunden als eine so ungewöhnliche Unordnung auf, daß sie es nicht dulden konnten. Durch Bellen und durch Stoßen mit der Schnauze an unserem Unterarm mahnten sie uns entrüstet zum rechtzeitigen Aufbruch vom Mittagessen. Wir aber entschuldigten uns bei ihnen und erhoben uns sogleich folgsam. Ein geruhsames Kaffeestündchen, eine Mittagsruhe bis 2 Uhr 30 Min. waren der Übergang zur zweiten Arbeitzeit. Sie wurde je nach der Jahreszeit früher oder später von einem zweistündigen Gange in die Natur unterbrochen. Etwas Obst am Nachmittag mußte uns mit wenigen Minuten Zeitaufenthalt genügend erfrischen, und der Abendimbiß hatte sich in bezug auf Zeitverlust noch mehr zu bescheiden als das Mittagsmahl. Er bestand zur sichtlichen Überraschung manchen Gastes fast immer aus Gemüse mit Kartoffeln und Zitronensaft dazu. Ein Tag, der auch an Sonn- und Feiertagen solche Einteilung innegehalten sieht, gibt die Möglichkeit, sehr viel Arbeit zu leisten und sich dennoch gesund zu erhalten.

Wo aber bleibt der Reichtum an Glück, an Austausch geistigen Lebens, an Freude? So mögen viele denken, die unser Leben nur von außen betrachten. Besonders wenn sie wissen, daß wir neben der Arbeit täglich noch eine Fülle von Meldungen erhielten, die die Menschen gewöhnlich „ungeheuer aufregend", ja „aufreibend" nennen, sind sie entsetzt. Wenn sie aber noch hören, daß wir von den überstaatlichen Mächten von dem Jahre 1927 an ununterbrochen in eine Reihe von Prozessen, darunter zum Teil Strafprozessen verstrickt wurden, ferner mancher heimtückische Plan dem Leben der gefährlichen Kämpfer galt, halten sie ein Glück für solche Menschen recht unmöglich. Lassen sie sich hierzu noch die Anzahl

der Briefe nennen, die täglich aus unserem Hause der Post anvertraut wurden, und stellen sie die Bücher und Schriften, die Zeitschriften und Zeitungen mit ihren Aufsätzen vor sich, die von uns in diesen Jahren geschrieben und druckreif gemacht wurden, fügen sie nun noch die Tatsache hinzu, daß es einen Bund zu führen und einen Verlag wider eine Welt der Feinde zu leiten und zu entfalten, zudem noch Vorträge zu halten galt, so erfüllt Mitleid, tiefes Mitleid mit diesen beiden „gequälten, gemarterten" Menschen die Seele. Die meisten kommen ja von der Vorstellung nicht los, wir hätten solche Zeit ebenso durchdacht, durchfühlt, durchempfunden, durchlebt, wie sie es selbst in unserer Lage getan hätten. Der einzige Trost bleibt für sie dann die Tatsache, daß wir in den Jahren 1930, 1931 und 1932 je 4 Wochen in Seefeld bei Hochgebirgsausflügen ausruhten und in den letzten 5 Jahren zweimal im Jahre 4 Wochen auf unserer Hütte in Klais herrliche Zeiten verbrachten.

Aber da muß ich solche Tröstung wieder einschränken, denn unsere Arbeit ließen wir doch auch dort nicht zurück. Die Schreibmaschine, Bücher und unerläßliche Akten wanderten mit und wurden mit dem übrigen Gepäck auf einer Fuhre von einem Weltkriegsveteran unter den Pferden in etwas wilder Fahrt vom Bahnhof auf die Berghütte geschafft. Das gute Tier schien dabei der Auffassung zu sein, daß wir doch solche Beschwernis nicht in diese herrlichen Höhen hinaufnehmen sollten, und raste ruckweise so wild mit seiner Last, daß die Koffer nach rechts und links geschleudert, des öfteren immer wieder aufgeladen werden mußten! Unser Plan war aber bitter notwendig, auch dort auf der Höhe mußte der Geisteskampf weitergehen. Doch hatte er sich zu bescheiden. Früh um 5 oder 6 Uhr, manchmal auch schon um 4 Uhr, traten wir in die unfaßliche Schönheit der Morgendämmerung, erlebten die Herrlichkeit des Sonnenaufganges inmitten der Bergesgipfel und machten unsere weiten Wanderungen zur Höhe. Erstaunlich war die Frische und Leistungkraft des Feldherrn noch bis zu dem letzten Herbste seines Lebens. Ohne irgend welche Zeichen der Überanstrengung ging er in gleichmäßigem Schritt von unserer Hütte bis zu dem Gipfel, der das Ziel der Wanderung war. — Die Steigung, die er bei den größeren Ausflügen überwand, betrug mehr als 1000 Meter Höhenunterschied. Die erste Rast ward fast immer erst nach der Erreichung des Zieles gemacht. So sah den Siebzigjährigen der Brünnstein, der Krottenkopf, die Schöttelkarspitze und andere Höhen, wenngleich der Anstieg zu ihnen bis zu 6 Stunden währte. Als ich früherer Sitte folgend zu solchen Ausflügen einen Rucksack mit Feldflasche und Eßwaren richten wollte, wies er das lächelnd zurück.

In die Tasche der Windjacke wanderte ein kleiner Imbiß und ein Becher für Quellwasser ergänzte die „Ausrüstung". — Lange und herrliche Rasten auf den Gipfelhöhen, unvergeßliches Erleben! — Die größeren Ausflüge, bei denen wir erst gegen 2 Uhr nachmittags wieder auf unserer Hütte landeten, waren seltener, meist hatten wir 6 bis 7 Stunden Wanderung hinter uns, wenn wir um 12 Uhr zum Mittagtisch auf unsere herrlich gelegene einsame Hütte heimkehrten. Außer dem Mahl erfrischte noch eine kurze Mittagrast. Dann aber saß der Feldherr an seinem Schreibtisch, bewältigte eine große Posterwiderung, schrieb seine Aufsätze für den Quell, schrieb seine „Hand der überstaatlichen Mächte", gab seine Anordnungen an die Bewegung und den Verlag, als habe er an dem Tag noch nichts geleistet. Wenn dann die Sonne sich neigte und die Bäume unserer Höhe ihre langen Schatten über die Almwiese warfen, dann machten wir noch einen kleinen Abendgang auf der Höhe entlang nach Gerold oder dem Barmsee und badeten bei warmem Wetter in unserem nahgelegenen einsamen Wagenbrücher See. Vor der Hütte stand der Tisch mit dem Abendbrot, wenn die Gipfel des Karwendel, des Wetterstein und die fernen Berge des Inntals im Abendglühen leuchteten. Und wenn dann später auch die letzte Arbeit geleistet war, saßen wir oft noch lange in der Sternennacht oder in dem märchenhaften Mondschein auf der Bank vor unserer Hütte. Manchmal schritten wir dann auch noch am Waldrande so leise entlang, daß die Hirsche, die aus dem Walde traten, uns nicht merkten, und wir uns an ihrem Anblick freuen konnten.

Wie aus Ewigkeiten kamen wir aus der erhabenen Herrlichkeit der Berge und unserer lieben Einsamkeit nach Tutzing zurück, das an Naturschönheit an sich schon des Reichtums genug birgt, um Menschen zu beglücken. Unser Heim und der Garten, die wir jedes Jahr mit viel Liebe verschönerten, atmeten so recht unsere Art der Lebensführung. Wir hatten den Garten, aber auch das ursprünglich kleine Haus, das ich 1921 bauen ließ und bis zum Herbste 1926 bewohnt hatte, nach eigenen Plänen und Wünschen ausgebaut. Immer mehr hatte der Feldherr, als wir noch in Prinz-Ludwigs-Höhe wohnten, sich im Gemüt mit diesem Häuschen mit dem See und den lieben Gängen verwoben, denn in jedem Sommer kamen wir hierher und erfrischten uns an den Seebädern und weiten Wanderungen. War also auch der Abschied von der Klaiser Hütte gewiß schwer, und trieb es uns im übrigen Jahre auch noch so oft zu der lieben Höhe hin, so bettete uns das Tutzinger Heim doch sofort wieder in tiefe Gemütswerte und Schönheit. Es war ja auch überhaupt kein Abschied für Monate von Klais. Wenn irgend das Wetter und die

Arbeit es nur erlaubten, gönnten wir uns einmal in der Woche einen Tag in den Höhen. Dann führte uns im Winter noch bei völliger Dunkelheit der 6-Uhr-Zug in der Frühe in die Berge. An der Hütte angelangt, hatten wir in guter Arbeitteilung alles rasch wohnlich gemacht, machten unsere erfrischenden Gänge, saßen mittags in der Sonne, ich kochte und richtete das verlassene Häuschen kurz vor der Heimkehr wieder schön her. Wir kamen von solchem Rasttag zurück, als seien wir Wochen losgelöst gewesen von den Sorgen der Zeit, von dem Schicksal des Volkes, von dem schweren ernsten Kampfe.

Ein wenig getröstet ist der Leser, der uns nach dem äußeren Rahmen des Lebens und dem, was wir von der Mitwelt erlebten, tief hatte bedauern wollen, weil wir solche Erholung in den letzten Jahren unseres Lebens so oft finden konnten. Aber er ahnt nicht, daß wir unter all den Menschen, die keines Mitleids bedurft hätten, wohl mit an oberster Stelle stehen, gesegnet von dem seltensten Reichtum bewußt erlebten Glückes. Um hiervon nur einen Strahl übermitteln zu können, ohne all das zu streifen, was verschlossenes Heiligtum bleiben muß, werden wir uns einen Augenblick der Wesensart aller schöpferischen Menschen bewußt werden müssen, einer Wesensart, die keinem Menschen unerreichbar ist, gewöhnlich aber bei ihnen am glücklichsten entfaltet wird.

Jedem Menschen stehen die Möglichkeiten offen, seine Seele in Einklang mit dem Göttlichen zu stellen und zu belassen und nur dieses als wesentlich zu werten. Ein schöpferischer Mensch aber würde den „Quell" seiner Leistungen und seines Schaffens versiegen sehen, wenn er nicht solche Kräfte in sich besäße. Unterschiedlich allerdings sind die Grade, in dem sie in dem einzelnen Menschen entwickelt werden. Zur unsterblichen Tat und zum gleichwerten Schaffen befähigt vor allem Wahlkraft der Seele. Diese Wahlkraft zeigt ganz besonders die Art der Wahrnehmung dieser Menschen und die Auswahl, die das Gedächtnis trifft. Von Kind auf geben sie sich all den Umwelteindrücken, die mit dem Göttlichen und jenen, die mit ihrer Begabung in inniger Beziehung stehen, mit offener Seele hin. Alles andere ist für sie kaum bemerkenswert. So weit gehen fast alle schöpferischen Menschen mit. Wenn aber zudem nun der Charakter sich so entfaltet, daß auch in ihm die Eigenschaften alle durch des Menschen eigenes Wollen erstarken, die mit dem Göttlichen in Einklang stehen, so wählen Wahrnehmung und Gedächtnis überall im Leben in entsprechendem Sinn die Ereignisse, die die Mitwelt solchen Menschen bereitet. Alles, was sie an Handlungen, Worten und Schicksalsereignissen erfahren, wird nach solcher Wahlkraft tief aufgenommen und auch tief dem Ge-

dächtnis eingegraben, oder aber es dringt nicht in das Innere ein und haftet nicht. Daher kommt es, daß geniale Menschen sich die Lebensfrische der Kinder unbekümmert um das äußere Schicksal bis in das hohe Alter hinein bewahren. Deshalb zeigen sie bei allem Ernste, bei aller Reife, bei aller Tiefe des Gemütserlebens jene Heiterkeit, die, fern von jeder Flachheit, das Leben mit Gemütswerten durchsonnt.

Alle die Menschen, die ihre Wahlkraft nicht im gleichen Sinne entfalten, werden von den vielen Widrigkeiten von all dem Alltäglichen, Kleinen, Häßlichen, Nüchternen, zu dem die unvollkommenen Menschen eben fähig sind und von allen Sorgen und Mißhelligkeiten des Kampfes ums Dasein, von allen Sorgen, die Krankheit und Not mit sich bringen, buchstäblich zermürbt. An sich müßte das das Unmaß des Schweren, das das Leben mit sich bringt, nicht bewirken, das eben beweisen die genialen, schöpferischen Menschen, deren Leben ja oft überreich an solchem Schweren war. Es mangelt den meisten eben an der genialen Wahlkraft! So speichern sie, wie unkluge Hausfrauen in ihrem Hause, Gerümpel auf. Unwesentliches, Kleines, Niederes und Häßliches, das sie erfuhren, wird von dem Hasse, den sie auf die Übeltäter richten, sorglich geschichtet und bewahrt! Es bleibt dem Gedächtnis wie eingebrannt erhalten. Allmählich türmt sich dieses aufgespeicherte Lebensgerümpel so um diese armen Seelen, daß sie dahinter vergraben sitzen mit all ihrer Sehnsucht nach Schönheit des Lebens und bestenfalls da und dort noch einmal durch eine Spalte einen kleinen Ausblick haben. Sie nennen sich die vom Leben „Ernüchterten". Sie sind die „Alten", die niemals die Weisen und Reifen wurden. Sie sind jene Vielen, denen sich die für alle Ideale noch begeisterte Jugend so überlegen fühlt, die sie in Gefahr bringen, die Ehrfurcht vor den Weisen und Reifen zu verlernen. Nach diesen Vielen nun beurteilen die Menschen auch die Lebenslage der Großen. Welch ein Wahn!

Die genialen, schöpferischen Menschen, die ihre Seele in Einklang mit ihren unsterblichen Leistungen zu stellen wußten, haben sich den freien Ausblick, ja, den unmittelbaren Zusammenhang mit aller göttlichen Schönheit des Lebens in Natur und Kultur und vor allem in dem Gemütsaustausch mit dem gleichwertigen Menschen voll und ganz erhalten. Sie lassen keinen „bitteren" Tagesrest im Kelche ihres Lebens! Ihre Seele gibt klare und kraftvolle Antwort auf alles Geschehen, wie es ihrer Gottnähe würdig ist, dann aber ist das Ereignis restlos überwunden. Jeder neue Tag des Lebens wird begonnen, als sei es der erste, und als hätten sie noch niemals etwas Unschönes, etwas Widriges im Leben erfahren müssen. Wie auf unberührten, leuchtenden Neuschnee trifft ein neues Geschehen auf eine solche

Seele. Es versucht die Schneehalde zu durchfurchen, doch am anderen Tage liegt sie wieder wie nie betreten, nie berührt vor dem Auge. Das Häßliche hat hier kein Recht für die Dauer eine Spur zu hinterlassen!

Wenn je von einer Menschenseele solche innere Haltung gelebt wurde, und wenn je sie die tiefste Freude in einer zweiten Seele, die den „gleichen Stern bewohnte", erwecken konnte, so war es die Seele des Feldherrn und die freudige Bejahung und Erwiderung, die sie in meiner Seele fand. Das war eines der großen Geheimnisse, weshalb unser mit Arbeit fast überlastetes Leben, das so viel Unschönes und Unerfreuliches tagtäglich an die Mauern unseres Hauses herantrug, in uns beiden wie eine dauernde, große, heilige Feier war. Ja, ich hatte anfangs vom Feldherrn in seiner Meisterschaft, sein Seelenleben in all seinen Seelenfähigkeiten in der restlosesten Beherrschung zu halten, gelernt. Der mir ungewohnte immerwährende Kampf Hassender wollte da manchmal noch in meiner Seele ein Weilchen haften, wenn die richtige Antwort darauf schon gegeben war! Etwas derartiges aber ereignete sich bei dem Feldherrn nicht, und er freute sich, als dies sehr bald auch bei mir der Fall war.

Hatte er etwa eben noch in der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Seele einer Empörung über irgendein Geschehen denen, die es anging, gegenüber kraftvollsten Ausdruck gegeben, hatte er, wie er sagte, sich denen, die es hören sollten, gegenüber „absichtlich losgelassen", so war wenige Minuten danach seine Seele wieder in tiefster abgeklärter Ruhe, völlig von dem Ereignis fern, als habe es ihn überhaupt nie getroffen, ja, nie berührt. Während Attentatabsichten, Aufregungen von neun verschiedenen Prozessen, Schwierigkeiten und Streitigkeiten unter den Anhängern der Bewegung, schauerliche Verleumdungen von seiten der Gegner um das Haus brandeten, waren und blieben unsere Seelen frei für den heiligen Feiertag unseres Glückes und den tiefen, göttlichen Sinn unseres Seins. Aus solcher innerseelischen Verfassung heraus blieb alles Bemühen der überstaatlichen Feinde und alles aus Unvollkommenheit der Menschen geborene Widrige, was sich um unser Heim türmte, völlig ohnmächtig. Es konnte unsere „Kreise nicht stören". Der Feldherr konnte von all diesen Kampfjahren in seinem Vermächtnis an die Mitkämpfer schreiben, daß sein Leben reich in jeder Beziehung war, und hat in seinem letzten Buch von der tiefen Harmonie und dem Glücke unseres Lebens gesprochen.

Nun also ahnt vielleicht der Leser, wie es kommen konnte, daß jede freie Stunde, jeder Gang durch die Natur und jede Pause in der Arbeit ein freudiger Festtag war. Es bedurfte daher auch bei uns nicht einer Arbeitpause an Sonn-

und Feiertagen. Denn jeder Tag war Feiertag der Seele. Die einzigartige köstliche Ergänzung der Begabung ließ für jeden von uns jedwedes Zwiegespräch zur seelischen und geistigen Erfüllung werden. Und welche Freude es nun zudem noch ist, an jedem Tage sich an der Größe des Charakters neu zu begeistern, den selbst gewohnten Standort, von dem aus das Leben betrachtet und angefaßt wird, innegehalten zu sehen, das kann nicht geschildert werden.

Wie viel muß wohl oft in einer Ehe durch irgendein Verherrlichen der Eigenschaften des anderen, durch ein absichtliches Schließen der Augen vor Charakterschwächen und Enttäuschendem von beiden Gatten geleistet werden, wenn sich die Ehrfurcht, die Begeisterung und die tiefe Freundschaft, in der eine Ehe begonnen wird, auch wirklich erhalten soll. Von dieser Arbeit waren wir beide völlig entbunden, uns barg jedes Jahr und jeder Tag im Jahr nur Bereicherung des inneren Anlasses zu solcher Einstellung aufeinander!

Zudem sonnte über unserem Leben noch das freudige Wissen des sieghaften Kampfes gegenüber weltmachtgierigen Feinden bedrückter Völker, die seit Jahrtausenden gewütet, ganze Geschlechter verelendet, Völker zermalmt und die Seelen unzähliger verängstigt, geknechtet und krank gemacht hatten. Es konnte vorkommen, daß der Feldherr auf unseren schönen Gängen still vor sich hin lächelte. Wenn er dies mit einer bestimmten Art des Gesichtsausdruckes tat, dann wußte ich, nun ruhte auch bei ihm das geistige Auge auf dem Glück kommender Geschlechter, die sich frei entfalten werden, die ihr Volk aus Überzeugung tatkräftig verteidigen und gottwach erhalten. Die gewaltigste Revolution der Menschengeschichte sieghaft zu führen, das war uns stets klar bewußt und um so mehr gewiß, als wir ja beide unsere Seele nie an das Jetzt versklavten, sondern Jahrtausende überblickten und, wahrlich, den Endsieg der Wahrheit kennen. Niemals können sich Kämpfer für eine große Idee in unsere innerseelische Verfassung denken, die das Auf und Nieder in dem schweren Ringen gegen Bosheit einer Übermacht und verständnislose Gleichgültigkeit fast aller Menschen in ihrer Seele mitmachen und bei jedem Rückschlag trostlos sind. Dieselben erfreuen nicht, denn sie erschweren den Kampf und verzögern den Sieg. Aber in den Menschen, die nicht in das Jetzt gleiten, die den Sieg der Idee nicht zu ihren Lebzeiten erwarten, wirkt Erschwernis sich nicht auf das Gemüt aus, kann niemals Verzweiflung, niemals Trostlosigkeit erzeugen.

Mit der gleichen Ruhe, mit der der Feldherr mir das ungeheuerlichste Geschehen wider uns und unsere Bewegung mitteilte, betrachtete er jeweils sogleich scharf die dadurch geschaffene neue Lage. Da ich das gleiche tat, war meist kaum eine Stunde

vergangen, so brachten wir uns beide neue Pläne, die Antwort auf das Schicksal. Wir freuten uns jeder an dem anderen und standen wieder mitten in einem neuen Kampfabschnitt. In meinen Lebenserinnerungen habe ich das an den einzelnen Erfahrungen der Kampfjahre näher dargetan. Hier gilt es nur, den immerwährenden und blitzschnellen Sieg der Seele des Feldherrn über jedwedes Ungemach zu schildern, eine Kraft, die sich niemanden so reich und immerwährend enthüllen konnte, wie der Gefährtin seiner Seele.

Wahrlich, ganz anders sah es in dem Feldherrn aus, als die Menschen wähnten, die ihn zwar verehrten, aber sich selbst in seine Seele hineindichteten. Oft glaubten sie, er müsse „verbittert" sein, oft hielten sie seine scharfe Ablehnung jeder Halbheit für „Schroffheit und Härte, die aus dem erlebten tragischen Schicksal" geworden und dadurch erklärlich sei. Gar manchmal meinten sie, der Feldherr sei „geplagt und gemartert" durch die frechen Versuche der Schändung seiner Ehre in der Öffentlichkeit. Aus solcher Art der Beurteilung seiner Persönlichkeit kam in vielen Menschen Mitleid auf, das sie mit Recht hätten haben können, wären sie selbst nur in einen Teil solchen Ungemachs geraten.

Die sonnige Heiterkeit, die der inneren seelischen Verfassung entsprach, wie ich sie eben schilderte, segnete indessen die Seinen in all diesen Jahren. Sie wich dem tiefen Ernst, sobald er der großen Gefahren, in denen das Volk all den Okkultwahnlehren der Priesterkasten preisgegeben ist, und seiner Uneinsichtigkeit gedachte. Aber eben weil wir zum erstenmal einen Kampf gegen das erkannte Wesen dieser Gefahr führten und Schritt um Schritt vordrangen, gesellte sich solchem tiefen Ernst nun zum zweitenmal in seinem Leben das stolze Bewußtsein, Retter zu sein, diesmal nicht nur für das Jetzt, sondern für kommende Jahrtausende. So lag über jeder der beiden Grundstimmungen, die er den Seinen zeigte, die Festlichkeit des Außergewöhnlichen.

Wie hätte es bei der Herzensgroßmut und Großzügigkeit anders sein können, als daß der Feldherr im Grunde seiner Seele die Entfernung, die er zwischen sich und die Menschen seines kleinen Kreises der Angehörigen legte, nur von den Charakterwerten und dem Grade seelischer Anteilnahme an unserem Geisteskampf messen ließ! Das ward zum reichen Segen für unser harmonisches Familienleben.

In meinen Lebenserinnerungen habe ich der verehrenden Freundschaft, die der Feldherr meiner Mutter gegenüber hegte, manches Wort gewidmet. Sie war das tiefe Glück ihrer letzten sieben Lebensjahre. Nie werde ich die Ehrerbietung, Ritterlichkeit und innige Freundschaft in der Erinnerung weniger bewegt empfin-

den können als zur Zeit, da ich sie miterlebte. In den Tagen, in denen meine liebe Mutter bei uns in Ludwigshöhe weilte, widmete er ihr Stunden des Feierns unter sorglicher Verhüllung der Tatsache, daß er sonst zu dieser Zeit längst schon wieder mit der Arbeit begonnen hatte. Er umgab sie mit gemütstiefem Bemühen, ihr die Tage so schön und reich zu machen, wie er es in so hohem Maße vermochte. Das Fremdenzimmer, das sie bewohnt hatte, ward von ihm von jener Zeit an nur noch „der Mutter Zimmer" genannt, hoffte er doch ebenso rege wie ich, daß sie noch einmal werde zu uns kommen können. Seine tiefe seelische Verbundenheit mit ihr hat er in manchem Brief an sie ausgedrückt. Es war ein Verstehen, das nicht nur durch die Charaktereigenschaften beider Menschen vertieft wurde, nein, auch durch den regsten Anteil meiner Mutter an unserem Geisteswerk besonders innig gestaltet war. So schrieb er ihr am 18. 12. 1932:

„Meine liebe Mutter!

Zu Weihnachten sende ich Dir liebe Grüße und Wünsche für Dein Wohl. Verlebe es in trauter Stille, wie wir es verleben werden.

Ich sehe eben das Datum, morgen ist der Geburttag meiner Mutter; er war ein Freudentag für uns Kinder. Die Verehrung, die ich meiner Mutter zollte, gilt heute Dir ..."

Der letzte feierlichste Ausdruck dieser tiefen Freundschaft waren seine Worte an der Totenbahre meiner Mutter, die in meinen Lebenserinnerungen deshalb auch wiedergegeben sind.

Es ward auch sonst die Eigenschaft des Feldherrn, die ich in dem Abschnitt „Der Pfad der Menschen zum Helden Ludendorff" schon genannt habe, zum reichen Segen für das traute Zusammensein mit den Angehörigen. Die Tiefe der Zuneigung, die Innigkeit des Verwandtheitgefühls zu den beiderseitigen Geschwistern ward bei ihm von den Charaktereigenschaften, von den Handlungen und von dem Grad der Anteilnahme an unserem Geisteskampf und dem Einsatz vor der Welt bestimmt. So kam es auch zu jenem nahen Bande mit meinen Schwestern, die Mitkämpfer in der Bewegung waren, einem Bande, das in dem letzten Buche des Feldherrn „Mathilde Ludendorff, ihr Werk und Wirken" geschildert ist. Auch bei seinen nächsten Blutsverwandten stimmte er den Grad seelischer Verbundenheit nach gleicher Art ab. So war es ihm eine innige Freude, als sein Bruder in Kassel, obwohl ein unheilbares Leiden ihn schon schwächte, sich nach seiner Dienstniederlegung unserem Geisteskampfe widmete, solange die Körperkräfte es nur irgend noch ermöglichten.

In der Mitte Ludendorff, Hindenburg, Hoffmann

1915 Ludendorff in Oberost mit seinen vier Armeechefs



In Kowno am 7. April 1916

Auch meine Kinder segnete er mehr und mehr mit väterlicher Liebe, je stärker sich in ihnen die Charaktereigenschaften nach der Richtung unserer Ideale entfalteten und auch das Handeln in solchem Sinne sich gestaltete. In ganz dem gleichen Grade wurden sie ihm, wie er es ausgesprochen und niedergeschrieben hat, seine „eigenen Kinder". Er hat einen solchen Reichtum väterlicher Fürsorge und ernstester Beratung mit solchem Großmut auf sie ausgestrahlt, wie es seiner außergewöhnlichen Persönlichkeit eben entsprach. Hätte die Harmonie des Heimes noch irgendwie eine Steigerung erfahren können, so wäre sie hierdurch allein schon erwirkt gewesen.

Als in den letzten drei Jahren meine drei Kinder und mein Schwiegersohn mit Ämtern in unserem großen Geisteskampf vom Feldherrn betraut wurden, da war es ein Zusammenarbeiten aller, wie es sich köstlicher nicht denken läßt. Und welche wundervolle, ich möchte sagen, künstlerische Freude, war es, mitzuerleben, wie der Feldherr den Willen zur Selbständigkeit eher stärkend als je unterdrückend jeden Einzelnen schulte, jeden Einzelnen seiner Eigenart gemäß verwertete und entfaltete. Dabei ließ er jeden sein eigenes Denken und sein eigenes Urteil voll Vertrauen aussprechen, und doch blieb er bei aller Herzlichkeit und Wärme stets die von seinen Kindern in tiefster Ehrfurcht wie von ferne bewunderte hehre Persönlichkeit.

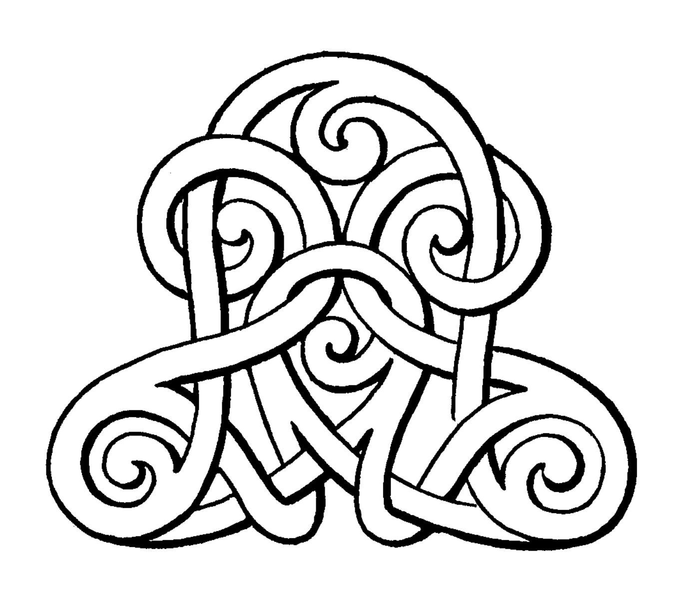
In meinen Lebenserinnerungen habe ich die Sonnenseite eines ernsten Schicksals, die schon vom zweiten Jahre unserer Ehe an auf Jahre hinaus mein Enkelsöhnchen in unser Haus führte, berichtet und manches liebe Vorkommnis erzählt, das unser Haus voll ernsten Kampfes mit dem Sonnenschein des Kinderlachens durchhellt hat. In jenen Jahren und später, als der Junge jedes Jahr für lange Ferienwochen in Tutzing zu Gast war, ward er von großväterlicher Liebe überschüttet. Auf den Spaziergängen ließ der Feldherr sich Kindermärchen und später Heldensagen von dem Knaben erzählen, äußerte seine Spannung auf den Fortgang, rätselte, wie es nun weitergehen werde, und freute sich über des Kindes Glückseligkeit, aber auch über die Früchte eines klaren Rasseerkennens in jungen Deutschen Kinderseelen. Wie manches Mal hat auch der Großvater die Waffenkammer mit den selbstgeschnitzten Schwertern, Schilden und Lanzen besichtigt und die Waffen ausgewählt, die der Enkel am anderen Morgen, wenn er uns auf unserem Frühgange entgegentrabte, mitbringen sollte. Dann schritt er stolz vor uns her nach Hause, und wir beteuerten, wie nötig sein Schutz für uns sei. Reich fluten die lieben Erinnerungen an alle die sonnigen Stunden durch meine Seele.

Auf diesen Frühgängen, die wir mit von jeder Sorge freier Seele feierten, ersann sich der Feldherr auch mit Vorliebe die Scherze, mit denen er die Angehörigen so gerne neckte. Sogar hierauf ward viel Feldherrnkunst verwandt! Wenn es sich um einen ganz besonders glücklichen Einfall, zumal mir gegenüber handelte, lächelte er in Vorfreude auf meine sichere Niederlage vor sich hin, und bedächtig wurde man dann auch in irgendeine Falle gelockt.

Seine gemütstiefe Seele fand, wie dies so oft bei großen Menschen ausgeprägt der Fall ist, Herzensfreude am Zusammensein mit unseren Hunden. Der Feldherr, der Millionenheere gelenkt hatte, konnte sich aber recht schwer entschließen, sich einem vorwurfsvollen Blick seines Hundes wegen etwa angewandter Strenge auszusetzen. So erfreuten sich denn unsere Hunde immer eines Grades der Selbständigkeit und erlebten in unserem Hause eine so weitgehende Rücksicht auf ihre persönliche Eigenart, wie sie es sicher im Hause eines Feldherrn von sich aus nicht erwartet hätten. Es war auch unsere regelmäßige Lebensweise ganz dazu angetan, sie sehr selbstsicher und stolz zu machen. Wußten sie doch genau voraus, was zu einer bestimmten Zeit geschehen werde, so daß sie in ein ganz ausgeprägtes Überlegenheitgefühl uns gegenüber hineingerieten, was ihnen weitgehend gegönnt wurde. Die warme Tierliebe, die in unserem Hause herrschte, hat in dem letzten Sommer des Lebens des Feldherrn noch einmal ihren besonders ausgeprägten Ausdruck gefunden. Unser lieber Schäferhund „Widu" zeigte matteren Lebenswillen und Nachlassen der Eßlust. Wenn wir ihm aber sein Futter auf kleinen Tellern reichten, und ihm dabei versicherten, wie schön und gut doch alles sei, dann fraß er treuherzig uns zuliebe. Mit rührender Geduld hielt der Feldherr ihm so das Speisetellerchen hin und achtete nicht darauf, daß die Mittagspause hierdurch größer und größer wurde. Dann ward nicht etwa die Arbeit aufgeschoben, sondern der Mittagsschlaf gekürzt! Welche Freude war ihm jede geringste Besserung in dem Befinden des kranken Tieres, wie sorglich hütete er seine Gänge, damit er sich nicht überanstrenge. Als dann der Feldherr erkrankte, war die Krankheit des treuen Hundes so schwer geworden, daß er ihr erlag.

Ohnmächtiger Versuch, ein auch nur einigermaßen vollständiges Bild des Feldherrn im Kreise der Seinen geben zu wollen! Der Grad seiner Verschlossenheit verbietet es, eine Fülle traulicher Ereignisse zu nennen, die die Seinen nun neben all dem Gewaltigen und Hohen in ihrer Trauer bis hin zu ihrem Tode in der Seele tragen werden. Ebensowenig wie wir das innerseelische Erleben bei einer herrlichen Gipfelbesteigung im Hochgebirge schildern könnten, ebensowenig

wie wir in Worte fassen könnten, was ein seelentiefes Musikwerk in uns alles auslöst, ebensowenig kann ich auch nur den kleinsten Teil des Reichtums an Glück und Seelengehalt, das in unserem Heim während der 11 Jahre, seit wir uns vermählten, gelebt wurde, übermitteln. Möge mir nur eines geglückt sein, so manchen Irrtum über die seelische Antwort des Feldherrn auf all das, was die Umwelt ihm bot, zerstreut zu haben. Möge es mir nur geglückt sein, der Mit- und Nachwelt zu zeigen, daß trotz aller Arbeitüberlastung und trotz denkbar größter Häufung widerwärtigsten Geschehens von seiten der Umwelt unser Leben ein steter, sonnenreicher, von Höhenluft durchfluteter Feiertag gewesen ist. „Die wunderbare Zeit unseres Lebens voll tiefster Harmonie trotz des Unrechts und des Hasses der Welt", so nannte der große Tote unsere Jahre der Lebenserfüllung.



Als größter Feldherr, den die Weltgeschichte kennt,
hast Deutschland aus der Todeszange Du gerissen.
Wenn wir zuletzt nicht Siegesfahnen durften hissen,
dann nur, weil Deinem Ratschlag kein Gehör gegönnt.

Auf Deinen Schultern hat Verantwortung geruht
in einem Maß, wie's noch kein Sterblicher getragen.
Du trugst es aufrecht, ohne je nach Ruhm zu fragen,
erfüllt von Deines Pflichtbewußtseins heil'ger Glut.

Und abgedankt, standst Du im düsteren Gescheh'n
nicht tatenlos. Zu bannen alle Notgewalten,
an der Erneurung Deutschlands zu gestalten,
hieß dich den stolzen Weg zur Feldherrnhalle geh'n.

Als Du die zwischenvölk'schen Mächte dumpf geahnt,
die unsre Volksschöpfung verbrecherisch verwehren,
jahrtausendlang, mit Hilfe fremder Glaubenslehren,
hast Du zu klarem Wissen Dir den Weg gebahnt.

Erschütternd bietest Du uns nun Geschichte dar
im Blickfeld der entscheidenden Zusammenhänge,
soldatisch knapp und abhold jedem Wortgepränge,
beseelt vom Drang, nichts anderes zu sein als wahr.

Ernst Hauck 1937

2.

Der Feldherr des Weltkrieges



„Kommt doch mit, immer vorwärts, laßt mich doch nicht alleine geh'n!"

Ludendorff bei Lüttich. Nach einem Gemälde von Toepper

Das Bild wurde an Ort und Stelle nach Skizzen und Berichten der Teilnehmer angefertigt.

Das Original befindet sich im Besitz Fr. Dr. Ludendorffs und hängt im Empfangzimmer des Feldherrn im Tutzinger Haus

Der Feldherr des Weltkrieges

Dr. Mathilde Ludendorff

Irgendwann einmal im Laufe der Jahrtausende vollendet sich vor den Menschengeschlechtern die Idee eines Amtes in einem Menschen. Wenn je das Idealbild eines Feldherrn in den Völkern verwirklicht war, so in Erich Ludendorff, dem Deutschen Feldherrn im Weltkriege. Wenn wir bedenken, daß Feldherrnkönnen, Feldherrnwille, Feldherrncharakter sich im Höchstmaße vor Mit- und Nachwelt nur in allerschwersten Kriegslagen enthüllen können, so erscheinen uns die Verhältnisse, die Erich Ludendorff meistern mußte, so recht zu solcher Enthüllung geeignet. Es hat das verbrecherische Geschehen, das überstaatliche Mächte unserem Volke bereiteten, wenigstens diesen einen Sinn gehabt, den Völkern die Vollendung des Feldherrntums als Wirklichkeit zu schenken!

Es schlossen sich anfänglich 28, schließlich 55 Staaten zusammen, um Deutschland einzukreisen, dem Volke die Möglichkeit der Bewaffnung und der Ernährung zu nehmen, mit einer Übermacht an allen Fronten die Krieger zu besiegen und das Deutsche Volk auf Deutschem Boden zu zermalmen. Nur deshalb, so könnte es scheinen, wäre dies geschehen, damit vor allen Völkern eine so allgewaltige Leistung sich einmal auf diesem Sterne verwirklichen sollte, wie der Feldherr Erich Ludendorff sie mit seinen heldischen Heeren im Weltkriege vollbracht hat.

Ja, von solchem Standort aus betrachtet könnte uns fast das verbrecherische Treiben, das einen Erich Ludendorff behinderte, vor dem Kriege die Pläne genügender Ausrüstung für den drohenden Krieg durchzusetzen und ihn ferner bei Kriegsausbruch von verantwortlichster Stelle fernhielt, geeignet erscheinen, um die übermenschlichen Feldherrnleistungen dieses Mannes noch um so eindringlicher für alle Zeiten vor allen Völkern Erscheinung werden zu lassen.

Was seiner Feldherrnkunst bei Beginn des Krieges trotz aller mangelhaften Ausrüstung noch ein leichtes gewesen wäre, nämlich den Krieg in wenig Monaten siegreich für unser Volk zu beenden, das war schon lange Unmöglichkeit geworden, als General v. Moltke — am 22.8.1914 — ihn in das Oberkommando der Armee mit den Worten berief: „Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage . . . Sie können mit Ihrer Energie noch das Schlimmste abwenden... Schwer ist die Aufgabe, aber Sie werden es schon machen."

In diesem Zusammenhange gesehen, könnte endlich die für die Deutschen so verhängnisvolle Tatsache der Durchsetzung oberster Heeresstellen durch Angehörige überstaatlicher Geheimorden der Freimaurerei und folgsame Romhörige fast sinnvoll erscheinen. Jedenfalls diente auch dieser Umstand dazu, die Enthüllung einer vollendeten Feldherrnleistung vor der Geschichte der Völker noch zu fördern.

Wie einsam der Feldherr auch im Kriege, abgesondert von seiner unmittelbaren Umgebung, gestanden hat, hierfür sei nur ein Anzeichen erwähnt. Die fünfzigste Wiederkehr des Beginns der militärischen Dienstzeit war immer im Heere der höchste Gedenktag eines Soldaten. Als der Feldherr am 15. April 1932 unter der Nachkriegsregierung, diesen Gedenktag feierte, da dachten nur seine Mitkämpfer im Geisteskampf und außerdem noch zwei führende Offiziere des alten Heeres an diesen Festtag! Wir feierten ihn in traulicher Stille und Abgeschlossenheit in unserem Heime in Ludwigshöhe. Damals habe ich bei den Festworten unserer lieben stillen Feier zum Ausdruck gebracht: „Nichts könnte vor der Geschichte die Allgewalt der Feldherrnleistung im Weltkriege klarer und eindringlicher erweisen, als die Tatsache, daß der Feldherr in seinem Lande diesen Feiertag verbringt, ohne daß seine Untergebenen im Weltkriege diesen Tag als hohen Festtag mitbegehen. Diese Stille und Einsamkeit an diesem Tage ist der geschichtliche Beweis dafür, wie einsam der Feldherr in seiner unmittelbaren Umgebung im Weltkriege gestanden hat, ja wie viel feindselige Gesinnung um ihn sein gewaltiges Werk noch über alle Sabotage der politischen Machthaber hinaus gehemmt hat." Es waren auch nicht etwa die Offizierverbände des alten Heeres, deren Mitglieder unter dem Feldherrn im Weltkrieg gefochten hatten, sondern es war die Führung der jungen Wehrmacht des Dritten Reiches, die fünf Jahre später zur 55. Wiederkehr des Beginnes der militärischen Dienstzeit nach Tutzing kam, um diesen Tag zu feiern. Es sind dies alles bedeutsame geschichtliche Tatsachen, die die Einsamkeit, in der der Feldherr im Weltkriege stand, vor aller Zukunft in das klare Licht und seine Leistung in gigantischen Ausmaßen vor die kommenden Geschlechter stellen.

Es war also, als sollte in dieser vollkommenen Schöpfung, in der aus tiefem Sinn heraus die Menschen unvollkommen geboren werden, das Feldherrnamt einmal seine in jeder Richtung vollendete und erschütternde Erfüllung finden, aber auch klar enthüllt vor Mit- und Nachwelt stehen. Ganz dem entsprechend war auch der Ausdruck tiefer Erschütterung in all den Völkern, die solches Vorbild von ferne leuchten sahen, als der Feldherr in seinem dreiundsiebzigsten Jahr die Augen für immer schloß.

Doch es gehört zu einer solchen Erfüllung des Ideales des Feldherrnamtes nicht nur der übermenschlichen Taten Fülle, nein, auch die geniale Ausdruckskraft des Wortes über alle diese Leistungen aus der Feder des unsterblichen Feldherrn selbst. Er fühlte bei dem Zusammenbruch des Volkes in der Revolution klar, daß es an den Kriegsleistungen unseres heldisch kämpfenden Heeres nur dann wieder zum Heldensinn erwachen könne, wenn er selbst, der allein die Größe der Leistung der Truppen durch den überschauenden, tiefen Blick auf den Grad der Gefahren und der Schwierigkeiten voll erfaßte und meisterte, seine Kriegserinnerungen schrieb. Auch diese Tat hat das Schicksal begünstigt.

Im entscheidenden Augenblicke aus dem Amte entlassen, daher unfähig gemacht, das Volk durch geschichtliche Tat zu retten, kannte der Feldherr zunächst nur das Ziel, der unerhörten Leistung der Truppen im Weltkrieg unter seiner Führung das ewige Denkmal zu setzen. Um diese heilige Pflicht in dem von ihm geretteten Deutschen Volke erfüllen zu können, genügte aber nicht die unerhörte Arbeitkraft und Spannkraft des Feldherrn gleich nach den Überanstrengungen des Weltkrieges und dem erschütternden Zusammenbruch des Volkes, den niemand tiefer als er erlebte. Es mußte sich da erst der Ort finden, an dem er nicht von einem der geretteten verhetzten Volksgeschwister gemordet wurde! Wegen der Gefahr, die daraus erwuchs, weigerten sich die Familienheime, einem so gefährlichen Gast überhaupt nur Wohnung zu geben. Die unermeßliche Schande des von Juden überlisteten und beschwatzten Volkes ward geschichtliche Tatsache, daß der Feldherr sich zur Vollendung solch volkrettenden Werkes in das Ausland begeben mußte! Sinnvoll aber wird auch dieses Schicksal für die klare Enthüllung der vorbildlichen Haltung dieses Feldherrn, der sich durch diesen schnöden Undank des Volkes seinem Retter gegenüber nicht von seinem neuen Rettungwerke abhalten ließ.

Jede Seite dieses großen Werkes ist das Zeugnis dessen, was ich hier sagte, daß in Erich Ludendorff die Idee des Feldherrn in Vollkommenheit Wirklichkeit wurde.

In seinem Buche „Der totale Krieg", das im Jahre 1935 erschien, hat der Feldherr die Art der Kriegsführung aller Völker für die Zukunft neu gestaltet. Es zeigen die jüngsten Ereignisse, wie sehr er hier der überragende Lehrmeister aller Völker wurde. Der letzte Abschnitt dieses Werkes heißt „Der Feldherr". So wird es uns denn möglich gemacht, an der Hand seiner eigenen Worte das, was ein Feldherr ist, schrittweise zu erkennen, dabei aber auch in ihm selbst das Ideal, das er hier für einen Feldherrn aufstellt, verwirklicht zu sehen.

An die Erwähnung seiner persönlichen Lebenslage als Feldherr, die ich hier vorausschickte, reihen sich wie von selbst die erschütternden Worte an, mit denen er den letzten Abschnitt seines Buches „Der totale Krieg" beschließt. So beginnen wir denn mit ihnen unsere Betrachtung:

„Feldherren sind selten in der Geschichte eines Volkes. Ob der Führer der Wehrmacht im Frieden im Kriege Feldherr wird, kann nur der Krieg entscheiden. Nur dann verdient das Volk einen Feldherrn, wenn es sich in seinen Dienst, d. h. in den Dienst des Führers des totalen Krieges stellt, der um seine Lebenserhaltung geführt wird. In solchem Fall gehören Feldherr und Volk zusammen, sonst — ist der Feldherr für das Volk zu schade."

Aus diesen Worten spricht unverhohlen und machtvoll der königliche Stolz des großen Toten, der, wie alle unsterblichen Schöpfer der Kultur und Geschichte, selbst klar weiß, was er ist und was er geschaffen und geleistet hat. Es spricht aber auch in wundervoller Mäßigung das vernichtende Urteil aus diesem Wort, das er dem Volke spricht als Antwort auf den unerhörten Widerstand seiner politischen Führung im Weltkrieg, auf seine Leichtgläubigkeit gegenüber überstaatlicher Verhetzung und seinen Undank, mit dem es sich willig von seinem Feldherrn durch die Volksfeinde loslösen ließ. „Zu schade" war der unsterbliche Feldherr für die Mitlebenden seines Volkes, sie verdienten ihn nicht. Und eben weil dies der Fall war, konnte es den Feinden gelingen, Teile des Volkes zum Volksverrat zu verleiten, obwohl schließlich 55 Staaten gegen Deutschland Krieg führten.

In diesem einen Worte, das der Feldherr am Schlusse des Abschnittes spricht, hat er den Wesenszug, der den Feldherrn ausmacht und der in ihm einen so vollkommenen Ausdruck fand, zugleich bekundet. Obwohl seine bittere Erfahrung im Kriege ihm schon zeigte, daß das damals lebende Volk seinen Feldherrn nicht verdiente, hat er niemals auch nur im geringsten in seinem Willen, das unsterbliche Volk über die Kriegsgefahr und für alle Zukunft zu retten, nachgelassen! So unmittelbar steht der Feldherr, der Retter und Erhalter eines Volkes in der Todesgefahr, mit der unsterblichen Volksseele, die er als Erbgut im Unterbewußtsein trägt, im innigsten Zusammenhang, daß er das unsterbliche Volk, völlig unbekümmert um die Haltung, die Antwort, die Anerkennung und den Dank des lebenden Geschlechtes, rettet. Wie sich diese „Eintagsfliegen" zu dem unsterblichen Selbst- und Gotterhaltungwillen des Volkes verhalten, der in dem Feldherrn seinen sichtbaren Ausdruck findet, spielt für ihn nicht die allergeringste Rolle. Nur aus solcher Erhabenheit über Ver- oder Anerkennung, über Dank oder Undank des lebenden

Geschlechtes eines unsterblichen Volkes, ist höchstes Feldherrntum möglich. Wie sehr es in Erich Ludendorff Erscheinung wurde, dafür habe ich hier nur einen der unzähligen Beweise angeführt, als ich an des Feldherrn sofortiges Handeln für die Rettung des Volkes nach seiner Entlassung und der Morddrohung, die er von seinem Volke erfuhr, erinnerte.

Schon allein um dieser, erst recht aber um aller anderen Forderungen willen, die Erich Ludendorff an den Feldherrn stellt und selbst erfüllt hat, ist sein Wort nur allzu wahr:

„Er" (der Feldherr) „ist hierzu geboren, oder er ist es nicht."

Das Können kann schon frühe und vor Ausbruch eines Krieges manchen Menschen zu einem Feldherrnamt zu bestimmen scheinen, wenn wir aber die außergewöhnlichen Begabungen und Charaktereigenschaften betrachten werden, die Erich Ludendorff für den Feldherrn fordert, so wird uns nur allzusehr bewußt, in welchem Ausmaße sie sich erst erweisen können, wenn der Ernstfall Tatsächlichkeit geworden und die Kriegführung von dem so viel versprechenden Soldaten übernommen ist. So sagt denn jener Abschnitt des Werkes schon gleich eingangs:

„Ob nun allerdings der Mann, der den totalen Krieg zu führen hat, auch wirklich ein Feldherr ist, wird erst der Krieg beweisen. Theoretiker oder auch Könner im Frieden sind noch lange keine Feldherren im Kriege, sondern versagen oft, während anderen der Krieg erst volle Entfaltung ihrer Kraft gibt."

Welche Kräfte aber sind es, die sich im Feldherrn entfalten müssen?

Ich habe schon in dem Abschnitt „Der Pfad der Menschen zum Helden Ludendorff" auf die völlig irrige Auffassung der Laienkreise hingewiesen, die sich unter einem Feldherrn, der einen schweren Krieg zu leiten hat, einen Menschen vorstellen, der „kein Herz", das will sagen, kein Mitgefühl habe, sie mögen sich von den Worten, die der Feldherr an den Anfang seiner Abhandlung gestellt hat, eines Besseren belehren lassen!

„Der Mann, der mit Kopf, Willen und Herzen den totalen Krieg für die Lebenserhaltung des Volkes zu führen hat, ist der Feldherr."

Wir erkennen aber auch an diesen wenigen Worten, was im Feldherrn zuerst zu Worte kommen muß, was an zweiter Stelle steht und was erst, wenn Kopf und Willen gesprochen haben, mit an der Kriegsführung gestalten soll: das Herz. In seiner Abhandlung „Das Marnedrama" hat Erich Ludendorff das Unheil gezeigt, das allein aus einer Verschiebung dieses Vorranges in einem Feldherrn angerichtet werden kann und zum völligen Unglück dann noch wird, wenn der Kopf, durch

Wahnlehren betört, seines Amtes nicht ungehemmt walten kann. Ich hoffe, unser kurzer Blick auf all das, was Erich Ludendorff von einem Feldherrn fordert und was er selbst im höchsten Maße erfüllte, wird uns bewußt machen, wie im ernstesten Falle des Weltkrieges gegen eine Übermacht, trotz mangelnder Ausrüstung und trotz Abschnürung vom Welthandel, ein Volk der Zermalmung durch die Feinde preisgegeben gewesen wäre, wenn, um mit des Feldherrn Worten zu sprechen, Kopf oder Wille oder Herz nicht jenen „göttlichen Funken der Genialität", nicht jene außergewöhnlichen Kräfte gezeigt hätten, die Erich Ludendorff für den Soldaten als unerläßlich fordert, der den Namen eines Herrn des Heeres, eines Feldherrn, überhaupt verdient.

Es ist wahrhaft außergewöhnlich, was er von dem „Kopf", von der klaren Denk- und Urteilskraft, von dem Weit- und Tiefblick des Feldherrn verlangt, weil er selbst nur dank solchem Vermögen die unheilvolle Lage, die er vorfand, in diesem schwersten Kriege zu meistern und unserem Heere Sieg über Sieg zu verschaffen wußte.

All die ungeheueren Hemmnisse, die ihm im Weltkriege aus dem Fehlen an notwendigen Machtbefugnissen erwachsen sind, haben dem Feldherrn den Blick geschärft für all das, was er restlos in seine Hand hätte gelegt sehen müssen, um dem Volke in kurzer Zeit ein siegreiches Kriegsende zu schenken. Wir wissen, daß er selbst alle Gebiete des wirtschaftlichen und seelischen Lebens des Volkes voll überblickte, ja, auch für die Beschaffung von Siedlungland, von Stickstoff für die Landwirtschaft und von vielen anderen vorsorgte. Immer wieder war er aber in der Durchführung der segensreichen Einrichtungen gehemmt von der Regierung, in der jüdisch-freimaurerische und römische Kräfte auf Befehl ihrer Geheimvorgesetzten am Untergange des Volkes arbeiteten. Was Erich Ludendorff von dem „Kopf" des Feldherrn verlangt, erweist, daß er völlig selbstverständlich in ihm auch den Heimherrn eines geschlossenen Volkes erblickt, ganz im Sinne unserer Ahnen, bei denen der Herzog im Kriege auch der königliche Leiter und Vater des Volkes im Frieden wurde. So erwartet er:

„Er (der Feldherr) hat sich im Frieden zu überzeugen, daß die Geschlossenheit des Volkes auf gegebenen völkischen Grundlagen herbeigeführt, in ihnen die Jugend erzogen und das erwachsene Geschlecht, in ihm die Wehrmacht und in ihr insonderheit der Offizier gefestigt wird. Er hat dafür zu sorgen, daß die Kenntnis von der Bedeutung der Geschlossenheit eines Volkes für den totalen Krieg Gemeingut der Regierenden, der Staatsverwaltung, ja, des Volkes selbst ist. Nachprüfung der hier für den Krieg gegebenen Richtlinien ist Pflicht des Feldherrn.

Der Feldherr hat zu prüfen, daß Finanzen und Wirtschaft den Anforderungen des totalen Krieges entsprechen und für ihn Maßnahmen getroffen sind, die die Aufrechterhaltung des Volkslebens und der Wirtschaft und die Versorgung des Volkes und der Wehrmacht sicherstellen.

Der Feldherr befehligt die gesamte Wehrmacht, regelt ihre Ausbildung und Ausrüstung im Frieden, und ihren einheitlichen Einsatz im Kriege, durch die Weisungen für Mobilmachung, die ersten Unternehmungen und den Aufmarsch."

Im Kriege aber kommt die Leistung des Kopfes des Feldherrn erst im vollen Ausmaß zur Entfaltung:

„Er ist Haupt der Kriegsführung und hat die feindlichen Heere und die feindlichen Völker durch Kampf und Propaganda vernichtend zu treffen. Er sorgt dabei für die Erhaltung und Entwicklung der Kampfkraft der Wehrmacht auf Grund eintretender Kriegserfahrung und für die Erhaltung des Volkes und seiner seelischen kampffreudigen Geschlossenheit in der Heimat ... Es stellt gewiß die schwersten Anforderungen an den Feldherrn, der selbst den Feind schlagen will und außerdem seine Augen auf andere Kriegsschauplätze, ja auf See, richten und überdies über vieles nachzudenken und Entschließungen zu treffen hat, die der totale Krieg von ihm fordert. Aber das liegt nun einmal in dem Wesen des Feldherrntums und ist nicht zu ändern."

Bedenken wir, daß Erich Ludendorff solche ungeheueren Forderungen an das „Haupt" der Kriegsführung in einem Kriege, in dem die Heere ungewöhnlichen Ausmaßes an allen Fronten kämpften, erfüllt hat, bedenken wir, daß es zugleich unendlich viel an der mangelnden Ausrüstung unter den erschwerendsten Verhältnissen nachzuholen galt, bedenken wir endlich, daß der Feldherr, auf dem all dies lastete, noch mitten im Krieg das eroberte Land Oberost als Staatsmann aus einer Kriegswüste in ein blühendes Land verwandelt hat, dann stehen wir vor einer so übermenschlichen Leistung, wie die Geschichte der Menschengeschlechter sie nie sah. Die Idee des Feldherrn fand hier seine Vollendung, Weit- und Tiefblick fanden in ihm ihre Erfüllung. Das reiche militärische Wissen und Können, das ihm seine unermüdliche Arbeitkraft und seine Begabung vor dem Weltkriege verschafft hatten, konnte seine Meisterschaft bewähren. Alle, die den Feldherrn in fachwissenschaftlichen Werken herabloben, indem sie ihn „nur Schüler" Schlieffens nennen, prallen an der Tatsächlichkeit seines die Taktik und Strategie vergangener Zeiten umwälzenden genialen Könnens ab. Niemals ward das Wort „Schüler" verfehlter angewandt als auf Ludendorff. Ja, er würde sich, wäre an

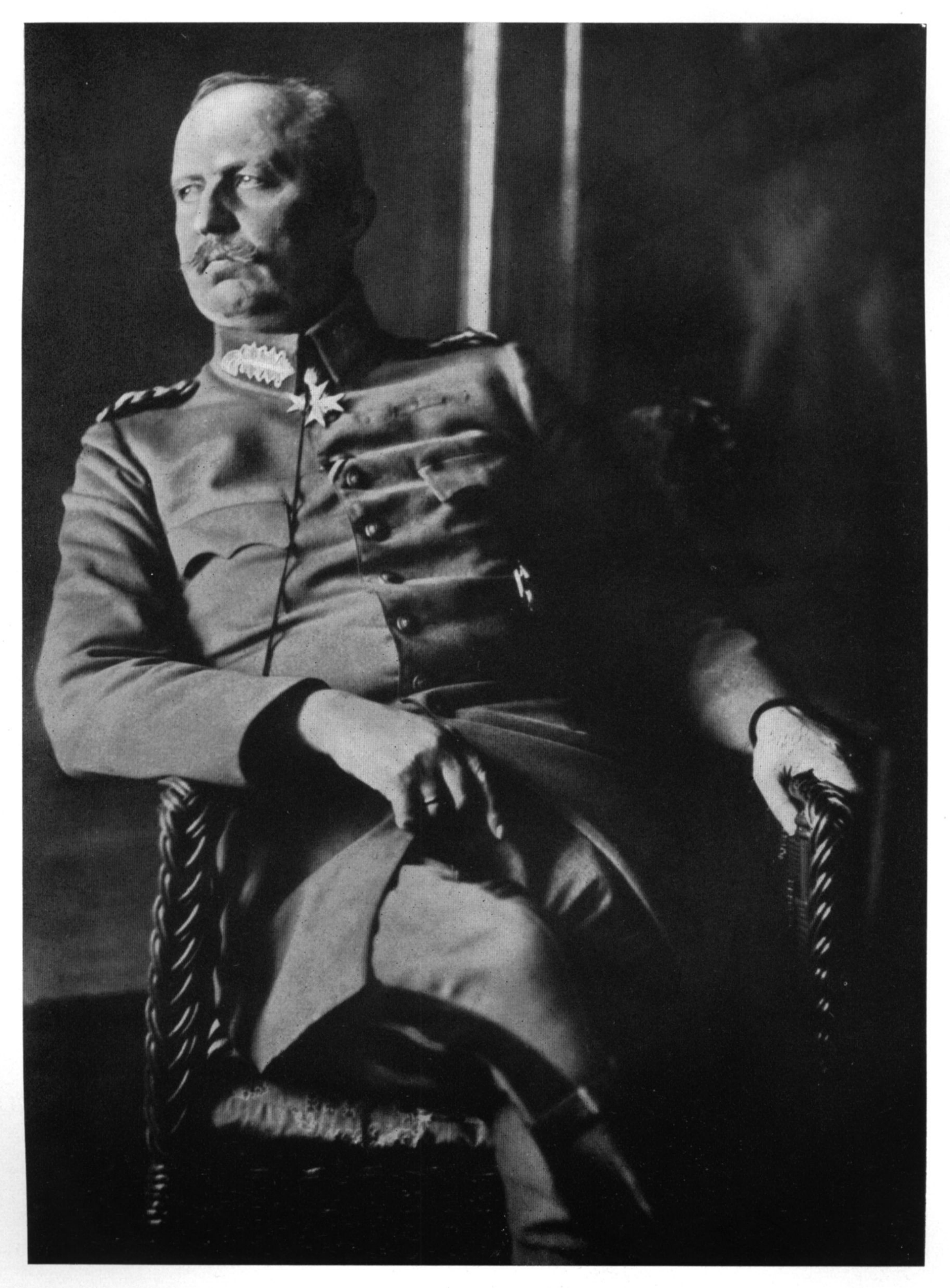
solchen Behauptungen nur eine Spur der Wahrheit, überhaupt nicht den Feldherrnnamen zugesprochen haben, sagt er doch:

„Er (der Feldherr) darf nicht dabei nach ‚Vorgängern arbeiten'. Die ganze Unmöglichkeit hiervon zeigt das Handeln des letzten Chefs des Generalstabes vor dem Weltkriege, des Generals v. Moltke, der, obschon er den Aufmarsch seines Vorgängers abänderte und damit den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung trug, doch schließlich sich nicht von Gedanken des Aufmarsches des Grafen Schlieffen im Laufe der Operationen freimachen konnte, die mit seinen in schärfstem Widerspruch standen. Für niemand mehr als für den Feldherrn gilt der Ausspruch: ‚Selbst ist der Mann'."

Ein Feldherr, der solches alles von dem „Kopf" des Heeres erwartet, greift trotz der unübersehbaren Ausdehnung der Fronten im Weltkrieg vom Hauptquartier aus überall unmittelbar ein. Immer wieder haben mir Offiziere versichert, daß man sich „nie vor einem Anruf Ludendorffs hätte sicher fühlen können". Ebenso glücklich berichteten sie, welch wesentliche Befehle da oft in wenigen Minuten plötzlich vom Hauptquartier wie ein Segen zu ihnen hindrangen, welch zündende Kraft sie weckten, welches Gefühl des Geborgenseins sie auslösten. Das aber war es auch, was die Idee des Feldherrn in dieser Hinsicht in Ludendorff vollendet erscheinen ließ. Mochte sein Tag von sieben Uhr in der Früh bis 1 oder 2 Uhr nachts an übermenschlicher Leistung noch so vieles bringen, die wenigen Stunden der Nachtruhe wurden keineswegs geschont, das Wesentlichste wurde ihm auch in der Nacht telephonisch gemeldet. So wie vom Haupte des Menschen die Nervenstränge bis hin zu allen Organen und Muskeln ihre Befehle leiten und von allen Sinnesorganen und der Haut die Eindrücke zum Haupt führen, ganz so stand das Haupt des Feldherrn zu den Millionenheeren an fernsten Fronten. So schreibt er:

„Ich konnte bereits von meinem Schreibtisch aus in die Operationen in Rumänien, in Italien, in Galizien und die Abwehr- und Angriffsschlachten im Westen eingreifen und habe es anspornend und im vollen Verantwortunggefühl meiner Stellung und auf Grund des Könnens und der Erfahrungen getan, die ich aus der Kenntnis des Verlaufs mehrerer Kriegshandlungen besser ziehen konnte, als es dem einzelnen örtlichen Führer möglich war."

Solches Überschauen hat der Feldherr aber nicht nur auf dem engeren Gebiet militärischen Könnens gezeigt, nein, auch auf allen Gebieten der Versorgung der Truppe und der Heimat. Es ist in den Jahren meines Lebens an des Feldherrn Seite gar mancher Besuch in unserem Hause gewesen, der während des Weltkrie-



Der Feldherr im Zeughaus während des Weltkrieges



Ihrem Schöpfer und Führer

General Ludendorff,

der die mit Deutschem Blut erkämpfte Ostmark Deutschem Geist
und Deutschem Leben erwarb, in stolzer Gefolgstreue

Weihnacht — Die Verwaltung des Gebietes Ober-Ost — 1916

ges in einer außermilitärischen wichtigen Angelegenheit bei dem Feldherrn vorsprach. Immer wieder erzählten alle, wie sprachlos sie vor Erstaunen darüber waren, wie rasch er voll im Bilde war und klare Stellung zu dem Vorgetragenen nahm. Sie betonten die Begabung, die hier beim Feldherrn noch stärkere Entfaltung findet, als bei allen schöpferischen Menschen, ich meine, den Blick für das Wesentliche, der einer starken Wahlkraft zu danken ist. Von diesem Blick für das Wesentliche hängt schon bei der Leitung einer einzigen Schlacht, erst recht bei der Kriegsführung an allen Fronten, das Gelingen in ungeheuerem Maße ab. Ludendorff schreibt:

„Der Feldherr darf seine Kraft nicht zersplittern, er darf sie nur Wesentlichem zuwenden, wenn auch gewaltig vieles wesentlich ist und heute wesentlich werden kann, was gestern noch unwesentlich war."

Mit diesen Worten hat Erich Ludendorff das gigantische Ausmaß dieser Feldherrnkunst klar gezeichnet. Ist auch jedes Können auf eine solche Wahlkraft angewiesen, und entfaltet sie sich wohl in schöpferischen Menschen besonders stark, so hat der Feldherr im Kriege doch dadurch die ungewöhnlichste Lage, daß eine unerhörte Fülle von Wesentlichstem sich täglich vor ihm häuft. Angesichts der Todesgefahren des Krieges und der Tatsache, daß jede Unterlassung auf irgendeinem Lebensgebiet des Volkes sich verhängnisvoll an den Fronten auswirken kann, ist es nicht verwunderlich, wenn das Wesentliche, das wichtig genommen werden muß, sich bei dem Feldherrn mehr türmt, als sich Unwesentliches im Leben eines anderen Menschen je anhäufen könnte. Noch weit gewichtiger ist aber des Feldherrn Hinweis auf die Tatsache, daß in seinem Amte jederzeit das bisher Unwesentliche wesentlich werden kann. Des Feldherrn Siegwille muß in jeder Einzelhandlung und in dem gesamten Kriege einen entgegengesetzten Willen des Gegners überwinden, so wie der Arzt den Zerstörungwillen der Krankheiterreger besiegen muß. Aber welch ein Unterschied! Erfahrung kann in diesem Falle mit Sicherheit die Ereignisse voraussehen und sich danach richten. Erfahrung kann beim Feldherrn unendlich viel bedeuten, aber ein weites Gebiet des Unerwarteten liegt vor ihm. Sind es doch Willensentschlüsse von Menschen, die er nicht voraussehen kann. Die Meisterschaft seines Könnens kann nur die Möglichkeit solcher Entschlüsse mehr und mehr einengen und so den feindlichen Willen allmählich bezwingen. Bei all diesem Handeln muß er damit rechnen, daß auch aus bestem Willen heraus Meldungen über die feindliche Truppe unrichtig sein können und jeden Augenblick schon für das Jetzt nicht mehr gelten. Was im übrigen alles an

„Friktionen" möglich ist, die sein klarer Blick für das Wesentliche immer noch wieder meistern muß, darüber gibt uns des Feldherrn Volk und Heer tief belehrende Schilderung der Schlacht von Tannenberg, die als Volksschrift erschien (s. Abschnitt „Die Schlacht von Tannenberg" dieses Werkes), einen Einblick.

Der Abschnitt „Der Feldherr" in dem Werke „Der totale Krieg" faßte noch einmal kurz zusammen, was alles der „Kopf des Heeres" zu leiten und zu gestalten hat. Wer die vorausgehenden Abschnitte jenes Werkes zuvor in sich aufgenommen hat, der übersieht das Ausmaß der Gebiete, die Erich Ludendorff schon im Frieden von dem Feldherrn überwacht und gestaltet sehen will. Damit aber wissen wir, daß er zugleich von ihm erwartet, daß er Staatsmann im höchsten Sinne ist. „Der Feldherr ist Staatsmann für den Ernstfall des Krieges", sagte Erich Ludendorff einmal. „Er hat unter den schwierigsten Umständen das im Höchstmaß sicherzustellen, was im Frieden weit leichter zu schaffen und zu erhalten ist." Die folgenden Betrachtungen werden uns zeigen, daß auch hier Erich Ludendorff die Idee des Feldherrntums von sich aus voll verwirklicht hat. Seine volkrettenden Weisungen wurden im Krieg in einem Maße von der politischen Regierung, über die er keine Macht ausüben konnte, sabotiert, daß in der Gesamtheit diese Handlungen als schlimmster Landesverrat bezeichnet werden müssen. So wäre uns denn der sichtbare Beweis für die segensreiche Auswirkung der staatsmännischen Kunst Ludendorffs weitgehend vorenthalten geblieben. Wir könnten nur aus seinen Werken, seinen Kampfzielen im späteren Freiheitkampf, all seinen Aufsätzen in seinen Zeitungen und seiner Zeitschrift die hohe staatsmännische Kunst entnehmen, müßten aber der Verwirklichung des Segens in der Geschichte entbehren. Da ist es denn von großer Bedeutung, daß, wie schon erwähnt, im Weltkriege ein erobertes Gebiet, Oberost, so völlig der staatsmännischen Kunst des Feldherrn unterstellt war, daß er sie mitten im Kriege, während der Schlachtenführung, in vollendetem Maße verwirklichen konnte. Ein besonderer Abschnitt dieses Buches wird es versuchen, Einblick in dieses erstaunliche Staatswerk zu geben. Ein vom Feinde absichtlich völlig verwüstet zurückgelassenes Gebiet wird in jeder Hinsicht nach kurzer Zeit ein blühendes Musterland, das die Verhältnisse in der vor dem Feinde geschützten Heimat weit übertrifft. Ja, dieses Land Oberost wird Versorgungland für das Volk in der Heimat. Auch hier wieder müssen wir die Kunst bewundern, alles Wesentliche selbst in die Hand zu nehmen, trotz aller Überlast der Leistung, alles zu überwachen, alles in straffster Zucht bei selbständiger Entfaltung aller Kräfte der Unterführung zu halten.

Der Feldherr bedarf aber noch weiterer Begabungen als Kopf des Heeres, deren er im Ernstfalle, im Kriege, nicht entraten kann. Unter ihnen nennt uns Erich Ludendorff als wichtige Forderung eine hohe Begabung, den Seelenwert, den Charakter der Menschen zu beurteilen, also einen psychologischen Scharfblick. An sich ist diese Begabung bei dem Weibe häufiger, bei dem Manne seltener. Aber das Genie zeigt uns oft eine Vereinigung der Sonderbegabungen beider Geschlechter, und so würden wir eine solche Befähigung dem Feldherrn, der geniale Kraft in so seltenem Ausmaße zeigen muß, an sich gern zusprechen. Aber war denn Erich Ludendorff wirklich in dieser Richtung Vollendung der Idee des Feldherrntums? Habe ich nicht in dem Abschnitte „Der Pfad der Menschen zum Helden Ludendorff" betonen müssen, daß die Tugenden unseres Erbgutes in ihm so kraftvoll und selbstverständlich gelebt wurden? Zeigte ich nicht als Auswirkung hiervon, wie sehr der Feldherr sie auch in seinen Mitmenschen erwartete? Und ist nicht solche Erwartung wiederum eine sehr hohe Gefahr, jene Schwäche unseres Erbgutes, die „Vertrauensseligkeit", in dem Feldherrn Erich Ludendorff zu stützen?

Es mag aus der Ferne für viele wohl schwer zu erkennen gewesen sein, wie es dazu kommen konnte, daß der Feldherr von Betrügern und Lügnern recht sehr enttäuscht worden ist. In meiner Betrachtung „Erich Ludendorff und seine Mitwelt" führte ich schon einen Umstand an, der solche Tatsache erklärt. Mußte er sich in unserem Geisteskampfe wieder und wieder von Mitkämpfern trennen, so handelte es sich meist um einen unseligen Charakterverfall. Es waren dies oft Menschen, die im Anfang das Vertrauen des Feldherrn verdient hatten. Aber diese Ursache wirft nicht volles Licht in die Verhältnisse. Wir sprachen schon von der Wahlkraft des Wesentlichen, die in dem Feldherrn so stark entfaltet war. Sie waltete in einem für viele kaum vorstellbaren Ausmaße auch den Menschen gegenüber. Ihm kam es nur darauf an, ob der betreffende Mensch, der vor ihm stand, das Amt, das ihm übertragen wurde, ausüben konnte. Auf nichts anderes! Er betrachtete den Menschen von diesem Gesichtspunkt aus und ließ ihn dann, da er sich ja vollkommene Mitarbeiter keineswegs verschaffen konnte, ausschließlich das tun, wofür er ihn geeignet hielt. Immer dann, wenn die Aufgabe, die er einem Menschen überwies, einen lauteren Charakter, Echtheit und Ehrlichkeit voll voraussetzte, dann traf ihn auch einer jener durchdringenden Blicke des Feldherrn vor dem nichts, selbst nicht die Beweggründe, verborgen blieben. Und dann konnte es sich in ebenso kurzer Zeit ereignen, wie bei dem geborenen Psychologen, der alle Menschen, die ihm begegnen, mit Scharfblick betrachtet, daß der Feldherr sehr klar sah.

„Eine kleine Seele", „ein verlogener Mensch", „nichts als Eitelkeit und Ehrgeiz", oder aber „eine ehrliche Haut", „ein guter offener Blick", so oder ähnlich lautete dann das wahrhaft treffende Urteil. Es war auch das Glück seiner Untergebenen im Weltkriege, von dem vorangegangene Abschnitte Zeugnisse wiedergaben, daß er ihre Hauptbefähigung klar erkannte und unendlich viele Unterführer in diesem großen Kriege sich gerade da betätigen durften, wo ihre Hauptbegabung lag. Auch hierin verwirklichte also Erich Ludendorff das, was er erwartete, nämlich:

„Die Befähigung, Menschen richtig zu verwenden, ihre Stärken und Schwächen zu kennen und in ihren Seelen zu lesen, Menschen in ihren Beweggründen zu durchschauen, hat zu den übrigen Befähigungen des Feldherrn hinzuzutreten."

Gerade weil er geborener Feldherr im höchsten Ausmaße war, deshalb wandte er solche Fähigkeit nicht wie der Psychologe unwillkürlich allerwärts an; hatte das Ausleseamt keine besondere Bedeutung im Sinne seiner Willensziele, so betrachtete er die Menschen überhaupt nicht in bezug auf ihre innerseelische Beschaffenheit. Sein Auge glitt an ihnen vorüber, wie an Gegenständen, die keine Bedeutung für ihn haben. Das Feldherrntum hatte in ihm also über dem Psychologen das Herrscheramt inne.

Außer dieser Begabung erwartete ferner Erich Ludendorff den vorurteilslosen, durch keine Gewohnheit abgestumpften Blick des Revolutionärs auf allen Gebieten im Sinne des Erhaltens und des Förderns der Kraft der Wehrmacht und des Volkes. Ein besonderer Abschnitt in diesem Werke wird ihn als Neuschöpfer der Kriegskunst zeigen. Er selbst weist auf solche Anforderungen an den Feldherrn mit den Worten hin:

„Hierbei muß er (der Feldherr) seine besondere Aufmerksamkeit darauf richten, ob die Anschauungen über Ausrüstung und Kampf, mit denen die Wehrmacht in den Krieg ging, wirklich den Erfordernissen entsprechen und nicht etwa bedeutungvolle Änderungen bedingen, wie ich sie vornehmen mußte, als ich nach meinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung die Kampflinie lockerte und dabei weitgehend in ihr die Feuerkraft, die dem Gewehrträger innewohnte, durch die Feuerkraft des Maschinengewehrs ersetzte."

Die Begabung des Feldherrn, die ihn zum Kopf des Heeres werden läßt, geeint mit seinen Charakterfähigkeiten, macht ihn endlich zu einem Erzieher für das gesamte Heer. Auch dieses Amt fordert Erich Ludendorff und hat es in der Vollendung selbst erfüllt. Nur ein Erzieher des Volkes kann dessen seelische Kräfte in der Todesgefahr emporreißen, Kriegsunbill zu tragen, Siegwillen aufrecht zu erhalten, und so mit jener Forderung im Einklang zu stehen:

„Nun werden die Augen des Feldherrn auf den Verbänden der Wehrmacht und dabei besonders auch auf den Truppen in den Etappen und sämtlichen Truppenteilen in der Heimat, der Luftwehr, der Marine und Ersatzformationen ruhen und ihre Mannszucht und ihren seelischen Gehalt prüfen. Immer wieder werden sie sich auf das Volk richten, ob es für die Wehrmacht und die Erhaltung des eigenen Lebens schafft und fähig und entschlossen ist, den Kampf für seine Lebenserhaltung im Verein mit der Wehrmacht in seelischer Geschlossenheit durchzuführen."

Unselige Verhältnisse, unter denen der Feldherr im Weltkrieg sein Amt erfüllen mußte, hemmten und hinderten allerorts eine solche Einwirkung auf Volk und Heer, die beide, durchsetzt von den Vertretern der überstaatlichen Mächte, sich seelisch zersetzen und durch Lügen von einem Verständigungwillen der Feinde den Abwehrwillen zermürben ließen. Die Revolution, die der Feldherr in seinem Werk „Der totale Krieg" auf dem Gebiete der Kriegführung ausgelöst hat, wird in Zukunft solches Unheil verhüten und wird der Leitung des Feldherrn keine unseligen Grenzen setzen, so daß sich die Forderung erfüllen kann:

„Wie der Feldherr Erzieher und Führer der Wehrmacht ist, so muß er Erhalter und Förderer ihrer Kraft sein."

Dünkt uns auch alles Genannte schon an sich ein solcher Reichtum der Begabung, daß er sich schwer erfüllt sehen kann, so ist doch von uns das Wesentliche noch gar nicht gewürdigt, das aus dem Soldaten überhaupt erst den Feldherrn macht. Werden wir uns dieses Wesentlichen bewußt, so begreifen wir es zugleich, was die Geschichte uns beweist und Erich Ludendorff betont:

„Feldherren sind selten in der Geschichte eines Volkes."

Der begabteste Soldat, der klügste Stratege, der zuverlässigste Charakter ist damit immer noch nicht Feldherr, selbst wenn etwa die Umstände ihn zu einem äußeren Erfolg führen sollten. Des Feldherrn Leistung wird nicht an den Erfolgen selbst, sondern an den Umständen, in denen er sie zu erreichen wußte, gemessen. Siegt ein Führer im Krieg über Unfähigkeit, so ist er damit noch nicht Feldherr. Siegt er trotz unermeßlicher Schwierigkeiten, so kann er es nur, weil zu all seinem Können und seinen Charaktereigenschaften noch das Eine, das wahrhaft Seltene, hinzutrat, nämlich die geniale, die schöpferische Begabung. Erich Ludendorff selbst sagt hierüber in seinem Buche „Der totale Krieg":

„Und noch etwas anderes, Unausgesprochenes muß der Feldherr besitzen. Ich deute es in den Worten an, die ich in meiner Schrift über ‚Unbotmäßigkeit im Kriege' über den Feldherrn geschrieben habe. Diese Worte lauten:

‚Wie jeder Künstler muß der Feldherr das ‚Handwerk' beherrschen, das zu seiner Kunst gehört. Aber ebenso wie bei jedem anderen Künstler entscheiden beim Feldherrn neben Beherrschung des ‚Handwerks' geniales und schöpferisches Können und, was von keinem anderen Künstler unmittelbar gefordert wird: Kraft, unbeschreibbare Verantwortung zu tragen, Wille und Charakter und jenes unwägbare Mitreißende, das von großen Menschen ausgeht, wenn sie Gestaltungkraft und Willen bei höchstem Verantwortunggefühl gegenüber Heer und Volk und jedem Deutschen im vollsten Einsatz ihres Geistes und ihrer Seele und — ihres Herzens betätigen. Nie kann Kriegsgeschichte den Feldherrn heranbilden, auch nicht sein Innenleben wiedergeben. Das ist persönliches Gut und wird auch von ihm nur in Stunden höchster Spannung erlebt'."

In welchem Grade der Feldherr Künstler war, wie weitgehend er jenes „unwägbare Mitreißende", das von großen Menschen ausgeht, besaß, das erwähnte ich schon in vorangegangenen Abschnitten. Ja, so stark war dieses geniale, schöpferische Können und diese innere Sicherheit des Entscheides in den Schlachten, daß es den Durchschnittsmenschen geradezu schwindelte, wenn sie solche Überklarheit miterlebten, wenn sie solche göttliche Gestaltungkraft in den gefährlichsten Lagen in innerer Ausgeglichenheit am Werke sahen. Den Unterdurchschnittsmenschen aber erschien er dann wie ein „Abenteuerer". Sie waren solcher Leuchtkraft der Seele zu fern, um sie zu erfassen. Wie sehr irrten sie. Ich verweise hier auf das, was der Feldherr an Generalleutnant v. Wenninger schrieb*):

„Es gibt wenig gute Generale, denn die meisten sehen zu viel, manche zu viel Gefahr, viele auch zu viel Erfolg, es fehlt der nüchterne Blick für das Erreichbare. ‚Vernichten' läßt sich leicht befehlen, es fragt sich, ob es möglich ist. Wirklichkeitsinn ist — neben Siegeswillen — die erste natürliche Eigenschaft, über die ein Feldherr verfügen muß, sonst wird er ein Phantast. Dann Wagemut und Verantwortungfreudigkeit vor Gott und den Menschen, hoch und niedrig, denn auch nach unten trägt er Verantwortung, nicht nur vor seinem Kriegsherrn."

Ganz dem entsprechend hat sich der Feldherr selbst stets im Weltkriege verhalten. Wenn die Lage, die er, als man ihn endlich zu Hilfe rief, vorfand, stets die kühnsten Entschlüsse verlangte, weil es nur Sieg oder Vernichtung durch die Feinde gab und die besten Möglichkeiten zum Siege schon lange verscherzt waren, ehe er an verantwortliche Stelle kam, so mußte der Wirklichkeitsinn des Feldherrn

*) S. „Die Schlacht von Tannenberg" von Generalleutnant Ritter von Wenninger. Ludendorffs Verlag G. m. b. H.

fast überall verzweifelt ernste Lagen sehen, aus denen eben nur die kühnsten Entschlüsse noch retten konnten.

Voll bewußt erlebte der Feldherr jene heilige Überklarheit in schöpferischem Ausüben seiner Kunst bei jeder seiner Schlachten, die er leitete. In seiner Schrift „Tannenberg" schreibt er:

„Allerdings kann abgesehen hiervon keine Kriegsgeschichte das starke schöpferische Erleben wahrer Feldherren, das der Lenker großer heldischer Schlachten hat und ausstrahlt, je wiedergeben, oder mit Hilfe der Vernunft nachträglich konstruieren. Eine Schlacht ist eine aus schöpferischen Kräften geborene einheitliche und einmalige Tat, der sogar der Schlachtenlenker selbst in nachträglicher Darstellung nicht voll gerecht werden kann."

Auch dies ist wieder ein Wort aus dem Munde Erich Ludendorffs, das uns einen köstlichen Einblick in sein gewaltiges Erleben der Jahre des Weltkriegs gewährt. Nur aus solchem überbewußten schöpferischen Gestalten heraus hatte er jene übermenschliche unermüdliche Leistungkraft, die auch die schöpferischen Menschen auf anderen Gebieten, fern von jeder Erschöpfung Unsterbliches schaffen läßt. Daß allerdings für das Feldherrnamt hier noch außergewöhnliche Charaktereigenschaften hinzukommen mußten, um die Idee des Feldherrntums so vollendet zur Wirklichkeit werden zu lassen, das wird uns noch in unserer Betrachtung klarer werden.

Wenn die starke Verwebung genialer Schöpferkräfte mit den für den Feldherrn wesentlichsten Charakterzügen in der Person Erich Ludendorff aus seinen Kriegstaten voll erkannt werden sollen, so muß geniale Kraft auch in dem Betrachter leben. Wir brauchen nur die unterschiedlichen Bewertungen der Leistungen des Feldherrn in der Literatur zu lesen, um immer klar zu erkennen, wer die Einzelereignisse sieht, wer den großen Gedanken hinter den Einzelhandlungen erfassen kann, und wer endlich die genialen Schöpferkräfte, die aus den einzelnen, fast ans Unglaubhafte grenzenden Siegen des Feldherrn entgegenleuchten, wirklich wahrnimmt. Werturteile über Unsterbliche nehmen oder geben ihnen und ihren Taten nichts! Aber sie sind klare Zeugnisse für die Höhe über oder unter dem Meeresspiegel, auf der die Abgeber der Urteile stehen. Einer der wenigen, die des Feldherrn Taten und Charakter kongenial erfaßten, war Generalleutnant v. Wenninger, der am Schluß seiner Schrift über die Schlacht von Tannenberg den Eindruck über diesen Sieg in Worte faßt. Er hatte noch während des Krieges den Feldherrn um Beantwortung einzelner Fragen über die Schlacht gebeten und Antwortbriefe von ihm erhalten und schildert seinen Eindruck:

„Als zum ersten Male, durch die Aufzeichnungen Ludendorffs, das grandiose Kunstwerk von Tannenberg entschleiert vor meinen Augen lag, da staunte ich vor allem über die Kontraste:

Erst schlichte Einfachheit im Beginnen, vorurteilsloses Übernehmen des Brauchbaren, was schon begonnen war, nüchterner Blick, der nur das Erreichbare sieht und sich selbst seinen Rahmen beschneidet (Usdau statt Soldau),

dann diese Kühnheit der einzelnen Striche, aus denen sich das Bild der schönsten operativen Schlacht zusammensetzt, das gradlinige Wollen, das z. B. I. A.K. durch die Bresche von Usdau, unbekümmert um rechts und links, über Neidenburg auf Willenberg und die 3. R.D. diagonal durch das Schlachtgelände auf Muschaken weiter und weiter treibt, um auch von Süden und Osten her die Türe hinter dem Feind zu schließen,

und dann dieser leidenschaftliche Verfolgerwille, der das Letzte aus den marschmüden Beinen des XVII. A.K.'s und I. R.K.'s herausholt und dann wieder diese ruhige Energie angesichts von Krisen und Reibungen,

und endlich vor allem, diese kaltblütige Kühle in der schwülen Gewitterstimmung, die über den 8 Tagen liegt, der tollkühne Wagemut, der zum Schutze einer kämpfenden Armee ein Dutzend Schwadronen gegen 5 A.K.'s für genügend erachtet, —

das alles sieht sich an wie die beherrschte Ruhe eines Spielers, der ohne Wimperzucken alles auf eine Karte setzt, — und ist doch nur Selbstvertrauen, eiserner Wille, geniale Schaffenskraft und lautere Charakterstärke."

Solchem genialen Schaffen entspricht ganz Ludendorffs Forderung an den Feldherrn,

„der über der gesamten Wehrmacht steht und in ernsten Krisen fast instinktmäßig und blitzartig, verantwortungfreudig die schwersten Entschlüsse, von denen der erfolgreiche Ausgang des Krieges und die Lebenserhaltung seines Volkes abhängt, auf weite Tage hinaus in das Ungewisse hinein zu fassen hat; in jenes Ungewisse hinein, das ihm der Wille des Feindes, der sich ihm mit entsprechenden Absichten tatkräftigen Handelns entgegenstellt, sehr bald zur Gewißheit und Wirklichkeit wandelt".

Wir erkennen den gewaltigen Unterschied wahren genialen Feldherrntums und des nur durch Fleiß erworbenen Könnens, das theoretisch lange vor dem Krieg Schlachtenpläne entwirft und sie dann bei dem Kriege anwenden will, statt derlei Pläne nur als eine Denkübung aufzufassen, die das Können entfalten! Wie

lächelte der Feldherr, wenn man ihm nur zumutete, er habe seine Schlachten nach solchen theoretisch zuvor entworfenen Plänen gestaltet. Das Wesentliche der Schlacht ist das Überraschen und Überraschtwerden durch den Gegner. Ein Schlachtenplan nimmt aber immer eine bestimmte Handlungweise des Gegners an, je mehr der Führer einer Schlacht sich nun auf solchen Plan festgelegt hat, um so schwerfälliger und unfähiger wird er, eine Schlacht zu meistern, wenn nicht zufällig die eine von unendlich vielen Möglichkeiten sich verwirklicht, daß alles den Annahmen bei Abfassung des Planes voll entspricht. Für eine der Schlachten, für den Sieg von Tannenberg, hat der Feldherr solche Annahmen widerlegt:

„Ich muß viele Legenden zerstören. Als ich, ich glaube, es war im Jahre 1929, gelegentlich meines Freiheitringens gegen die überstaatlichen Mächte auch in Brome i. Han. sprach, führte in einer Rede der dortige Bürgermeister aus, er wisse von seinem Verwandten, der irgendwie mit dem Zuge etwas zu tun hatte, der mir damals zur Verfügung gestellt war, daß ich dem General v. Hindenburg einen völligen Schlachtenplan vorgelegt hätte. Auch militärischerseits ist man mit solcher Behauptung hervorgetreten oder hat einen solchen Plan dem General v. Hindenburg zugesprochen. Das ist unrichtig. Ich schreibe in ‚Meine Kriegserinnerungen':

‚Ein Aufmarsch kann und muß eine lange Zeit vorbereitet sein. Die Schlachten im Stellungkriege erfordern etwas Ähnliches. Im Bewegungkriege und bei der Schlacht aus dem Bewegungkriege heraus wechseln die Bilder, die sich der Führer zu machen hat, in bunter Reihenfolge. Da muß er sich nach seinem Können entschließen: das Soldatenhandwerk wird zur Kunst und der Soldat zum Feldherrn'."

Die geniale Schöpferkraft, die in Erich Ludendorff verwirklicht war, weht uns aus jedem Worte seines großen Werkes „Meine Kriegserinnerungen" noch stark und frisch entgegen. Schrieb er es doch nach den tief in seine Seele eingegrabenen Erinnerungbildern nicht etwa an Hand von Tagebuchaufzeichnungen nieder. Um so mehr hat er in jenen Wochen des Schaffens am Werke noch einmal die Schöpferstunden nacherlebt.

Unendlich vieles hätte ich durch die Tatsache entbehren müssen, daß ich erst Jahre nach dem Weltkriege seine Lebensgefährtin wurde, wäre mir nicht in den Tagen (1927), in denen wir die Schlachtfelder in Ostpreußen besuchten, das reiche Glück zuteil geworden, daß er mir wie nie zuvor und nachher die Art seines Erlebens jener Schlachten von Tannenberg und an den Masurischen Seen erschlossen hätte. Ja, auch in dem Jahre 1930 wetterleuchtete noch einmal auf Wochen Feld-

herrnerleben auf seinem Antlitz. Erschütternd wuchs seine Erscheinung vor unseren Augen. Er warnte damals vor dem drohenden Kriege, der im Jahr 1932 auf Deutschem Boden das Volk ohne Wehrhoheit zermalmen sollte. In seinem Geiste erstand der ganze Krieg hier wie er sich im Jahre 1932 auf Deutschem Boden hätte abspielen müssen. In derselben seelischen Verfassung, in der er im Weltkriege die Schlachten lenkte, schaute er die notwendige Entwicklung eines solchen unseligen Krieges und faßte sie allgemeinverständlich für das Volk und die Völker dann in seinen Aufsätzen zusammen. Damals meisterte er das drohende Schicksal, die Generalstäbe der Feindvölker lasen seine Worte und erkannten das Unheil, das auch ihren Völkern aus solchem Geschehen werde. Nach wenig Monaten erhielt der Feldherr schon die zuverlässigen Nachrichten aus dem Ausland, daß sein Werk „Weltkrieg droht auf Deutschem Boden" den tiefsten Eindruck auf die Generalstäbe gemacht hatte. Es wichen die Vorstellungen, als sei ein Kampf auf Deutschem Boden gegen das durch den Schandpakt von Versailles wehrlos gemachte Volk ein kleiner Spaziergang, auf dem man sich leicht die größten Erfolge ohne abträgliche Nebenwirkungen holen könne. Die Pläne der überstaatlichen Mächte waren durch den Feldherrn durchkreuzt. Die ausländischen führenden militärischen Behörden waren für solche Dinge nicht mehr zu haben. Er hatte unauffällig vor der Mitwelt wieder einmal sein Volk gerettet. Diesem aber hatte er durch seine Aufsätze in der „Ludendorffs Volkswarte", die in Hunderttausenden in das Volk gingen, und durch die Schrift „Weltkrieg droht", die ebenso in alle Volkskreise strömte, das Unheil seiner Wehrlosigkeit, die Untragbarkeit des Versailler Schandpaktes im vollsten Ausmaße bewußt gemacht. Er hatte in ihm den Willen zur Wiedererlangung der Wehrhoheit geschürt und die Wege der kommenden Jahre mit gebahnt.

In jenen Wochen lag ein Leuchten der schöpferischen Genialität des Feldherrn mehr denn je über Augen und Antlitz und schenkte den Anteil an der Art des Erlebens, das ihn im Weltkrieg durchseelt hatte.

Die schöpferische Begabung, die in einem Feldherrn zu dem umfassenden Können, zu Weit- und Tiefblick, zur klaren Denk- und Urteilskraft, zur Wahlkraft des Wesentlichen noch hinzukommen muß, ist Kern des Wesens des Feldherrntums und überleuchtet alle Feldherrnbegabungen und Charaktereigenschaften mit göttlichem Lichte. Niemals wohl mag ein Krieg gewütet haben, der so sehr solcher genialen Schöpferkraft des Feldherrn bedurfte als eben der Weltkrieg der Deutschen gegen 55 Staaten mit all seinen ungeheueren Anforderungen. In diesem

Krieg hat wahrlich nicht die klare Wahlkraft für das Wesentliche genügt, von der wir schon gesprochen haben, sie muß letzten Endes in jedem Heerführer stark sein, wenn seine Kriegshandlung zum Ziele führen soll. Des Feldherrn Leistung hat uns sichtbar gemacht, was höchste schöpferische Begabung verwirklicht, so daß wir sie all dem, was der Feldherr in Worte faßte, noch als unsere Erfahrung an dem Vollender des Feldherrntums hinzufügen. Worin aber kündigt sich diese höchste Genialität des Feldherrn am deutlichsten an?

Die Fähigkeit unserer Vernunft führt den Menschen im Denken von Einzelwahrnehmungen zu Vorstellungen, Begriffen bis hin zur höchsten Einheit, der Idee. Je größer die geniale Schöpferkraft eines Menschen ist, um so selbstverständlicher schreitet er immer wieder zu diesen höchsten Einheiten, den Ideen hin, er verliert nie den Zusammenhang mit ihnen. Im Feldherrnamte äußert sich das so, daß sich der geniale Feldherr niemals in Teilerfolge verliert, die für das höchste Ziel, endgültige Niederringung des Gegners unter Schonung der eigenen Truppe, unwesentlich sind. Jede seiner Einzelhandlungen steht im innigsten Zusammenhang mit der höchsten Idee. In der Lage des Weltkrieges war es dem Feldherrn klar, daß nur ein entscheidender Sieg den Vernichtungwillen der Übermacht der Gegner an der Erfüllung hindern konnte. Diesem Grunderkennen, entweder entscheidender Sieg, oder dem Volke droht Vernichtung, unterstellte der Feldherr alle seine Sonderentschließungen. Niemals verlor er es aus dem Auge. Niemals duldete er, daß irgendwo an den Fronten Menschenleben für gänzlich belanglose Einzelerfolge geopfert wurden. Niemals ließ er sich auch nur einen Augenblick von allen Lügen eines Verständigungwillens der Gegner verblenden, wie dies das Volk und so manche Heerführer taten. Die Idee der Notwendigkeit entscheidenden Sieges ließ seine schweren und schwersten Entschlüsse reifen, veranlaßte die volkrettende Forderung der Dienstpflicht von Mann und Frau, alle Forderungen für Wirtschaft und Rüstungindustrie, die Forderung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges, kurz jede seiner Taten.

Ausreichende Rüstung, ausreichender Wehrdienst und Aufmarschplan, der im Einklang mit der tatsächlichen Wehrstärke steht, können Krieg verhüten oder Sieg sichern. Dieser Grundidee galt sein rastloses Vorkriegswirken im Großen Generalstab während vieler Jahre. Erstürmen wir die Schlüsselfestung Lüttich nicht in den ersten Tagen des Krieges, so können wir nicht siegreich der Feinde in West und Ost Herr werden. Aus solchem Erkennen heraus stürmte der Feldherr die Zitadelle von Lüttich, obwohl es nicht seines Amtes war. Siegen wir nicht über die russische

Heereswalze, so wird das ganze Volk von ihr zermalmt. Das war das klare Erkennen, das den Feldherrn im ernstesten Verantwortunggefühl seine Schlacht von Tannenberg gestalten ließ. In der höchsten Todesgefahr des Volkes entblößte er damals die Deutsche Front der Njemen-Armee gegenüber, um die Narew-Armee vernichtend zu schlagen. Immer das eine Grunderkennen im Auge, vollbrachte er für alle Zukunft dann in den Jahren 1916, 1917 und 1918, als er in der Obersten Heeresleitung Haupt war, das Gewaltigste an Feldherrnleistung. Aus allen Heeren ward eine Front in der Hand des Feldherrn. Dort, wo die Todesnot es zur Zeit gebot, ward ein Erfolg errungen unter der Entblößung der anderen Fronten in einem Ausmaß, wie nur die Spannkraft dieses Genies es durchhalten konnte. Als der Mangel an Öl im Jahre 1916 den Weiterkampf unmöglich machte, entblößte er trotz ernster Lage die übrigen Fronten weitgehend und sandte die Truppen zur Eroberung Rumäniens. Im Jahre 1917 tat er ein Gleiches in Galizien und Italien, damit durch den Sieg in diesen Ländern endlich der Endkampf im Westen ermöglicht wurde. So waren es nicht Einzelschlachten dieser und jener Heeresgruppen oder der Fronten, sondern der ganze Weltkrieg an allen Fronten war zu einer Einheit zusammengefaßt und hatte der einen Grunderkenntnis zu dienen: gelingt der Sieg nicht, so kommt die Vernichtung. Als dann nach der russischen Revolution Sabotage von dem Volksfeind im eigenen Volke am Frieden mit Rußland und Sabotage in den Rüstungindustrien durch Streiks geübt wurde, hat ein solcher eiserner Wille in der Erkenntnis: entweder Sieg, oder es folgt Vernichtung, noch einmal in dem gewaltigen Angriff im Westen im März 1918 alle Kraft zusammengeballt in einem Ausmaß, wie es die Geschichte zuvor noch nie erlebt hatte. Durch Verrat konnte auch er nicht zum Endsiege führen.

Militärisches Können gehört dazu, um all solche Taten in ihrem Ausmaße zu würdigen, der Psychologe aber sinnt über die Kräfte, die sich in solchen Leistungen sichtbarlich ausdrücken, und erkennt die geniale Schöpferkraft als Wesen und Kern des Feldherrntums, die alles übrige, was Feldherrnamt voraussetzt, erleuchtet und befruchtet. Deshalb habe ich auch in meiner Betrachtung gerade diese schöpferische Begabung des Feldherrn Ludendorff in den Kernpunkt gestellt, um nun von hier aus noch einen Blick auf das zu werfen, was er vom „Willen", den Charaktereigenschaften, und von dem „Herzen" erwartet und selbst in der Vollendung gelebt hat.

In ganz besonders inniger Beziehung strahlt geniale Schöpferkraft des Feldherrn auf den Willen aus. Mag immer auch bei allen anderen schöpferischen Men-

schen die Willensstärke eine Rolle für ihre Leistungkraft spielen, diese ist verschwindend im Vergleich mit dem Allentscheid, den die Willenskraft für die Feldherrnleistung bedeutet. In der Philosophie der Geschichte, die ich schrieb, zeigte ich, daß die Geschichte ihrem Wesen nach Wille ist. Alle die, die unmittelbar an der Geschichte gestalten, lassen also Willenskräfte zur Tat werden. Die höchsten Anforderungen an diesen Willen werden an den gestellt, der Haupt und Herz des Volkes in den Zeiten der Todesgefahr, im Kriege, ist, also noch mehr als an jeden Soldaten an der Front, an den für alle Kriegshandlungen verantwortlichen Feldherrn.

„Nur von erster Stelle aus kann er (der Feldherr) allein die Einheitlichkeit und den Nachdruck seinem Wirken verleihen, das bestimmt ist, den Feind niederzuringen und das Volk zu erhalten. Dieses Wirken ist allumfassend, wie der totale Krieg lebenumfassend ist. Auf allen Gebieten des Lebens muß der Feldherr der Entscheidende und sein Wille maßgebend sein."

Betrachten wir das Schicksal Erich Ludendorffs im Weltkriege selbst, so wird es uns zehnfach bewußt, in welche ungeheuerliche Lage dieser vollendete Feldherr gestellt wurde. Sobald wir diese seine Forderung lesen und vergleichen mit dem, was man ihm im Weltkriege entgegengestellt hat, sind wir entsetzt. Den Willen des Feindes niederzuringen, ist das Amt des Feldherrn. Spielend wäre es ihm gelungen, hätte man ihm nicht allerorts unglaubliche Widerstände entgegengesetzt. Im Jahre 1915 wurde des Feldherrn Sieg im Osten durch die Heeresleitung verhindert, im Jahre 1916/17 und 18 sabotierten die Regierung und das Parlament seine rettenden Maßnahmen, wo immer sie konnten. Das Los, das seine Bestrebungen, hinreichend Ausrüstung und Wehrausbildung vor dem Kriege durchzusetzen, erfahren hatten, wiederholte sich also während der Todesnot des Volkes im Weltkrieg. Dieser Riese der Seele, der wie ein Titan gegen eine Übermacht der Feinde rang, um die Zermalmung seines Volkes zu verhüten, gab, als er zur Obersten Heeresleitung im Jahre 1916 berufen wurde, noch alle wichtigen Entscheidungen für Heer und Volk in der Heimat, um, wenn auch sehr verspätet, noch den totalen Krieg durchzusetzen. Aber man führte seine Weisungen nicht durch, die er zu befehlen nicht die Befugnis erhielt, oder man machte ein Zerrbild aus dem, was er gewollt hatte. Wie ein Körper, dessen Nerven zum Teil nicht die Befehle an die Muskeln übermitteln können, wie ein Körper also mit einzelnen gelähmten Gliedern, so stand nun das Volk in dem schlimmsten aller Kriege. Der zersetzende seelische Einfluß der überstaatlichen Volksfeinde aber war unterdessen mitten im Volk am Werke, lähmte das, was das Wesen der Geschichte ist, den Willen zum Widerstand!

Fürwahr, wäre der Wille Erich Ludendorffs nicht die vollendete Idee des Feldherrntums gewesen, so hätte dieses seelische Gift auch an der Front noch viel mehr Unheil anrichten können. Aber seine unmittelbare Verbindung mit allen Teilen der Fronten, das Vertrauen zu ihm ließen seine Willenskräfte noch zu den Kriegern hinströmen, als schon der Kampfwille in der Heimat von den Lügen der Möglichkeit eines Verständigungfriedens völlig zersetzt war. Noch nach dem Kriege, noch bis zu der letzten Erkrankung lag auf der Persönlichkeit des Feldherrn das Leuchten dieser außergewöhnlichen Willenskraft, die selbst in den düstersten Lagen des Lebens in ihm unverändert waltete und auf andere überging.

„Unwägbares hat vom Feldherrn auszugehen", so sagte er: „... Siegeswille muß von ihm ausstrahlen und von ihm aus Heer und Volk durchdringen und sie zu heldischem Handeln führen."

Wer hätte je unter den Feldherren solche Forderung vollendeter erfüllt als Erich Ludendorff selbst? Grauenvoll war die Lage, in der er stand und in der er nach den damals herrschenden Zuständen noch nicht einmal die Möglichkeit hatte, zu erzwingen, was er forderte, daß das Volk durch die geeignete Presseaufklärung in seiner Widerstandskraft gestärkt werde. Niemand sagte dem Volk, wie er es wollte, daß Vernichtung durch hassende Feinde ihm droht, wenn es nicht siegt; daß es in die furchtbarste Sklaverei gerät, wenn es auf das erheuchelte, völlig erlogene Geschwatze von einem Verständigungwillen der Gegner vertraut. So strahlte denn, als das ganze Volk von Sabotage-Propaganda durchsetzt war und auch an einzelnen Teilen der Front das Gift schon fraß, der ungebeugte und unbeugsame Siegeswille nur noch vom Feldherrn auf die treue Truppe aus, der er nach der dritten Note des amerikanischen Präsidenten Wilson noch zurief:

„Wenn die Feinde erkennen werden, daß die Deutsche Front mit allen Opfern nicht zu durchbrechen ist, werden sie zu einem Frieden bereit sein, der Deutschlands Zukunft gerade für die breiten Schichten des Volkes sichert."

Erst mußte der Feldherr entlassen sein, dies letzte heilige Willensband von ihm zur Truppe gewaltsam zerrissen werden, ehe die Revolution unser Volk zum Zusammenbruch bringen konnte.

Man muß die ungeheueren Leistungen der Truppen, alles Hungern und alles Elend in der Heimat, die das Deutsche Volk in den vier Kriegsjahren zu erleiden hatte, ernst und tief überblicken, man muß die übermenschlichen Anforderungen nur einer einzigen Schlacht sich ins Bewußtsein rufen, um ganz zu ermessen, was es heißt, daß die Willenskraft des Feldherrn trotz aller Sabotage und Verräterei im

Lande, das Volk zum Widerstand gegen die Übermacht entfachte und wachhielt. Es bedurfte hierzu dessen, was Erich Ludendorff die „fortreißende Kraft des Willens" nennt, die er von dem Feldherrn erwartet. Ja, er riß mit seiner Willenskraft die Menschen mit sich fort, hob sie über sich hinaus, so daß sie Leistungen vollbrachten, deren sie sonst nicht in diesem Ausmaße fähig gewesen wären — und dabei blieb es bis zu seinem Tode.

Verweilen wir noch einmal bei den Worten: „Siegeswille muß von ihm ausstrahlen", und beachten wir wohl, was mit den Worten gesagt ist! Vor Jahren hielten wir in Seeshaupt eine Tagung ab, in der ich in der Aussprache den Mitkämpfern gesagt hatte, es sei ein falscher Kampf, der von Siegesgewißheit beseelt sei. Mir ward da geantwortet, der Feldherr hätte seine Siege im Weltkrieg doch auch sicher in Siegesgewißheit erfochten. Da griff der Feldherr ein und sagte dem Inhalt nach:

„Nein, niemals war ich blind gegenüber den ungeheueren Gefahren, die es zu überwinden galt. Siegesgewißheit wäre eine fahrlässige Unterschätzung der Schwierigkeiten gewesen. Nur die klare, der Tatsächlichkeit entsprechende Beurteilung der Lage kann trotz schwerer Gefahren zum Siege führen. Nicht siegesgewiß, nein, siegwillens war ich im Kriege".

Hier enthüllt sich die Vollendung des Heldischen, die so selten erfüllt ist. Wie viele Menschen zeigen sich mutig und kühn in der Schlacht oder in anderer Gefahr. Blicken wir aber näher hinzu, so wird ihr Verhalten weder von Mut noch von Kühnheit, sondern von irgendeiner Art der Verblendung beflügelt. Die einen sind blind, weil der Ehrgeiz nach Ruhm ihnen gebietet, die Augen vor den Gefahren zu verschließen. Die anderen sind blind der tatsächlichen Lage gegenüber, in der sie stehen, weil irgendein Aberglaube sie siegesgewiß macht. Mag sein, daß Glaube an die Erfüllung eines Bittgebetes, das sie vor Eintritt in die Gefahr stammelten, sie siegesgewiß machte; mag sein, daß sie in irgendeinem anderen Okkultwahn leben, an die schützende Kraft eines Amuletts oder sonst irgendeines Fetischs oder an einen günstigen Tag ihres Horoskops glauben. Ihrer aller Lage ist immer die gleiche. Nach außen stehen sie mutig und kühn in der Gefahr, ohne etwas anderes zu sein als Törichte, Verblendete, die sich Gefahr verleugnen. Bedeutet ein solcher Zustand schon für den einzelnen Unterführer und seine Truppen Gefährdung, weil die Grenzen des Wagnisses nicht im Einklang bleiben mit der tatsächlichen Lage, so bedeutet eine solche Verfassung des Feldherrn Gefährdung eines ganzen Volkes.

Erich Ludendorff war das Gegenteil solcher Einstellung. Sein Mut, seine Kühnheit waren ihm so selbstverständlich und eingeboren, er bedurfte wahrlich nicht der Krücken der Verblendung über die tatsächliche Lage, um sich diese Einstellung zum Leben zu festigen oder zu steigern. Ja, sein Siegwille leuchtete um so strahlender aus ihm, je mehr die Lage dem Mute und der Kühnheit Entfaltungmöglichkeit gab. Nicht einen Augenblick hat er sich im Kriege oder in seinem Freiheitkampf nach dem Kriege durch trügerische Hoffnungen blenden lassen, stets hat er die Wahrheit als Grundlage für sinnvolles Handeln gefordert. Das klare Erkennen der Gefahr und ihrer Grenzen war ihm von Kind an eigen. So schreibt er:

„Nur kristallene Klarheit über die Lage beim eigenen Heere kann den Feldherrn befähigen, auch richtige Anordnungen zu treffen."

Mit der deutlichen Versicherung, in all den Jahren gefahrvollster, kühnster kriegerischer Unternehmungen niemals siegesgewiß gewesen zu sein, fällt eine Hülle vor dem Bilde des großen Toten, und die Nachwelt sieht ihn erst in seiner tatsächlichen Größe. Angesichts der Todesgefahr seines Volkes, des Vernichtungwillens der bei den Feindvölkern vorlag, mußte der Feldherr in all den Jahren das fast Unmögliche zur Rettung versuchen, so etwa wie bei dem Brande eines Hauses das fast Unmögliche zur Rettung der in ihm bedrohten Menschen gewagt werden muß. Dabei aber war der Feldherr so sehr das Gegenteil eines „Abenteuerers", daß er noch meilenweit von all den Mutigen und Kühnen abstand, die aus „Siegesgewißheit" Außergewöhnliches unternahmen und erreichten. Mit klarem, unbestechlichem Blick sah er die tatsächlich tiefernste Lage, die ihn, wie er in seinen Kriegserinnerungen sagte, „schon lange freudlos" gemacht hatte, während die anderen sich an den Früchten seines Geistes, an seinen Siegen sonnten. Und immer wieder mußte er das fast Unmögliche leisten, mußte schwerste Kämpfe an einem Teil der Front ertragen und dennoch Truppen an den Stellen weittragendster Entscheidungen zusammenballen. Und all das tat er nicht siegesgewiß, sondern siegwillens. Niemals aber ermattete dieser Siegwille, als die Lage ernst blieb und dann der Verrat im Volke sie immer noch ernster gestaltete.

Ein solcher, der tatsächlichen Lage stets entsprechender, nie von trügerischen Hoffnungen irregeleiteter Siegwille während der ganzen Jahre der Todesgefahr des Volkes trägt jene Vollkommenheit, die ich in meinen Werken der Schöpfung selbst und ihren Naturgesetzen nachwies, die ausnahmelos und unerbittlich dem Willensziele dienen. Er trägt die Merkmale der Vollkommenheit des Selbsterhaltungwillens in allen Lebewesen außer dem Menschen, der nur in den unteren Be-



Im Schloß zu Pleß 1916 (s. Anm. „Der Feldzug in Südpolen“)



In Kreuznach

wußtseinsstufen seiner Seele noch einen ähnlichen vollkommenen Dienst für die Selbsterhaltung verwirklicht sieht. Im Unterbewußtsein, das das Erbgut des Volkes trägt, da lebt dem Menschen noch ein solcher unbestechlicher Wille, und in manchem außergewöhnlichen Geschichtegestalter wird er für das ganze Volk bewußt. In Erich Ludendorff hat sich dieser Selbsterhaltungwille des unsterblichen Volkes verwirklicht, wie selten in einem Menschen. Dieser Wille ist, wie ich es in meinem Werke „Die Volksseele und ihre Machtgestalter" nachwies, an sich amoralisch wie der des Tieres. Dieser Wille sorgt in vollkommener Weise nur für die Erhaltung des Volkes in der Todesnot. Er läßt solche Vollkommenheit nicht antasten von Bedenklichkeiten, die in der Lage der Todesgefahr ein schweres Unrecht sind, ein Verrat an dem tiefen Sinn der Erhaltung eines unsterblichen Volkes. Vollkommen zeigt sich in Ludendorff dieser Selbsterhaltungwille, und so zeichnet er die Vergehen, wie z. B. das Unterlassen des uneingeschränkten U-Bootkrieges, klar als das, was sie waren:

„Es war ein tiefer Widerspruch mit den heiligen Gesetzen der Kriegführung gewesen, daß Deutschland und der Vierbund in ihrem Lebenskampf gegen eine ungeheure zahlenmäßige Überlegenheit, die von der Kriegsindustrie der Welt unterstützt wurde, nicht ihre gesamte Streitmacht eingesetzt, sondern die schwimmenden Streitkräfte im wesentlichen brach liegen gelassen hatten.

Es war ein tiefer Widerspruch mit den heiligen Gesetzen der Kriegführung gewesen, daß wir nicht wagten, die U-Boote im uneingeschränkten U-Bootkriege, der dem Völkerrecht entsprach, einzusetzen, während der Feind die Hungerblockade gegen uns völkerrechtswidrig durchführte, um ihm Gleiches anzutun und auch unsere Fronten zu Lande durch Störung der Zufuhren seiner Kriegsindustrie zu entlasten."

Als seine Forderung der Dienst- und Arbeitpflicht des gesamten Volkes zu dem jämmerlichen Hilfdienstgesetz vom Reichskanzler verzerrt wurde, sagt er:

„Es war ein Verbrechen gegen die heiligen Gesetze unseres Lebenskampfes, daß nicht das gesamte Volk, sondern nur der Soldat am Feinde und ein kleiner Volksteil daheim selbstlos und schweigend für den Sieg arbeiteten"*).

Wenn wir in der Geschichte zurückblättern, so finden wir manchen großen Feldherrn, der den Selbsterhaltungwillen seines unsterblichen Volkes im gleichen Ausmaß, in gleicher Klarheit und Stärke in sich verwirklichte, und der dennoch von uns nicht als Vollendung der Idee des Feldherrnwillens erachtet werden kann. Tritt

*) „Die Krise im Weltkriege", Folge 20, 1938, „Am heiligen Quell Deutscher Kraft."

nicht zu dem nur und vollkommen auf die Selbsterhaltung bedachten Willen ein zweiter, der bei den Staatsmännern so selten ist wie bei den Feldherren, so vermissen wir das Wesentlichste. Es gibt noch einen anderen Willen in der Einzelseele des Menschen, der sich in Kulturschöpfern und Geschichtegestaltern auf die Gesamtheit des Volkes ausdehnt, ich nannte ihn den „Gotterhaltungwillen". Er kann sich nur in jenen Menschen erfüllt sehen, die vor allen Dingen aus den eingeborenen Charakteranlagen die herauswählen und einzig stärken, die mit dem Göttlichen in Einklang stehen. Die Charakterzüge des Feldherrn also, die alle seine Taten und Worte im Einklang mit dem Göttlichen stehen lassen, sind es, die uns zeigen, ob und wie weit neben dem Selbsterhaltungwillen auch der Gotterhaltungwille des Volkes aus einem Feldherrn ausstrahlt.

Mag sein, daß zur Zeit eines Krieges es sich auf die Mitlebenden nicht in allzu großem Ausmaß auswirken muß, wenn in einem Feldherrn unlautere Charakterzüge neben den lauteren stehen. Mag sogar sein, daß die Kriegslage es ihm möglich macht, die Truppen siegreich heimzuführen. Mag sogar sein, daß der vom Volke dann gefeierte Feldherr nicht mehr durch unlautere Charakterzüge seiner Taten Segen für das Volk mindert. Dennoch aber ist der Unterschied der Wirkung von großer Tragweite.

Schon im Kriege selbst wird ein solcher Feldherr seine Handlungen oft unter minderwertige Beweggründe stellen. Ehrgeiz, Unmut über Untergebene bestimmen mit, verdrängen ihn aus dem innigen Zusammenhang mit der Volksseele, aus der vollendeten Erfüllung des Selbsterhaltungwillens des Volkes. Niemals ferner kann die fortreißende Willenskraft, die vom Feldherrn ausstrahlt, überhaupt auf andere so tief wirken, wenn sie nicht zugleich zu der Lauterkeit eines Vorbildes aufsehen können. Vor allem aber wächst mit jedem Tag, mit jedem Jahr, da das Kriegsgeschehen weiter in die Vergangenheit rückt, die erhebende und heiligende Kraft des Vorbildes, die für kommende Geschlechter von dem lauteren Charakter eines Feldherrn ausgeht. Das eben macht seine Rettung des Jetzt zur Rettung aller Zeiten, daß er ein ganzes Volk durch sein Vorbild immer wieder zu seiner höchsten sittlichen Möglichkeit emporhebt.

Unheilvoller Wahn ist es, der da meint, man könne ja auch die Geschichtegestalter der Vergangenheit durch Verherrlichung, durch Weglassen ihrer Schwächen, durch Vergrößerung ihrer Tugenden, also durch Umgestaltung der Wahrheit, nachträglich zu Vorbildern für die kommenden Geschlechter zurechtdichten. Es käme nur darauf an, daß das Volk eben einen „Mythos" hätte, daß ihm ein Lied von Gro-

ßen seines Volkes gesungen würde. Völlig unwesentlich sei es dabei, ob dieses Lied nun auch den Tatsachen entspräche! Das Wort „unheilvoll“ ist nicht zu stark gewählt für diese völlige Verkennung der tatsächlich herrschenden seelischen Gesetze.

Tief treffen die Worte und Taten eines wahrhaft großen Charakters die Seele der Nachlebenden. Das Gemüt wird durch sie bewegt, wenn anders der Mensch noch nicht völlig abgestorben ist, zu dem sie hindringen. Das Erbgut im Unterbewußtsein weit mehr noch als die Fähigkeiten des Bewußtseins der Menschenseele lehnt lügnerisches Machwerk ab, erkennt zurechtgemachten Phrasenschwall und wird in den Nachlebenden nur noch gepackt von dem Echten, von dem Unverfälschten. Eben weil dies so ist, deshalb können ja die überstaatlichen Volksfeinde trotz allem Totschweigen und aller Verlästerung, trotz dem so häufigen Emporloben ihrer Söldlinge der Vergangenheit nicht verhindern, daß das Volk, und wenn es auch Jahrhunderte währt, zu den wahrhaft Großen heimfindet, von denen man es durch Lügenmauern trennen wollte. Wenn je ein Feldherr durch das Charakterbild, das er vorlebte, durch die Geschlossenheit von Charakter, Wort und Tat solch einen tiefen Eindruck auf kommende Geschlechter machen und hierdurch Gott im Volke wach erhalten wird, so ist es Erich Ludendorff. Hiermit aber überragt er nicht etwa die Forderungen, die er selbst an das Feldherrntum stellte.

Außer den Tugenden, die den vollendeten Feldherrn zum Vorbild werden lassen, sind einige Eigenschaften unerläßlich. Sie befähigen erst zum Feldherrnamte. Sie sind es, die der Feldherr in jenem Abschnitt besonders hervorhebt. Wir wollen auch sie vergleichend mit Erich Ludendorffs Charakter betrachten.

Das Amt jedes Offiziers, des Feldherrn aber im höchsten Maße, ist an sich ein ungeheuer ernstes. Junge Menschen werden im Kriegsfalle um der Rettung des Volkes willen in den Tod, viele aber auch in lebenslängliche schwer zu tragende Verkrüppelung geführt, jede Waffentat ist für die Führer und Unterführer von der ungeheueren Wucht der Verantwortung für Leben und Tod der Untergebenen, ja auch für Rettung oder Untergang des gesamten Volkes begleitet.

Wir haben schon erfahren (s. Seite 47 ff.), wie früh sich der Ernst des Amtes mit voller Wucht auf den von der Schönheit seines Berufes begeisterten jungen Offizier legte. Dieser Ernst erfüllte ihn von da ab in stets steigendem Grade. Daß ein solcher Beruf, der im Feldherrn mit der höchsten Wucht der Verantwortung belastet ist, viel zu ernst ist für die frühere unselige Handhabung, die Führung nach außen vor dem Volke hin einem anderen Menschen zuzusprechen als dem, der in

Wirklichkeit führt, hat der Feldherr gleich eingangs seiner Forderungen in die Worte gefaßt:

„Niemand kann ihn (den Feldherrn) von der Verantwortung, die er hierbei trägt, entlasten. Wer Krieg zu führen hat, aber nur Ausführender der Gedanken eines anderen oder des Willens eines anderen ist und sozusagen die Kriegführung zwischen den Mahlzeiten erledigt, ist kein Feldherr und gehört nicht an diese Stelle schwerster eigener Arbeit, höchsten eigenen Könnens und festesten eigenen Willens. Für Strohmänner ist sie nicht geschaffen, sie wird durch sie in ihrer ernsten Größe entheiligt."

Wer so von dem hohen Ernste des Amtes durchdrungen ist, der weiß, daß das Feldherrnamt mehr denn jedes andere geschichtliche Amt unerhört viel verlangt. Jeder, der eine große Verantwortung trägt, wird sie nur bewußt und recht tragen, wenn sein unbestechlicher, echter, in jeder Hinsicht zuverlässige Charakter ihn in keiner Stunde verläßt, nie ein Versagen zeigt:

„Nicht Streber und Augendiener braucht die Wehrmacht, sie hat gefestigte Charaktere nötig! Je höher und verantwortlicher die Stellung ist, desto fester und zuverlässiger muß der Charakter des Inhabers sein. Nur solche Charaktere können Vertrauen erwerben und beanspruchen. Ohne einen solchen Charakter ist ein Feldherr, sind Führer im Felde undenkbar. Nicht ernst genug kann der Hinweis hierauf genommen werden."

Ganz allgemein stellt der Feldherr diese ernste Forderung und hat an anderer Stelle, wie wir schon sahen, eigens ausgesprochen, daß erst der Ernstfall, der Krieg, in vollem Ausmaße enthüllt, wie weit der Charakter für das Amt ausreicht. Das eben ist die ungeheuere Erschwernis! Während in allen Ämtern der Geschichtegestalter sonst das Versagen, unbekümmert darum, ob Krieg oder Frieden ist, sich bald ankündigt, herrscht im Heere das Gesetz, daß erst der Krieg hierüber Klarheit verschafft. So gewaltig unterscheidet sich die Anforderung an Können, Willen, vor allem aber auch an den Charakter, die der Krieg mit seiner Todnähe stellt, von jener, die der Frieden je stellen könnte — eine ernste Tatsächlichkeit, die um so schwerwiegender wird, weil Tod und Leben des Volkes im Kriege durch die Truppe mehr entschieden wurden als durch die seelische Haltung in der Heimat. Wer dies bedenkt, erfaßt erst im vollen Ausmaße, welche Ungeheuerlichkeit es war, daß Erich Ludendorff, der wie selten sonst sein Können, seinen Willen und seinen Charakter durch sein Vorkriegswirken im Großen Generalstab gezeigt hat, dicht vor dem lange vorher von den überstaatlichen Mächten festgesetzten Kriegs-

ausbruch aus dem Großen Generalstab in die Front versetzt wurde und bei Beginn des Krieges nicht an führender Stelle war. Verrat am Volke geschah hier von den überstaatlichen Volksfeinden.

Es hängt mit dem Amte des Feldherrn zusammen, daß im Kernpunkt der Charaktereigenschaften, die Erich Ludendorff für ihn fordert, die Verantwortungfreudigkeit steht, die der Unmöglichkeit jeder Entlastung voll bewußt bleibt:

„Niemand kann ihm darüber maßgebende Vorschläge machen, noch ihn irgendwie in seiner Verantwortung entlasten. Niemand kann ihn auch in der Verantwortung entlasten, die ihm auf anderen Gebieten der totalen Kriegsführung obliegt.."

„Sein Verantwortunggefühl wird ihn hindern, sich irgendwie zu entlasten und eine unnötige Zwischenstelle zwischen dem Heere, das die Entscheidung sucht, und sich selbst zu schaffen."

Und wieder betont er:

„Auf dem gesamten Kriegsschauplatz liegt ihm nun einmal die Verantwortung ob."

Wir erinnern uns hier des zweiundzwanzigjährigen Erich Ludendorff, der mit seinem Dienste im Seebataillon deshalb auf die Dauer nicht zufrieden war, weil er zu wenig Verantwortung zu tragen hatte. So nahm er sie denn auch im Kriege allein auf seine Schultern. Bedenken wir, wie leicht der Feldherr es in der Lage im Weltkriege, in dem er nach außen hin die allein führende und allein verantwortliche Stellung gar nicht innehielt, gehabt hätte, Verantwortung auch von anderen Stellen tragen zu lassen, so wird uns erst bewußt, welcher Grad der Verantwortungfreudigkeit in ihm in diesem schwersten aller Kriege lebte und durch alle Lagen stark in ihm blieb. Was dies bedeutet, wird klar, wenn wir bedenken, welcher Tragkraft es in dem Weltkriege bedurfte. Schon ganz allgemein sagt Erich Ludendorff für jeden Krieg voraus, daß Feldherrnamt eine übermenschliche Spann- und Tragkraft erfordert.

„Dieses Überwinden des feindlichen Willens, der sich nicht überwinden lassen, sondern selbst überwinden will, in der Ungewißheit des Krieges, sei es über den Feind, sei es, daß die eigenen Truppen auch nicht immer ihre Aufgaben erfüllen oder gegenüber feindlicher Wirkung erfüllen können, fordert die höchste Anspannung aller Kraft des Feldherrn."

In dem Weltkriege hat Erich Ludendorff eine solche Tragkraft im Übermaß erweisen müssen. Immer war die Lage so, daß er fast Unmögliches von sich und dem Heere fordern und erreichen mußte. Als Frontkämpfer pochte er allein an

das Tor der Zitadelle von Lüttich und entwaffnete als einziger Mann die belgische Besatzung. Sinnbildlich war diese Tat für alle Leistung, die darauf folgte. Welche Tragkraft durch Tage und Nächte die Schlacht von Tannenberg von ihm verlangte, davon gibt er uns in seiner für jeden Laien verständlich geschriebenen Abhandlung einen tiefen Einblick. Erinnern wir uns der schweren 8 Tage und Nächte dieser Schlacht. Um über die gewaltige Überzahl der Russen siegen zu können, muß die eine Front fast entblößt werden, und der Feldherr muß Tag und Nacht die seelische Spannung ertragen, ob trotz aller Friktionen die Schlacht so schnell zum Siege führt, die Truppen schon wieder zurückgekehrt sein können, ehe der Feind die Entblößung der Front auch nur ahnt. Sinnbildlich war wiederum diese Forderung der Tragkraft für all seine spätere Schlachtenlenkung.

„Ich hatte keine Zeit, mich zu entspannen ... Es mußten bewußt ernste Spannungen ertragen werden, um einen Erfolg an anderer Stelle zu ermöglichen."

In diese schlichten Worte faßt der Feldherr das Übermenschliche, das er an Trag- und Spannkraft im Weltkrieg zeigen mußte. Es steht ebenbürtig neben einer selbst von mißgestimmter, ja feindseliger Umgebung als übermenschlich bezeichneten Arbeitkraft des Feldherrn. Sie hat ihn von früh ab vor den Altersgenossen ausgezeichnet, hatte neben seiner Begabung zu dem im alten Heere völlig ungewöhnlichen raschen Aufstieg zu höheren Ämtern geführt. Seine Arbeitkraft hatte ihn auch bis in die letzten Tage, die er noch gesund verlebte, ja bis in die Wochen seiner schweren Krankheit, begleitet. Wenn wir sie übermenschlich nennen, so dürfen wir das Übermenschentum nicht zu nahe an das gewöhnliche Menschenmaß hinanlegen, sonst reicht auch dieses Wort nicht aus. Sein Arzt in Spa sagte:

„Ludendorffs Kraft überragte alle, sein Pflichtgefühl spornte die Mitglieder mächtig an ... Ob er hierbei ausdauern könnte, das war die große Frage, und er dauerte aus. Im Besitze eines gesunden, frischen und gut trainierten Körpers offenbarte er eine Gabe geistiger Konzentration und Willensstärke, wie sie nur wenigen Menschen eigen ist. Körperliche Ermüdung kam bei ihm nicht auf. Er begnügte sich mit einem Minimum nächtlichen Schlafes, immer beherrscht von der größten Idee: Krieg und Sieg."

Immer beherrscht von der größten Idee: Rettung des Volkes durch Sieg, so möchte ich, die ich tiefer in des Feldherrn Seele blicken konnte als irgendein anderer Mensch, sagen. Er selbst fordert vom Feldherrn:

„Eiserne Arbeitkraft muß er betätigen, sie gewährt ihm die Sicherheit, auch hier verantwortungfreudig die schwersten Entschlüsse zu Taten zu fassen, die den

Ausgang des totalen Krieges ähnlich beeinflussen, wie Handlungen gegen den Feind. Feldherrnleben ist nicht leicht. Er führt es im stolzen Verantwortunggefühl seiner Persönlichkeit."

Das Erschütternde an der übermenschlichen Arbeitkraft und Arbeitleistung Erich Ludendorffs war der stete und unmittelbarste Zusammenhang solcher Leistung nicht nur mit Pflichterfüllung, nein, mit der höchsten Idee. Es lag Weihe über diesem Arbeitwillen, der ihn so oft die Fürsorge für sein eigenes Wohl zurückstellen ließ, ja kaum der Umgebung das Recht einräumte, ihn an seine bedrohte Gesundheit zu gemahnen. Wenn ein solcher Arbeitwille in solchem Ausmaße sich neben allen genannten Begabungen in einem Menschen verwirklicht, so ist die Leistung auch eine übermenschliche und stets auf das Wesentliche gerichtete.

Hier ist der Ort, eine Eigenart des Feldherrn in ihren Gründen zu enthüllen, die so oft gänzlich mißverstanden worden ist. Wir werden die Leidenschaftlichkeit seines Gefühls und seiner Empfindung noch nennen und sehen, wie sehr der Feldherr sie beherrschte, wie sehr er auch die Vollendung seiner Forderung war:

„Ausgeglichenheit und Beherrschung sind für ihn unerläßliche Eigenschaften."

Wenn der Feldherr Zorn entlud, so hatte dies immer einen ganz bestimmten Grund, war nicht „Unbeherrschtheit", wie so viele wähnen. Das wird uns noch klar werden. Aber es gab einen einzigen Anlaß, der ihn in Erregung versetzen konnte, eine Erregung, die er auch stets voll äußerte. Ja, lag dieser eine Anlaß vor, so konnte man mit der Gesetzmäßigkeit der Naturgesetze damit rechnen, daß er selbst in diese Erregung kam und sie auch zeigte. Es war dies immer dann der Fall, wenn sein in übermenschlichem Ungestüm vordrängender Arbeitwille auf Hemmnisse stieß, die nicht im Wesen der Arbeit lagen, sondern von irgendeiner menschlichen Unvollkommenheit veranlaßt waren.

Da ich klar erkannte, daß diese Erregung immer nur aus dieser Ursache geboren war, so wunderte es mich auch nicht, daß sie sofort wieder der Ruhe wich, wenn die Arbeit selbst nicht mehr aufgehalten war. Sie war also das erschütternde Zeugnis eines überstark entfalteten Leistungwillens, der von der eigenen Person nicht nur einen unermüdlichen Dienst, nein, auch eine ganz unglaubliche Schnelligkeit der Vollendung einer vorgesetzten Arbeit erwartete. Es war mir solche innerseelische Gesetzlichkeit das Zeugnis dessen, daß der Feldherr, der wahrlich vor dem Weltkriege an sehr viel Arbeit gewohnt war, in den Jahren des Krieges zu dem Übermaß, das sein Amt von ihm forderte, noch immer mehr auf seine Schulter nahm und von sich das fast Unmögliche verlangte, alles förmlich jagend in kürzester

Zeit ohne jede Rücksicht auf Überanstrengung zu meistern. Solche gesetzmäßig auftauchende Erregung bei jeder Hemmung der Arbeit durch Unvollkommenheit von Mitarbeitern ist uns erschütterndes Zeugnis von seinem ins Übermenschliche gesteigerten Pflichtbewußtsein für sein Volk, das eine ebenso ungewöhnliche, gesteigerte Empfindsamkeit allen so veranlaßten Hemmungen gegenüber auslöste. Selten wohl mag sich in einem Menschen so die Ausdauer eiserner Arbeit mit lebhaftester Empfindsamkeit, lebhaftestem Gefühlsleben und tiefer Gemütsbewegung gepaart haben wie in ihm. Und das eben gab seiner Leistung das auch für ihn selbst Hinreißende, das ihn immer zu weiteren Zielen vorstreben ließ, wenn er gerade das eine Ziel erreicht hatte. Es war dieses „Temperament", das ihn auch das neue Ziel sofort wieder mit der gleichen hinreißenden Willenskraft in solcher Unermüdlichkeit erstreben ließ, als habe er sich zuvor nicht ungeheuerste Anspannung zugemutet, nein, als habe er sich Ruhe und Erholung gegönnt.

So weit er auch in solcher Art der Arbeitkraft und Arbeitleistung seine Umgebung über sich selbst hinaufriß, sie kam nicht nach. Es war für ihn schon im Kriege schwer verständlich, daß um ihn her jüngere Hilfkräfte auch bei höchsten Anforderungen an sich selbst sich erschöpften, während er selbst Müdigkeit nicht zu kennen schien. Das, was er als selbstverständlich von den Mitarbeitern erwartete, mochte ihnen daher manchmal schon als Übermaß erscheinen. Doch Erich Ludendorff erfüllte alle Charakterforderungen, die er an den Feldherrn stellt, den Untergebenen gegenüber, so daß sie sich dennoch glücklich schätzten, unter ihm arbeiten zu können.

Betrachten wir diese Charakterzüge, die Ludendorff seinen Untergebenen gegenüber in so besonders hohem Grade aufwies, wie wir es aus den Zeugnissen seiner Mitarbeiter immer wieder erfahren, so erkennen wir, daß sich das wundervolle Bild seiner Haltung und Fürsorge den Untergebenen gegenüber, wie er es uns in seinem Werke „Mein militärischer Werdegang" aus seiner frühen Jugend schildert, in seinem Feldherrnamte bis zur Vollendung entfaltet hat, ja es strandete auch nicht an der gefährlichsten Klippe des Vorgesetztenamtes. Der Krieg fordert restloseste Unterordnung im Heeresdienst. Bei einem solchen Ausmaße der Befehlsgewalt, die das Feldherrnamt erheischt, ist an sich die Gefahr auf das Höchstmaß gewachsen, daß der Inhaber dieses Amtes jenen so oft betretenen Weg wenigstens eine Strecke hin beschreiten könnte, den jedes Amt, das restlose Unterordnung fordert, so weit öffnet. Ich meine damit eine Nichtbeachtung des Willens zur Selbständigkeit, der gerade in allen wertvollen Menschen und deshalb auch in den



Der Feldherr im Kriege. Gemälde von Prof. Hugo Vogel

Das Original befindet sich im Besitz Fr. Dr. Ludendorffs und hängt im Empfangzimmer des Feldherrn im Tutzinger Hause

tauglichsten Mitarbeitern wohnt. Ludendorff wird ein leuchtendes Vorbild sein für alle Zeiten und wird den Menschen erweisen, daß es wahrhaft großen Persönlichkeiten unendlich schwer fällt, restlose Unterordnung im Dienste der großen Sache zu verlangen. Das äußert sich in ihrem brennenden Wunsch, den Untergebenen nur ja alle Selbständigkeit zu sichern, die im Dienste der Sache irgendwie möglich ist. Der Feldherr hat mit allen seinen Neuschöpfungen, z. B. bei der Auflockerung der Front, die Selbständigkeit der Führer, Unterführer und des einzelnen Soldaten zu entfalten getrachtet, ganz wie er schon als junger Offizier in Thorn die Unteroffiziere zur Selbständigkeit erzog. Im gleichen Maße gewährte er ein weites selbständiges Betätigunggebiet, als er unbedingte Unterordnung unter die Befehle des Vorgesetzten erwartet. Er schreibt:

„Heute, mehr als im Weltkriege, steht es für mich fest, daß der Feldherr rücksichtloseste Unterordnung unter seine Weisungen schon von den Heeresgruppen- und den Armeeoberkommandos, die unter seinem unmittelbaren Befehle stehen, und auch dort zu fordern hat, wo er bestimmte Befehle gibt."

So spricht der Feldherr und ergänzt solche Forderungen durch die Worte:

„Dieses könnte den Anschein erwecken, als ob ich einem Unselbständigsein der Unterführer das Wort rede. Nicht diesem rede ich das Wort, sondern der Einheitlichkeit der Kriegshandlung. Ich verlange auf Grund der Kriegserfahrung straffste Einordnung. Selbständigkeit in straffster Einordnung bleibt den Unterführern. Nur auf solche Grundlage kann der Feldherr die Durchführung seines Willens stellen... Vertrauen zudem muß den Feldherrn und seine Oberbefehlshaber verbinden."

Es ist eine hohe Kunst, und sie ist nur einem lauteren Charakter überhaupt möglich, die Forderung straffster Unterordnung mit der Gewährung eines Höchstmaßes an Selbständigkeit zu verbinden und beides überstrahlen zu lassen von dem Vertrauen zwischen Vorgesetztem und Untergebenem. So fern von allem Asiatentum, das durch Mißtrauen herrscht und den Befehlsbereich des Vorgesetzten durch Sklaverei der Untergebenen zu sichern hofft, so ganz und gar Deutsch sind diese Ideale, daß sie das Gemüt der Nachwelt tief bewegen und die Volkseigenart zu erhalten vermögen, wo immer sie Richtschnur werden.

Was über solche Forderungen, die Erich Ludendorff an den Charakter eines Feldherrn stellt, ihn selbst über dies hinaus zum Charaktervorbild des Feldherrntums schlechthin macht, das haben vorangegangene Betrachtungen gezeigt. Einen Grundzug seines Wesens, den ich in dem Abschnitt „Der Pfad der Menschen zum Helden Ludendorff" besonders betont habe, seine Zurückhaltung und Verschlossen-

heit, hat er offenbar als zum Feldherrntum unweigerlich gehörig erkannt und in die Worte gekleidet:

„Der Feldherr ist auf sich allein gestellt. Er ist einsam. Niemand sieht in sein Inneres, mögen unter ihm auch noch so gediegene und kluge Männer wirken."

Aus solcher Verschlossenheit und Einsamkeit des Feldherrn, die Erich Ludendorff im Weltkriege der Umgebung erwies, wurden so viel Trugschlüsse gezogen. Das notwendige vollständige Verbergen der Gedanken und der Sorgen war in ihm gepaart mit tiefster Gemüts-, Gefühls- und Empfindungwärme. Hat er auch Kopf und Willen an erster Stelle entscheiden lassen, so sprach sein Herz so tief, daß er schon um deswillen dieses Heiligtum des Erlebens in undurchdringliche Hüllen vor der Umwelt barg. Hier gilt das Gegenteil wie bei seiner klaren Denk- und Urteilskraft, seiner schöpferischen Leistungkraft und vor allem wie bei seinem Willen. Strahlten diese in Werk und Tat unablässig, die Umwelt fast erdrückend durch die Wucht aus, und umfaßte diese Ausstrahlung während des Krieges Millionen Menschen und richtete ihr Handeln, so blieb das, was der Feldherr das „Herz" nennt, tief in ihm verschlossen unter der Hülle der Unnahbarkeit und königlichen Würde. Nur wenn einmal nach seiner Auffassung das Herz an allererster Stelle stehen durfte, dann traf ein Leuchten auch die Menschen, dann waren sie erschüttert von der Tiefe und Wärme dieses Herzens. Vor allem war es das Auge, aus dem es so beredt sprach.

Das Herz, das im Tode zu schlagen aufhört, ward von den Menschen früherer Zeiten als Sitz alles Gemütslebens, alles Gefühls und aller Empfindung erachtet, und der Feldherr wollte unter diesem Worte auch all dies Erleben verstanden wissen. Er hat gerade in seinem Feldherrnamt diesem Reichtum seiner Seele um der Pflichten willen, Unterordnung unter Kopf und Willen abverlangt. Es ward uns schon bewußt, wie restlos der Feldherr sich selbst beherrschte. Es verschloß sich für stumpfe Augen all die grenzenlose Güte und das tiefe Mitempfinden seinen Soldaten gegenüber. So konnte der Wahn in vielen entstehen, als sei Feldherrnkunst um so sicherer zu üben, je matter das Gemütserleben, das Gefühl und die Empfindung seien. Als völlige Selbstverständlichkeit sehen wir in seinem Abschnitt über den Feldherrn ausgesprochen, daß dessen Leistung

„sein Herz aufs äußerste beansprucht",

und in der Schilderung seiner Schlacht von Tannenberg hören wir, wie er nach den schwersten Schlachttagen, als die ungeheuere Sorge vor dem Anmarsch der Njemen-Armee nicht mehr so groß war, auf die Stimme seines Herzens hört:

„Heute zog mich das Herz noch zur kämpfenden Truppe. Ich wollte ihr wie bei Lüttich einen Augenblick nahe sein, auch wenn ich bei ihr eigentlich nichts zu suchen hatte."

Hier enthüllt der verschlossene Feldherr die Stärke, in der sein Herz mit der Truppe verwoben war. Wenn selbst sein Kopf ihm klar sagte, er hat nichts bei der Truppe zu suchen, duldet sein Herz die Trennung nicht mehr, und er sucht sie auf, da die Pflicht nach Lage der Dinge es ihm gestattete.

Noch deutlicher enthüllt sich der tiefe Anteil, den sein Herz an den Taten der Soldaten der Front nahm, in seinem Werke „Meine Kriegserinnerungen". Auf Seite 212 lesen wir:

„Die Last ist gewaltig, die auf der Infanterie liegt, das hat auch dieser Krieg erwiesen. Stilliegen unter feindlichem Trommelfeuer, in Schmutz und Schlamm, in Nässe und Kälte, hungernd und dürstend, oder zusammengepfercht hocken in Unterständen, Löchern und Kellern in Erwartung der feindlichen Übermacht und sich erheben aus sicherer Deckung zum Ansturm gegen verderbenbringenden Feind, den Tod im Auge, das ist Mannestat." Und auf Seite 391:

„Mit dem 22. Oktober begann der fünfte Akt des ergreifenden Dramas in Flandern. Ungeheure Munitionmengen, wie sie Menschenverstand vor dem Kriege nie erdacht hatte, wurden gegen Menschenleiber geschleudert, die, in tiefverschlammten Geschoßtrichtern zerstreut, ihr Leben notdürftig fristeten. Der Schrecken des Trichterfeldes vor Verdun wurde noch übertroffen. Das war kein Leben mehr, das war ein unsägliches Leiden. Und aus der Schlammwelt wälzte sich der Angreifer heran, langsam, aber doch stetig und in dichten Massen. Im Vorfelde von unserem Munitionhagel getroffen, brach er oft zusammen, und der einsame Mann im Trichterfelde atmete auf. Dann kam die Masse heran. Gewehr und Maschinengewehr waren verschlammt. Mann rang gegen Mann, und — die Masse hatte nur zu oft Erfolg.

Was der Deutsche Soldat in der Flandernschlacht geleistet, erlebt und gelitten, wird für ihn zu allen Zeiten ein ehernes Denkmal sein, das er sich selbst auf feindlichem Boden errichtet hat!"

Wie könnte der Feldherr solche Worte für das Schicksal des Soldaten im Schlammtrichter in seinem Werke „Meine Kriegserinnerungen" gefunden haben, wenn er nicht aus vollem Herzen und in tiefem Gemütserleben das Los des einzelnen Soldaten mitempfunden hätte in all seiner Schwere. Wann hätte je ein Feldherr das Schicksal der Frontsoldaten so miterlebt?

Aber nicht nur die Lage des einzelnen Soldaten, nein, auch die Sorge um das Schicksal des Deutschen Volkes ward mit ungeheuerer Wucht von Gemüt, Gefühl

und Empfindung erlebt. Der verschlossene Feldherr, der all dies in sich trug, ohne sich seiner Umgebung gegenüber darüber auszusprechen, hat in „Meine Kriegserinnerungen" auf Seite 389 einen Einblick in dieses heiße Erleben gewährt:

„Der Oktober kam und mit ihm ein Monat, der zu den schwersten des Krieges gehört. Die Welt — und diese fing sehr bald in meiner Umgebung an — sah Tarnopol, Czernowitz, Riga, später Ösel, Udine, den Tagliamento und den Piave. Sie sah nicht die Sorge in meinem Herzen, sie sah nicht mein tiefes inneres Mitgefühl mit den Leiden unserer Truppen im Westen. Mein Verstand war im Osten und in Italien, mein Herz war an der Westfront; der Wille mußte Verstand und Herz in Übereinstimmung bringen. Ich war schon lange freudlos geworden."

Fürwahr, eine tief mitfühlende, aber beherrschte Seele lenkte mit klarster Denkkraft und eisernem Willen den Krieg!

Als das Feldherrnamt abgeschlossen war und Erich Ludendorff zum Freiheit- und Kulturkämpfer wurde, hat er Gefühl, Herzensgüte und Gemütsbewegung öfter den Mitarbeitern gegenüber enthüllt, und die Seinen segnete er in unseren gemeinsam verlebten 11 Jahren des Lebens in überreichem Maße hiermit. So sprach er mir gegenüber auch aus:

„Die Menschen ahnen nicht, welche Anforderungen der Krieg an das Herz des Feldherrn stellt. Sie wissen nicht, daß alles, was Kopf und Wille zu leisten haben, Spielerei ist gegenüber den Strapazen, die das Herz tragen muß. Die unsagbaren Leiden der Truppe, die Leiden des Volkes in der Heimat, die Leiden der Flüchtlinge nach einer Niederlage, vor allem aber die Leiden in den Lazaretten türmten sich jeden Tag und besonders jede Nacht auf meiner Seele."

So sprach er es aus, und so lauteten auch da und dort einzelne Mitteilungen, wie er diese oder jene Zeit im Weltkrieg durchlebt hatte. Seine Arbeit im Großen Hauptquartier währte von 7 Uhr in der Frühe mit kurzer Pause für die Mahlzeiten bis lange nach Mitternacht. Die wenigen Stunden, die dem Schlafe gegönnt wurden, waren kein ununterbrochenes Ruhen, denn wichtigste Ereignisse mußten ihm persönlich auch nachts telephonisch von den Fronten übermittelt werden. Dabei waren solche Unterbrechungen nicht einmal die einzigen. Der Feldherr wußte, was sich an allen Fronten ereignete, und nahm so tiefen Herzensanteil an dem Geschehen, daß er jeweils in der Stunde aus dem Schlafe erwachte, in der er wußte, daß da oder dort an der Front die Soldaten aus dem Schützengraben ins Gefecht gingen. Dann geleitete er sie aus der Ferne mit den tiefsten Wünschen, und schwer lag es ihm auf der Seele, wenn er wußte, daß die Munitionversorgung weit hinter dem

zurückstand, was er für das Notwendige erachtete. Am anderen Morgen aber harrte wieder verantwortungreichste ununterbrochene Tätigkeit auf den Feldherrn. Und so ging es weiter, Tag für Tag und Nacht für Nacht, die Kriegsjahre hindurch. Ja, die Menschen wissen nicht, was sein tiefes Gemüt, sein starkes Gefühl, seine wache Empfindsamkeit, seine Herzensgüte im Weltkrieg durchlebten! Der Klang seiner Stimme, der seelentiefe Blick verrieten es so sehr wie die Worte selbst, wenn er seine Lebensgefährtin in dieses verschlossene Geheimnis blicken ließ. Solcher Reichtum des „Herzens" in der Feldherrnseele ist erst die Vollendung der Idee des Feldherrntums. Niemand gebe sich dem Wahne hin, solches Gemüts-, Gefühls- und Empfindungleben seien ein Ballast, eine Erschwernis für die Leistung in diesem Amte. Gerade solcher Anteil des „Herzens" ließ immer wieder neu die Erleichterung ersinnen für Front und Heimat. Gerade er erreichte es mit, daß die Verluste an der Front unter Ludendorffs Führung in den Jahren, in denen er in der Obersten Heeresleitung war, nur einen Bruchteil der jährlichen Verluste 1914—1916 betrugen. Gerade dieser Anteil des Herzens ließ ihn auch die unsagbar verlustreichen Angriffe vor Verdun abstellen, die in keinem Verhältnis standen zu der Bedeutung eines etwaigen Sieges bei Verdun für das große Gesamtziel im Kriege. Es war auch endlich der Anteil des „Herzens", der ihn veranlaßte, sofort einen Frontoffizier abzuberufen, sowie er erfuhr, daß dieser etwa, einem Ehrgeiz folgend, opferreiche Kriegshandlungen unternahm, die für das hehre Ziel, Rettung des Volkes durch Siege, belanglos, also verbrecherische Fahrlässigkeit waren.

Soll der tiefe Herzensanteil eines Feldherrn allerdings nicht zur Gefahr, sondern zum Segen werden, so muß Selbstbeherrschung gesichert sein. Nur sie konnte es durchweg Wirklichkeit sein lassen, daß „Kopf und Wille" an erster Stelle stehen, und daß ferner der Anteil des Herzens immer nur dem Wesentlichen galt. Herrscht nicht solche Kraft, dann allerdings wird der Gemüts-, Gefühls- und Empfindunganteil zur unerhörten Gefahr für die übrige Leistungkraft des Feldherrn. Gilt es doch im Kriege eine solche ungeheuere Fülle des großen Leides mitanzusehen und mitzuerleben, wie sie sich sonst nie häufen kann. Auch alles Gemüts-, Gefühls- und Empfindungleben ist seelischer Kräfteverbrauch. Wird er ungenial auch Unwesentlichem zugewandt, darf er je an erste oder zweite Stelle treten, darf er je Kopf und Willen beherrschen, dann ergibt dies Untauglichkeit.

Nur der, der die überstarke Lebhaftigkeit dessen, was man „Temperament" nennt, in Erich Ludendorff voll kennt, weiß zu würdigen, was es heißt, daß er sich so restlos beherrschte. Er dachte über etwas nach, empfand und fühlte etwas im

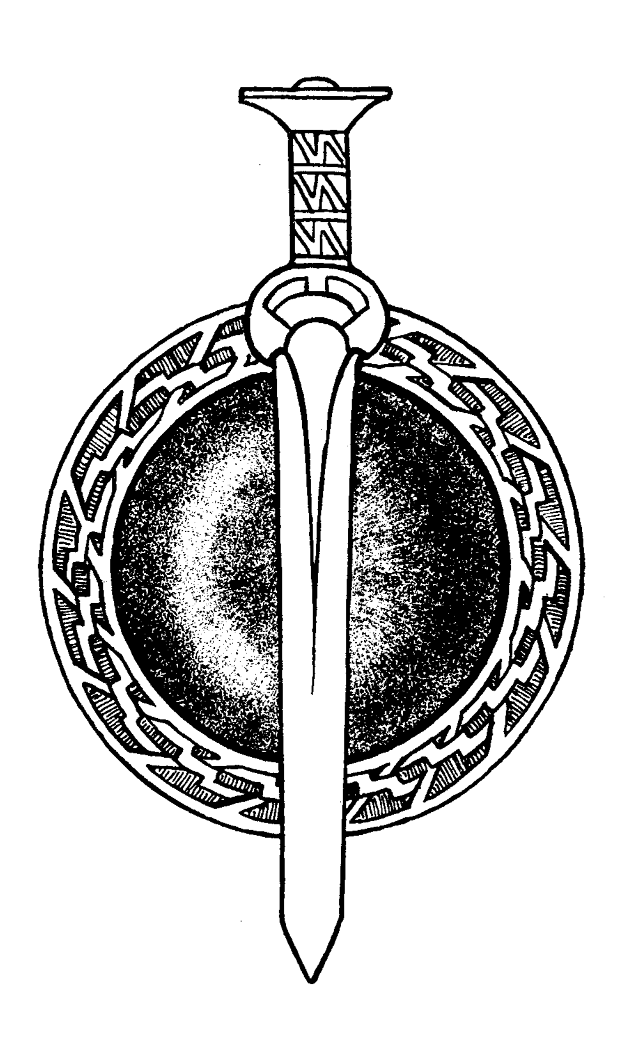
Gemüt genau so lange, wie er dies selbst wollte. Sofort schloß er damit ab und wandte sich anderem zu, wenn er dies für nötig und richtig erkannte. Viele Menschen, die einen lebhaften Zornausbruch von ihm erlebten, haben ihn für „heftig" im gewöhnlichen Sinne gehalten. Es hat sich ihnen verschlossen, wie weit bei ihm die Selbstbeherrschung reichte. Er lebte der Überzeugung, und es entsprach auch seiner Erfahrung, daß die meisten Menschen tiefer von einer Ermahnung oder von einem Tadel beeindruckt werden, wenn sie den Zorn des Vorgesetzten in vollem Maße auf sich ausströmen sehen. Wie oft aber dabei in der Seele Erich Ludendorffs Ruhe herrschte, und er solchen Zorn nur aus erzieherischen Gründen voll zum Ausdruck brachte, nicht etwa einen „Mangel an Selbstbeherrschung" zeigte, das blieb ihnen verborgen. Hätten sie ihn so gekannt, ihm so nahegestanden, daß sie Zeuge davon gewesen wären, wie ein solcher Zorn sofort abklang und kein Nachtragen in ihm zurückließ, so wären sie vielleicht schon etwas stutzig geworden. Aber einen sicheren Beweis haben nur die wenigen Menschen, denen er sich erschloß. Oft sprach er es auch klar aus, aus welchem Grunde er ein Ungewitter entlud: „Er brauchte einmal den wilden Mann", oder: „Es war gut für ihn, daß er einmal Zorn sah", so sprach er sich dann aus und zeigte hiermit deutlich, aus welchen Gründen er vorübergehend „sich losließ". Das will sagen, daß er aus ganz bestimmten Gründen ganz bewußt den Zorn nicht wie sonst durch die zwingende Macht der restlosen Selbstbeherrschung abdämpfen ließ, eh' er ihm Ausdruck gab.

Gepaart mit dieser äußersten Selbstbeherrschung bedeutet der tiefe Gemüts-, Gefühls- und Empfindunganteil im Feldherrnamt jene Vollendung der Idee des Feldherrntums, die gleichzeitig leuchtendes Vorbild nicht nur für alle Geschichtegestalter, nein, für den Menschen überhaupt sein kann und in alle Zukunft sein wird. Denn wo wäre ein Amt, das nicht letzten Endes am besten erfüllt sein könnte, wenn alle Kräfte des Erkennens (der Kopf), wenn ferner alle starken Willenskräfte und lauteren Charakterzüge dem „Herzen" im Amte den Vorrang abnötigten; wenn aber auch andererseits dieses „Herz" in vollster Entfaltung all seiner Kräfte Kopf und Willen gemahnt, Leiden zu verhüten oder doch zu mindern.

Rückblickend wird uns ein tiefes Verstehen für die Tatsache, daß es ein Menschenamt nicht gibt, welches so allseitig höchstes Menschentum fordert wie das Feldherrnamt. Rückblickend erkennen wir die aufrüttelnde und menschenerhebende Wucht, die in einer Feldherrnpersönlichkeit der Mit- und Nachwelt gegeben wird. So wie des Mannes Heldentat im Kriege ihn über die Leistungen im Frieden hoch emporreißt, so reißt das Vorbild eines solchen Feldherrn ein Volk über sich selbst

hinaus und befähigt es zur Entfaltung seiner Erbtugenden. Der Selbsterhaltung- und Gotterhaltungwille eines ganzen Volkes wird im Feldherrn Gestalt und löst unbekümmert um den äußeren Ausgang des Krieges Siegkräfte in Truppe und Heimat aus, die sich nach dem Kriege in der Geschichte und Kultur künden. Und alle seine Siegtaten wirken Scheu in den Feindvölkern auf Geschlechter hin.

Das alles haben wir Mitlebenden an Erich Ludendorff und durch ihn erfahren dürfen und reichen es den kommenden Geschlechtern unseres Volkes, ergänzt durch den nun folgenden Blick auf die Kriegstaten, die Ausfluß solcher Seele waren.



Ludendorffs Vorkriegstaten im Großen Generalstab

Korv.-Kapt. a. D. Alfred Stoß*)

Der vorangegangene Abschnitt dieses Werkes machte uns bewußt, ja, hat uns bewiesen, daß in Erich Ludendorff die Idee des Feldherrntums in höchster Vollendung Wirklichkeit wurde. Die folgenden Abschnitte werden einen kurzen Einblick in die wesentlichsten seiner unsterblichen Feldherrntaten, vor allem durch die Worte des Feldherrn selbst, gewähren.

Es hängt nun mit der Art und Weise vergleichender Bewertung der Ereignisse, wie sie Menschen eigen ist, zusammen, daß angesichts der übermenschlichen Leistungen Erich Ludendorffs im Weltkrieg seine Vorkriegstaten, die an sich so hochbedeutsam sind, förmlich überschattet werden! So geraten wir nur allzuleicht in die große Gefahr, diese Vorkriegstaten des Feldherrn Erich Ludendorff in ihrer Größe und rettenden Wirkung für sein Volk nicht genügend zu schätzen. Es hat daher seine hohe Bedeutung, wenn wir bei ihnen verweilen, ehe wir unseren Blick auf das Geschehen im Weltkriege richten.

Als Erich Ludendorff im März 1904 in den Großen Generalstab gerufen wurde, waren die überstaatlichen Volksfeinde schon mitten in der geheimen Vorbereitung eines Weltkrieges gegen das Deutsche Volk. Im Lande selbst konnten ihre Vertreter, die in Vertrauensämtern des Staates tätig waren, ganz ebenso eifrig alles für dies Geschehen vorbereiten wie in den Feindstaaten, denn sie waren damals völlig unerkannt. Der Genius des Feldherrn zertrümmerte aber durch sein Werk ihr Wirken, wenn auch ihr Widerstand dem Volke nur einen Teil des Segens zugute kommen ließ.

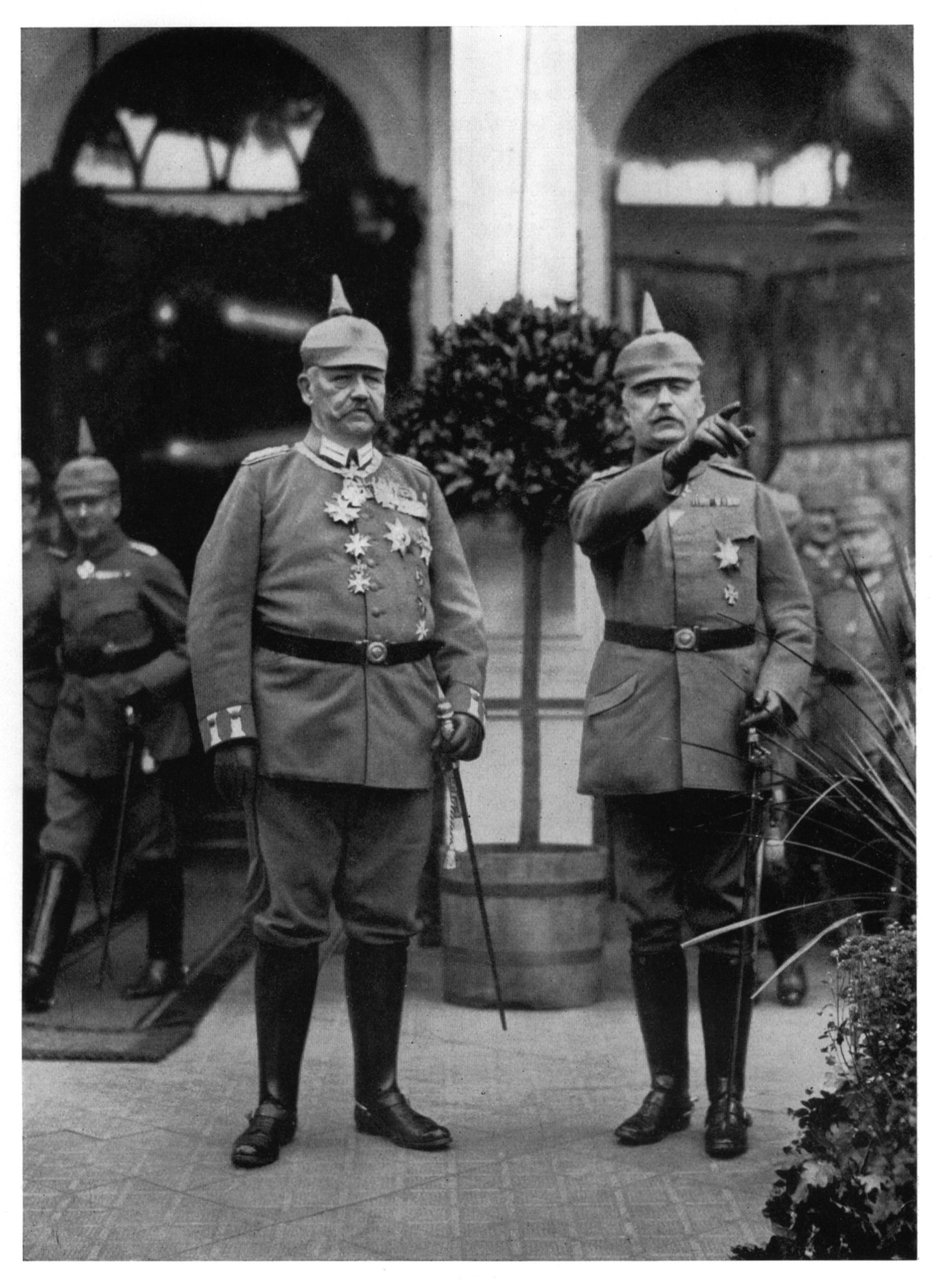
Ahnunglos sollten die Deutschen bleiben, der Feldherr aber warnte sie vor der drohenden Gefahr. Schlecht gerüstet sollte das Heer für diesen schwersten Krieg sein. Der Feldherr aber bannte weitgehend das drohende Unheil durch seinen Aufmarschplan und durch sein unermüdliches Wirken für Rüstung und tatsächliche Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht!

Wer in dem Leben und Handeln Erich Ludendorffs sorgfältig forscht, wird immer wieder darüber erstaunt sein, mit welchem scharfen Seherblick er in dem Jahrzehnt vor dem Weltkriege diesen herankommen sah. Tatsächlich war er der

*) Verfasser von: „Ludendorff der ewige Recke", Verlag Pfeifer & Co., Landsberg a. d. Warte.



Im Hauptquartier in Kreuznach. Der Kaiser und Ludendorff



Ludendorff erklärt dem Generalfeldmarschall von Hindenburg die Anlage des Gartens im Großen Hauptquartier in Kreuznach 1917

Einzige im Deutschen Volk außer den Eingeweihten überstaatlicher Mächte, der das Drohen und den Umfang dieses kommenden Krieges sah. Wohl wurde auch ihm in seinen dienstlichen Stellungen jegliche politische Kenntnis amtlich ebenso vorenthalten wie allen anderen Teilen des Deutschen Heeres. Aber im Gegensatz zu allen anderen begnügte er sich stets in seinem großen Verantwortungbewußtsein für seines Volkes Schicksal nicht mit amtlichen Richtlinien und Theorien, sondern aus eigener Kraft erforschte er mit unendlichem Fleiß die tatsächliche Wehrfähigkeit unseres Volkes und stellte sie in Vergleich zu den Angriffsmitteln und Angriffsmöglichkeiten etwaiger Feinde. Von Ende März 1904 bis Januar 1913 war er mit kurzer Unterbrechung in der Aufmarschabteilung des Großen Generalstabes gewesen. Von April 1908 bis Januar 1913 hatte er als Chef diese (II.) Abteilung geleitet. Seit 1904 hatte er an den meisten Kriegspielen und Generalstabsreisen des Großen Generalstabes sowie an den großen Kaisermanövern des Heeres in überblickender Tätigkeit teilgenommen. Während dieser Zeit hatte nicht nur der Chef des Großen Generalstabes selbst am 1. 1. 1906 gewechselt, sondern es war auch das Amt seines vorgesetzten Ober-Quartiermeisters zum dritten Male neu besetzt worden. Da der Generalstabschef seit dem 1. 1. 1906, General v. Moltke, die Schule des Generalstabes nicht durchgemacht hatte, und da er trotz Begabung und klarer Einsicht charakterlich ein zu weicher Mann war, hatte er nicht die Kraft, die der allseitige verhängnisvolle Widerstand erfordert hätte, um ihn zu meistern durch eigene Tat.

Durch das Vertrauen des Grafen v. Schlieffen ist Ludendorff im März 1904 als 38jähriger in die bedeutendste Abteilung des Großen Generalstabes gerufen worden. Aber vom ersten Tage seiner Berufung an ist er eigene Wege gegangen. Schon in den ersten Wochen seiner Arbeit trat seine gewaltige Enttäuschung über den Generalstabschef Graf v. Schlieffen ein, indem er dessen pflichtmäßige Aufgabe der Höchstgestaltung des Deutschen Heeres und der Vollentwicklung Deutscher Kriegs-Entscheidungkraft nicht genügend erfüllt sah. Diese Enttäuschung ist maßgebend geworden für den Selbstkurs eines Ludendorff. Er ist Vorkämpfer genauester Taktik, die aus Kleinarbeit und Beherrschung zur Entscheidung führt, geblieben. Gegenüber solcher Gefechtstaktik der Tatsächlichkeit lehnte er alle Strategie der Theoretik aufs schärfste ab. Schon auf der ersten Generalstabsreise hatte er erkannt, daß Graf v. Schlieffen Reserve-Formationen, Landwehr-Brigaden und mobile Ersatz-Korps, die gar nicht vorhanden waren, ebenso verwendete, wie die tatsächlich vorhandenen Feldtruppen, und daß ohne einen solchen in Wirklichkeit

nicht vorhandenen Einsatz unser Friedensheer gegen die Heeresmächte der Feindstaaten gar nicht bestehen konnte. Gerade diese Generalstabsreise hatte es gelehrt, wie unbedingt erforderlich die Aufrüstung unseres Friedensheeres war, und es war ihm daher unverständlich, wie Graf v. Schlieffen am 14. 3. 1904 sein Einverständnis zu der unverantwortlichen nichtssagenden 9000-Mann-Verstärkung des „Quinquennats" von 1905—1910 hatte geben können.

Als Major und Sektionchef in der Aufmarschabteilung erkannte Ludendorff, daß die Sicherheit unseres Volkes nicht gewährleistet war, daß der Aufmarschplan mit nicht vorhandenen eigenen Kräften rechnete und gegen die natürlichen Angriffsmöglichkeiten der Feinde in Lothringen nicht genügend sicherte, daß aber die verantwortliche Deutsche Heeresleitung sich zum Ausbau der Wehrmacht nicht entschließen konnte, weil sie den unverantwortlichen Grundsatz eines wehrvergessenen Staates, „keine Ausgabe ohne Deckung", nicht anzugreifen wagte.

Im Jahre 1905 begann sein Ringen mit Regierung und Parteien zur Rettung des Deutschen Volkes, das nunmehr nicht mehr aufhörte, das mit gleicher Beharrlichkeit und Willenskraft aufklärend nach allen Seiten einsetzte, das aber immer dann am gewaltigsten schien, wenn unsere Not am größten war. In diesem Ringen um das Deutsche Volk waren die Kampfmethoden seinen Dienststellungen und seinem Lebensalter entsprechend verschieden. Gleich aber war durch die Jahrzehnte seine ungeheure Arbeit- und Willenskraft.

Er sah, daß es außer ihm kaum jemand gab, der unsere Wehrschwäche kannte. Ob er als Major und Oberstleutnant auch nur in mittleren Dienststellungen tätig war und über sich Vorgesetzte wußte, denen sein Drängen und seine nicht ausschließliche „technische" Auffassung seines „Ressorts" unangenehm war, ob er Gefahr lief als „unangenehmer" Untergebener aus dem Generalstab entfernt zu werden, solche Gedanken sorgten ihn nie. Die Ausbildung, die er sich in allen Wehrfragen durch eisernen Fleiß gegeben hatte, war eine so vielseitige, daß sie von niemandem übertroffen wurde. Wie er vor Lüttich aus eigenem Verantwortungwissen freiwillig die 14. Brigade durch die feindlichen Sperren einsam in die Festungmitte führte, so übernahm er — im Jahre 1905 beginnend, im Jahre 1908 bereits stärker befähigt zu fördern — in Selbstverantwortung die Wehrhaftmachung unseres Volkes und damit als einziger Deutscher Staatsmann und Offizier den eigentlichen Kampf zur Verhinderung des drohenden Weltkrieges.

Führwahr, etwas Ungewöhnliches, alles andere Menschentum weit Überragendes hatte dieser einsame einzige Mann, der allein den Kampf aufnahm für

das Leben des Deutschen Volkes, und der diesen Kampf zu führen hatte in seinem eigenen Heere und in der eigenen Staatsführung, als ob er es mit Feinden zu tun hätte.

„Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß mir die Vorgesetzten des Generalstabes keinerlei politische Nachrichten gaben", schreibt der Feldherr in seinem Werke „Mein militärischer Werdegang". Bitter beklagt er sich über den Obersten und späteren General v. Stein, der zuerst sein Abteilungchef und später sein Ober-Quartiermeister I war. An diesen hatte sich der Generalstabschef bei Übernahme seines neuen Amtes besonders angelehnt, und der Oberst v. Stein war nicht der Mann, der aus vaterländischen Gründen bereit gewesen wäre, seinen Einfluß durch den Genius eines Ludendorff einschränken zu lassen. Bis zum 1. September 1912, als Stein mit seiner Ernennung zum Divisionkommandeur aus dem Großen Generalstab schied, hatte Ludendorff erst stets mit ihm zu ringen, bevor er den Generalstabschef zu seinen Ansichten überzeugen konnte.

Als Sektionchef erkannte er durch seine gründlichen Arbeiten, daß ein erheblicher Teil unserer ausgebildeten Mannschaften im Mobilmachungfalle gar keine Verwendung fand. Nicht nur, daß die Ausrüstung und Aufstellung von Reserve-Verbänden, von Landwehr-Brigaden und mobilen Ersatz-Korps, die unsere ausgebildeten Mannschaften hätten aufnehmen können, zum größten Teil fehlte, ihre Einberufung war sogar nicht einmal vorgesehen, obgleich Generalstabsreisen und Kriegsspiele erwiesen hatten, daß selbst einschließlich dieser imaginären Möglichkeiten unsere Lage auf des Messers Schneide stand. Erschütternd ist der Bericht:

„Die Zeit um den 1. April 1905 und den 1. April 1906 war eine besonders schwere. Ich erkannte die ungeheure Vernachlässigung der Wehrhaftmachung unseres Volkes, konnte nichts daran ändern und hörte Einwände, die von unglaublicher Kurzsichtigkeit zeugten und mich um so mehr empörten, je mehr meine Sorge für Volk und Heer wuchs.

Die Vorschläge für eine Mobilmachung der Ersatzformationen wurden abgelehnt. Das Kriegsministerium hielt die Frage der Ersatzgestellung für wichtiger als die Ausstattung des Heeres mit Verbänden, die eine schnelle Beendigung des Krieges möglich und damit weitgehende Ersatzgestellung unnötig gemacht haben würde.

Es gelang mir nur eine gleichmäßige Zusammensetzung der Reserve- und Landwehr-Formationen aus gleichen Jahresklassen zu erreichen."

Vom Oktober 1906 bis zum April 1908 war Ludendorff Lehrer in der Kriegsakademie. Als er im Jahre 1908 die Stellung des Chefs der Aufmarschabteilung

übernahm, hatte sich die politische Lage erheblich verändert. Marokko und Bosnien hatten Krisen von einschneidender Bedeutung hervorgerufen. Ludendorffs Arbeitgebiet war erheblich erweitert. Neben der Bearbeitung des Aufmarsches lag die ganze Sorge für die Sicherheit des Volkes auf seinen Schultern. Stand er auch als Abteilungchef noch unter dem Oberquartiermeister I und unter dem Chef des Generalstabes, so erkannte niemand wie er die Gefahr. Er fühlte die ganze Verantwortung auf sich lasten. Die Ausarbeitung des Aufmarsches, der Ausbau der Wehrmacht, die Schaffung schwerer Angriffsartillerie und sonstiger technischer Angriffsmittel, der Ausbau der Festungen, ein durchgreifender Aufbau der Munition- und Kriegmaterialergänzungen sowie die Bereitstellung von Luftformationen waren die wesentlichsten Gebiete seiner aufbauenden Tätigkeit. Was er hier gekämpft und geleistet hat, künden die Archive und die Werke des Feldherrn, insbesondere „Urkunden der Obersten Heeresleitung" und „Mein militärischer Werdegang". Ohne diese einzige Arbeit Ludendorffs wäre unser Volk 1914 zusammengebrochen. Die Feinde hätten unser Land besetzt. Unsere durch die Herrschaft des Christentums schon vorgeschwächte Rasse hätte den Todesstoß erhalten. Der Oberstleutnant Ludendorff hat damals unser Volk gerettet. Wie erst hätte er den Weltkrieg verhütet oder raschen Sieg gesichert, hätte man sich allen seinen genialen Vorschlägen gefügt, vor denen damals schon der französische Generalstab bangte!

Wie wenige unseres Volkes wissen diese Tatsache! Daran sieht unser Volk, wie tief es in den Fangarmen der überstaatlichen Mächte sitzt, die die Verbreitung dieser Wahrheit verhindert und statt dessen Unwahrheit gefördert haben.

Heute, in der Sicht der Vergangenheit, entsetzt das Verhalten des Kriegsministeriums in den Jahren vor dem Kriege. Und auch das Verhalten des Generalstabschefs und des Chefs des Militärkabinetts war in diesen verpflichtenden Stellungen so unmöglich, daß die Einsicht der heutigen Zeit nicht umhin kann, hier von Landesverrat zu sprechen, verübt von Menschen, die zum Teil bewußt, zum anderen Teil (wenn Kranke und Halbe die höchsten Ämter erhalten hatten) unbewußt an Deutschlands Niederlage vor Kriegsbeginn arbeiteten.

Gegenüber den theoretischen Aufmarschabsichten des Grafen v. Schlieffen wurde unter Ludendorffs Einfluß der Tatsächlichkeit in weitestem Maße Rechnung getragen. Nicht nur, daß in dem Deutschen Kriegsaufmarsche nicht mehr mit imaginären Größen gerechnet wurde, es wurde auch die veränderte Gesamtlage berücksichtigt, daß ein Durchbruch Frankreichs in Lothringen durch eine Verstär-

kung unseres linken Flügels verhindert wurde. Bei dem Aufmarsch des Grafen v. Schlieffen bestand die Gefahr, daß Frankreich eher in unserem Rücken war, als wir über den weiteren Weg durch Belgien und Nordfrankreich im Rücken der Franzosen. Diese Sicherung in Lothringen hatte aber das allgemeine Ziel der Linksschwenkung unseres rechten Flügels und seiner äußersten Stärkung nicht aus den Augen gelassen. Geeignetes Operieren mit den Deutschen Lothringen- und Elsaßtruppen sollte nach Vernichtung des dortigen feindlichen Angriffes wesentlichen Teilen die Möglichkeit zur Massierung auf unserem rechten Flügel geben und dadurch die Niederlage Frankreichs herbeiführen.

Als Vorbedingung für diesen erfolgreichen Vormarsch des rechten Flügels erkannte und nannte Ludendorff die sofortige Eroberung Lüttichs, statt des Angriffs auf diese Festung am 12. Mobilmachungtag. Ludendorff ist es gewesen, der die Idee des Handstreiches auf Lüttich in der Nacht vom 4. zum 5. Mobilmachungtage geschaffen und in dem ganzen Aufmarschplan ausgearbeitet hat. Wenn er später im Kriege den Aufmarsch nicht hat leiten sollen, so hat er durch seine eigene Tat vor Lüttich das Versagen der angesetzten Brigaden wieder gutgemacht und ward so zum Retter. Ludendorff erwähnt, daß General v. Moltke mit ihm die Aufmarschoperationen besprochen hätte, und daß er letzten Endes diesen Aufmarsch selbst bestimmt hätte. Erst der Krieg selbst hat es erwiesen, wie wenig sicher der General v. Moltke diesen Aufmarsch beherrscht hat. Nicht nur, daß er unsere Kräfte im Elsaß und in Lothringen falsch einsetzte und ihre Teilverfrachtung später zum rechten Flügel gar nicht in Betracht zog, auch gegen dasjenige, was als Erbe des Grafen v. Schlieffen angesehen werden kann, den starken rechten Flügel, hat er sich vergangen, indem er zwei Armeekorps aus dem rechten Flügel auf der Bahn zum Osten fuhr, obwohl von dort keineswegs um Unterstützung gebeten worden war, ja, Ludendorff lehnte sie im Hinblick auf die Lage im Westen fernmündlich ausdrücklich ab. Aber der Abtransport hatte schon begonnen, und so lagen die zwei Armeekorps untätig auf der Bahn, als im Westen wie im Osten um die Entscheidung gerungen wurde. Doch ich greife vor! Wir betrachten die Vorkriegstat Ludendorffs und kehren zu ihr zurück.

Der Aufmarsch zum Weltkriege atmete Ludendorffschen Entscheidungwillen auf Grund der tatsächlichen Wehrverhältnisse, wie sie wieder durch ihn allein geschaffen worden sind. Es ist eine vollkommene Verdrehung der Tatsachen, wenn der Name des Grafen v. Schlieffen, dessen Verdienste sonst gar nicht abgesprochen werden sollen, mit diesem Aufmarsch in engste Verbindung gezogen wird.

Wenn dieser Aufmarsch bei Kriegsbeginn nicht zum entscheidenden Sieg geführt hat, so liegt es daran, daß durch volksfeindliche, überstaatliche Einflüsse Ludendorff trotz seiner genialen Leistungen im Januar 1913 aus der Aufmarschabteilung entfernt worden war.

Als Ludendorff im Jahre 1908 Abteilungchef wurde, war die Heeresstärke durch Gesetz bis zum Jahre 1910 bestimmt, und General v. Moltke hatte seine Einwilligung gegeben, dieses Gesetz, das so gut wie gar keine Verstärkungen vorsah, auch noch für das Jahr 1911 gelten zu lassen. Das Kriegsministerium hatte aber sogar vorgeschlagen, dieses Gesetz auf ein weiteres „Quinquennat" festzulegen und bis zum Jahre 1916 ganze 10000 Mann als Verstärkung anzufordern! Die Mannschaftstärke unseres Heeres sollte also 1916 nur 0,79% der Bevölkerung betragen. So sehr sich Ludendorff auch wehrte, er hat nicht verhindern können, daß das Heeresgesetz für 1911—1916 am 1. 4. 1911 in Kraft trat.

„Nur allmählich konnte ich mich durchsetzen; ich hatte meinen Vorgesetzten gegenüber wohl klare, strategische Gedanken, ein unermüdliches Wirken für die Verstärkung des Heeres, aber doch noch kein Tannenberg, keinen Weltkrieg neben mir stehen. Das müssen auch die Leser dieses Buches*) bedenken, in dem ich meinen militärischen Werdegang gebe."

„Jede Generalstabreise, jedes ‚Kriegspiel', ja jede Operation auf dem Papier zeigte, wie auf des Messers Schneide gegenüber der ungeheuren Überlegenheit der Feinde ihr Gelingen stand."

Die zweite Marokkokrise und die neue Flottennovelle wurden der Anlaß, daß der Generalstab am 1. 12. 1911 sich in einer Denkschrift zu den Ansichten Ludendorffs bekannte. Einige Sätze dieser Denkschrift lauteten:

„Alle bereiten sich auf den großen Krieg vor, den alle über kurz oder lang erwarten. Nur Deutschland und das ihm verbündete Österreich nehmen an diesen Vorbereitungen nicht teil. Von Feinden rings umgeben, läßt Deutschland jährlich Tausende seiner waffenfähigen Männer unausgebildet und daher nutzlos für die Landesverteidigung. Ich halte sowohl einen weiteren Ausbau seiner Flotte, als auch eine stärkere Heranziehung seiner waffenfähigen Mannschaft für das Heer, also eine Erhöhung der Friedenspräsenz für ein Gebot der Selbsterhaltung."

Dieses Mal war eine Vermehrung der Heeresstärke um 24000 Mann innerhalb des Quinquennats ein kleiner Erfolg. Das Kriegsministerium meinte, ein Mehr würde es für die Zeit von 1916—1921 beantragen!

*) „Mein militärischer Werdegang".

Ludendorff versuchte, sich vom Kriegsministerium Angaben zu verschaffen über die Höhe derjenigen Tauglichen, die jährlich nicht eingestellt wurden. Das Kriegsministerium verweigerte jedoch mehrfach solche Auskunft. Es wollte wohl nicht zu erkennen geben, daß die Wehrpflicht in Deutschland gar nicht durchgeführt wurde!

Mit der Versetzung des Generals v. Stein im Herbst 1912 bekam Ludendorff freiere Bahn und unmittelbaren Einfluß auf den Generalstabschef. Nicht einen Augenblick Zeit ließ Ludendorff verstreichen. Schon am 14. Oktober 1912 wurde auf seine Veranlassung an das Kriegsministerium geschrieben:

„Die jetzigen Ereignisse in Europa weisen immer von neuem auf die Notwendigkeit hin, unser Heer im Frieden von neuem und wirklich entscheidend zu verstärken ... Ich sehe das Wesen der nächsten Heeresverstärkung, neben einer Ergänzung der Lücken unserer jetzigen Heeresorganisation und dem Ausbau der modernen Kampfmittel, in einer ausschlaggebenden Erhöhung unserer Friedensetats an Mannschaften und Pferden, um damit auch zu einer besseren Zusammensetzung unserer Reserve- und Landwehrformationen zu kommen. Wir werden demnach sehr erhebliche Mehreinstellungen ins Auge fassen müssen. Aus der mir mitgeteilten Ergänzung des Heeresergänzunggeschäftes kann ich mir ein klares Bild über die Zahl der wirklich waffenfähigen Gestellungpflichtigen nicht machen."

Am 25. November 1912 waren seine Mahnungen an dieselbe Stelle:

„Wir müssen daher Maßnahmen ergreifen, die das Land freihalten von völkerrechtswidrigem Überfall und die uns unabhängig machen von den Maßnahmen unserer Gegner. Wir müssen m. E. noch weiter gehen und unserem gesamten Heere die Stärke geben, die allein den endgültigen Erfolg in dem nächsten Kriege verbürgt, den wir zwar mit Bundesgenossen, aber doch im wesentlichen mit eigener Kraft um Deutschlands Größe zu führen haben. Wir müssen uns entschließen, unseren Menschenbestand auszunutzen. Wir müssen wieder das Volk in Waffen werden, zu dem wir einst in großer Zeit durch große Männer geschaffen wurden. Es darf darin für Deutschland kein Zurück, es darf nur ein Vorwärts geben."

Der Chef des Generalstabes beantragte dann im Anschluß an dieses Schreiben auf Ludendorffs Betreiben:

„Erhöhung des Etats, wenn irgendmöglich bis zur vollen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht."

Als jedoch alle diese Forderungen im Sande zu verlaufen schienen, und Ludendorff erkannte, daß zwischen der schriftlichen Stellungnahme des General v.

Moltke und seinen mündlichen Vereinbarungen mit dem Kriegsminister ein Unterschied bestand, indem General v. Moltke mündlich jederzeit nachgab, entschloß sich Ludendorff zu der großen Denkschrift vom 21. Dezember 1912, die dieses Mal aber nicht nur an den Kriegsminister, sondern auch an den Reichskanzler und den Chef des Militär-Kabinetts gesandt wurde. Diese Denkschrift schilderte wie kein anderes amtliches Schreiben in Deutschland die militärpolitische Lage. Sie stellte vor Augen, daß Frankreich 82% seiner Wehrpflichtigen ins Heer einstellte, während wir uns mit 53—54% begnügten. Sie forderte daher eine Erhöhung der Friedensstärke um 300000 Mann. Sie verlangte weiter wesentliche Verbesserungen der Ausrüstung und der Landesbefestigung.

Diese von dem Obersten Ludendorff ausgehende Denkschrift mit ihren klaren Tatsachen revolutionierte unser Deutsches Heer. Nur vollkommen sichtbarer Volksverrat konnte an ihren Erkenntnissen und Forderungen vorbeigehen. Auch das Kriegsministerium konnte dieses Mal nicht rufen:

„Wenn Sie es so weiter treiben mit Ihren Rüstungforderungen, dann bringen Sie das Deutsche Volk zur Revolution."

Allerdings wurden auch dieses Mal wieder vom Kriegsministerium erhebliche Abstriche gemacht. Ludendorff hatte den General v. Moltke wiederholt an seinen großen Oheim erinnern müssen, um ihn stärker zu machen. Aber trotzdem wurden drei Armee-Korps mit der Genehmigung Moltkes über das Jahr 1916 (!!!) hinaus vertagt!

Ludendorffs Bedeutung und revolutionäres Schaffen vor dem Weltkriege liegt aber nicht etwa nur in der Bearbeitung des Aufmarsches und in dem Erfolge der gesetzmäßigen Wehrverstärkung unseres Volkes. Er erkannte die lethargische Willensschwäche, die durch die ganze oberste Führung unserer Wehrmacht ging. Schon vor dem Weltkriege fühlte er die Theorien unseligster Art, die sich zentnerschwer auf die Politik und die Strategie in gleichem Ausmaße auswirkten, jene Theorien, gegen die er im Kriege mit seinen Taten kämpfte, und von denen er nach dem Kriege sagte:

„Ich hasse alle Theorien."

Unsere Wehr war nicht frei von der Theorie, daß „die verteidigende Kriegsform" die stärkere sein sollte. Durchhalte- und Ermattungstrategien, Strategien mit beschränkten Zielen, „fleet-in-being"-Theorien und Lehren der „jeune école" waren bestimmende Gedanken der Wehr geworden. General von Clausewitz hatte Theorien geschaffen, die unserer Wehr gefährlich waren, weil sie nicht be-

stimmt auf die dringende Notwendigkeit äußersten sofortigen Entscheidungwillens hinwiesen. Die Kriege 1866 und 1870/71 waren denn auch von unserer Seite keine totalen Kriege gewesen. So schlummerten vor dem Weltkriege trotz unvergleichlicher Mannszucht und beispiellosen heldischen Einsatzwillens der Truppen, ja des ganzen Deutschen Volkes, unser Staat und unsere Wehr in ihrer obersten Führung. Unkenntnis und Mangel an Entscheidungwillen drohten die Kraft unseres Volkes zu verpuffen. Man lese in den Archiven die Werke Ludendorffs! Seine Worte wollen gewogen sein. Er war bereits vor dem Kriege der große Lehrmeister, daß es in einem Verteidigungkriege, wie er uns aufgezwungen werden würde, vor allen Dingen auf den Entscheidungwillen in der ersten Stunde des Krieges ankäme. Wo er schrieb, da deutete er auf die Bedeutung des Ersten Oberbefehlhabers hin. Er machte es den obersten Dienststellen wahrlich deutlich, daß es auf die ersten schnellen Erfolge entscheidend ankäme, und daß Mißerfolge in den ersten Stunden niemals wieder eingeholt werden könnten. In diesem seinem höchsten Entscheidungwillen in frühester Stunde leuchtet sein Vorbild durch alle Zeiten. Es gibt niemanden in der Weltgeschichte, der diesen Grundsatz schon im Frieden so erhaben gelehrt, und der diesen Grundsatz im Kriege so erhaben gehandelt hat. Für ihn ward Wort und Tat auch im Gewaltigsten zur Einheit.

War es Ludendorff in der Aufmarsch-Abteilung nur beschränkt gelungen, der Wehrpflicht ihre vollste Auswirkung zu geben — tatsächlich waren bei Beginn des Krieges 5400000 taugliche Deutsche nicht ausgebildet! —, hatte sich das Kriegsministerium bezüglich aller „fortlaufenden Aufgaben", also der Heeresgesetze, immer schützend vor den Reichstag gestellt, so konnte seitens des Ministeriums gegenüber den „einmaligen" Jahresausgaben ohne Gefahr nicht derselbe Standpunkt eingenommen werden. Hier hakte Ludendorff mit seiner ganzen Willenkraft ein. Die Theoretik der früheren Aufmärsche mußte endlich überwunden werden. Der Entscheidung in den ersten Stunden des Krieges sollte alle Kraft gewidmet werden.

Besondere Sorgfalt wandte Ludendorff den Reserveverbänden, Landwehr-Brigaden und mobilen Ersatzkorps zu, für die ausgebildete Mannschaften wohl vorhanden waren, für die aber die Verbände, die Artillerie, die Kolonnen und der Train fehlte. Der Antrag vom 11. 3. 1909 an das Kriegsministerium hatte jedenfalls den Erfolg, daß vom 1. 4. 1910 sechs neue Reserve-Generalkommandos zur Verfügung des Aufmarsches standen. Allmählich wurde auch die Ausrüstung die-

ser Reservekorps verbessert, wenn auch der Artilleriebestand bei Kriegsbeginn erheblich hinter den aktiven Korps zurück stand.

Besonderen Kampfes bedurfte es bei der Forderung der mobilen Ersatzformationen. Graf v. Schlieffen hatte schon 1905 mit acht Ersatzkorps gerechnet! Am 1. Juli 1910 benutzte Ludendorff das letzte Kriegsspiel im Großen Generalstab, um einen übersichtlichen — auch alle Fragen der Strategie berührenden — Bericht an das Kriegsministerium zu senden:

„Das letzte Kriegsspiel im Großen Generalstabe, dem die Annahme eines Krieges Deutschlands gegen Frankreich, Rußland und England zugrunde lag, und die sich an dasselbe anschließende große Generalstabsreise, in der ein englischer Einfall in Schleswig-Holstein behandelt wurde, haben klar gezeigt, daß wir in Notlagen auf ein alsbaldiges kriegerisches Mitwirken der Ersatzformationen der Feldtruppen nicht verzichten können. Nur diese Ersatztruppen kommen wegen ihrer Zusammensetzung hierfür in Betracht, wenn auch ihre kriegerische Verwendung als ein Übelstand und als ein Notbehelf angesehen werden muß. Und wenn ich auch der Ansicht des Kriegsministeriums durchaus zustimme, daß es die eigentliche Aufgabe der Ersatzformationen ist, die Verluste der Feldtruppen in erster Linie zu ersetzen, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß es ein verhängnisvoller Fehler sein würde, wenn man dieser Aufgabe zuliebe sich der Gefahr aussetzen wollte, geschlagen zu werden. Die Zahl unserer Feinde, bei einem Koalitionkriege gegen Deutschland ist eine so große, daß es unabweisbare Pflicht für uns werden kann, ihnen in bestimmten Fällen von vorneherein die gesamte wehrfähige Mannschaft des Reiches entgegenzustellen. Alles kommt darauf an, daß wir die ersten Schlachten gewinnen; wenn dies gelungen ist, ist es wenig von Belang, wenn auch durch eine kriegerische Verwendung die Ersatztruppen dauernd ihren eigentlichen Aufgaben entzogen werden sollten. Diejenigen Ersatztruppen, die zur Abwehr einer feindlichen Landung verwendet werden müssen, würden übrigens nach einem Siege voraussichtlich ihrer Zweckbestimmung zugeführt werden können."

Es war noch ganze Anstrengung nötig. Aber vom 1. 4. 1911 ab hatte Ludendorff die Genugtuung, daß nunmehr 6½ Ersatz-Divisionen sowie einige Teile der übrigen Ausgebildeten an Ersatz-Einheiten für den Krieg zur Verfügung standen.

Um im Kriegsfalle eine schnelle Entscheidung erkämpfen zu können, war im Aufmarsch der Handstreich auf Lüttich vorgesehen. Der rechte Deutsche Heeresflügel hatte bei seiner Links-Schwenkung mehrfache Festungen und Sperrbefesti-

gungen zu nehmen. Diese Aufgabe verlangte hochgradige artilleristische Angriffsmittel. Die wenigen 30,5-Zentimeter-Mörser genügten nicht. Es wurde daher im Schreiben vom 2. März 1911 an das Kriegsministerium besonders betont, daß wir mit den vorhandenen Steilfeuer-Geschützen nicht in der Lage wären, feindliche Stellungen niederzukämpfen. Schon am 8. Februar 1911 hatte er — wieder allgemein aufklärend — geschrieben:

„Wir brauchen im Kriege schnelle und durchschlagende Erfolge. Unsere artilleristischen Angriffsmittel müssen dazu derart bemessen sein, daß wir im Westen zahlreiche Sperrbefestigungen an der Grenze und im Innern des Landes in kurzer Zeit nehmen und zwei größere Festungen gleichzeitig mit der erforderlichen Kraft anzugreifen vermögen", und in diesem Schreiben hatte er als Mindestbedarf für schwerstes Steilfeuer angegeben:

8 Batterien 30,5 Zentimeter zu je 2 Geschütze

4 Batterien 42,0 Zentimeter zu je 2 Geschütze

Wenn Ludendorff auch nicht alle artilleristischen Forderungen durchsetzte, so hat er doch gerade in dieser Frage sehr viel erreicht. Artilleristisch waren wir bei Beginn des Krieges in der Lage, eine schnellste Entscheidung im Westen zu erzwingen.

Das unerhörteste Beispiel der Vorkriegsvernachlässigung unseres Heeres war die mangelhafte Versorgung mit Munition. Ludendorffs Kampf war in dieser Frage ein ununterbrochener. Am 28. 1. 1909 begann er den grundlegenden Bericht an das Allgemeine Kriegs-Departement:

„Auf Grund der diesjährigen Berichte über die Verwaltungreisen halte ich es für erforderlich, daß der Munitionnachschub mehr, als bisher geschehen, sichergestellt wird. Andernfalls wird nach den ersten großen Schlachten, die wir zu Beginn der Operationen zu erwarten haben, Munitionmangel beim Heere eintreten."

Es folgen dann genaue Anregungen.

Auf diesen Bericht erhielt der Generalstab 2½ Jahre keine Antwort, obgleich Ludendorff mündlich häufig erbitterte Vorstellungen erhob. Es handelte sich um eine Lebensfrage des Heeres und Volkes. Es handelte sich entscheidend um die Blutverluste unseres Volkes im kommenden Kriege. Das Kriegsministerium vertrat aber in der Antwort vom 14. 7. 1911 die Auffassung, daß es sich um ein „Ressort" seines Ministeriums handelte, und daß es daher zu genauen Angaben nicht verpflichtet sei. Wie es bis zum Kriegbeginn die genaue Zahl der Tauglichen verheimlicht hat, mit dem unerhörten Ergebnis, daß 5400000 Mann nicht aus-

gebildet waren, so verging es sich ähnlich in der Frage der Munition mit dem Ergebnis des ungeheuren Munitionmangels zu Beginn des Krieges.

Zwar wies Ludendorff diese Ansicht des Kriegsministeriums am 10. 11. 1911 wie folgt zurück:

„Da wir jederzeit, wie wir dies jetzt gesehen haben, bereit sein müssen, einen Krieg zu führen, und ich durchaus über das alles klar sehen muß, was die Kriegführung beeinflussen kann, so bitte ich um eine zahlenmäßige Angabe der Munition einschließlich der Zünder, die nach 6—8 Wochen und dann alle 4 Wochen nach Ausbruch der Mobilmachung neu angefertigt werden kann."

Aber trotz allen Drängens wich der Kriegsminister aus. Für Ludendorff wurde die Munitionfrage immer entscheidender. Infolge der ganz ungenügenden Vermehrung des Heeres erkannte er mit bitterem Schmerze immer schärfer, daß trotz seines Kampfes mit einer schnellen sofortigen Entscheidung des Krieges kaum mehr gerechnet werden könnte. Für eine solche schnelle Entscheidung fehlten die wesentlichsten Unterlagen, besonders auch der Führer.

Wenn aber in den ersten Wochen keine Entscheidung fiel, dann war die Frage der Munitionergänzung eine Lebensfrage des Volkes. Am 1. 11. 1912 verfaßte er einen Bericht, der sich würdig der Denkschrift vom 21. 12. 1912 zur Seite stellt. Niemand hat den Krieg so scharf vorausgesehen wie er. Niemand kannte die Deutsche Wehrfähigkeit, die sich aus seiner Arbeit ergeben hatte, so wie er selbst. In diesem Bericht geht er auf die Munitionfragen bis ins Einzelne ein und schrieb dann:

„Neben den Friedensmunitionbeständen und den Mobilmachunglieferungen muß hierbei als dritter Faktor unsere Gesamtrüstung eingestellt werden. Wäre sie so erheblich, daß wir mit e i n e m gewaltigen Schlage gleich zu Beginn der Operationen unsere Gegner niederwerfen, und damit den Krieg schnell beenden könnten, dann brauchten wir neben der Munitionausrüstung der Truppen im Felde, die bis auf die der leichten Feldhaubitzen als feststehend anzusehen ist" (wegen der Zahl der Munitionwagen und der Munitionkolonnen, deren Erhöhung für Feldhaubitzen in Erwägung gezogen war), „nur geringe Friedensmunitionreserven pro Geschütz und brauchten keinen Wert auf umfangreiche Mobilmachunglieferungen zu legen. Unsere Wehrmacht ist aber noch nicht derart entwickelt, um das große Ziel zu erreichen. Wir müssen uns schon auf einen langwierigen Feldzug mit zahlreichen schweren, langdauernden Kämpfen gefaßt machen, bis wir e i n e n unserer Gegner niederzwingen; die Kraftanstrengung und der

Kräfteverbrauch steigern sich, wenn wir auf verschiedenen Kriegsschauplätzen im Westen und Osten nacheinander siegen müssen und vorher mit Unterlegenheiten gegen eine Überlegenheit zu kämpfen haben. Der Bedarf nach viel Munition für eine große Spanne Zeit wird mit unabweisbarer Sicherheit eintreten. Er wird sich, den Stärkeverhältnissen zufolge, bei allen Heeresteilen fühlbar machen und wird sich da, wo wir auf langen Fronten nur schwach auftreten können, noch sehr erheblich steigern."

„Es ist kein Zweifel möglich, daß die ersten großen Schlachten auf dem wahrscheinlichen Kriegsschauplatz bald nach Beendigung des Aufmarsches geschlagen werden, und daß sehr wahrscheinlich, während dieser sich voraussichtlich über Tage hinziehenden Kämpfe, in denen alle Heeresteile früher oder später eingreifen werden, die gesamte, bei den Armeekorps usw. befindliche Munition — bei der Feldartillerie mehr — verschossen wird. Bei einer Schlacht, die sich z. B. über einige lange Sommertage hinzieht, ist ein Munitionverbrauch von 500 Schuß pro Feldkanone und schwere Feldhaubitze möglich, zumal wenn die fehlende Kriegsgewöhnung und Friedensgewohnheiten in Anrechnung gebracht werden."

Fürwahr, diese Worte sollten jedem Deutschen erweisen, mit welcher einzigen Klarheit und Tatsächlichkeit im Vorrang vor allen anderen er die Welt erkannte. Stets war er einsam in diesem gewaltigen Erkennen. Ein wesentlichstes Kampfmittel der überstaatlichen Mächte ist ja der Nebel. Er war der Einzige, der vor dem Kriege diesen Nebel durchdrang. Dadurch ward er zum Retter unseres Volkes.

Sein Vorkriegswirken erstreckte sich noch auf unendlich viele Fragen der Ausrüstung. Insbesondere war es auch die Flugwaffe und die sonstige technische Ausrüstung. Auch hier kämpfte er mit derselben klaren Vorausschau seinen einsamen Titanenkampf. Am 26. 9. 1912 schuf er einen Organisationplan für das Militär-Flugwesen von entscheidendster Bedeutung. Aber auch bei der Flugwaffe hat er es trotzdem gegen die verbrecherischen Einflüsse nicht erreichen können, daß wir den Franzosen zu Kriegsbeginn ebenbürtig in der Luft waren.

Ludendorffs Kampf um die Deutsche Wehraufrüstung vor dem Kriege war ein zündender Weckruf zum Deutschen Wehrwillen. Daher bleibt dieser Kampf eine Mahnung durch alle Zeiten. Nicht der einzelne Deutsche Mann, der in der Wehrmacht erzogen war, auch nicht der einzelne sonstige Deutsche war zu wecken zum Willen der Wehr. Es handelte sich um die leitenden Kräfte, die die Wehr zerschlagen wollten, um jene durch Geheimeide zum blinden Gehorsam an die Feinde unseres Volkes Gebundenen, die solange unheilvoll wirken werden, wie es über-

staatliche Mächte gibt. Eine Wehr mag zwangsläufig den letzten Menschen eines Volkes erfassen, mag von erhabenstem Heldentum und Einsatzwillen beseelt sein, in ihrer blinden Organisierung liegen ihre gewaltigsten Gefahren. Ein einziger geheimer Volksfeind an der Spitze kann das ganze Heldentum des Volkes zerschlagen.

Großes war eingeleitet worden. Ein einziger wacher Offizier des großen Deutschen Offizierskorps hat die höchste Ehre dieses Berufes, die Verteidigung des Volkes, rein gewahrt. Welcher Geist in der Leitung dieses Heeres war, kann daran erkannt werden, daß Ludendorff innerhalb 1½ Monaten nach dieser Denkschrift sich am 27. Januar 1913 aus dem Generalstab abkommandiert melden mußte. Er war als Regimentskommandeur nach Düsseldorf versetzt worden, damit ihm dort „Disziplin beigebracht" würde, wie der Kabinett-Chef an den Kommandierenden General v. Einem schrieb. Niemals ist der Kriegsminister und der Kabinett-Chef aus diesen Jahren vor ein Kriegsgericht gestellt worden, wie es Pflicht des Deutschen Volkes gewesen wäre. „Der Illustrierte Beobachter" brachte in seiner Sonderheft-Nummer „General Ludendorff" vom 28. 12. 1937 einen Blitzstrahl in das Dunkel jener Zeit. „Ein guter Franzose und Major im Generalstab", der seinen Namen nicht nennen wollte, schrieb wie folgt:

„Der General Ludendorff ist ohne Zweifel der größte Feldherr, der jemals gelebt hat. Er war der Offizier, der unseren Generalstab schon lange vor dem Kriege mehr interessierte als jeder andere Offizier, obgleich er erst Oberst war. Sein Name war wohlbekannt. Man hat sich in Frankreich darüber gewundert, daß der General Ludendorff 1914 nicht den Deutschen Aufmarsch leitete."

Den überstaatlichen Weltmächten war also vor dem Weltkriege die ungeheure Bedeutung des Obersten Ludendorff bekannt, während sie der Deutschen Staatsführung und dem Deutschen Volke unbekannt war. Die überstaatlichen Weltmächte konnten zu Beginn des Weltkrieges einen Ludendorff als Führer in der Obersten Heeresleitung nicht gebrauchen. Da sie mit ihren Fangarmen von oben weit in unseren Staat und unsere Wehrmacht hereinragten, wurde Ludendorff aus dem Großen Generalstab entfernt. Moltke, der Okkultgläubige, ward Oberbefehlshaber des Heeres, und der Flotte wurde verboten, im Angriff den Feind zu vernichten. Dem ganzen Ausland, allen noch schwankenden Staaten ward es so zu Beginn des Krieges klar, daß die Deutsche Führung vor den überstaatlichen Mächten kapituliert und nicht den Willen hatte, das Deutsche Volk zu verteidigen. Die heutige Zeit weiß also, warum Ludendorff im Januar 1913 aus dem Großen

Generalstab entfernt wurde. Das Deutsche Volk sollte im Kriege 1914 zugrunde gehen. Diesen Plan förderten nicht nur unsere Feinde, sondern auch alle diejenigen Deutschen, die durch Eide und Schwüre an die überstaatlichen Mächte gebunden waren.

Anfang Juni 1913, also nach Ludendorffs Versetzung zur Front, war die Heeres-Vorlage vom Reichstage angenommen worden. Eine Milliarde Mark wurde als Wehrbeitrag von dem Deutschen Volke erhoben. Statt der von Ludendorff geforderten Vermehrung von 300000 Mann waren 133000 Mann und vieles bedeutendes Material bewilligt worden. 3 Armee-Korps waren jedoch gestrichen.

Der General v. Moltke schrieb im Anschluß an die Annahme der Wehrvorlage im Juni 1913 an den General v. Stein:

„Ludendorff hat in allererster Linie das Verdienst, die ganze Sache ins Rollen gebracht zu haben, er verdiente den Pour le mérite."

Mitarbeiter und andere einsichtige Offiziere haben Ludendorff in zahlreichen Schreiben den Dank des Vaterlandes gesagt.

„Umso überraschender wirkte es auf einen großen Kameradenkreis, nicht auf mich, daß ich bei der Verleihung von ‚Gnadenbeweisen' aus Anlaß des Zustandekommens der Annahme der Heeresvorlage am 25. Regierungjubiläum des Kaisers, dem 15. Juni 1913, leer ausging. Ich hatte mir den Unwillen des Kriegsministers und damit auch des Chefs des Militärkabinetts zu sehr zugezogen, und die Vertreter der überstaatlichen Mächte, die mich fürchteten, da ich den Lebenswillen des Volkes wachrufen wollte, sorgten jetzt, daß ich vor dem Volke nach ihrer Art totgeschwiegen würde, nachdem sie mich aus dem wichtigen Amte entfernt hatten. Sechs Wochen später bekam ich nun aber doch noch den Kronenorden 2. Klasse, General v. Moltke hatte ihn erwirkt. Er schrieb mir:

‚S. M. Yacht Hohenzollern,
Bareholm, Norwegen, 27. Juli 1913.

Lieber Oberst Ludendorff!

Nehmen Sie meinen aufrichtigen Glückwunsch zu Ihrer Dekorierung, in der Sie die Anerkennung für Ihre Arbeit für die Heeresvorlage sehen wollen. Wenn Sie auch das stolze Bewußtsein haben werden, daß Ihrer Initiative die jetzt zur Tat gewordene Vorlage in allererster Linie zu danken ist, so werden Sie doch Befriedigung darüber empfinden, daß Seine Majestät Ihnen die schöne Auszeich-

nung verliehen hat. Ich kann Ihnen nur nochmals danken für Ihre Arbeit und Ihre Unterstützung. Mit dem Wunsche, daß Sie in Ihrer jetzigen Stellung sich wohl und zufrieden fühlen, ganz der Ihrige,

(gez.) Moltke.'"

Was aber sollte dieser Orden gut machen? Konnte er die Tatsache ändern, daß es volksschädlichen Kräften gelang, am 27. 1. 1913, den eigentlichsten Treiber und Förderer unserer Wehrhaftigkeit, den einzigen wahren Kämpfer gegen den Krieg, Ludendorff, aus der verantwortlichsten Stellung des Großen Generalstabes zu entfernen, ohne daß sogar der Chef dieses Großen Generalstabes die Hintergründe erkannte und sich zum Gegenkampf aufraffte? Zwar schlug er Ludendorff bereits im Juni 1913 dem Chef des Militär-Kabinetts zur Ernennung als Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium vor:

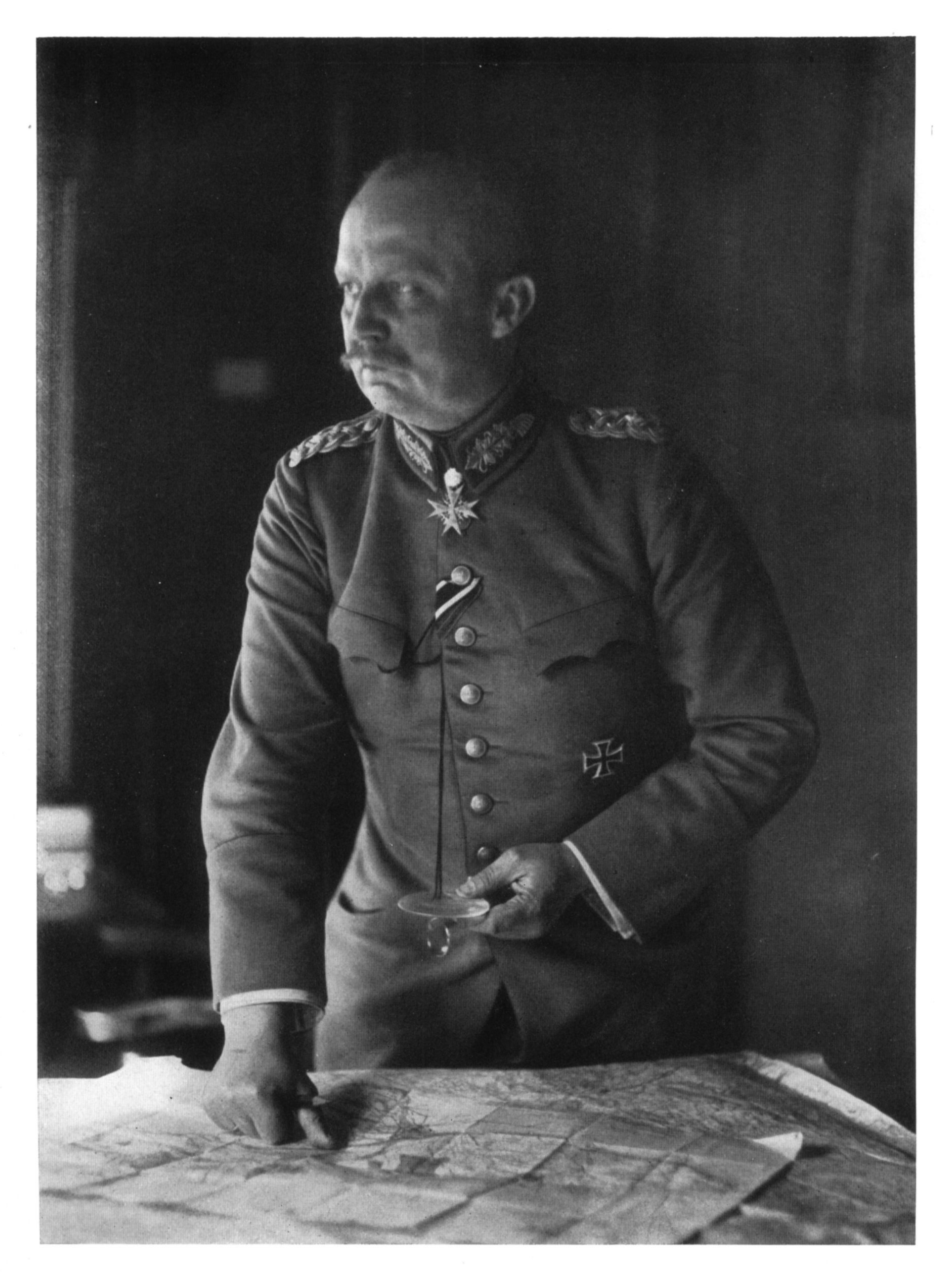
„Euer Exzellenz ist die vorzügliche Beurteilung dieses Offiziers in allen seinen bisherigen Dienststellen bekannt. Er stand, bevor er Regimentskommandeur wurde, fast 5 Jahre lang an der Spitze der 2. Abteilung des Großen Generalstabes, ist also mit allen Fragen der Organisation des Heeres, der Mobilmachung und des Aufmarsches auf das Genaueste vertraut. Er ist ein Mann mit weitem Blick, von festem Charakter, von schneller Auffassung und eisernem Fleiß, der mir während dieser 5 Jahre gemeinsamer Tätigkeit ein ganz besonders zuverlässiger, nie versagender Gehilfe war."

Dann führte General v. Moltke aus, daß der Kriegsminister auch weiterhin einen schweren Stand im Reichstag haben würde, und daß Oberst Ludendorff ihm eine gute Hilfe sein würde. Er meinte:

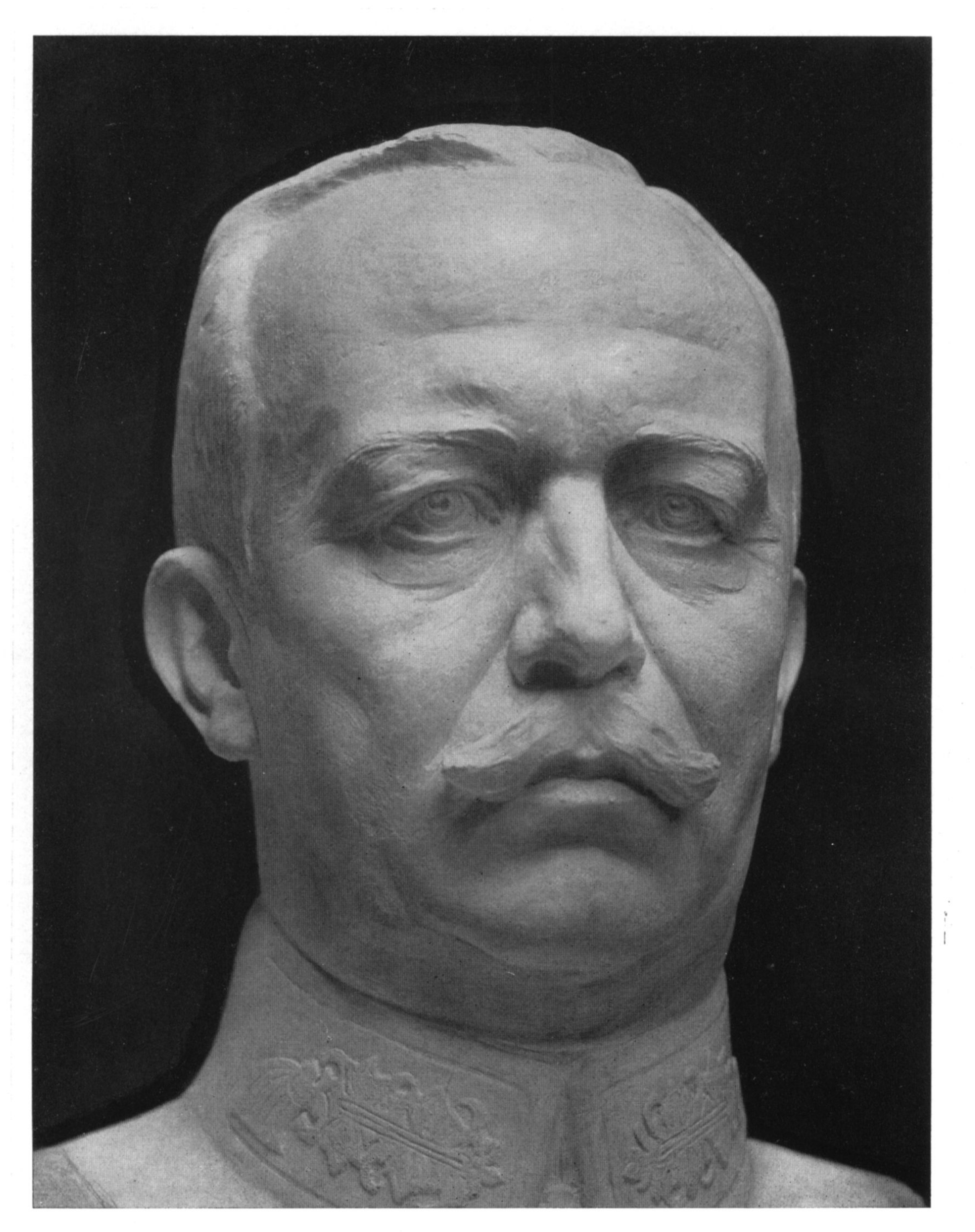
„Gerade hierin würde ihm der Oberst Ludendorff in seiner Bestimmtheit, seiner altpreußischen Auffassung und seiner unbedingten Zuverlässigkeit eine hervorragende Stütze sein."

Dann fuhr er fort:

„Wie Euer Exzellenz bekannt, sind während der anstrengenden Tätigkeit des letzten Winters einige Differenzen zwischen ihm und dem Kriegsministerium entstanden, die aber lediglich darauf zurückzuführen sind, daß Oberst Ludendorff nur das eine Ziel im Auge hatte: der Sache zu dienen und die von mir als erforderlich bezeichneten Vorschläge, allen fiskalischen Bedenken gegenüber, durchzusetzen ... Daß es mir bei meinem Vorschlage lediglich um die Sache zu tun ist, mögen Euer Exzellenz daraus erkennen, daß ich, so sehr ich das für den Generalstab bedauere,



Im Jahre 1917



Ludwig Manzel: General Ludendorff nach dem Leben, 1917

gerade auf die Ernennung des Oberst Ludendorff als Oberquartiermeister verzichte, weil ich seine Verwendung als Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements zum Besten des Heeres für noch wertvoller halte."

Am 10. 7. 1913 hatte auch der langjährige Mitarbeiter des Chefs des Großen Generalstabes General-Leutnant v. Stein an Ludendorff wie folgt geschrieben:

„Mein lieber Ludendorff!

Seit Ihrem Brief vom Mai ist die Heeresvorlage erledigt. Sie haben den größten Anteil daran. Außer Moltke und Ihren Bekannten nennt niemand Ihren Namen, und andere ernten die Früchte. Aber Sie denken mit mir wohl das gleiche: ‚Die Hauptsache ist, daß das Werk vollendet ist' ... Daß Sie nicht Departementchef werden würden, habe ich wohl gedacht. Härmen Sie sich nicht darum. Der Truppendienst ist dankbarer, liegt dem Soldaten näher und bereitet besser auf die Zukunft vor. Sie müssen außerdem O. Q. I werden und meine Stelle bei der Mobilmachung übernehmen."

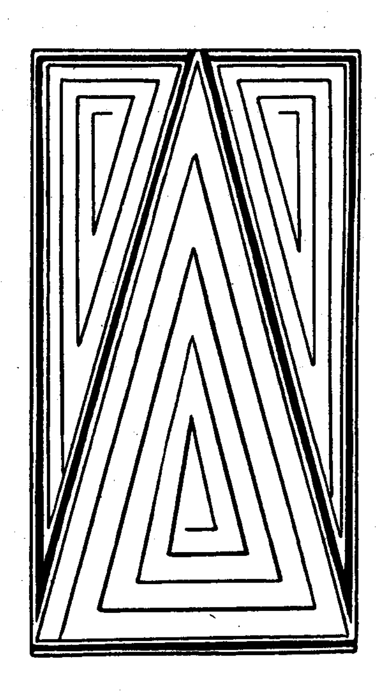
Aber wenn auch diese beiden Briefe die ungewöhnliche Bedeutung Ludendorffs anerkennen, so liegt in der Tatsache, daß die Schreiber dieser Briefe und insbesondere der Chef des Großen Generalstabes mit ihren begründeten Vorschlägen in der Wehrmachtführung nicht durchdrangen, eine ungeheuerliche Schwäche und Pflichtversäumnis. Weder wurde Ludendorff im Kriegsministerium dieser verantwortliche Direktor, noch wurde er Oberquartiermeister I im Großen Generalstabe. Die überstaatlichen Mächte hatten ihn, den Einzigen, als Vorbedingung zur Vernichtung des Deutschen Volkes gefällt.

Hätten dem Feldherrn nicht die überstaatlichen Feinde unseres Volkes in Regierung und Parlament gegenübergestanden, hätte er sein rettendes Werk voll durchführen können, niemand hätte den Krieg gegen die Deutschen gewagt, oder, wenn der Krieg ausgebrochen wäre, so wäre er in wenigen Monaten siegreich beendet gewesen. Vor allem dann, wenn der Feldherr selbst an der Stelle gestanden hätte, an die er nach seinem bewährten Können gehörte!

Falsch, völlig falsch aber ist es, hier von einer „Tragik" in Ludendorffs Leben zu sprechen. Kann einem Menschen, der in Lebensgefahr ist, nicht von einem gütigen Retter geholfen werden, weil feindlich Gesinnte dies verhindern, so ist nicht das Geschick des Retters tragisch, sondern das des Menschen, der nicht gerettet werden kann! Um Ludendorff also liegt keine „Tragik", wie von allen

Schwachen so oft gesagt wird. Die „Tragik" liegt um das Deutsche Volk, das seinen größten, wahren und wachen Helden, seinen einzigen Retter nicht erkannte, und das sich in Theorien und Hirngespinste auf Veranlassung der überstaatlichen Mächte verstricken ließ. Jeder Ertrinkende dankt seinem Retter. Schon die Vorkriegstat des Feldherrn war Lebensrettung des Deutschen Volkes. Hell leuchtend kündet sich da schon der Feldherr an,

der ewige Recke!



Des Feldherrn Fronttat bei Lüttich

Major a. D. Wilhelm v. Wedelstaedt

Der Chef der Operationabteilung der 3. Obersten Heeresleitung (OHL.) im Weltkrieg, General a. D. Wetzell, schreibt am 4. 4. 1935 im Militär-Wochenblatt in einem Aufsatz „Ludendorff" über den Feldherrn:

„Das charakteristische Merkmal seiner Kriegführung auf allen Kriegsschauplätzen tritt in der ungewöhnlichen Kühnheit aller Operationen und der großen operativen Beweglichkeit der Kräfte bei der Durchführung großer Kampfhandlungen hervor. Von allen möglichen Lösungen wählt der willensstarke Feldherr immer die kühnste."

Diese Prägung seines Handelns trägt bereits in ausgesprochenem Maße der Entschluß zu dem unerhört kühnen Handstreich auf die Festung Lüttich und seine Durchführung, die den Auftakt des Weltkrieges bildete. Ihn hatte der Oberst Ludendorff als Chef der Aufmarschabteilung im Großen Generalstab selbst vorgeschlagen und vorbereitet. Er hat ihn dann unter Einsatz seiner ganzen Person auch zum ruhmreichen Gelingen führen können, obwohl man ihm die Eroberung der Schlüsselfestung nicht etwa übertragen hatte!

In seinen Kriegserinnerungen schreibt der Feldherr:

„Ich habe es als besondere Gunst des Schicksals angesehen, daß ich bei der Einnahme von Lüttich mitwirken konnte, zumal ich im Frieden an dem Entwurf zum Angriff mitgearbeitet hatte und von der Wichtigkeit der Aufgabe durchdrungen war."

War es denn schon einmal zu der unfaßlichen Tatsache gekommen, daß der tüchtigste Offizier des Großen Generalstabes dicht vor dem Weltkriege aus ihm in die Front versetzt war und somit nicht an führender Stelle gleich zu Beginn des Krieges stand, so erwies es sich als ungeheuer wesentlich, daß ihm wenigstens seine seinerzeit ausgesprochene Bitte erfüllt wurde, der 2. Armee zugeteilt zu werden. Auf Grund seines „Dienstalters" sollte er im Mobilmachungfall Oberquartiermeister einer Armee werden. Ludendorff bat sofort um Zuteilung zur 2. Armee, weil dieser der Angriff auf Lüttich zufiel. Er wußte, daß der Erfolg oder Mißerfolg des von ihm selbst geplanten Handstreiches auf die Festung für die Einleitung des Krieges entscheidend sein würde, und wollte dabei sein, wenn im blutigen Kampfe seine Gedanken in die Tat umgesetzt wurden.

Das ändert leider nichts an der fast unverständlichen Maßnahme des Chefs des Generalstabes der Armee, daß er für den besten Offizier und Soldaten seines Befehlsbereiches nicht die — oder eine — maßgebende Verwendung fand und durchsetzte. Andererseits wird nun aber aufgezeigt, wie den General Ludendorff das eigene soldatische Urteil dorthin geführt hat, wo er in die Lage kommt, selbst entscheidend mit Rat und Tat einzugreifen.

Deutschland mußte wegen seiner zahlenmäßigen Unterlegenheit und der Befestigungen an Frankreichs Ostgrenze schnell handeln, um sich Bewegungfreiheit zu sichern, zumal auch sichere Nachrichten vorlagen, daß die belgische Neutralität weder vom Franzosen noch vom Engländer im Kriegsfall beachtet werden würde. Daß Belgien mit seinen Sympathien auf der Feindseite stand, konnte nicht zweifelhaft sein, nachdem die Festung Lüttich in den Jahren 1888 bis 1891 zum großen Teil mit englischem Gelde stark ausgebaut worden war, und die Presse wiederholt in den Jahren vor dem Kriege von Besprechungen der englischen, französischen und belgischen Generalstäbe berichtet hatte.

Lüttich besaß ringsherum zwölf etwa 6 Kilometer vom Stadtinnern entfernt gelegene Forts. Die Fortzwischenräume betrugen 2 bis 2,5 Kilometer, sie waren im Frieden nicht ausgebaut. Für die innere Verteidigung besaß Lüttich zwar die Zitadelle und Chartreuse (Kartause), diese beiden Anlagen hatten indes keinen besonderen Kampfwert. Lüttich war aber durch seine gepanzerten, geschickt angelegten Außenwerke und die für die Verteidigung günstige Geländegestaltung eine sehr beachtliche Festung, für deren Niederzwingung und Einnahme allgemein eine Armee und mehrere Monate Belagerung für erforderlich gehalten wurde. Es kam anders, und daß es anders kam, war der geradezu unerhört kühne Gedanke Ludendorffs Ursache, sich der Festung durch Handstreich zu bemächtigen, und der Umstand, daß General Ludendorff ihn schließlich an der Spitze der 14. Infanteriebrigade, deren Kommandeur, Generalmajor von Wussow, beim Vorgehen auf Lüttich fiel, auch in die Tat umsetzte.

Deutschland mußte es unter allen Umständen zu verhindern suchen, daß eine Feindarmee durch Belgien marschierte und damit unser Industriegebiet schwer bedrohte. Das Unternehmen gegen Lüttich war also von ausschlaggebender Bedeutung, besonders für die Offensive unserer Armeen, deshalb mußte dieser Schlag mit gepanzerter Faust schnell und wuchtig geführt werden.

Das Gelände um Lüttich, das selbst im Maastal liegt, ist waldiges Hügelland mit tiefen Flußeinschnitten der Maas, Ourthe und Vesdre. Auf die damit mögliche

gedeckte Annäherung und die nicht ausgebauten Zwischenräume der Forts gründete sich der Entschluß, Lüttich zu überrumpeln.

An Besatzung rechnete der Deutsche Generalstab mit einer 6000 Mann starken Friedensgarnison und etwa 3000 Mann Garde civique (Bürgerwehr). Hier erlebten wir allerdings unliebsame Enttäuschungen, denn Zahl und Widerstandskraft waren 1914 erheblich stärker, weil die belgische Mobilmachung frühzeitiger eingesetzt hatte als anzunehmen, und deshalb auch der Ausbau des Zwischengeländes in der Fortslinie erheblich vorgeschritten war.

Mit der Einnahme Lüttichs wurde der kommandierende General des 10. Armeekorps, General der Infanterie von Emmich, betraut. An Truppen wurden ihm unterstellt: die verstärkte 11., 14., 27., 34., 38. und 43. Infanteriebrigade zu je 6 bis 7 Bataillonen (1 Jägerbataillon), 1 Eskadron und 3 Feldbatterien. Ferner die Masse des 2. Kavalleriekorps mit der 2., 4. und 9. Kavalleriedivision. An schwerer Artillerie wurden 4 Mörser, an Pionieren 6 Kompanien und 2 Divisionbrückentrains zugeteilt. Hinzu trat außerdem noch das in Aachen garnisonierende Infanterieregiment 25. General von Emmich verfügte hiernach über eine Gesamtstärke von etwa 25000 Mann Infanterie, 8000 Reitern und 124 Geschützen.

Zum Stabe des General von Emmich trat gemäß Befehl des Armee-Oberkommandos der 2. Armee (AOK. 2) auf seinen Vorschlag dessen Oberquartiermeister, General Ludendorff, weil er mit dem Plan auf das eingehendste vertraut war.

Über seine ersten Kriegstage schreibt der Feldherr in seinen Kriegserinnerungen:

„Ich fuhr am 2. August früh mit meinen Pferden über Köln nach Aachen, wo ich abends eintraf. Meine Mobilmachungbestimmung ließ mich Oberquartiermeister der 2. Armee werden, deren Oberbefehlshaber General von Bülow, Chef General von Lauenstein waren. Ich trat zunächst zum General von Emmich, der die Aufgabe hatte, mit einigen schnell mobilgemachten, gemischten Infanteriebrigaden, die aber nicht die volle Kriegsstärke hatten, Lüttich durch Überraschung zu nehmen. Dem Heere sollte hierdurch der Weg nach Belgien freigemacht werden."

Er sagt weiter an anderer Stelle:

„Der Handstreich auf Lüttich eröffnete die Reihe Deutscher Siege. Es war ein kühner Entschluß und verwegen die Ausführung."

Nachdem am 3. August nachmittags das Überschreiten der Grenze freigegeben war, traten am 4. August 1914 9 Uhr vormittags die Brigaden den Vormarsch an, um konzentrisch auf Lüttich vorzugehen. Bis zum 5. August abends sollten sie sich vor die Nord-, Ost- und Südfront der Festung legen, die Zwischenstellungen der

Forts erkunden und die Angriffskolonnen bereitstellen. In der Nacht vom 5. zum 6. August sollte der Durchbruch durch die Fortlinie Lüttichs erfolgen.

Ein Aufruf des Generals von Emmich an die Bevölkerung, der sie zu friedfertigem Verhalten bestimmen sollte, verhallte völlig wirkungslos. Seine Truppen hatten es sofort nicht nur mit der belgischen Armee, sondern auch sehr erheblich mit der feindlichen Bevölkerung zu tun. Der Volkskrieg brandete in blutigster Form empor, jede Aussicht auf friedliches Verhalten der Bewohnerschaft verwehte, da jener regierungseitig gefördert wurde. Der Vormarsch auf Lüttich stieß demgemäß auf ungeheure Schwierigkeiten, die sich ständig mehrten und auf die Stimmung drückten. General Ludendorff schreibt in seinen Erinnerungen:

„Die Truppen fühlten sich beklommen. Aus Gesprächen mit Offizieren entnahm ich, daß die Zuversicht auf Gelingen des Unternehmens nur gering war."

Am 4. August früh setzten sich die Truppen in Bewegung. Die Straßen waren so planmäßig gestört und gesperrt, wie es nur bei anhaltender Arbeit möglich war, so schildert es General Ludendorff und sagt:

„An der belgischen Südwest-Grenze haben wir nichts von ähnlichen Sperren entdecken können. Warum hat Belgien gegen Frankreich nicht die gleichen Maßnahmen ergriffen?"

General Ludendorff schloß sich zunächst dem Vormarsch des Kavalleriekorps von der Marwitz an, das auf Visé an der holländischen Grenze angesetzt war, um festzustellen, ob es die dortigen Brücken unversehrt besetzen konnte. Der General schreibt:

„Auf meine Bitte wurde eine Radfahrerkompanie vorgeschickt. Bald darauf kam ein Radfahrer zurück: ‚Die Kompanie wäre nach Visé hineingefahren und vollständig vernichtet.' Ich machte mich mit zwei Mann dorthin auf und fand zu meiner Freude die Kompanie unversehrt, nur der Führer war gerade durch einen Schuß vom anderen Maasufer schwer verwundet. Die Erinnerung an diese kleine Episode hat mir später geholfen. Ich wurde unempfindlicher gegen Tartaren- oder, wie man es später hieß, Etappengerüchte."

Leutnant der Reserve Peters erzählt in der Geschichte des Kgl. Preußischen Magdeburgischen Pionierbataillons Nr. 4, 1914/18:

„Als sich die Kompanie am 4. August 1914 der belgischen Stadt Visé näherte, bekam sie lebhaftes Feuer und ging links der Straße vor. Während des Gefechtes zeigt Hauptmann Hölscher, der sich neben mir befand, auf die Landstraße, auf der ein höherer deutscher Offizier allein vorging. Hölscher sagte mir, wir müßten uns

jetzt ranhalten, damit der fremde Offizier nicht etwa früher in die feindliche Stellung käme als wir. Trotz größter Anstrengungen konnten wir es aber infolge der vielen das Gelände durchziehenden Hecken nicht verhindern, daß der fremde Offizier uns zuvorkam. Als wir die den Eingang von Visé sperrende Barrikade erreichten, war er bereits hinüber und empfing uns mit den Worten: ‚Sie können ruhig kommen, es ist niemand mehr da!' Dieser Offizier war General Ludendorff!

Wir rückten nun durch den Ort vor bis an die Maas. Die Brücke dort war gesprengt. Mein Zug war hinter einer Ufermauer links der Brücke ausgeschwärmt und erwiderte das feindliche Feuer, das wir aus den jenseits der Maas liegenden Häusern erhielten. Während wir uns nun mit dem etwa 200 Meter entfernt liegenden Gegner herumschossen, standen General Ludendorff und Hauptmann Hölscher neben meinem Zuge. Der General wollte wissen, in welcher Zeit die vor uns liegende Brücke, aus der anscheinend infolge Versagen der Ladungen nur ein Pfeiler herausgesprengt war, wieder hergestellt sein könne. Da er sich wegen des fortwährenden Knallens unserer Gewehre schlecht mit Hauptmann Hölscher verständigen konnte, sagte er plötzlich zu mir: ‚Lassen Sie mal mit dem Schießen aufhören, man kann ja kein Wort verstehen.' Ich ließ daher ‚stopfen' und meine Leute hinter der Ufermauer volle Deckung nehmen. Wir drei waren allein stehengeblieben und lenkten das feindliche Feuer, das bis dahin durch das unsrige niedergehalten war, natürlich auf uns. Die Kugeln pfiffen uns bedenklich um die Köpfe; denn wir waren für die Belgier die einzigen sichtbaren Ziele. Um nun den General, der in lebhaftem Gespräch mit Hauptmann Hölscher war, auf die Gefahr, in der er sich befand, aufmerksam zu machen, ohne ihn unterbrechen zu müssen, rief ich einen meiner Pioniere, der sich aufgerichtet hatte, so laut wie möglich an, er solle, wie befohlen, in Deckung gehen und sich nicht unnötig aussetzen, denn der Krieg dauere noch länger, und da würde er noch nötig gebraucht. General Ludendorff lachte und unterbrach mich, mir auf die Schulter klopfend, mit den Worten: ‚Schon gut, ich verstehe schon, lassen Sie weiter feuern.'

Ich ließ nun das Feuer wieder aufnehmen, worauf der Gegner bald zum Schweigen gebracht wurde."

Der Bericht erhärtet die Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit des Generals, die der Feldherr stets, auch nach dem Kriege, so besonders am 9. 11. 23, bewiesen hat.

Das Ergebnis der persönlichen Erkundung war, daß die schönen großen Maasbrücken bei Visé zerstört waren, und daß Belgien den Krieg gegen Deutschland wollte, keineswegs neutral war.

Am 4. abends bezog der General mit dem Stab des Generals von Emmich Quartier in Hervé. In der Nacht zum 5. begann der eigentliche Franktireur-Krieg.

Er lebte insbesondere am nächsten Tage allerorten auf und hat so ausschlaggebend zu der Erbitterung beigetragen, die diesen Krieg im Westen in den ersten Jahren kennzeichnen sollte. Die belgische Regierung hat eine schwere Verantwortung auf sich geladen, indem sie den Volkskrieg planmäßig organisierte. Die Bürgergarde, die im Frieden ihre Waffen und Uniformen unter Verschluß hatte, erschien wechselweise in diesem und jenem Gewande. Auch die belgischen Soldaten müssen zu Beginn des Krieges einen besonderen Zivilanzug im Tornister mitgeführt haben. General Ludendorff sah auf der Nordostfront Lüttichs in den Schützengräben bei Fort Barchon Uniformen liegen, die die dort kämpfenden Soldaten zurückgelassen hatten. Der General sagt:

„Solche Art von Krieg entsprach nicht den kriegerischen Gebräuchen ... Ich selbst war mit dem Gedanken einer ritterlichen und humanen Kriegführung ins Feld gezogen. Dieser Franktireurkrieg mußte jeden Soldaten anwidern. Mein soldatisches Empfinden hatte eine schwere Enttäuschung erlitten."

Der Vormarsch war nach der Denkschrift, die der Feldherr selbst als Chef der Aufmarschabteilung im Generalstab verfaßt hatte, wie folgt vorgesehen:

Von Norden sollte westlich der Maas die verstärkte 34. Inf.-Brigade zwischen dem Fort Loncin und Pontisse durchstoßen. Gleichzeitig sollte auf dem rechten Maasufer die verstärkte 27. Inf.-Brig. zwischen Maas und Fort d'Evegnée, die 14. Inf.-Brig. von Osten zwischen Fort d'Evegnée und de Fléron, von Südosten die verstärkte 11. Inf.-Brig. zwischen Fort Fléron und de Chaudfontaine, von Süden her zwischen Ourthe und der Maas oberhalb Lüttichs die verstärkten 38. und 43. Inf.-Brig. vorstoßen. Von Nordost und Ost sollten je eine Mörserbatterie auf die Nordostfront das Feuer eröffnen. Das Kav.-Korps 2 hatte den Befehl, die von Brüssel, Namur und Dinant heranführenden Bahnen zu stören und die Fernaufklärung nach Frankreich vorzutreiben. General v. d. Marwitz ging mit der Masse der Kavallerie nördlich und südlich um Lüttich herumgreifend vor, um dann zunächst nordwestlich der Festung Aufstellung zu nehmen.

Trotz aller Schwierigkeiten und sich häufender Zwischenfälle erreichten die Truppen am 4. 8. abends im allgemeinen ihr Tagesziel. Bei Visé war es zu heftigem Kampf gekommen, in den auch die schweren Geschütze der Festung Lüttich eingegriffen hatten. Der Maasübergang am 4. 8. mußte unterbleiben. Die 27. Inf.-Brig. war in Mortroux und Julémont eingerückt, die 14. Inf.-Brig. bei Hervé-Battise

zur Ruhe übergegangen. Die 11. Inf.-Brig. erreichte am 4. 8. Soiron, die 38. Inf.-Brig. Louveigne, die 9. Kav.-Div. besetzte die Brücken bei Poulseur, die 43. Inf.-Brig. nächtigte am weitesten von Lüttich entfernt bei Stoumont la Gleize.

Ich sehe nun davon ab, den Handstreich in seinem vollen Umfang zu behandeln, und beschränke mich auf die Vorgänge bei der verstärkten 14. Inf.-Brig., deren Führung General Ludendorff übernahm, nachdem der tapfere Kommandeur, Generalmajor von Wussow, gefallen war.

Die Brigade hatte in der Frühe des 5. August ihre Ausgangsstellung zum Sturm erreicht. General von Wussow entsandte Patrouillen, die aber nicht weit vordringen konnten. Im übrigen wurde der Tag zur Vorbereitung ausgenutzt und die dem Unternehmen zugrundegelegte Denkschrift Ludendorffs zur Kenntnis gebracht und dann auf Grund dieser und des Korpsbefehls die notwendigen Anordnungen gegeben.

General Ludendorff berichtet:

„Gegen Mitternacht des 5./6. 8. verließ General von Emmich Hervé. Wir ritten zur Versammlung der 14. Inf.-Brig. nach Micheroux, etwa 2 bis 3 Kilometer vom Fort Fléron entfernt ... Etwa gegen 1 Uhr begann der Vormarsch, er führte uns nördlich Fort Fléron vorbei über Retinne hinter die Fortlinie und dann auf die am Rande der Stadt gelegenen Höhen der Chartreuse."

Über den Feind herrschte so gut wie völlige Ungewißheit. General v. Emmich konnte sich höchstens darauf verlassen, daß die Brigaden alles daran setzen würden, die ihnen gestellte Aufgabe zu erfüllen. Mehr nicht. Infolgedessen lag aber über den verantwortlichen Führern und Stäben eine erhebliche Spannung.

Um 1 Uhr vormittags wurde angetreten. Oberleutnant von Nida, der vom Generalstab zugewiesene Wegeführer, trat mit der durch Pioniere verstärkten 5./ J.R. 27 als Vortrupp den Vormarsch an. Das II./ J.R. 27 folgte mit 100 Meter Abstand. Beim Durchschreiten von Micheroux erfolgte belgischerseits ein Feuerüberfall aus den Häusern. Trotzdem gelang es den Offizieren, die Truppe ohne größeren Aufenthalt im Marsch zu erhalten. Die Folge war aber, daß hintere Marschteile Häuser, aus denen geschossen worden war, in Brand setzten. Unbegreiflicherweise, aber zum Glück für die Marschkolonne eröffneten die Forts Evegnée und Fléron das Feuer nicht. Trotzdem ging der Vormarsch nur stockend weiter, so daß im Stabe des Generals von Emmich heftige Besorgnisse entstanden, ob rechtzeitig mit den anderen Brigaden der Stadtkern erreicht würde. Die Geländegestaltung und der Mangel an Nachrichtenmitteln bot auch keine Möglichkeit, die Verbin-

dung mit den übrigen Brigaden und den Kav.-Divisionen herzustellen, sie war zudem durch Franktireurs äußerst gefährdet. Aus dieser Besorgnis heraus begaben sich, als wieder ein längerer Aufenthalt eingetreten war, unabhängig voneinander General Ludendorff und die Hauptleute im Generalstab von Harbou und Brinckmann, nach vorn, um, wenn möglich, den weiteren Vormarsch in Gang zu bringen.

General Ludendorff erreichte, nachdem er sich an der haltenden Marschkolonne vorgearbeitet hatte, anscheinend deren Anfang. Es stellte sich aber bald heraus, daß diese Marschkolonne durch den Aufenthalt in Micheroux in der stockfinsteren Nacht die Verbindung nach vorn verloren hatte. Ludendorff setzte diese Kolonne wieder in Marsch. Im Orte Sur Fossé verfehlte General Ludendorff den Weg in Richtung Fort Evegnée. Die Spitze erhielt Gewehrfeuer: General und Mann sprangen vorwärts gegen den Feind. Der General erkannte aber bald seinen Wegirrtum. Er brach sofort das im Entstehen begriffene Gefecht ab, ging auf Sur Fossé zurück und schlug dort den richtigen Weg, die Straße nach Liéry, Queue du Bois ein.

Inzwischen erhielt die Vortrupp-Kompanie 5./I.R. 27 beim Vormarsch durch Liéry aus Häusern, Hecken und Gärten heftiges Feuer, ebenso die dicht auffolgenden Kompanien des Gros. Gleichzeitig fegten Kartätschschüsse die Straße entlang. Es traten schwere Verluste, besonders an Offizieren ein. Der Kommandeur des I.R. 27, Oberst Krüger, fiel. Fast zu gleicher Zeit fiel der tapfere, unerschrockene Kommandeur der 14. Inf.-Brig., General von Wussow, der sich um des Gelingens der der Brigade gestellten Aufgabe wegen nach vorne begeben hatte. Es entwickelte sich dann um den Ort Liéry ein heftiges Gefecht, in das schließlich fast alle Teile der Brigade eintreten mußten. Die Truppenverbände der Brigade kamen völlig durcheinander. Nacheinander drangen Teile der I.R. 27 und 165 in Liéry ein und gerieten hier in feindliches Geschützfeuer.

Das war zwischen 2 und 3 Uhr morgens. Kurz darauf traf General Ludendorff an der Stelle ein, wo General von Wussow gefallen war. Der Feldherr berichtet:

„In Retinne sah ich den Pferdeburschen des Generals von Wussow mit dessen Pferden. Er meinte, der General sei gefallen. Mit geringer Begleitung schlug ich den richtigen Weg, die Chaussee nach Queue du Bois ein. Plötzlich ein Feuerschein vor mir. Ein Kartätschschuß prasselte die Straße entlang. Wir blieben unverletzt. Nach wenigen Schritten stießen wir auf einen Haufen toter und verwundeter Deutscher Soldaten, es war die Spitze mit General von Wussow, ein früherer Kartätschschuß mußte sie getroffen haben. Ich sammelte die nach und nach eintreffenden Sol-

daten des Jäg.Btl. 4 und des J.R. 27 und beschloß, die Führung der Brigade zu übernehmen."

Der Augenblick, einzugreifen, war da! Mit der Selbstverständlichkeit des geborenen Führers stellt Ludendorff sich an die Spitze der 14. Infanteriebrigade, um den am Schreibtisch einst geschaffenen Plan durchzuführen, der bereits in Gefahr ist, zu scheitern. Die außerordentliche Kühnheit des Handstreiches ist nicht nur Erzeugnis seines Verstandes, sondern Teil seines Wesens und ganz sein eigen. Deshalb schreitet er im mörderischen Straßenkampf voran: Soldat unter Soldaten, Führer an der Front! Trotzdem: bei allen seinen Maßnahmen behält er den Blick auf das Ganze gerichtet. Durch solch rücksichtloses Einsetzen seiner selbst erkämpft er den Durchbruch, der eine Tat ohnegleichen wird. In ihr vereint sich alles, was jedem kämpfenden Mann, Soldaten und Offizier als höchstes Können und Heldentum gegolten hat!

Was besagen dazu jene schlichten Worte in Ludendorffs Kriegserinnerungen:

„Der Sturm auf die Festung ist mir die liebste Erinnerung meines Soldatenlebens. Es war eine frische Tat, bei der ich kämpfen konnte, wie der Soldat in Reih und Glied, der im Kampf seinen Mann stellt."

Sie besagen, daß General Ludendorff hinter das, was er erstrebt, sein Leben stellt, es rücksichtlos einzusetzen bereit ist. Das Bewußtsein, im Kampf seinen Mann stellen zu können, begeistert ihn zu höchstem Tun, es schafft ihm das Bewußtsein höchster Befriedigung, und es ist ihm selbstverständlich!

Um diese Zeit näherte sich dem Ort Liéry das 4. Jäg.Btl.

Zunächst galt es, die Geschütze zu beseitigen, die die Straße beschossen. Die Hauptleute von Harbou und Brinckmann vom Generalstabe, die sich beim General Ludendorff eingefunden hatten, schoben sich mit einigen tapferen Leuten durch die Hecken und Gehöfte zu beiden Seiten der Chaussee an die Geschütze heran. Die starke Besetzung ergab sich, der weitere Weg war frei. „Wir gingen vor und traten bald darauf in Queue du Bois in einen schweren Häuserkampf", berichtet der Feldherr. „Es wurde allmählich hell. Die beiden Generalstabshauptleute, der Kommandeur der 4. Jäger, Major von Marcard, der Kommandeur der II./Feld-Art. 4, Major von Greiff, und sein vortrefflicher Adjudant, Oberleutnant Neide, einige Soldaten und ich schritten vorneweg. Eine Feldhaubitze und später eine zweite wurden in gleicher Höhe vorgeholt. Sie säuberten die Straßen und schossen in die Häuser rechts und links. So kamen wir langsam vorwärts. Ich mußte oft die Mannschaften, die nur zögernd vorgingen, ermahnen, mich nicht allein gehen zu lassen."

Das Bild dieses Kampfes wird wohl noch anschaulicher, wenn wir einen jungen Offizier des Jäg.Btl. 4, Leutnant Werner Kybitz, zu Worte kommen lassen, dessen Schilderung noch von dem Feldherrn selbst voll anerkannt wurde:

„Im Massenchor lief uns durch die Infanteriekolonne der tausendfach wiederholte Schrei entgegen: ‚Die Jäger vor! — Die Jäger vor!'

Schnell bildete sich eine breite Gasse, durch die wir Jäger im Sturmschritt vorgingen. Bald waren wir über die Infanteriespitze hinaus, und da sah ich, warum die Infanterie nicht weiter vorwärts gekommen war: auf der schmalen Dorfstraße lag ein ungefähr kriegsstarker Zug Infanterie, etwa 70 Mann, auf engstem Raum kreuz und quer übereinander. Als wir uns vorbeidrängten und über die Toten hinwegstiegen, kam mir ein Blutdunst in die Nase wie beim Aufbrechen eines zerlegten Hirsches. Ich sah im Halbdunkel nach rechts und links, ob nicht wenigstens einer noch lebte. Aber, soweit ich auch sah, nicht einer.

Die Batterie vor uns hatte einige Minuten geschwiegen. Nun aber schlugen wieder, kaum 50 Meter vor uns, die Kartätschensalven auf die Straße. Die Geschütze hatten ihr Feuer, zu unserem Glück, etwa 100 Meter zurückverlegt, wohl in der Annahme, daß wir inzwischen weiter vorgekommen wären.

Wie auf Kommando machte unsere Kolonne, wir Offiziere immer noch eingehakt, ‚Rechts schwenkt, Marsch!' Ich fühlte im nächsten Augenblick einen eisernen Gartenzaun vor der Brust, fühlte einen ungeheuren Druck von vorn und hinten, ein Krachen und Brechen des Zaunes, und dann ergoß sich der Strom der Jäger in die tiefer liegenden Gärten und stürzte, sich auflösend, die Straßen entlang vorwärts. Nach wenigen Minuten erscholl links von mir durch das Krachen der Geschütze lautes ‚Hurrah, Hurrah!' Die Batterie war genommen.

Mein führerloser Zug hatte mir währenddem immer schwer auf der Seele gelegen. Ich wandte mich mehr nach rechts, in der Hoffnung, meine Kompanie zu finden. So kam ich in eine mit einzelnen Bäumen bestandene Mulde, in der etwa 100 führerlose Infanteristen und Jäger umherirrten. Ziemlich hoch über mir rauschten die Garben des feindlichen Maschinengewehrfeuers dahin. Im ersten Augenblick hatte ich das Gefühl des Geborgenseins, im nächsten den Gedanken: Jetzt in die Erde versinken! Das erste Morgengrauen zeigte mir fahle, angstverzerrte Gesichter. ‚Das sind ja alles Drückeberger!' Der Ekel würgte mich und gab mir meine Fassung wieder. Ich rief: ‚Vorwärts, mir nach!' und stürzte auf eine bebaute Straße zu, die etwa parallel unserer ursprünglichen Vormarschstraße verlief. Von den etwa 100 Schwachgewordenen folgten mir nur 4 Jäger.

Auf dieser Straße stießen wir auf einen seltsamen Haufen, den wir nach kurzem Lauf einholten: ein feuerbereites Geschütz und ein Munitionwagen wurden, die Schutzschilde hochgeklappt, nebeneinander von Artilleristen, Infanteristen und Jägern, im ganzen etwa 20 Mann, stetig vorwärts geschoben. Alles ballte sich wie ein Bienenschwarm hinter den beiden Fahrzeugen zusammen. Nur ein älterer hochgewachsener Offizier, im Mantel und Feldmütze, ging aufrecht vor der mannsbreiten Lücke zwischen Geschütz und Munitionwagen vor. Ich sah an den roten Paspeln des Mantelgürtels und der Schoßtaschen, daß es ein General war. Seine Stimme fiel mir sofort auf. Nicht in scharfem Kommandoton, sondern beruhigend und väterlich mahnend hörte ich seine Worte: ‚Vorwärts, immer vorwärts, Kinder! ... Nun kommt doch mit, immer vorwärts, laßt mich doch nicht alleine gehen! ...‘ Es war ein Wunder: als wäre er unverwundbar, ging er, jede Deckung verschmähend, in dem langsamen Zeitmaß, in dem ein Geschütz von Menschenhänden vorwärts geschoben werden kann, aufrecht durch das heftige Feuer, das unsichtbare feindliche Schützen aus Keller-, Haus- und Bodenfenstern aus nächster Nähe auf uns richteten. Wie Paukenschläge dröhnten die feindlichen Geschosse auf die Schutzschilde, wie schwere Hammerschläge schlugen sie auf das Straßenpflaster und pfiffen und zischten über und neben den Schutzschildern dahin. Dann wies der General auf ein aus der Häuserflucht vorspringendes Haus, aus dem das Feuer zu kommen schien, und gab dem Geschütz den Befehl: ‚Schuß!‘ Ein einziger, brüllender Krach von Abschuß und Einschlag in eine 50 bis 100 Meter entfernte Häuserwand! Ein prasselndes Krachen von stürzenden Wänden, Mauersteinen und Dachziegeln, ein klirrendes Splittern von zahllosen Fensterscheiben. Eine Wolke von Mauerstaub und Rauch versperrte für Minuten jede Sicht. Dann herrschte Totenstille, als hätte eine überirdische Gewalt dem Lärm plötzlich Ruhe geboten.

Dann ging es wieder etwa 50 Meter ohne jede Störung flott vorwärts, bis erst mit einzelnen Schüssen, dann schnell anschwellend, das feindliche Gewehrfeuer wieder auflebte. Ich ging gebückt hinter dem dichten Haufen, der an dem Schutzschilde des Geschützes klebte. Über den oberen Rand hinweg ging mein Blick ständig hin und her, nach vorn und auf den General. Mich beherrschte nur noch der Gedanke an ihn: Jetzt! Jetzt! Jetzt muß er umkippen. Wie ein Baum im Walde, unter der kreischenden Säge. Aber er kippte nicht. Nach halb rückwärts gewandt befahl er wieder: ‚Schuß!‘ Wieder das brüllende Getöse — und wieder Totenstille.

So ging es weiter. An einem kleinen Platz von etwa doppelter Straßenbreite ertönte plötzlich der Ruf, der mir durch Mark und Bein ging: ‚Munition ist alle!‘

Da wollte der General offenbar Geschütz und Munitionwagen stehen lassen und nur mit den Männern allein weiter vorgehen. Ich hörte wieder seinen Ruf, ‚Vorwärts, vorwärts, mir nach! Laßt mich doch nicht alleine gehen!' Aber sein Ruf half nichts. Jetzt klebte alles hinter den sicheren Schutzschildern. Da kam aus dem Munde des Generals der Ruf, der schon einmal, vor etwa einer Stunde, im Dunkel der Nacht, in höchster Not, Wunder gewirkt hatte: ‚Die Jäger vor!'

Ich war Jäger und auch Offizier. Ich sah mich unter der kleinen Schar um und sah, daß ich der einzige Offizier außer dem General war. Da blitzte mir durchs Gehirn: ‚Jetz büst du woll de Nächste darto!' Ich sprang neben den General vor das Geschütz nach vorwärts, und dann ging alles mit blitzartiger Schnelligkeit. Ich sah 150 Meter vor uns eine Doppelreihe belgischer Infanterie sich quer über die hier schnurgerade Straße schieben, ich sah sie die Gewehre stehend freihändig anschlagen, ich hörte zahllose harte Hammerschläge auf dem Straßenpflaster und dröhnenden Paukenwirbel auf den Schutzschildern hinter mir. Wie der Stoß einer zentnerschweren Eisenstange traf es meine vorgeschobene rechte Hüfte, heiß wie glühendes Eisen fuhr es mir quer durch den Leib. Ich stürzte neben dem General aufs Pflaster, der selber aufrecht stehen blieb, und sah und hörte nichts mehr, vielleicht eine halbe, vielleicht eine ganze Minute lang. Dann weckte mich der furchtbare Krach und Luftdruck des nächsten Schusses aus unserem Geschütz. Die feindliche Schützenmauer war weggefegt. Einzelne nachfolgende Kanoniere mußten wohl neue Granaten herangetragen haben. Ich sah Geschütz und Munitionwagen weiterrollen, sah das kleine Häuflein mit der hohen Gestalt des Generals nach vorn meinen Blicken entschwinden. Ich lag allein neben zwei toten Musketieren ...

Es kamen einzelne Nachzügler. Nach etwa einer halben Stunde erst marschierte ein geschlossener kriegsstarker Zug Infanterie unter Führung eines Leutnants vorbei. Das war die erste Verstärkung, die das kleine Häuflein des Generals auf dieser Straße erhielt.

Nach einer weiteren halben Stunde wurde ich von zwei Jägern nach dem Verbandplatz zurückgetragen, der an einer Straßenkreuzung eingerichtet war. Auf dem Bürgersteig lag neben mehreren anderen Toten ein toter General. Mit seinem Generalsmantel zugedeckt. Es legte sich mir schwer auf die Seele: ‚Nun hat es ihn doch noch gefaßt ...'

Als ich nach 14 Tagen im Lazarett in Aachen aus meinen Fieberträumen erwacht war, hörte ich verwundete Offiziere neben mir von dem Heldentode des Generals von Wussow sprechen, der unser Brigadekommandeur war. Ich erzählte meine Erlebnisse mit dem General, den ich für den General von Wussow hielt. Da

sagte ein Leutnant vom Infanterieregiment 27: ‚Das kann v. Wussow nicht gewesen sein, der ist ja schon in der Nacht in Micheroux an der Spitze der Brigade gefallen. Das ist der Generalmajor Ludendorff gewesen! Ludendorff war eigentlich nur als Zuschauer und ohne Befehlsgewalt da und hat nach dem Tode des Generals von Wussow die Führung der Brigade übernommen, und von den sechs Brigaden, die von allen Seiten zum Sturm auf Lüttich eingesetzt waren, ist Ludendorffs Brigade die einzige gewesen, die den Fortgürtel durchstoßen hat. Die fünf anderen Brigaden sind restlos abgeschmettert worden.'

So hörte ich den Namen Ludendorff zum erstenmal."

Inzwischen war die 3./J.B. 4 unter Hauptmann von Hauffe, die 4. unter Hauptmann Ott gefolgt. Der Ruf des Generals Ludendorff „Die Jäger vor!" hatte gezündet. Teile des J.R. 27 schlossen sich an, die feindlichen Geschütze wurden genommen. Aber aus den Häusern verteidigten sich die Belgier mit Zähigkeit weiter. Sie wurden von einem Teil der Stoßtruppen angepackt. Bei den vordersten seiner Jäger auf der Straße ging der Kommandeur Major von Marcard. Dichtauf folgte General Ludendorff. Endlich traten Häuser und Gärten zurück. Man kam in freieres Gelände. Es war vier Uhr morgens, da erhielten die Deutschen Feuer aus Queue du Bois. In diesem Moment meldete sich Major von Greiff, Kommandeur II./Feld-Art. 4 beim General Ludendorff. Dieser läßt die Abteilung sofort westlich Liéry in Stellung gehen. Bald darauf schlagen ihre Granaten in die Häuser und Hecken am Ostrand von Queue du Bois. Dieses Dorf wird nun verhältnismäßig schnell genommen, trotzdem fast jedes Haus hartnäckig verteidigt wird. Mit dem Artilleriefeuer war das Vorgehen in Fluß gekommen. Die Batterien des F.-A. 4 setzen alles daran, ihn darin zu erhalten.

Hoch aufgerichtet steht General Ludendorff zwischen den Geschützen, immer wieder schreitet er mit ihnen vorwärts, die Geschütze folgen. Ein Kampf ohnegleichen geht vor sich. Bewundernd und bangend zugleich sind die Blicke der in seiner Nähe befindlichen Offiziere auf General Ludendorff gerichtet. Von ihm gehen ungeahnte Kräfte auf Offiziere und Mannschaft über. Beispiel und Wille gehen über jedes Maß hinaus. Früh um 6 Uhr 30 Min. am 6. August 1914 ist der Westrand von Queue du Bois erreicht. Vor der Brigade liegt Bellaire, von dort fallen nur noch vereinzelte Schüsse.

Der General berichtet:

„Beim Heraustreten aus dem Dorf" (Queue du Bois) „erkannten wir nach der Maas zu eine in Richtung Lüttich marschierende Kolonne. Ich hoffte, es wäre die

27. Inf.-Brig. Es waren aber Belgier, die über die Maas kopflos abzogen, statt uns anzugreifen. Inzwischen verstärkten sich die bei mir befindlichen Kräfte durch das Eintreffen zurückgebliebener Soldaten. Der Durchbruch durch die Fortlinie war gelungen. Das I.-R. 165 unter seinem hervorragenden Kommandeur Oberst von Oven, rückte geschlossen heran. General von Emmich traf ein. Der Vormarsch auf die Chartreuse wurde fortgesetzt. Er vollzog sich ohne Zwischenfälle. Im Angesicht der Werke an der Nordfront Lüttichs erstiegen wir aus dem Maastal die Höhen östlich der Chartreuse. Als die Brigade dort eintraf, war es etwa 2 Uhr nachmittags geworden. Die Geschütze wurden gegen die Stadt gerichtet. Ab und zu wurde ein Schuß abgegeben, teils als Signalschuß für die anderen Brigaden, teils um den Kommandanten und die Stadt willfährig zu machen."

Mit der Munition mußte hausgehalten werden, die Truppen waren erschöpft und stark mitgenommen. Es mußte alles daran gesetzt werden, sie wieder kampf- und verwendungfähig zu machen. General v. Emmich schaute nach dem Verbleiben der 11. I.-B. aus. Er kehrte bald wieder zur Brigade zurück. Kein Anzeichen dafür traf ein, daß von den anderen fünf Brigaden noch eine oder die andere ihr Ziel ebenfalls erreicht hatte. Plötzlich wurde auf dem jenseitigen Ufer der Maas, auf der Zitadelle eine weiße Flagge gesetzt. General von Emmich entsandte den Hauptmann von Harbou vom Generalstab dorthin; um 7 Uhr kehrte dieser zurück und meldete, daß die Flagge gegen den Willen des Kommandanten aufgezogen worden sei.

Die Lage war für die Brigade ungemein ernst. Sie befand sich allein im Fortgürtel. Etwa 1000 belgische Gefangene wurden nach der von General Ludendorff unbesetzt erkannten Chartreuse unter Bedeckung einer Kompanie gesandt. General Ludendorff sagt: „Der Kompagniechef muß an meinem Verstande gezweifelt haben." Ähnlich ging es wohl auch dem Hauptmann Ott, dem General Ludendorff um 10 Uhr abends den Befehl gab, mit seiner Jägerkompanie die Maasbrücken in Lüttich zu besetzen, um sie für weiteren Vormarsch offen zu halten und die Brigade zu sichern.

General Ludendorff sagt in seinen Erinnerungen, daß die Spannung in der Nacht vom 6. zum 7. August sich bis zur Unerträglichkeit steigerte. Im Laufe des Morgens besprach er mit General von Emmich die Lage. Der Entschluß, in Lüttich einzumarschieren, stand fest, den Zeitpunkt behielt sich General von Emmich vor. Doch erteilte er diesen Befehl bald. Oberst von Oven mit dem I.-R. 165 hatte die Vorhut. Am Anfang des Gros folgten General von Emmich und Ludendorff mit den Stäben. Oberst von Oven, der auf die Zitadelle marschieren sollte, nahm auf



Im Zeughaus 1918



Am 15. Juni 1918 in Avesnes. Im Gespräch mit dem Kaiser im Hauptquartier

Grund bei ihm eingehender Meldungen den Weg in Richtung Fort Loncin, um sich an diesem Ausgang von Lüttich aufzustellen.

„In der Annahme, daß Oberst von Oven auf der Zitadelle sei", schreibt General Ludendorff in seinen Kriegserinnerungen, „fuhr ich mit dem Brigade-Adjudanten in einem belgischen Kraftwagen, den ich mir nahm, dorthin voraus. Kein Deutscher Soldat war dort, als ich eintraf. Die Zitadelle war noch in feindlicher Hand. Ich schlug an das verschlossene Tor. Es wurde von innen geöffnet, die paar hundert Belgier ergaben sich mir auf meine Aufforderung."

Wer denkt hier nicht an jenes überraschende Erscheinen des großen Königs im Schloß von Lissa nach der Schlacht bei Leuthen am 5. 12. 1757, das von österreichischen Offizieren belegt war, die der König mit seinen bekannten Worten: „Bon soir, messieurs! Gewiß haben Sie mich hier nicht vermutet? Kann man hier auch noch mit unterkommen?" begrüßte. — Welcher Deutsche Schuljunge kannte diesen Vorfall nicht. Jedem — Buben oder Mädel — wurde er eingehämmert als Beispiel für die Geistesgegenwart und den persönlichen Mut Königs Friedrichs des Großen. Das Verhalten des Generals Ludendorff auf der Lütticher Zitadelle ist selbst heute nur wenigen bekannt.

Die 14. Brigade wurde dann nachgezogen, die Zitadelle besetzt und zur Verteidigung eingerichtet.

„Meine selbstübernommene Aufgabe war damit beendet", schreibt der Feldherr. „Ich konnte General von Emmich bitten, mich nunmehr zu entlassen."

Einige hundert Mann der 34. J.-Brig., die bei dem Durchbruch derselben auf dem westlichen Ufer der Maas gefangengenommen worden waren, außerdem durchgebrochene Teile der 11. und 27. J.-B. trafen ebenfalls ein, so daß General von Emmich über eine gewisse Macht verfügte. Die Lage blieb trotzdem verzweifelt ernst. Um sie zu bessern, kehrte General Ludendorff im Kraftwagen zu seinem AOK. 2 zurück. „Mein Abschied von General von Emmich war bewegt", schreibt er.

Die verstärkte 14. J.-B. war also nicht die einzige, die von den sechs Brigaden die Fortlinie durchbrochen hatte. Aber ihr Führer, General Ludendorff, war der einzige, der seinen Erfolg fest in den Händen behielt, ihn mit zäher Energie ausbaute und damit das unerhört kühne Unternehmen gegen die moderne Festung vor dem nahen Zusammenbruch rettete.

In den grauenvollen Nachtstunden vom 5./6. August, in der Ungewißheit der Nacht vom 6./7. August trat deutlich sichtbar die Persönlichkeit hervor, die berufen war, Feldherr der Deutschen zu sein: Erich Ludendorff.

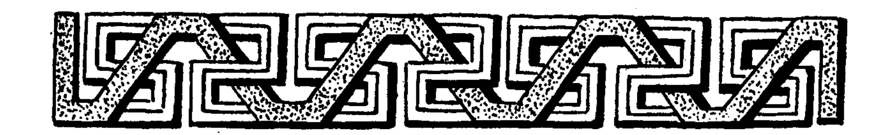
Der Heeresbericht meldete am 8. August 1914: „Die Festung Lüttich ist genommen."

General von Emmich leitete den Angriff gegen die Forts von der Innenstadt aus ein; Teile der nachfolgenden Armeen mit schwersten Geschützen, darunter 42-Zentimeter-Mörser als größte Kriegsüberraschung, vollendeten in wenig Tagen die Leistung, die General Ludendorff mit der 14. Brigade vollbracht hatte. Der Eindruck der Tat war ungeheuer in der ganzen Welt. Der Auftrieb, den die Stimmung in Deutschland erhielt, wirkte sich gewaltig und zuversichtlich aus. Der Name Ludendorff aber wurde kaum genannt! Der Orden Pour le mérite, den der General ebenso erhielt wie General von Emmich, wurde ihm erst am 22. August 1914 von Seiner Majestät dem Kaiser überreicht, als General Ludendorff sich in Koblenz meldete, „um im Osten die Lage zu retten"!

Der Deutsche Vormarsch war gesichert, denn Ludendorff hatte die Schlüsselfestung durch Handstreich genommen. Deutscher Boden blieb frei vom Kriege.

In dem welt- und kriegsgeschichtlich gewordenen Begriff „Lüttich" findet General Ludendorff den geschlossensten und erhabensten Ausdruck seiner ganzen, stolzen Männlichkeit, wie es sonst wohl niemals einem großen Manne eines Volkes in so ausgeprägter Form beschieden worden ist.

In Dankbarkeit, Treue und Ehrfurcht neigen wir uns vor ihm, der bis in seines Lebens letzter Stunde wie bei Lüttich uns voranschritt im Ringen und im Kampf um den Bestand eines völkischen Deutschland!



Der Feldherr schildert das Weltkriegsgeschehen

Walter Löhde

Wenn ich in den folgenden Abschnitten über die Ereignisse des Weltkrieges den Feldherrn selbst sprechen lasse, so tue ich das einmal, weil die vorliegenden, bis ins einzelne gehenden Darstellungen des großen Feldherrn nicht zu übertreffen sind, und dann auch, weil die Federn Außenstehender, mögen sie sich noch so sehr bemühen, die Ereignisse niemals annähernd so wiedergeben könnten wie der Feldherr, der sie selbst gestaltete. Friedrich der Große hat in dem Vorwort zu der von ihm geschriebenen Geschichte seiner Zeit und seiner Feldzüge treffend gesagt:

„Viele haben Geschichte geschrieben, aber sehr wenige haben die Wahrheit gesagt. Schlecht unterrichtete Schriftsteller wollten Anekdoten schreiben und haben sie erdichtet oder Volksgerüchte für bewiesene Tatsachen genommen und sie der Nachwelt dreist aufgetischt. Andere wollten berichten, was sich hundert Jahre vor ihrer Geburt zugetragen hat. Sie haben Romane verfaßt, in denen höchstens die Hauptsachen nicht entstellt worden sind. Sie haben den Menschen, deren Leben sie überlieferten, Gedanken, Worte und Taten zugeschrieben, und die leichtsinnige Welt, die betrogen sein will, hat die Hirngespinste der Verfasser für geschichtliche Wahrheiten gehalten. Wieviel Lügen! Wieviel Irrtümer! Wieviel Betrug!

In der Überzeugung, daß es nicht irgendeinem Pedanten, der im Jahre 1840 zur Welt kommen wird, noch einem Benediktiner der Kongregation von St. Maur zusteht, über Verhandlungen zu reden, die in den Kabinetten der Fürsten stattgefunden, noch die gewaltigen Szenen darzustellen, die sich auf dem europäischen Theater abgespielt haben, will ich selbst die Umwälzungen beschreiben, deren Augenzeuge ich war und an denen ich den regsten Anteil hatte."

Wenn der große König hier die Darstellungen Außenstehender zurückweist, so gilt das nicht etwa nur für die Gegner, sondern auch für die Anhänger des betreffenden Feldherrn oder Geschichtegestalters. Selbst bei größter Sorgfalt, bei größtem Verantwortungbewußtsein und dem Heranziehen des umfassendsten Materials, kann niemand nachträglich den Ereignissen und besonders dem handelnden Feldherrn völlig gerecht werden. Der Feldherr Ludendorff hat sogar gesagt, es kommt für eine solche „Darstellung darauf an, alle die Schwierigkeiten darzulegen, die für Führung und Truppe auch aus der Ungewißheit über die eigene Lage und

die Maßnahmen des Feindes entstehen. Allerdings kann abgesehen hiervon keine Kriegsgeschichte das starke schöpferische Erleben wahrer Feldherren, das der Lenker großer heldischer Schlachten hat und ausstrahlt, je wiedergeben oder mit Hilfe der Vernunft nachträglich konstruieren. Eine Schlacht ist eine aus schöpferischen Kräften geborene einheitliche und einmalige Tat, der sogar der Schlachtenlenker selbst in nachträglicher Darstellung nicht voll gerecht werden kann."

Die vielen Legenden und Lügen, die sich über die Schlacht von Tannenberg bildeten, deren unvergleichlicher Darstellung diese Sätze des Feldherrn entnommen sind, haben die Notwendigkeit der Selbstdarstellung durch den Feldherrn erwiesen, wie sie Friedrich der Große ebenfalls für erforderlich hielt. Ist aber schon die sich heiß bemühende Geschichteschreibung nicht — oder nur unvollkommen — in der Lage, entsprechende Schilderungen zu geben, so ist es erst recht eine andere, von deren Vertretern der Feldherr schreibt:

„Besonders abstoßend wirken nun aber Kriegsgeschichteschreiber, die vermeintliches Forschertum und vermeintliche Kriegserfahrung unterer Dienststellen mit Dünkel und Mangel an jedem menschlichen Takte der wahren Leistung gegenüber verbinden und nun noch irgendeine bestimmte Zielsetzung zu beweisen sich bemühen. Schreiben sie zudem noch aus engster Schau, für die die Bezeichnung ‚Froschperspektive' gewählt werden könnte, oder aus einer Charakterveranlagung heraus, für die der Ausdruck ‚subaltern' noch nicht einmal richtig gewählt wäre, so wird ihre kriegsgeschichtliche Tendenz-Darstellung zu einem unwahrhaftigen Zerrgebilde und ihr Tun zu einem Unrecht an der Wahrheit und dem Volke."

Nicht jeder Feldherr der Geschichte hat derartig umfassende, bis ins einzelne gehende Darstellungen seiner Maßnahmen und der Kriegshandlungen gegeben, wie es der Feldherr Erich Ludendorff tat. Er hat sie aber auch so klar, so übersichtlich und verständlich gegeben, daß jeder folgen kann. Dabei ist die Darstellung so knapp und von jedem Beiwerk frei, daß eigentlich nicht ein einziger Satz ausgelassen werden kann. Eine des Raumes wegen hier notwendige Zusammenfassung belastet mich also mit einer großen Verantwortung, und es erforderte manche reifliche und auch schmerzliche Überlegung, Abschnitte des Textes fortzulassen, eines Textes, der eine Auslassung streng genommen einfach nicht duldet. Nur die hohe Aufgabe, der dieses Werk dient, mag diese Kürzungen entschuldigen.

Einem solchen von Friedrich dem Großen und Erich Ludendorff gezeigten Weg der Darstellung geschichtlicher Ereignisse, sollen die folgenden Abschnitte, in tiefer Einsicht von dem unermeßlichen geschichtlichen Reichtum, den der Feldherr uns

geschenkt hat, bei der Übermittlung der Weltkriegstaten Erich Ludendorffs entsprechen. Bei der ungeheuren Fülle außergewöhnlichster Ereignisse, die von dem Schlachtenlenker ausgelöst und von dem Heere ausgeführt wurden, können natürlich nur einige wesentliche Großtaten herausgegriffen werden. Ich wähle sie aus den Werken des Feldherrn und lasse den Leser durch die Erwähnung der zwischen jene Schilderungen fallenden Ereignisse im Zusammenhang mit dem Gesamtgeschehen bleiben. In manchem Gespräche ließ der Feldherr seine Mitarbeiter im Geisteskampfe klar erkennen, welchen Frontereignissen er die größte Bedeutung beimaß. Hiernach wählte ich aus.

Wer das Werk „Meine Kriegserinnerungen" und alle einzelnen Abhandlungen des Feldherrn kennt, wird das gedrängte Gesamtbild ebenso in der dramatischen Wucht der Ereignisse schätzen, wie andere zum ersten Male die Klarheit, Plastik und Größe der Kriegswerke des Feldherrn kennenlernen und sich den Reichtum der Werke selbst sicher nicht entgehen lassen werden. Das Werk „Meine Kriegserinnerungen" gehört nicht nur zu den größten militärischen Werken, sondern zu den schönsten Denkmälern Deutschen Schrifttums überhaupt.

Die Schlacht von Tannenberg

Der Feldherr hat sich seinerzeit — als Kriegsgeschichteschreiber die Schlacht von Tannenberg behandelten und dabei seine Feldherrnleistung zu verkleinern, seine Feldherrnehre herabzusetzen versuchten — veranlaßt gesehen, selbst eine geschlossene Darstellung dieser bedeutendsten Schlacht des Weltkrieges, ja der Kriegsgeschichte überhaupt, zu geben. Diese maßgebliche Darstellung zu besitzen, läßt sich nicht genug würdigen, und wir bringen hier diese Ausführungen des Feldherrn, soweit sie die Schlacht betreffen, ohne sie zu unterbrechen. Der Feldherr schreibt:

Die Bedeutung der Schlacht

Nicht jede Schlacht ist ein Markstein im Kriege und wahrhaft geschichtegestaltend. Die Schlacht von Tannenberg ist es indes. Die Bedeutung ragt weit in die Zukunft des Deutschen Volkes hinein, wie weit, kann es allein entscheiden.

Als ich am 22. 8. 1914 abends im Großen Hauptquartier in Koblenz, wohin ich durch die Worte des Generals v. Moltke:

„Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage",

gerufen wurde, die ersten grundlegenden Weisungen durch den Mund desselben nach dem Osten für die Schlacht gab, die auch weiter nach meinem Willen geführt und nach meinem Vorschlage die Schlacht von Tannenberg genannt wurde, da konnte ich selbst die weltgeschichtliche Bedeutung derselben noch nicht übersehen.

Ich schlug die Schlacht in dem Gedanken, Ostpreußen zu retten. Damals glaubte ich noch an einen nachhaltigen Widerstand der uns verbündeten österreichisch-ungarischen Armee in Galizien und hielt die erfolgreiche Weiterführung des Vormarsches im Westen für gesichert. Ihm hatte ich durch die Einnahme von Lüttich freie Bahn gegeben. Ich rettete auch Ostpreußen durch die Vernichtungschlacht bei Tannenberg über die Armee Samsonows, der über die Südgrenze der Provinz vormarschiert war, und durch die sich anschließende Schlacht an den Masurischen Seen gegen die Armee Rennenkampfs, der von Osten her vordrang und den Angriff der Armee im Osten in der Schlacht von Gumbinnen am 20. 8. abgeschlagen hatte.

Sehr bald erweiterte sich die strategische Bedeutung der Schlacht von Tannenberg. Es wurden die österreichisch-ungarischen Kräfte in Galizien von den überlegenen russischen Heeren geschlagen. Freimaurerverrat in der Truppe machte sich schon damals fühlbar. Die in Ostpreußen siegreichen Truppen waren nun für weitere Aufgaben und Unterstützung des österreichisch-ungarischen Heeres frei.

Es scheiterte aber auch der Vormarsch im Westen, der okkulte General v. Moltke nahm das Heer aus siegreicher Schlacht zurück, das „Marne-Drama" fand am 9. 9. statt*). Nun waren keine Truppen im Westen verfügbar, um mit der Eisenbahn nach dem Osten gefahren zu werden, um hier die Russen zu schlagen. Nach den ursprünglichen kriegerischen Absichten der Deutschen Obersten Heeresleitung sollten nach dem entscheidenden Siege im Westen Truppen nach dem Osten geworfen werden, um nun auch den Russen entscheidend zu treffen, der bis dahin nur „aufgehalten" werden sollte. Mit Mühe wehrte jetzt das Westheer die gegnerischen Angriffe ab. Wesentlich auf eigene Kräfte gestellt, galt es nun im Osten durch kühne Beweglichkeit die russische Überlegenheit zum Einstellen des Vormarsches zu veranlassen, wenn Höheres nicht zu erreichen war. Immer größer war die Aufgabe geworden, die ich zufolge der Gestaltung der Kriegslage nach dem Siege von Tannenberg im

*) „Das Marne-Drama — der Fall Moltke-Hentsch".

Osten zu erfüllen hatte. Ich löste die Aufgabe im Osten durch kühne Feldzüge mit starker Unterlegenheit gegen an Zahl überlegene Massen.

Das österreichisch-ungarische Heer wurde entlastet, Österreich-Ungarn im wesentlichen vor feindlichem Einfall gerettet und der Russe gezwungen, den Vormarsch einzustellen. Seine Vernichtung zu erreichen, war nicht möglich gewesen. Wie im Westen kam es nun auch im Osten im wesentlichen jenseits unserer Grenzen zum Stellungkrieg. Die unmittelbare strategische Bedeutung der Schlacht von Tannenberg ist damit gekennzeichnet. Ja, sie war groß und ausschlaggebend. Wäre bei Tannenberg nicht gesiegt worden und nicht so vollendet, wie dies der Fall war, dann wären die russischen Armeen in Ostpreußen und Galizien und später aus Polen weiter nach Westen marschiert und hätten die Deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen zurückgedrängt. Das Westheer hätte sich schwächen müssen, was gleichbedeutend mit dem Zurückgehen desselben hinter die Grenzen und hinter den Rhein gewesen wäre. Deutschland wäre Kriegsschauplatz geworden. Der Feind hätte seine Absichten erreicht: das Deutsche und das österreichisch-ungarische Heer mitten in Deutschland und in Böhmen einzuschließen und zu vernichten. Die planmäßige Einkreisungpolitik der überstaatlichen Mächte vor dem Weltkriege hätte zur Einkreisung der Heere auf dem Schlachtfelde in Deutschland und zur Zermalmung des Deutschen Volkes geführt*).

Auf dieser durch die Schlacht von Tannenberg gezeitigten strategischen Grundlage wurden nun der vierjährige Widerstand des Deutschen Heeres weit im Feindesland und die Rettung des Deutschen Volkes möglich. Es verhungerte nicht trotz völkerrechtswidriger Blockade und Abschnürung. Die besetzten Feindgebiete steuerten zur Volksernährung bei. Dieser vierjährige Widerstand ließ dem Volke Zeit zum Nachsinnen über die Todesgefahr, in der wir standen, zum Entfalten seelischer Kräfte, die das Erwachen der Deutschen Volksseele, das die Worte „Drohende Kriegsgefahr" und „Mobilmachung" in den Augusttagen 1914 in dem Bewußtsein von Millionen von Deutschen bewirkt hatten, zu einem nachhaltigen machten. Es ist etwas Großes um dieses Erwachen der Volksseele, das nun wiederum das Erwachen des Rasseerbgutes bedeutet. Dieses führte dann zum Erkennen der Todesnot unseres Gotterlebens und ließ das Gottahnen unseres Rasseerbgutes durch meine Frau zu Deutschem Gotterkennen werden. Die Grundlage Deutschen Volkslebens in weite Zukunft hinein war gewonnen. Aus der strategischen Bedeutung der Schlacht, die wahrlich groß genug ist, ergibt sich die weltgeschichtliche, sofern das

*) „Wie der Weltkrieg 1914 ‚gemacht' wurde."

Deutsche Volk sich auf sich selbst besinnt und geschichtlich denken lernt. Es ist mein Stolz, daß mein Name mit solchem Tannenberg gleichbedeutend ist.

Die Schlacht

Der 22. und 23. 8. 1914 (Skizze 1*)

Zu Beginn des Krieges war ich Oberquartiermeister bei der 2. Armee. Als ich im Januar 1913 infolge meines starken Drängens auf Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht aus dem Generalstabe versetzt wurde, war mir die Stellung eines Oberquartiermeisters zugedacht, da die Stellung des Chefs der Operation-Abteilung der Obersten Heeresleitung nun anderweitig besetzt wurde, und ich für eine Verwendung als Chef einer Armee noch „zu jung" war. Die reichen Erfahrungen, die ich im Generalstabe in meiner bisherigen Stellung gesammelt hatte, und mein betätigtes Können waren für die Stellung eines Oberquartiermeisters wirklich nicht notwendig gewesen. Ich hatte mir darauf die Stellung des Oberquartiermeisters bei der 2. Armee ausbedungen und ebenso meine Kommandierung zu dem Handstreich von Lüttich, den ich lange Zeit bearbeitet, und dessen hohe Bedeutung für den Schutz der Heimat und raschen Sieg ich immer betont hatte**).

Mein Handeln bei Lüttich ist bekannt, ich führte die 14. Infanterie-Brigade, deren Führer gefallen war, im Straßenkampf am 7. 8. zuletzt bis auf die Zitadelle vor, die sich mir ergab. Damit war die entscheidende Tat zur Einnahme von Lüttich vollbracht, dessen Forts später nach und nach genommen wurden***). Der Weg für den rechten Heeresflügel durch Belgien war damit freigemacht und die Grundlage für eine erfolgreiche Durchführung der gewaltigen Angriffshandlung im Westen nach Frankreich und Belgien hinein gegeben. Durch sie sollte hier der Sieg über die vereinigten französisch-englischen und belgischen Heere erreicht werden.

Während des Vormarsches oblag ich meinen Geschäften als Oberquartiermeister, die namentlich der Gestaltung der rückwärtigen Verbindung der 2. Armee galten; daneben aber bemühte ich mich, die Verbindung mit der weiter nördlich vormarschierenden 1. Armee weiter sorglich aufrecht zu erhalten. Ich sah in dem engen

*) Ich bitte die Darstellung an Hand der Skizzen genau zu verfolgen, sonst kann sie nicht verstanden werden. Leider muß ich aus wirtschaftlichen Gründen mit diesen Skizzen sparsam sein. Hieraus ergibt sich auch, daß ich eine Darstellung wählen muß, die es ermöglicht, daß nach den Skizzen der Verlauf der Schlacht noch verfolgt werden kann; es muß auch auf frühere geblickt werden. — Dies auch für etwaige freimaurerische „Militärkritiker".

**) „Mein militärischer Werdegang", Ludendorffs Verlag.

***) S. entsprechende Abhandlung auf S. 195 ff.

Zusammenwirken beider Armeen eine der Grundlagen des Erfolges der Deutschen Operation, ebenso wie in ihrer rastlosen und schnellen Durchführung*). Auf meinen Fahrten mit dem Oberbefehlshaber, General v. Bülow, weilte ich auch bei General v. Gallwitz, der Namur zu nehmen hatte. Am 21. August fuhr ich zur 2. Garde-Division westlich Namur, wohnte noch deren Sambre-Übergang bei und machte hierüber im Oberkommando Meldung. Das sollte für lange Zeit hinaus, bis zu meiner Berufung in die Oberste Heeresleitung am 29. 8. 1916, meine letzte Kriegshandlung im Westen sein.

Am Morgen des 22. 8. um 9 Uhr — das Oberkommando war gerade im Aufbruch nach vorwärts — erhielt ich von den Generalen v. Moltke und v. Stein Briefe, durch die ich plötzlich in die Stelle des Chefs des Generalstabes der 8. Armee in Ostpreußen berufen wurde. General v. Moltke schrieb — ich erwähnte das schon:

„Sie werden vor eine neue schwere Aufgabe gestellt, vielleicht noch schwerer, als die Erstürmung Lüttichs ... Ich weiß keinen anderen Mann, zu dem ich so unbedingtes Vertrauen hätte, als wie zu Ihnen. Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage ... Sie können natürlich nicht für das verantwortlich gemacht werden, was geschehen ist, aber Sie können mit Ihrer Energie noch das Schlimmste abwenden. Folgen Sie also dem neuen Ruf, der der ehrenvollste für Sie ist, der einem Soldaten werden kann."

General v. Stein, damals Generalquartiermeister, schloß seinen Brief:

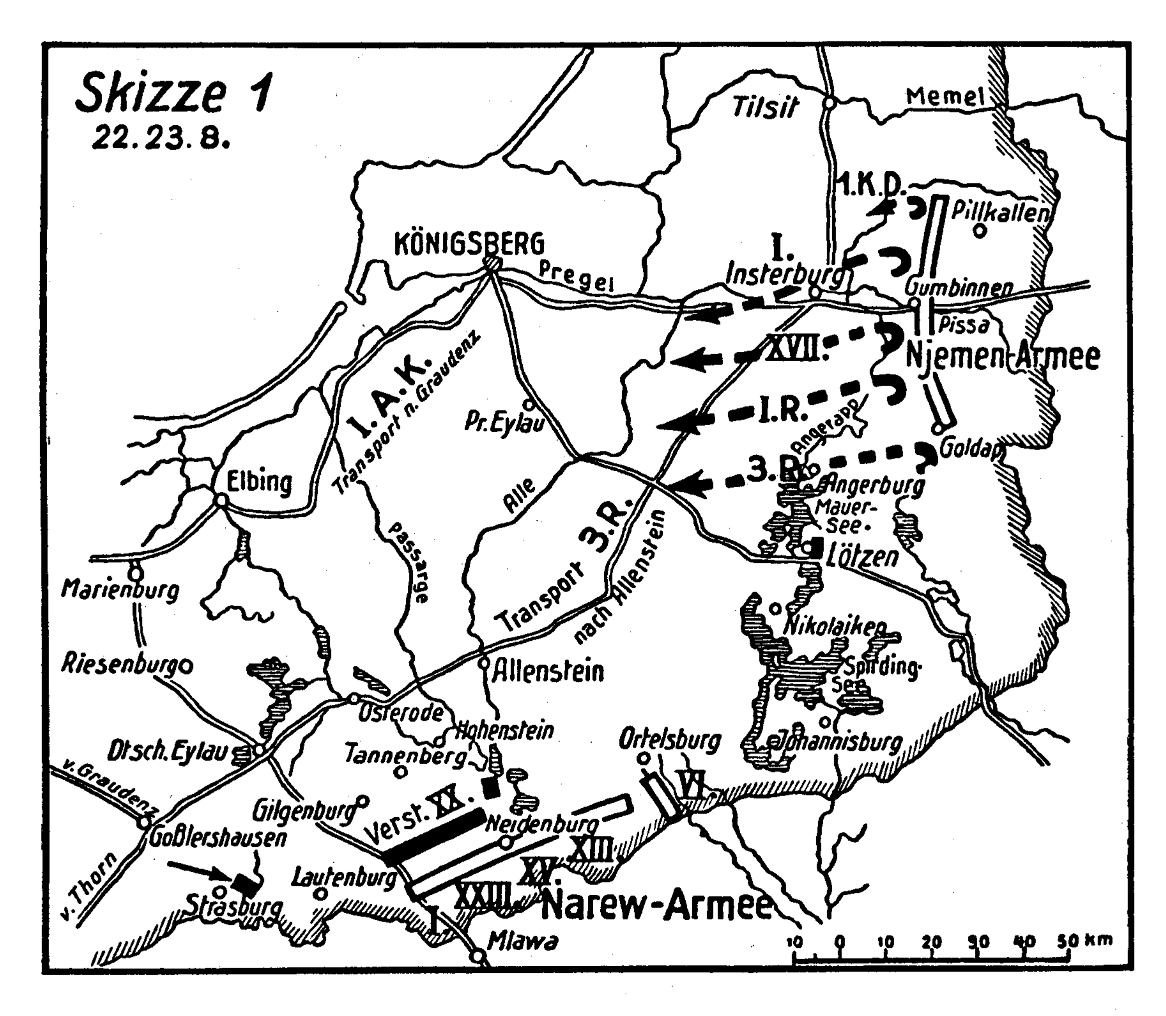
„Schwer ist die Aufgabe, aber Sie werden es schon machen."

Wenige Minuten nach Erhalt der Briefe saß ich mit Burschen und Gepäck im Kraftwagen. Die Pferde sollten mit der Bahn nach dem Osten gefahren werden.

Nach langer, rastloser Autofahrt durch belgisches Gebiet, das deutlich die Spuren von Kämpfen und namentlich von Kämpfen gegen völkerrechtwidrig handelnde belgische Freischärler trug, durch Lüttich, das das Gedenken an mein dort getätigtes kühnes Tun in Ungewißheit hinein in mir wachrief, und friedliche Deutsche Gaue traf ich gegen 6 Uhr abends im Großen Hauptquartier in Koblenz ein. Hier erfuhr ich die Gestaltung der Kriegslage im Osten durch General v. Moltke selbst, der sich in tiefster seelischer Erschütterung befand und buchstäblich am ganzen Leibe bebte.

Die Gestaltung der Lage im Osten war mir bis dahin fremd gewesen. Ich wußte nur aus den Aufmarschanweisungen an die 8. Armee, die ich ja oft genug geschrieben hatte und aus Operationstudien, die die Generale Graf v. Schlieffen und

*) Die unheilvollen Folgen der Vernachlässigung dieser Verbindung nach meiner Abkommandierung habe ich in der Schrift „Das Marnedrama" gezeigt.



v. Moltke durchgeführt hatten, daß sie ernste Gefahren zeitigen könnte, die nur Können und Willen meistern würden.

General v. Moltke sagte mir, die 8. Armee in Ostpreußen habe am 20. 8. die Njemen-Armee des Generals Rennenkampf, die von Kowno her über die Ostgrenze der Provinz vorgerückt war, angegriffen. Der Angriff wäre aber gescheitert. Die Armee wäre im Rückzug hinter die Weichsel. General Rennenkampf folge nur langsam. Das I. A.-K. (Armee-Korps)*) sollte mit der Bahn nach Graudenz gefahren

---

*) Ich bitte, diese Abkürzungen sich zu merken.

Ich habe in meinem Werke: „Mein militärischer Werdegang" über die Zusammensetzung der Feld-, Reserve- und Landwehrtruppen in Altersklassen und ihre Stärken an Infanterie, Kavallerie und Artillerie usw. ausführlich geschrieben. Ich füge hier nur an, daß die preußischen Armeekorps 24 Bataillone, 6 bis 8 Schwadronen und 24 Batterien zu 6 Geschützen und ein Fuß-Artillerie-Bataillon zu 4 Feldhaubitz-Batterien stark waren. Das Reservekorps verfügte über die gleiche Stärke an Infanterie, aber nur über

werden. Die 1. K.-D. (Kavallerie-Division), XVII. A.-K., I. R. (Reservekorps) sollten möglichst weit nördlich ausholend, den Rückmarsch hinter die Weichsel fortsetzen, das A.O.K. (Armee-Ober-Kommando) sollte von Braunsberg nach Dirschau verlegt werden. Die 3. R. (Reserve-Division) wäre nach Allenstein mit der Eisenbahn herangeführt, um das durch Landwehr-Formationen auf etwa 3½ Infanterie-Divisionen verstärkte XX. A.-K. weiter zu verstärken. Gegen dieses Armeekorps wäre die russische Narew-Armee unter General Samsonow über die Südgrenze Ostpreußens zwischen den durch Sperren befestigten Masurischen Seen*) und der Bahn Warschau—Mlawa—Marienburg im Vormarsch und hätte die Grenze überschritten. Mit ihrem schnellen Vormarsch nach Nordwesten gegen die Rückzugslinie der vor der Njemen-Armee zurückgehenden Truppen müsse gerechnet werden.

Die Durchführung des Rückzuges hinter die Weichsel der in Ostpreußen operierenden Truppen war in den zahlreichen Kriegsspielen des Generals v. Schlieffen und des Generals v. Moltke stets für möglich gehalten worden. Sollten doch die hier kämpfenden Truppen in Gefechtskraft erhalten bleiben, um nach Erringung der Entscheidung in Frankreich von dort her verstärkt werden zu können und nun mit diesen Verstärkungen zusammen noch fähig zu sein, die Entscheidung im Osten herbeizuführen. In solcher Auffassung hatte wohl auch das bisherige A.O.K. der 8. Armee im Osten den Rückzug beschlossen. Jetzt aber hätte, wie ich bereits zu Anfang dargetan habe, uns dieser Rückzug die Niederlage des Deutschen und verbündeten Heeres und die Zermalmung desselben und des Deutschen Volkes in Mitteldeutschland und in Böhmen gebracht. Der Rückmarsch hinter die Weichsel bedeutete aber auch die Preisgabe der Provinz Ostpreußen und Westpreußen östlich der Weichsel an die Russen. In der Theorie werden Landesteile mit ihrer Bevölkerung leicht dem Feinde überlassen, in dem Ernst der Wirklichkeit sieht es anders aus, da ist das Überlassen eigenen Gebietes an den Feind etwas gewaltig Schweres, und so drängte sich auch im Großen Hauptquartier in Koblenz, namentlich auch beim Kaiser, der Wunsch Bahn, den Feind an der Besitznahme von Ostpreußen zu hindern und der

12 Batterien Feldartillerie. Ein A.-K. bestand aus 2 Divisionen zu 12 Bataillonen und 12 Batterien zu 6 Geschützen. Die 3. R. war entsprechend stark. Eine Landwehrbrigade bestand aus nur 6 Bataillonen, 1—2 Batterien.

Diese Stärken haben sich die Leser zu vergegenwärtigen, nur dann können sie die Zusammenhänge voll würdigen.

*) Diese Sperrbefestigungen waren bis auf die Sperre bei Lötzen durchaus minderwertig. Auch die kleine Feste Lötzen hatte nur völlig veraltete Werke. Nach Westen zu waren die Sperranlagen nur bei Lötzen geschlossen.

Bevölkerung furchtbare kriegerische Heimsuchung zu ersparen. Diese Aufgabe wurde mir zuteil. Mein Streben wurde, Ostpreußen zu retten und die Russen zu schlagen.

Die Lage, die ich vorfand, so schreibe ich in „Meine Kriegserinnerungen", „war zweifellos sehr ernst, aber schließlich gab es doch noch Auswege."

Dieser „Ausweg" war die Angriffsschlacht gegen die Narew-Armee. Zu ihr wollte ich so starke Kräfte vereinigen, wie nur möglich. Bei dem Entschluß zu dieser Schlacht rechnete ich damit, daß die russischen Armeeführer die starke Veränderung der Kriegslage, die mein Wille über unsere besiegten oder in der Verteidigung stehenden Truppen herbeiführen sollte, nicht rasch genug erkennen würden. Wie im Einzelnen zu handeln sei, war am 22. abends in Koblenz noch nicht zu übersehen, daß schnell gehandelt werden mußte, bevor die russischen Armeeführer sich in der neuen Lage zurechtfanden, war klar. Immerhin ließen sich aber bereits einige grundlegende Maßnahmen für die Schlacht treffen. So verlegte ich den Schwerpunkt der Armee nach dem verstärkten XX. A.-K., das je nach der Lage vor der vormarschierenden Narew-Armee zurückgenommen werden müsse, eine Bewegung, die ein wirkungvolles Eingreifen des I. R. und XVII. A.-K., vielleicht sogar in den Rücken der Narew-Armee, ermöglichen könnte.

Auf meine Bitte wurde sogleich durch General v. Moltke nach dem Osten hin befohlen, daß die Eisenbahntransporte des I. A.-K. möglichst weit an das XX. A.-K. nach Deutsch-Eylau und Stationen in Richtung Soldau herangeführt würden. Gleichzeitig ließ ich in gleicher Richtung, aber weiter südlich längs der Südgrenze Ostpreußens über Strasburg alle noch irgendwie verfügbaren Kriegsbesatzungen aus den Weichselfestungen einschließlich Thorns — ein Teil befand sich schon bei dem verstärkten XX. A.-K. — mit der Eisenbahn versammeln. Hier mußte eine starke Gruppe gebildet werden, mit der der Narew-Armee das Gesetz vorgeschrieben und sie dadurch von vornherein an einem weiten Vordringen nach Norden gehindert werden könnte, daß sie soweit südlich wie möglich angepackt würde.

In welchem Umfange und in welcher Richtung das Heranziehen von I. R. und XVII. A.-K. zu der Entscheidungschlacht möglich war, war am 22. abends in Koblenz natürlich noch nicht zu übersehen. Letzteres hing sehr wesentlich von dem Verhalten der Njemen-Armee ab. Beide A.-K. wurden auf meinen Wunsch am 23. in ihrem Rückmarsch angehalten, um den durch Märsche und Kämpfe stark ermüdeten Truppen Ruhe zu geben und sie hierdurch zu weiteren großen Anstrengungen zu befähigen, denn das Gelingen der Operation konnte von der Schnelligkeit der Bewegung abhängen, sobald sie einmal eingeleitet war.

Endlich ließ ich noch anordnen, daß das A.O.K. nicht bis Dirschau zurückgehen, sondern bereits in Marienburg das Hauptquartier errichten sollte, von wo aus es leicht an die Südgruppe herangeführt werden konnte.

Ich hatte die Genugtuung zu sehen, wie General v. Moltke sichtlich ruhiger wurde. Er dankte mir mit warmem Händedruck. Es war das letztemal, daß ich diesen von mir damals verehrten und doch so unglückseligen Mann sah*).

Wie ich später noch im Großen Hauptquartier in Koblenz erfuhr, war ursprünglich geplant gewesen, nur die Stellung des Chefs des Generalstabes beim Ober-Kommando der 8. Armee neu zu besetzen. Hierzu hatte mich sofort General v. Moltke bestimmt. Erst später wurde dann der Entschluß gefaßt, auch General v. Prittwitz abzuberufen. Die Wahl war auf General v. Hindenburg gefallen, der in Hannover als pensionierter Offizier lebte. Ich erfuhr erst kurz vor meiner Abreise um 9 Uhr abends, daß General v. Hindenburg den Ruf angenommen habe.

Nach den Anstrengungen der mannigfachen Eindrücke des Tages, die so außerordentlich wechselreich und ernst**) waren, war mir das Alleinsein und die Ruhe im Eisenbahnabteil des Sonderzuges, der mich über Hannover nach dem Osten bringen sollte, eine Erholung. Ernst dachte ich über die mir zuteil gewordene Aufgabe nach und ich zweifelte nicht, daß ich sie lösen würde, falls ich ohne jede Einmischung die Operationen leiten könne. Es stand in mir fest, daß nur e i n Kopf und e i n Wille diese ernste Lage noch meistern werde. Mit Spannung sah ich daher dem Zusammentreffen mit dem Oberbefehlshaber entgegen, den ich bis dahin nicht

---

*) Ich sprach ihn noch einmal telephonisch. Ich hatte nach der Schlacht an den Masurischen Seen, als das A.O.K. der 8. Armee sein Hauptquartier in Insterburg genommen hatte, am 14. 9. die Mitteilung erhalten, ich wäre als Chef des Stabes zu einer bei Breslau aus zwei A.-K. der 8. Armee zu bildenden „Südarmee" versetzt. Ich fragte General v. Moltke, warum man mich hier plötzlich abberufe. Er machte mir — ohne mir mitzuteilen, daß er die Operationen ja gar nicht mehr leite, sondern die Leitung General v. Falkenhayn übernommen habe — Mitteilungen von Vereinbarungen mit dem österreichisch-ungarischen A.O.K. Ich hörte dies mit Staunen und konnte General v. Moltke nur sagen, daß wenn die beabsichtigten Operationen ausgeführt würden, die Hauptteile der 8. Armee zur Unterstützung der österreichisch-ungarischen Armee aus der Provinz Posen einzusetzen seien. Es war damals für mich bemerkenswert, daß General v. Hindenburg über diese Abberufung meiner Person nach den beiden, nach meinem Willen geleiteten, siegreichen Schlachten eigentlich nichts einzuwenden hatte. Doch mein Vorschlag wurde befolgt, die Hauptteile der 8. Armee wurden herangezogen, allerdings nicht in die Gegend von Posen, sondern viel zu weit südlich, so wie es ursprünglich geplant war. Das A.O.K. hatte damit die gleiche Zusammensetzung behalten. An den 14. 9. 1914 dachte ich am 26. 10. 1918, als mich der Kaiser verabschiedete, und General v. Hindenburg im Amte blieb.

**) Ich hatte mich auch in Koblenz bei dem Obersten Kriegsherrn, dem Kaiser, gemeldet, der sehr sorgenvoll über das Schicksal der Bevölkerung der Provinz Ostpreußen sprach, in der er so oft und gern geweilt hatte. Hier händigte nun auch der Chef des Militärkabinetts den Orden „Pour le mérite" aus, den

konnte. Ich traf mit ihm am 23. 8. 4 Uhr früh auf dem Bahnhof in Hannover zusammen. Ich trug ihm im Zuge kurz meine Auffassung der Lage und meine in Koblenz getroffenen Anordnungen vor und konnte rasch erkennen, daß er meinem Kopf und meinem Willen keine Schwierigkeiten bereiten würde. Nach der Unterredung legte ich mich in dem Bewußtsein schlafen, daß mir uneingeschränktes Betätigungfeld und alle Verantwortung bei Erfüllung der mir gewordenen Aufgabe gesichert sei.

Ich muß viele Legenden zerstören. Als ich, ich glaube, es war im Jahre 1929, gelegentlich meines Freiheitringens gegen die überstaatlichen Mächte auch in Brome i. Han. sprach, führte in einer Rede der dortige Bürgermeister aus, er wisse von seinem Verwandten, der irgendwie mit dem Zuge etwas zu tun hatte, der mir damals zur Verfügung gestellt war, daß ich dem General v. Hindenburg einen völligen Schlachtenplan vorgelegt hätte. Auch militärischerseits ist man mit solcher Behauptung hervorgetreten oder hat einen solchen Plan dem General v. Hindenburg zugesprochen. Das ist unrichtig. Ich schreibe in „Meine Kriegserinnerungen":

„Ein Aufmarsch kann und muß eine lange Zeit vorbereitet sein. Die Schlachten im Stellungkriege erfordern etwas ähnliches. Im Bewegungkriege und bei der Schlacht aus dem Bewegungkriege heraus wechseln die Bilder, die sich der Führer zu machen hat, in bunter Reihenfolge. Da muß er sich nach seinem Können entschließen. Das Soldatenhandwerk wird zur Kunst und der Soldat zum Feldherrn."

Der Ernst der Lage und die auf mir lastende Verantwortung ließen mich nur kurz ruhen. Endlos erschien mir die Fahrt nach Marienburg. Was würde ich dort vorfinden? Würde die russische Njemen-Armee scharf gefolgt sein, hatte die russische Narew-Armee Kräfte gegen das verstärkte XX. A.-K. bereits eingesetzt, wie würde dieses dem Angriff widerstanden haben, nachdem es schon seit Kriegsbeginn im

mir der Kaiser als äußere Anerkennung für den Sturm auf Lüttich auf Wunsch des Generals v. Moltke verliehen hatte. Während General v. Emmich, der Führer sämtlicher Angriffskolonnen auf Lüttich, den gleichen Orden sofort zugestellt erhalten hatte, war er mir vorenthalten worden. Das Militärkabinett hatte mir die Schwierigkeiten nicht vergessen, die ich dem Kriegsminister bei der Durchführung der von mir veranlaßten Heeresvorlage bereitet hatte, die das Volk durch die tatsächliche Einführung der allgemeinen Wehrpflicht retten sollte. Diese waren dem Militärkabinett bedeutungvoller erschienen als mein Streben, durch Durchführung der Allgemeinen Wehrpflicht den Frieden zu erhalten, oder Kriegslagen auszuschließen, wie sie durch Mangel an Truppen nur zu leicht eintreten können. Jetzt, nach meiner Berufung, glaubte das Militärkabinett seine ablehnende Haltung gegen mich nicht weiter durchführen zu können. Ich konnte nicht mehr „abgeschoben" werden, wie im Januar 1913. Ich war durch die Not der Kriegslage unentbehrlich geworden. Aber eine Bekämpfung meiner Person ging weiter. Die geplante Versetzung nach der Schlacht an den Masurischen Seen schlägt, wie anderes, hier hinein. — In Koblenz machte sich der Kaiser zum Übermittler, er überreichte mir den Orden unmittelbar.

Grenzschutz und in unmittelbarer Gefechtsberührung mit dem Feinde die Kräfte seiner Truppen stark beansprucht hatte. Von der Widerstandskraft dieses Korps hing so unendlich viel, ja, die Möglichkeit, die Operation durchzuführen, ab. Es mußte überlegenen Feind abwehren und aufhalten und durfte nur wenig nachgeben! Wurde es geschlagen, bevor das I. A.-K. und die weiteren Landwehrverstärkungen zur Stelle waren, so konnte in weiterer Folge die Narew-Armee auch das I. R. und XVII. A.-K. gefährden, wenn diese zur Schlacht in scharf südwestlicher Richtung heranmarschierten, statt sie, wie General v. Prittwitz beabsichtigt hatte, weit nördlich ausholen zu lassen.

Endlich näherte sich der Zug Dirschau, langsam fuhr er über die lange Eisenbahnbrücke über die Weichsel. Dann sah ich zur Rechten das Ordensschloß des Deutsch-Ritter-Ordens auftauchen, nach dem Marienburg seinen Namen erhalten hat. Verschiedentlich hatte ich im Frieden das Ordensschloß betrachtet und über das Schicksal des Ritter-Ordens nachgedacht. Hatte er doch in der Schlacht bei Tannenberg 1410 das Land östlich der Weichsel dem Einfluß der Polen überlassen müssen. Deutsche Kraft war auf jenem Schlachtfelde dem Slawen unterlegen. Mir war damals noch nicht bewußt, daß dieser Ritterorden zur Befestigung der Macht des römischen Papstes in jenem Gebiet östlich der Weichsel, das ich jetzt aus Feindeshand retten wollte, sehr wesentlich Deutsches Heidentum vernichtet hatte, um mit römischgläubigen Deutschblütigen Siedlern das Land dem römischen Papst untertan zu machen. Ich dachte nur an jene Schlacht, die ja in der gleichen Gegend stattgefunden hatte, in der ich die Schlacht gegen die Narew-Armee des Generals Samsonow schlagen wollte. Diesmal sollte das Deutsche Schwert den Slawen treffen und das Land östlich der Weichsel Deutschland erhalten bleiben*).

Gegen 2 Uhr fuhr der Zug in den Bahnhof Marienburg ein. Die Generalstabsoffiziere des A.O.K. meldeten sich. Die Stimmung war gedrückt. Die Offiziere des A.O.K. standen noch voll unter dem Eindruck der verhängnisvollen Schlacht von Gumbinnen, des erzwungenen Rückzuges und der Gefahren, die namentlich die Narew-Armee zeitigen konnte. Welch andere Stimmung herrschte hier als bei dem A.O.K. der 2. Armee, das ich 24 Stunden vorher aus der weitausholenden An-

*) Ich bemerke ausdrücklich, daß mir damals alle die Zusammenhänge, die ich später in dem Treiben der überstaatlichen Mächte erkannte, völlig fremd waren. Ich sah in dem Russen den Feind, der uns vernichten wollte. Diesem Feinde galt mein ganzer militärischer Zorn. Ich erkannte erst später, wie die überstaatlichen Mächte das russische Volk gegen uns gehetzt hatten, um beide Völker vernichtend zu treffen. Ich habe mich hierüber oft genug und zuletzt in „Wie der Weltkrieg 1914 ‚gemacht' wurde" deutlich ausgesprochen.

griffsbewegung im Westen verlassen hatte. Unwillkürlich dachte ich daran und hatte Mitgefühl mit meinen Kameraden, die hier in eine so überaus schwierige Kriegslage schon durch die Aufmarschanweisungen gestellt waren. Daß ich von einem A.O.K. gegangen war, das etwa 14 Tage später in der Marneschlacht am 8. und 9. 9. so völlig versagen sollte und in ein ungleich tieferes Gedrücktsein herabsank, konnte ich nicht ahnen. Ich hatte die Genugtuung, daß sich die Stimmung sehr bald hob, als die Offiziere meine sichere Führung erkannten. Viele waren mir ja aus der Friedenstätigkeit sehr nahe bekannt und von mir geschätzt. Ich ließ mir von Oberstleutnant Hoffmann sofort die Lage vortragen. Die Njemen-Armee war wesentlich nicht weiter gefolgt. Das XX. A.-K. stand in einem noch nicht entschiedenem Kampfe mit überlegenen Kräften, die östlich um seine Stellung herumgriffen. Der Abtransport des I. A.-K. war auf recht erhebliche technische Schwierigkeiten gestoßen. Damit mußte seine Versammlung südöstlich Deutsch-Eylau auf oder hinter dem rechten Flügel des XX. A.-K. sich erheblich verzögern. In Richtung Strasburg und darüber hinaus nach Osten waren Landwehrtruppen etwa in Stärke einer Brigade unter General v. Mülmann in Versammlung. Bei Allenstein war die 3. R. ausgeladen. In dieser Lage war es mir schon möglich, neue Entschließungen zu fassen. (Skizze 2*). Sie gingen dahin, alle ausgeladenen Teile der Landwehr-Brigade Mülmann und des I. A.-K. unverzüglich möglichst weit in Richtung Usdau—Soldau vorzuschieben.

Das verstärkte XX. A.-K., dem nun auch die 3. R. unterstellt wurde, sollte mit seinen Kräften haushalten, d. h. es konnte nach Nordwesten ausweichen, falls es durch Umfassung seines linken Flügels dazu veranlaßt wurde.

Das I. R. und das XVII. A.-K. erhielten Weisung, zunächst den Rückmarsch in südwestlicher Richtung etwa auf Allenstein fortzusetzen, gedeckt durch die 1. K.-D., die neben der Kriegsbesatzung von Königsberg der Njemen-Armee gegenüber belassen wurde. Daneben wurden von der Etappen-Inspektion der Armee noch 2 bis 3 Landsturm-Bataillone in den Raum Allenstein, Königsberg, Elbing, Deutsch-Eylau geschoben, die sich weit in jenem Gebiet verteilten, um feindliche Kavallerie-Patrouillen örtlich abzuwehren.

Das Werk des Reichsarchivs „Die Befreiung Ostpreußens" schreibt über die Anordnungen**):

---

*) Siehe Seite 230.

**) Ich folge auch weiter diesem Werke, bemerke indes, wie ich schon ausgeführt habe, daß ich damals nicht alles wußte, sowohl über die Lage bei den eigenen Truppen, wie über die beim Feinde, was in dem

Besprechung in le Cateau

Von links nach rechts: Ludendorff, Oberstleutnant Stapff (früher Armeechef) und Oberstleutnant Wetzel von der OHL.

An der flandrischen Küste im April 1918 mit Admiral Schröder und Oberstleutnant Wetzel


Ludendorff

„(Sie) setzten fast die gesamten östlich der Weichsel verfügbaren Streitkräfte, soweit sie für eine Verwendung im freien Felde nur irgendwie in Frage kamen, zum Angriff auf die Narew-Armee in Bewegung. Zum 26. August sollten sie, wie am 23. abends der Obersten Heeresleitung gemeldet wurde, ‚beim XX. Armeekorps zum umfassenden Angriff' vereinigt werden. 11½ Divisionen Infanterie sollten zur Entscheidungschlacht heranrücken, nur 1½ Divisionen (Hauptreserve Königsberg mit 2. Landwehrbrigade) und die 1. Kavallerie-Division die Njemen-Armee abwehren."

Es war ein Entschluß von unerhörter Kühnheit, gegenüber der siegreichen Armee Rennenkampfs nur so geringe Kräfte zu lassen, aber es war die einzige Möglichkeit, Ostpreußen zu retten. Wie die weitere Ausführung war, hing nicht nur vom eigenen Willen, sondern auch vom feindlichen Willen ab, der sich meinem Willen zu beugen noch nicht gezwungen war. Ich hoffte ja, Rennenkampf würde die völlig veränderte Kriegführung nicht so schnell erkennen, er hatte auch im japanisch-russischen Kriege nur zögernd geführt, aber es galt trotzdem noch andere Möglichkeiten als den Sieg über die Narew-Armee in Betracht zu ziehen. Das Reichsarchivwerk fährt fort:

„Und doch ließ das neue Oberkommando auch bei größter Kühnheit des Angriffsplanes die nötige Vorsicht nicht außer acht. So wurde gleichzeitig die Frage erwogen, was geschehen solle, wenn der Schlag gegen die Narew-Armee mißlang. Auch dann wollte man versuchen, sich östlich der Weichsel zu behaupten, die Stromübergänge sollten für das Eingreifen der später von Westen erwarteten Kräfte offengehalten werden. Dazu bekam der General der Pioniere den Auftrag, schon jetzt eine Stellung in der allgemeinen Linie Graudenz—Deutsch-Eylau—Elbing zu erkunden. Für den Ausbau wurden Zivilarbeiter in Aussicht genommen."

So der Hergang! Wenn der „Sieger von Tannenberg" Oberstleutnant Hoffmann, allerdings erst nachdem die Schlacht siegreich geschlagen war, vor anderen zunächst schüchtern und dann fortschreitend immer kühner behauptete, „er habe das ja alles gewollt, er hätte es zum Teil noch angeordnet", so ist das völlig unzutreffend. Er hat das nach seinem damaligen Bericht nicht gewollt, noch angeordnet. Das frühere A.O.K. hatte wohl nur ein Anhalten von I. R. und XVII. A.-K. hinter der Passarge in Aussicht genommen. Wenn nun auch gar General v. Prittwitz zu

---

Werke steht. Meine Eindrücke von damals werden andere gewesen sein, als die vom Reichsarchiv niedergelegten Tatsachen, soweit sie auch auf eingehendem Quellenstudium beruhen. Das ist mir bei dem jetzigen Durchlesen besonders klar geworden. Das liegt aber im Wesen aller nachträglichen kriegsgeschichtlichen Darstellungen. Gutes zu geben, hat sich das Reichsarchiv gewiß im höchsten Maße bemüht, wenn es auch die Verhältnisse beim A.O.K. oft in der üblichen Rangabstufung schildert, was in späteren Teilen des Kriegswerkes noch mehr in Erscheinung tritt. In den Skizzen hielt ich mich an dasselbe.

meiner Herabsetzung Verteidiger findet, und er selbst sich nicht scheute auszusprechen, die einleitende Bewegung zur Schlacht von Tannenberg irgendwie beeinflußt zu haben, so ist das eine weitere Ungeheuerlichkeit. Vielleicht werden Kriegsgeschichteforscher, die das zu berichten wagen, auch behaupten, seine Niederlage bei Gumbinnen wäre verdienstvoll, weil aus ihr ja sich der Rückmarsch des XVII. A.-K. und I. R. und damit ihr späteres Eingreifen in der Schlacht von Tannenberg möglich geworden wären. Wohin mögen alle diese Geschichteforscher noch kommen!*).

Im Hauptquartier in Marienburg ließ ich mir, nach Feststellung der ersten Weisungen an die Truppen, von Oberstleutnant Hoffmann auch näheren Vortrag über die Vorgänge in Ostpreußen bis zur Schlacht von Gumbinnen und über diese selbst halten, um mir ein Bild von den Leistungen von Führern und Truppen zu machen, mit denen ich sehr wesentlich zu rechnen hatte. Aus dem Vortrag ergab sich ein eigenmächtiges und ein im kleinen und großen taktisch widersinniges Verhalten des Generals v. François, Kommandierenden Generals I. A.-K. Das genannte Werk des Reichsarchivs schildert es richtig. Er hatte auf den Wasserturm der russischen Grenzeisenbahnstation östlich Gumbinnen der Eisenbahn Gumbinnen—Kowno sinnlos viel wertvolle Artillerie-Munition verschossen. Er hatte das A.O.K. der Armee über sein Handeln im unklaren gelassen, vornehmlich aber in der Schlacht von Gumbinnen seinen siegreichen linken Flügel angehalten, während, wohl auf seine Mitteilung hin, das XVII. A.-K. unter General v. Mackensen den Angriff auf die russische Stellung übereilt durchgeführt hatte, was schwere Verluste für das XVII. A.-K. zur Folge hatte. Das I. R. unter General v. Below, der als besonders befähigter Offizier galt und diesem Ruf auch später Ehre machte, und die 3. R. unter General v. Morgen, einem frisch zugreifenden General, waren nicht voll zum Einsatz gekommen. Ob die Ansicht des Oberstleutnant Hoffmann richtig gewesen ist, daß die Schlacht am nächsten Tage erfolgreich hätte durchgeführt werden können, ist heute nicht zu entscheiden. Schlachten auf dem Papier sind leichter zu gewinnen, wie Schlachten in der Wirklichkeit mit ihren so zahlreichen Friktionen, d. h. vielen Unwägbarkeiten und Mißverständnissen und dem Handeln im Drange des Augenblicks nicht nur an einer, sondern an vielen Stellen.

Das Einstellen des Angriffs und der Rückzug hätte noch bei der 1. K.-D. die ernste Lage gezeitigt, daß sie, die weit um den rechten Flügel der Njemen-Armee am 20. herumgegriffen hatte, nun völlig die Verbindung mit der zurückgehenden Armee

*) Natürlich riefen die Weisung über den Wechsel im A.O.K. und meine ersten Anordnungen aus Koblenz andere Anschauungen hervor! Darin liegt wohl „des Pudels Kern"!

verlor, so daß das A.O.K. tagelang in ernster Sorge um das Schicksal dieser K.-D. gewesen war. Bei meinem Eintreffen in Marienburg hatte sie sich bereits wieder in großen Märschen an den linken Flügel der Armee herangezogen gehabt.

Die Generale v. Mackensen und v. Scholtz waren mir persönlich als Führer bekannt. Ich schätzte beide Generale.

Die Vorträge, die ich entgegengenommen hatte und meine eigenen Kenntnisse der führenden Persönlichkeiten gaben mir ein Bild, was ich von Führern und Truppen zu erwarten hatte, wußte ich doch, daß die Preußischen Armeekorps auf voller Höhe ihrer Ausbildung standen. Es war die Frage, ob ihr Wert durch die abgebrochene Schlacht Einbuße erlitten hatte. Zweifelhaft blieb mir auch, was von Reserve- und Landwehr-Formationen im Kampf zu erwarten sei, die namentlich mit Artillerie so außerordentlich schlecht ausgerüstet waren und über vieles, wie über Feldküchen nicht verfügten, mit denen die Infanterie der Armeekorps bereits ausgerüstet war. Ich hoffte indes, und meine Erwartungen haben mich nicht getäuscht, daß Reservetruppen und Landwehr, zumal sie hier für die Rettung ihrer Angehörigen von Feindesgefahr kämpften, bei der guten drei- und zweijährigen Dienstzeit, die sie genossen hatten, sich gut schlagen würden.

Die russische Armee galt als gut, nur als etwas schwerfällig, das kam einer schnelle Entscheidung suchenden Krieg- und Schlachtenführung zugute*), die zudem auf die russische Führung überraschend wirken mußte.

Der 24. und 25. 8. 1914 (Skizze 2)

Es war selbstverständlich, daß am 24. 8. das A.O.K. näher an die Südgruppe, d. h. an den sich dort bildenden Schwerpunkt der Armee, verlegt wurde. Es ging nicht gleich nach Deutsch-Eylau oder Löbau, die durch die ausgeladenen Truppen des I. A.-K. voll beansprucht waren, sondern für den 24. und 25. nach Riesenburg (Skizze 1) und erst am 26. nach Löbau, um nun auch der kämpfenden Front nahe zu sein. Der Kommandierende General des XX. A.-K., v. Scholtz, hatte seinen Gefechtsstand in Tannenberg. Sein Korps stand nicht mehr ganz so, wie in Skizze 1 angegeben, sondern bereits mit der Front halb nach Süden, auf seinem linken Flügel zurückgebogen; der Weg nach Tannenberg führte über schönes Deutsches Land durch Scharen von Flüchtlingen aus der Bevölkerung. Die Straßen waren mit Wagen und Fußgängern bedeckt. Die Wagen waren mit Hausgeräte aller Art be-

*) Hier sei gleich eingefügt, daß das russische A.-K. an Infanterie stärker war als ein Deutsches. Die Geschützzahl war annähernd die gleiche, bei dem russischen etwas geringer.

laden, auf ihnen hockten Frauen und Kinder. Müde gingen die Männer einher, müde waren die Zugtiere. Trotz dieser vielen flüchtigen Massen auf den Straßen waren bereits viele Flüchtlinge aus Ostpreußen damals mitten im Reich eingetroffen, insonderheit war wehrtaugliche Jugend dorthin geführt, auch der reiche Pferdebestand der Provinz teilweise dorthin gefahren worden. Die Not des Krieges im eigenen Lande empfand ich auf jedem Kilometer mehr, mit dem wir uns Tannenberg näherten. Gleiche Bilder drängten sich bei den Fahrten zur Front in den folgenden Tagen in ebensolcher Schärfe auf. Ich sah dabei auch die Gefahren, die für die kämpfende Truppe, die ja hinter sich auch einen ungeheuren Wagentroß hatte, durch die Ansammlung der Flüchtlinge in ihrem Rücken entstehen konnte. Ich schrieb in: „Meine Kriegserinnerungen":

„Sie zählten viele Tausende, waren zu Fuß und zu Wagen und sperrten die Straßen. Sie klebten an der Truppe. Ein plötzlicher Rückzug der Armee-Gruppe (v. Scholtz) hätte die schmerzlichsten Folgen für die Flüchtlinge und die Truppen haben müssen. Aber es war nicht zu ändern. Die wenigen Gendarme genügten nicht, die Masse zu leiten. Man mußte sie gewähren lassen. Viel traurige Bilder sind mir haften geblieben"*).

Das Schwere, das der Krieg für ein Volk bringen kann, hatte ich sowohl in Belgien, wie jetzt in Ostpreußen zur Genüge kennengelernt. Dort war es vornehmlich die Schuld des völkerrechtswidrigen Freischärlerkrieges neben Kampfhandlungen, die diese Not verursachte. In Ostpreußen war es die Sorge vor Russengreueln. Hierbei muß ich aber betonen, daß bei dem Russeneinfall im August 1914 die russische Truppe musterhafte Ordnung bewahrte. Mir sind Fälle bekannt, in denen Offiziere die Weinkeller und Speisevorräte auf Gütern bewachen ließen. Nur Kosaken werden Greueltaten nachgesagt.

In Tannenberg eingetroffen, wurde mit General v. Scholtz die Gesamtlage besprochen. Ich machte ihm Mitteilung von der Aufgabe, die seinem A.-K. zufiel, nämlich den Feind aufzuhalten, bis die mit der Eisenbahn und durch Märsche herangeführten Truppen zum Eingreifen bereit wären. Ein gewisses Zurückweichen des Korps in nordwestlicher Richtung wäre möglich. Er machte Mitteilung von dem

*) Vielleicht werden die „Militärkritiker" mir diesen Satz wieder dahin auslegen, ich hätte meine Nerven ja doch verloren. Dabei will ich ihnen indes erzählen, daß ich bei dem Vormarsch in Südpolen, den ich bereits in einer Anmerkung erwähnte, die von uns wieder hergestellten Eisenbahnen gleich wieder für eine Zerstörung einrichten ließ, was sich nachher ja auch so außerordentlich bewährt hat. Ja, ich scheute mich auch nicht, die Eisenbahn Allenstein—Insterburg jetzt zerstören zu lassen. Was nach dem Siege kam, war dann eine andere Sorge.

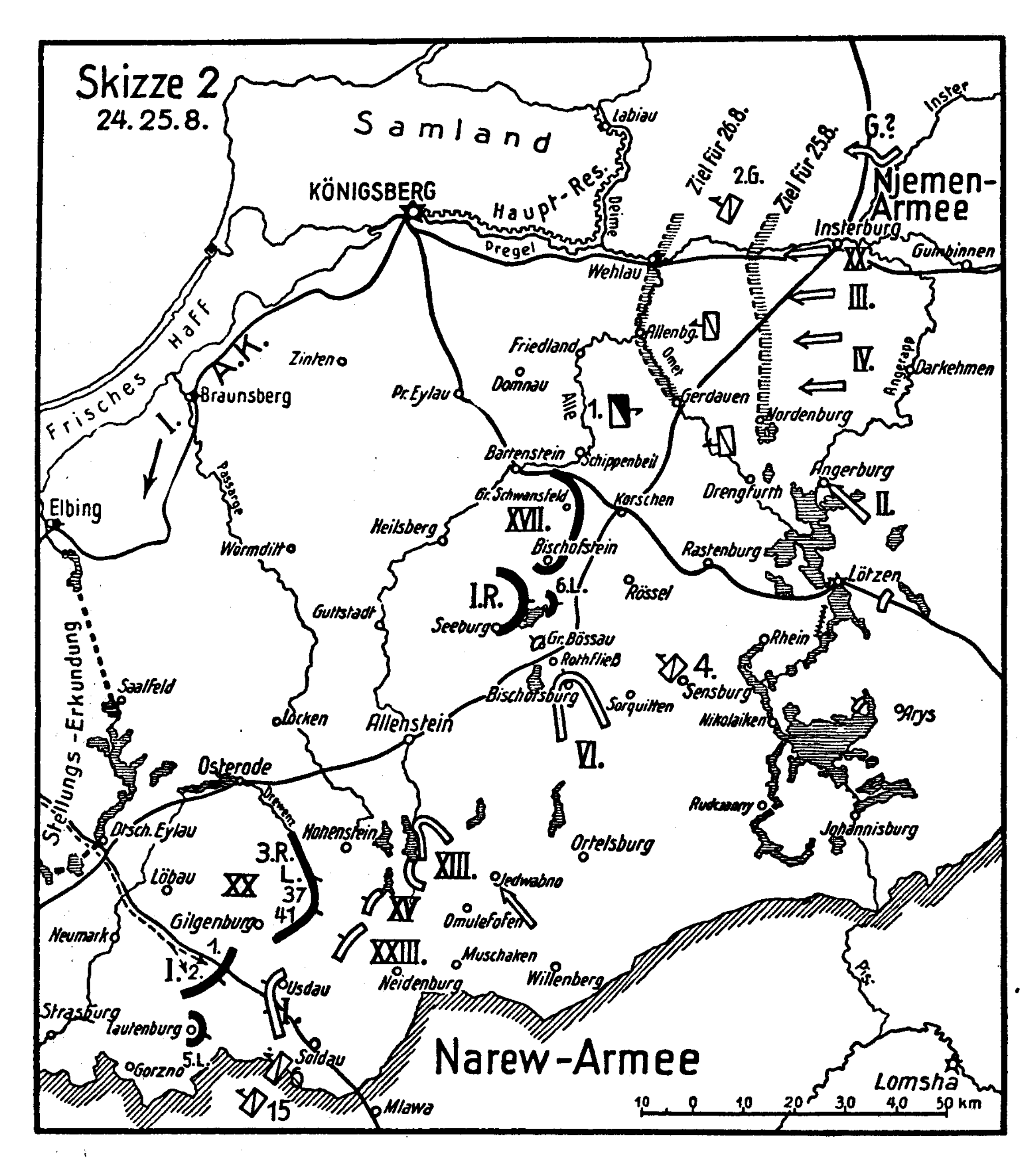
mühevollen Grenzschutzdienst und den Grenzschutzkämpfen in der ersten Augusthälfte, dann über das Anrücken der Narew-Armee, über das Zusammenziehen seiner Truppen gegen sie und nun über den Stand der nördlich Neidenburg im Gange befindlichen heftigen Kämpfe gegen seinen linken Flügel, namentlich die 37. J.-D. (Infanterie-Division), deren Lage er ernst ansprach, wenn er auch überzeugt war, daß die Truppe die neue Stellung halten würde. Er begrüßte den Hinweis, daß ein Ausweichen des Armeekorps durchaus im Sinne der Operationen lag. Er war sich dabei bewußt, daß dies Ausweichen aber nur ein beschränktes sein durfte, und auch der im Gange befindliche Kampf in Rücksicht auf die anmarschierenden A.-K., I. R. und XVII., nicht zu früh abzubrechen war.

Die Lage gestaltete sich alsdann derartig, daß das verstärkte XX. A.-K. wegen fortschreitender Bedrohung seiner linken Flanke am 24. nach und nach in die (in Skizze 2) angegebene Stellung, allerdings unter einer gewissen Einbuße an Kampfkraft, zurückgenommen wurde. Hier sah jetzt der Kommandierende General mit ernster Sorge einem überlegenen, wenn zunächst auch nur frontalen russischen Angriff am 25. entgegen. Die Sorge des Generals v. Scholtz, die ich im vollen Umfange teilte, war um so berechtigter, als immer wieder bei dem Eisenbahntransport des I. A.-K. Störungen eingetreten waren, die sein Eintreffen auf dem rechten Flügel des verstärkten XX. A.-K. und so dessen wirkungvolle Unterstützung verzögerten*). Das A.-K. müsse sich „bis zum letzten Mann" halten, sagte ich ihm.

Am 25. vormittags begaben wir uns auf den Gefechtsstand des Kommandierenden Generals des I. A.-K., General v. François. Dieser war schon am 23. abends im Hauptquartier in Marienburg gewesen und hatte dort die ersten Anweisungen für den Aufmarsch seines A.-K. erhalten. Er war mir vom Frieden her bekannt**). Das Bild, das Oberstleutnant Hoffmann mir von seinem Handeln gegeben hatte, hatte mich weiter nicht überrascht. Ich war darum entschlossen, irgendwelche Eigenwilligkeiten nicht aufkommen zu lassen. Das I. A.-K. sollte am 26. früh zum Angriff gemeinsam mit den nördlich davon stehenden Deutschen Truppen eingesetzt werden. Es galt also, General v. François bestimmte Weisungen zu geben. Aus den Nachrichten, die über die Narew-Armee im Laufe des 24. eingegangen waren, war festgestellt, daß das russische I. A.-K. bei Usdau und südlich links abseits von den übrigen Teilen seiner Armee gehalten war. Diese Auffassung war bestätigt worden

*) Auf Einzelheiten kann ich nicht eingehen, da es sich hier nur um eine kurze, volkstümliche und belehrende Darstellung handelt.

**) „Mein militärischer Werdegang."



durch einen aufgefangenen, in russischer Sprache abgefaßten Funkspruch des A.O.K. der Narew-Armee, aus dem ihr beabsichtigter Vormarsch für den 25. gegen die Linie Allenstein—Osterode hervorging. Die in Skizze 2 angegebenen russischen Truppeneinzeichnungen geben die Stellung des I. A.-K. und des XV., XXIII., XIII. A.-K. im allgemeinen richtig wieder. Nur war nach dem russischen Armee-

befehl die Front dieser A.-K. ausgesprochen nach Norden gerichtet. Es war natürlich, daß sie indes die Front mehr gegen das verstärkte XX. A.-K. genommen hatten. Die russische Armee war so in ein unübersichtliches Waldgelände geführt worden, das uns den Einblick in ihre Bewegungen ebenso erschwerte, wie ihre Führung durch ihre A. O.K. Warm begrüßte ich das Auffangen dieses Funkspruches*). Besonders wichtig war für mich und für die bevorstehende Besprechung mit General v. François, daß auch durch diesen Befehl eine Lücke zwischen dem russischen I. und dem russischen XXIII. A.-K. bestätigt wurde. Hier sei angeführt, daß ein Teil des XXIII. A.-K. sich allerdings nicht, wie nach der Skizze 2 angenommen, in der Front der Narew-Armee, sondern tatsächlich hinter dem russischen I. A.-K. befand und noch an dieses mit der Bahn auf Mlawa herangefahren wurde.

Diese Lücke war nun für die Durchführung der Schlacht von größter strategischer Bedeutung.

Graf Schlieffen hatte den Generalstab auf Umfassung erzogen. Zu einer Umfassung des russischen Südflügels aber reichten die Deutschen Kräfte an dieser Stelle nicht aus, ganz abgesehen davon, daß zu einer wirklich wirkungvollen Umfassung die Kräfte auch bereits in viel zu enger Fühlung standen. Es wäre nach den hier vorliegenden örtlichen, taktischen Verhältnissen nicht einmal eine solche Umfassung herausgekommen, sondern allein ein Anlaufen auf eine Front. Hierzu kam, daß mit der Heranführung von Verstärkungen mit der Bahn über Mlawa von Warschau her gerechnet werden mußte, die diesen Angriff jederzeit flankieren konnten. Meldungen über einen erhöhten Eisenbahnbetrieb lagen ja auch vor. Eine Umfassung, welcher Art sie auch war, hätte sich also nie wirklich auswirken können. Es ergab sich also die Notwendigkeit, von dem Umfassunggedanken Abstand zu nehmen und General v. François aufzugeben, den Feind nach Süden über den tief eingeschnittenen Abschnitt zwischen Soldau und Neidenburg zurückzuwerfen und dann die Hauptkräfte des A.-K. auf und über Neidenburg, also tief in die feindliche Vormarschrichtung vorzuführen.

Natürlich mußte angestrebt werden, daß der östlich Usdau in der Luft hängende rechte Flügel des russischen I. A.-K. taktisch umfaßt würde. Es hatten sich also preußische Truppen in die Lücke zwischen dem russischen I. und XXIII. A.-K. zu schieben und nun derartig zu wirken, daß dieser rechte Flügel des russischen I. A.-K. durch

*) Dieser Funkspruch war in russischer Sprache gegeben, im allgemeinen wurde chiffriert gefunkt. Im Laufe des Krieges bildete sich das Entziffern von Funksprüchen und Telegrammen zu einer völligen Wissenschaft aus.

Artillerie und Infanterie taktisch umfassend angegriffen oder umgangen würde. Wie im einzelnen sich das zu gestalten hätte, ergab sich dann aus der Lage bei Beginn und Weiterführung des Angriffs. Es hatte nur von vornherein der Kommandierende General des I. A.-K. hierauf Bedacht zu nehmen. Die taktische Umfassung des rechten Flügels des russischen I. A.-K. östlich Usdau richtig geleitet, mußte jedenfalls eine schwere Niederlage des russischen I. A.-K. und seiner etwaigen Verstärkungen, die ich aber nicht mehr als entscheidende ansprach, im Gefolge haben.

Diesen Auftrag teilte ich mit meinen Anschauungen über den Durchbruch der feindlichen Armeefront dem Kommandierenden General des I. A.-K., General v. François, auf seinem Gefechtsstand mit. Er vermochte sich nicht in die Gedankengänge hineinzufinden, sondern wollte in seinen schematischen Gedankengängen an einer Umfassung in Richtung Soldau festhalten, was unsere Niederlage hätte bedeuten müssen. Er meinte, allerdings nicht mit Unrecht, dann bliebe ja bei seinem Weitermarsch auf Neidenburg der abgedrängte Feind in seiner rechten Flanke. Dagegen erklärte ich ihm, um so tatkräftiger müsse der Angriff von Norden nach Süden geführt und der Russe über den tiefeingeschnittenen Abschnitt bei Soldau geworfen werden, aus der Unsicherheit von Warschau her neue Kräfte auftreten zu sehen, kämen wir nie heraus. Mit dieser Unsicherheit wäre zu rechnen. Auch von solchen Erwägungen wollte er nichts wissen. Es war für ihn schwer, sich zu fügen und andere Gedanken anzunehmen. Die Kommandierenden Generale hatten zudem im Frieden eine so außerordentlich selbständige Stellung und sahen sich so als „Herren" ihres Bezirkes an, daß sie Einordnung und Unterordnung nicht mehr gewohnt waren*). Doch das half alles nichts, Hohes stand auf dem Spiel. Ich wies General v. François bestimmt darauf hin, daß er sich nach den Weisungen zu richten habe. Endlich griff auch General v. Hindenburg ein, der den General v. François anwies, er habe den gegebenen Weisungen zu folgen. Er hätte mir wohl auch von vorneherein gefolgt, wenn ich tatsächlicher Oberbefehlshaber gewesen wäre. Immerhin war mir klar geworden, daß von ihm weiter Schwierigkeiten für die Gefechtsführung zu er-

*) Der Gedanke einer taktischen Umfassung von Teilen einer Gefechtsfront war im Generalstabe wenig gepflegt worden, man liebte dort „Strategie" zu treiben. Ich nahm noch im Herbst 1914 Anlaß darauf hinzuweisen, damit Gefechte unblutiger verlaufen. Ein Kommandierender General I. A.-K. sagte einst bei einer Manöver-Besprechung zu einem Divisions-Kommandeur, der viel zur Begründung seiner Maßnahmen mit dem Worte „Strategie" arbeitete: „Seine Majestät hält sich nur e i n e n Strategen, der aber sind weder Sie, noch ich."

Dieser Kommandierende General hat dem Wesen nach das Richtige gedacht. Das „Strategie-Treiben" hat nur zu oft zu einem zuweilen auch recht nachträglichen mit der Hand über die Kartefahren geführt, was noch lange nicht Feldherrntum ist.

warten wären. Diese Annahme fand eine weitere Bestätigung darin, daß er sich immer wieder dagegen sträubte, am 26. früh mit dem Angriff auf die Russen zu beginnen. Es handelte sich zunächst nur darum, eine über die Hauptstellung bei Usdau etwa 9 Kilometer nach Nordwesten und Westen vorgeschobene Vorstellung zu nehmen, wonach erst der Angriff auf Usdau selbst möglich war. Die Russen liebten nämlich vor ihrer Hauptstellung sogenannte Vorstellungen zu beziehen, die sie aber im allgemeinen nur ganz schwach besetzten. Sie wollten dadurch den Gegner zu frühzeitiger Entwicklung und damit zu Zeitverlusten zwingen. Selbst Hinweise hierauf und auf die gesamte strategische Lage, die ein schnelles Handeln forderte, vermochten den General v. François nicht zu überzeugen. Er hatte sich in die wenig glückliche Lage versetzt, richtige Weisungen gegen seine eigene Überzeugung ausführen zu müssen. So glaubte ich, doch ich sollte mich täuschen.

Ich begab mich noch, wenigstens ist es so in meiner Erinnerung, zum Generalkommando des XX. A.-K., um mich über die Lage bei ihm zu unterrichten. Jedenfalls nahm ich die unmittelbare Verbindung mit ihm auf. Der Feind hatte am 25. nicht angegriffen. Das war eine sehr wesentliche, wie ich hoffte, entscheidende Entlastung. Der aufgefangene russische Funkspruch hatte die Besorgnisse, die ich gehegt hatte, völlig zerstreut.

General v. Scholtz sah seine Lage auch ruhiger an, doch hegte er Sorge, ob die Landwehr inmitten seiner Front einen feindlichen Angriff aushalten würde, und um seinen linken Flügel, der ja auch tatsächlich vom russischen XIII. A.-K. umfaßt werden konnte, zumal wir ja damals noch glaubten, daß das gesamte russische XXIII. A.-K. in der Front der Narew-Armee und nicht teilweise, wie es der Fall war, auf dem linken Flügel eingesetzt war. In der weiteren Folge konnte ich an dieser Stelle, wenigstens für die kommenden Tage, für eine Entlastung der Lage durch das Eintreffen der L.-D. (Landwehr-Division) des Generals v. d. Goltz sorgen. Die Oberste Heeresleitung hatte sie der 8. Armee zur Verfügung gestellt. Sie war bisher in Schleswig-Holstein versammelt gewesen, da, nach den noch im Frieden vorliegenden Nachrichten, die Landung der englischen Armee an der Westküste Jütlands und damit eine Bedrohung des Nordostseekanals als nicht unmöglich angesehen worden war. Als nun die englische Armee auf der Westfront auf dem linken Flügel der französischen Armee festgestellt wurde, war die L.-D. v. d. Goltz in Schleswig-Holstein verfügbar geworden, sie konnte in schneller Zugfolge*) vom

*) D. h. die Militär-Züge von 100 Achsen fahren in etwa ½stündigem Abstand. Ein Zug nahm z. B. ein Bataillon auf.

27. abends ab bei der 8. Armee eintreffen. Ich nahm ihre Ausladung in Osterode und hart östlich in Aussicht, nachdem ich zuerst an eine Ausladung bei Strasburg auf dem Südflügel der Armee gedacht hatte. Doch hegte ich in dieser Richtung keine wesentlichen Besorgnisse mehr, erwartete ich doch, daß der Angriff des Generals v. François auf Usdau bereits die Entscheidung daselbst für die nächsten Tage gebracht haben würde.

Nach den Besprechungen kehrte ich nach Riesenburg zurück. Hier gewann ich nun auch einen weiteren Überblick über die Lage bei dem I. R., dem XVII. A.-K. und der 1. K.-D.*). Sie ist in Skizze 2 eingetragen. Hier ist auch die 6. Landwehr-Brigade aufgeführt, die bisher bei Lötzen gestanden und den Befehl erhalten hatte, nach Westen abzumarschieren. Vor dieser Gruppe war nun das auf dem rechten Flügel der Narew-Armee vormarschierende VI. A.-K. und die 4. K.-D. eingetroffen, während die Njemen-Armee am 25. die Höhe von Nordenburg und nördlich mit Kavallerie den Omet und die Alle (s. Sk. 3) erreicht hatten. Sie war also nur langsam gefolgt. Meine Erwartungen hatten sich erfüllt.

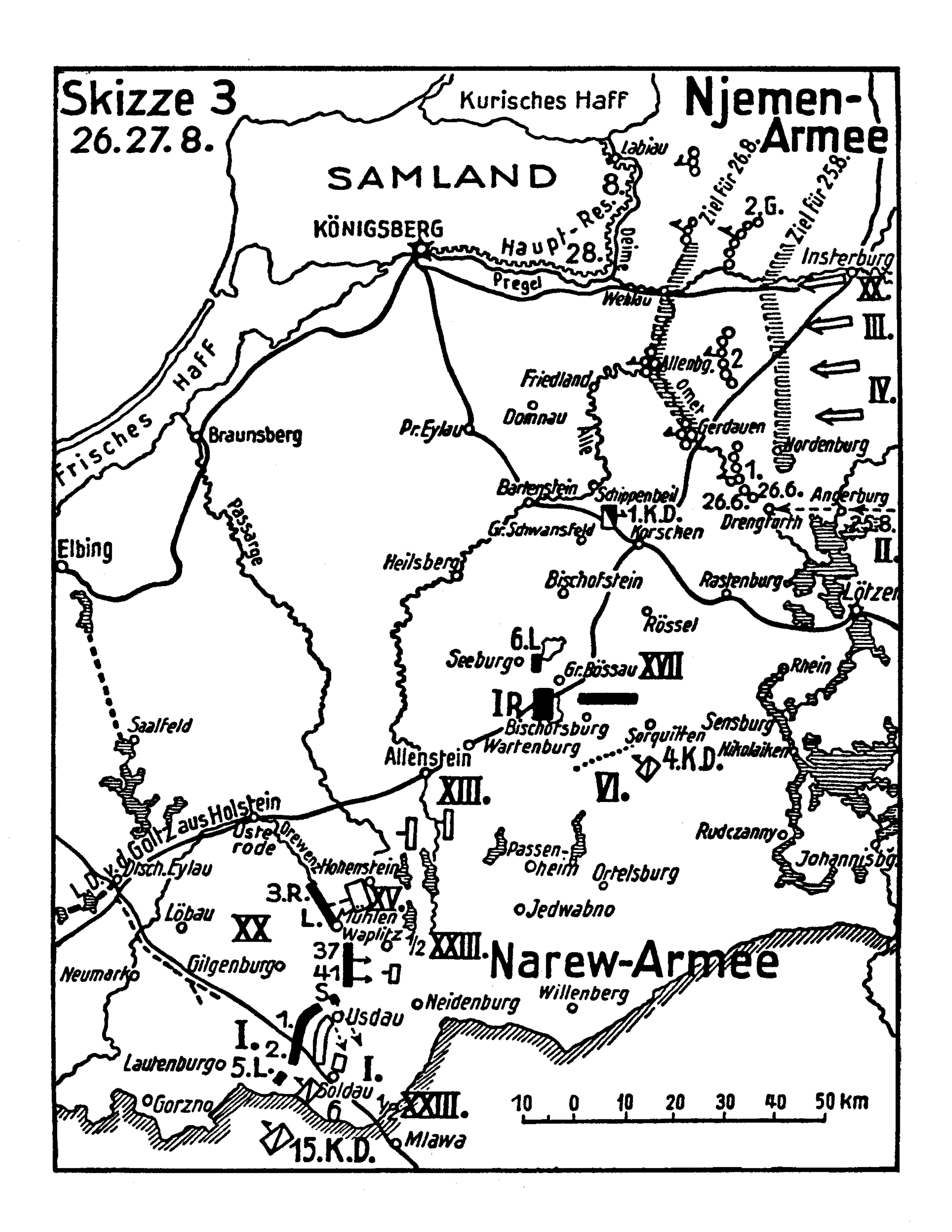
In dieser Lage galt es nun am 25. abends weitere Entschließungen zu fassen.

Der Entschluß war der Befehl zum Angriff zur Herbeiführung der Schlachtentscheidung.

Ich schrieb den Angriffsbefehl persönlich. Er ging dahin, daß das I. A.-K. sich 4 Uhr morgens in den Besitz der Vorstellung bei Seeben zu setzen und darauf zum Angriff auf Usdau zu schreiten habe, und zwar sollte es seinen rechten Flügel rechtsstaffeln, d. h. zurückhalten, damit dieser Flügel nicht gegen die dort befindliche russische Front anliefe*) und bei Bedrohung von Süden leicht die Front dorthin nehmen könne. Die 5. L. blieb dem I. A.-K. unterstellt. Das XX. A.-K. sollte sich zunächst von seinem rechten Flügel her und dann auf der ganzen Front auch mit der 3. R. dem Angriff anschließen. Bis dahin hätte es etwaigen feindlichen Angriffen Widerstand zu leisten.

I. R., XVII. A.-K. und 6. L. hatten das russische VI. A.-K. und die 4. K.-D. zu schlagen. Es wäre hier richtiger gewesen, einen gemeinsamen Oberbefehl über beide A.-K. zu bilden. Aus Gründen, die in der Persönlichkeit der Kommandierenden Generale lagen, wurde indes hiervon Abstand genommen. Auch war nicht zu übersehen, welche Aufgaben schon morgen den Armeekorps zu geben wären. Für diesen Angriff war es nötig, beide Armeekorps aus ihrer bisherigen Marschrichtung auf Allenstein scharf nach Süden zu drehen. Das erhöhte naturgemäß die Ge-

*) Zeichen: Beispiel einer Rechtsstaffelung im Angriff:


Skizze 3
26.27.8.
Kurisches Haff
Njemen-
Armee
SAMLAND
KÖNIGSBERG
Labiau
Haupt-Res.
8.
28.
Deime
Pregel
Wehlau
Ziel für 26.8.
Ziel für 25.8.
2.G.
Insterburg
XX.
III.
IV.
II.
Frisches Haff
Braunsberg
Elbing
Passarge
Friedland
Allenbg.
2
Omet
Domnau
Alle
Pr.Eylau
Gerdauen
Nordenburg
1.
26.6.
Angerburg
25.8.
Drengfurth
Bartenstein
Schippenbeil
1.K.D.
Korschen
Gr.Schwansfeld
Heilsberg
Bischofstein
Rastenburg
Lötzen
Rössel
6.L.
Seeburg
Gr.Bössau
XVII
I.R.
Rhein
Saalfeld
Bischofsburg
Wartenburg
Sorquitten
Sensburg
Nikolaiken
4.K.D.
Allenstein
XIII.
VI.
L.d.v.d.Goltz aus Holstein
Ostrode
Drewenz
Hohenstein
Passenheim
Rudczanny
Johannisbg.
Dtsch.Eylau
Ortelsburg
3.R.
L.
XV.
Mühlen
Löbau
XX
Jedwabno
Waplitz
1/2
XXIII.
37
41
Narew-Armee
Neumark
Gilgenburg
Willenberg
Neidenburg
S.
Usdau
1.
I.
2.
Lautenburg
5.L.
Soldau
Gorzno
6
XXIII.
Mlawa
15.K.D.
10 0 10 20 30 40 50 Km

fahren für sie, falls die Njemen-Armee marschierte, aber das war in Kauf zu nehmen, ebenso der Übelstand, daß sich die Armeekorps von ihren Kolonnen und Trains, die nordwestlich Allenstein waren, weit trennten und dadurch auch nur für kurze Kampfhandlungen befähigt waren. Doch diese kamen ja auch nur für sie in weiterer Folge in Betracht. Daß durch diesen Angriff die feindlichen Armeeführer, sobald sie von ihm erfuhren, die völlig veränderte Kriegführung und Kriegslage in Ostpreußen erkennen könnten, ja wohl auch müßten, war ein nicht zu beseitigender Übelstand. Um so mehr drängte ich, daß am 26. 8. der Angriff des I. und XX. A.-K. begonnen wurde. Er mußte nur um so tatkräftiger geführt werden, um recht bald die Schlachtenentscheidung gegen die Narew-Armee zu erlangen und Gefahrzeiten abzukürzen. Ich hoffte ja auch, die Kommandierenden Generale I. und XX. A.-K. von der Notwendigkeit schnellen Handelns und tatkräftiger Angriffsführung überzeugt zu haben.

Ich weiß nicht, ob sich diese Befehle, die ich hier nach den Angaben des Reichsarchivs wiedergebe, in dem Kriegstagebuch des A.O.K. der 8. Armee wiederfinden; meine Zeit war derart in Anspruch genommen, daß ich mich um die Führung dieses Kriegstagebuches nicht bekümmert habe, nicht beim A.O.K., nicht als Chef des Generalstabes des Oberbefehlshabers Ost, nicht als Erster Generalquartiermeister der Obersten Heeresleitung. Ich überließ das den nachgeordneten, hierfür verantwortlichen Offizieren. Ich dachte nicht an kommende Geschichteschreibung, mir kam es auf Taten an! Ich hatte den Befehl, wie gesagt, selbst geschrieben. Aus welchen ernsten Gründen ich das später nicht mehr getan, sondern die Befehle Oberstleutnant Hoffmann diktiert habe, habe ich in den erwähnten Abhandlungen in „Ludendorffs Volkswarte" im Frühjahr 1930 — ausdrücklich noch zu Lebzeiten des Oberbefehlshabers — festgestellt.

Nach dem Diktat an Oberstleutnant Hoffmann ließ ich mir von ihm den Befehl nochmals vorlesen. Nur in dringenden Fällen entwarf er selbst einmal den Befehl, der die von mir angeordneten Weisungen zur Tat umsetzen sollte. Ich ließ ihn mir aber vorlesen. Ich berichtigte ihn, oder wies an, wie er nötigenfalls zu ergänzen sei. Nur selten, wenn die Zeit zur Absendung des Befehls drängte, verzichtete ich einmal auf ein nochmaliges Vorlesen desselben vor Abgang.

Die Versendung der Befehle überließ ich im allgemeinen Oberstleutnant Hoffmann. Hierbei stellte sich die Herstellung der Verbindung mit dem I. R. und dem XVII. A.-K. und der 1. K.-D. als ungemein schwierig heraus. Für die Absendung der Befehle mußten oft kurze Augenblicke ausgenutzt werden. Wir waren mit den

ebengenannten Truppen im allgemeinen auf das mangelhaft ausgebaute Friedensfernsprechnetz West- und Ostpreußen angewiesen, das nun noch zuweilen durch feindliche Kavallerie-Patrouillen unterbrochen und von einem Personal bedient war, das doch auch unter dem allgemeinen Kriegsschrecken stand. Wie in jedem einzelnen Fall die Fernsprechverbindung herzustellen war, ob sie überhaupt gelang, wie lange eine hergestellte Verbindung dann erhalten blieb, wie schnell Meldungen entgegengenommen und Weisungen erteilt werden mußten, war ein Ding für sich. Zu den Generalkommandos der Südgruppe hatte das A.O.K. zum Teil unter Ausnützung von Feldleitungen naturgemäß Verbindung, besonders als es in Löbau war; aber auch diese Verbindungen waren nur zu oft unterbrochen.

Wie weit die Armee mit drahtlosen Funkstationen ausgerüstet war, weiß ich heute nicht mehr. Das A.O.K. konnte jedenfalls keinen Nutzen aus Stationen ziehen.

Die Ausstattung mit Fliegerabteilungen war recht dürftig. Nach den Angaben des Reichsarchivs hatte auch das A.O.K. eine eigene Fliegerabteilung, vielleicht steht sie aber nur auf dem Papier. Ich entsinne mich heute ihrer nicht, vielleicht waren auch die Flugzeuge nicht brauchbar. Einige Kommandierende Generale verfügten über Flieger; ihre Verwendung war noch nicht Gemeingut geworden. Der Zeppelin der Festung Posen war bereits oder wurde in diesen Tagen bei Mlawa abgeschossen. Ich griff später auf die Festungfliegerabteilung von Graudenz zurück.

Das A.O.K. fühlte sich, wie gesagt, auf den Fernsprecher oder auf die Verbindung durch Verbindungoffiziere angewiesen, die aber wiederum den Fernsprecher benutzten, oder lange Strecken Weges mit dem Kraftwagen unter großem Zeitverlust zurückzulegen hatten.

Die eben geschilderten Verhältnisse erschwerten natürlich die Schlachtenführung. Sie mußten berührt werden, da der spätere Ausbau dieser Waffen einen so hohen Grad erreicht hatte, daß im Stellungkriege gesicherte Verbindungen vom A.O.K. bis in die Gefechtslinie und Fliegererkundungen weit über die feindliche Front hinaus möglich waren. Ja, heute wird die Luftwaffe nicht nur als Aufklärungwaffe, sondern als Kampf- und Zerstörungwaffe vielleicht kriegentscheidend. Aus diesen gegen 1914 veränderten Verhältnissen heraus galt es sich die zu vergegenwärtigen, mit denen ich nun einmal für die Leitung der begonnenen Schlacht zu rechnen hatte.

Der 26. und 27. 8. 1914 (Skizze 3)

Der 26. 8. wurde für mich, soweit die Gestaltung der Kriegslage bei dem I. und XX. A.-K. in Frage kommt, ein Tag recht schwerer Enttäuschung. Das Oberkom-

mando stand an dem Ostausgang von Löbau und war durch eine recht jämmerliche, oft unterbrochene Drahtverbindung mit dem Generalkommando des I. und XX. A.-K. verbunden. Vergebens wartete ich auf Nachrichten von dem Angriff des I. A.-K. Das hatte einen einfachen, wenn auch erstaunlichen Grund. Trotz des klaren Armeebefehles vom Tage vorher, hatte General v. François nicht angegriffen. Er hatte, obschon er meine Absichten genau kannte, die entsprechenden Befehle erst so spät weitergegeben, daß die Truppen gar nicht in der Lage waren, sie rechtzeitig auszuführen. Auch hielt er stur daran fest, die schon genannte Vorstellung bei Seeben vorwärts Usdau, die mit den geringsten Kräften zu nehmen war, erst anzugreifen, wenn seine gesamten Truppen versammelt waren. Wohl erst gegen 10 Uhr erhielt das A.O.K. die Meldung, daß der Angriff auf U s d a u sich verzögere. Natürlich glaubte ich, die Vorstellung wäre wenigstens genommen. Ich nahm an, der Angriff auf Usdau könne nun etwa gegen 12 Uhr beginnen. Dann bekam ich aber zu hören, daß noch nicht einmal die Vorstellung von Seeben in unserem Besitz sei. Ich war tief empört. Endlich um 12 Uhr 30 Min. nahm sie dann die 1. I.-D. ganz wie ich erwartet hatte, ohne jeden ernsten Kampf. Der Russe war schleunigst auf die Hauptstellung bei Usdau zurückgewichen. Usdau lag nun noch 9 Kilometer entfernt. Das Durchschreiten dieser Entfernung und das Neuansetzen des Angriffs auf den in Stellung befindlichen Feind kosteten Zeit. Die Vorbereitung und Durchführung des Angriffs war für diesen Tag ausgeschlossen. Ein Tag war verlorengegangen. Ja, ich erlebte am Abend im Hauptquartier Löbau, daß sich plötzlich Flüchtlinge des I. A.-K. bei Montowo, einer Eisenbahnstation südlich Löbau, sammelten. Sie verbreiteten die Nachricht, der Russe hätte angegriffen und das I. A.-K. geschlagen. Es ist nicht alles so schlimm, wie es auf den ersten Augenblick oft aussieht. Hier war ein kleinerer Truppenteil in ein heftiges feindliches Artilleriefeuer geraten und hatte versagt. Ich ließ den Truppenteil anweisen, wieder nach vorn zu marschieren. Bald darauf jagten auch Kolonnen und Trains nach rückwärts durch die Straßen Löbaus. Sie wurden zum Halten gebracht. Das waren Ereignisse, wie ich sie schon zur Genüge von der Einnahme von Lüttich her kannte, wo auch „Tataren-Nachrichten" sich überstürzten, um sich dann als unwahr herauszustellen.

Das so geringe Ergebnis des Tages auf diesem Flügel bestand also in einem Heranschieben des I. A.-K. an die Usdauer Stellung.

Weiter nördlich hatte der rechte Flügel des verstärkten XX. A.-K. die 41. und 37. I.-D., nach vorwärts Gelände gewonnen. Sie hatten nicht übermäßig starken Feind angegriffen, zum Teil mit dem Bajonett, und diesen geworfen. Sie begnüg-

ten sich indes leider nur mit kurzem Folgen und stellten sehr bald, wohl fürchtend, daß der rechte Flügel der 41. J.-D. bei dem Zurückbleiben des I. A.-K. in der Luft hinge und bedroht sei, ihre Angriffsbewegung ein. Unsere Truppen konnten sich eben nur schwer in die Lage hineindenken, in eine nur stellenweise vom Feind besetzte Front hineinzustoßen. Der Erfolg dieses kurzen Vorwärtsdringens lag aber darin, daß wenigstens die Lücke, die zwischen dem russischen I. A.-K. und den anderen Teilen der russischen Armee bestand, nunmehr nicht nur für mich, sondern auch für andere sichtbar wurde, und ich klar sah, daß hier der Feind vor dem rechten Flügel des XX. A.-K. nur schwach war, was ich nun wenigstens am 27. zu meinem größten und entscheidenden Erfolge auszunützen hoffte.

Während der rechte Flügel des verstärkten XX. A.-K. also etwas Gelände gewonnen hatte, hatte sich starker Feind gegen dessen linken Flügel, der durch Landwehr und die 3. R. gebildet wurde, gewandt. Zu einer ernsten Angriffsentwicklung der Russen aus dem Waldgebiet heraus (Skizze 4)*) war es aber auch an diesem Tage noch nicht gekommen, was mir, wie sich nun einmal die Lage gestaltete, keineswegs unerwünscht gewesen wäre.

Die 3. R., die den Befehl erhalten hatte, in Richtung Hohenstein anzugreifen, hatte diesen Befehl nicht ausgeführt, in der Hoffnung am 27. 8. erfolgreicher wirken zu können, nämlich dann, wenn der feindliche Angriff weiter vorgeschritten war.

Der Tag hatte hier nicht gezeitigt, was er hätte bringen müssen. Die Lage war im wesentlichen die gleiche geblieben, wie am Tage vorher (Skizze 2). Ich grollte der Führung des I. und XX. A.-K. Mir schien es, als ob die überstandenen Kämpfe zu schwer auf ihr lasteten. Ich beschloß in dem Befehl für den nächsten Tag auf die Notwendigkeit einer energischen Führung des Angriffs hinzuweisen, der sowohl bei dem I. A.-K., wie auf dem rechten Flügel des XX. besonders günstige Aussichten bot. Was am 26. versäumt war, konnte ausgeglichen werden.

Die Kriegslage beim I. R. und XVII. A.-K. hatte sich dagegen günstig entwikkelt. Das XVII. A.-K. hatte in Richtung Groß-Bössau und Bischofsburg das russische VI. A.-K., das seinen Vormarsch nach Norden fortgesetzt hatte, von Norden her angegriffen, während I. R. sich von Osten her gegen die Westflanke des Feindes gewandt und bald den Vormarsch nach Wartenburg fortgesetzt hatte. Die Truppen des XVII. A.-K. hatten den ihnen von den Russen in der Schlacht von Gumbinnen versetzten Schlag überwunden. Der Feind war geschlagen, aber leider nicht entschei-

*) Ich habe nur in Skizze 4 das Gelände näher andeuten können, da ich mit Skizzen hauszuhalten gezwungen war.

dend. Es war ihm noch gelungen, mit erheblichen Teilen auf Bischofsburg zurückzugehen. Nach vorliegenden Meldungen sollte er südlich des Ortes eine Stellung befestigen. Immerhin war hier ein wesentlicher Erfolg erreicht. Allerdings war es nötig, daß dieser Feind, falls er seinen Rückzug nicht fortsetzte, nochmals geworfen werden mußte, bevor beide Korps in Richtung Jedwabno herangezogen werden konnten, um die Narew-Armee nun auch im Rücken zu treffen und sie einzukreisen.

Die Njemen-Armee hatte sich einen kleinen Tagemarsch genähert und nach Süden in Richtung Rastenburg herumgegriffen. Hatte sie den Wechsel der Lage erkannt? Hatte sie von der Niederlage des russischen VI. A.-K. Meldung erhalten? Sie hätte durch Gewaltmärsche mit der Narew-Armee zusammenwirken müssen. Das hatte sie bisher nicht getan. Sie konnte dies aber jederzeit ausführen; allerdings schien die Narew-Armee sich bisher nicht für unterstützungbedürftig zu halten. Sie war im Angriff geblieben, der Rückzug des XX. A.-K. ließ sie an einen Sieg glauben. Was würde sie auf die Niederlage ihres VI. A.-K. hin tun? Würde sie weiterhin angreifen oder etwa ausweichen?

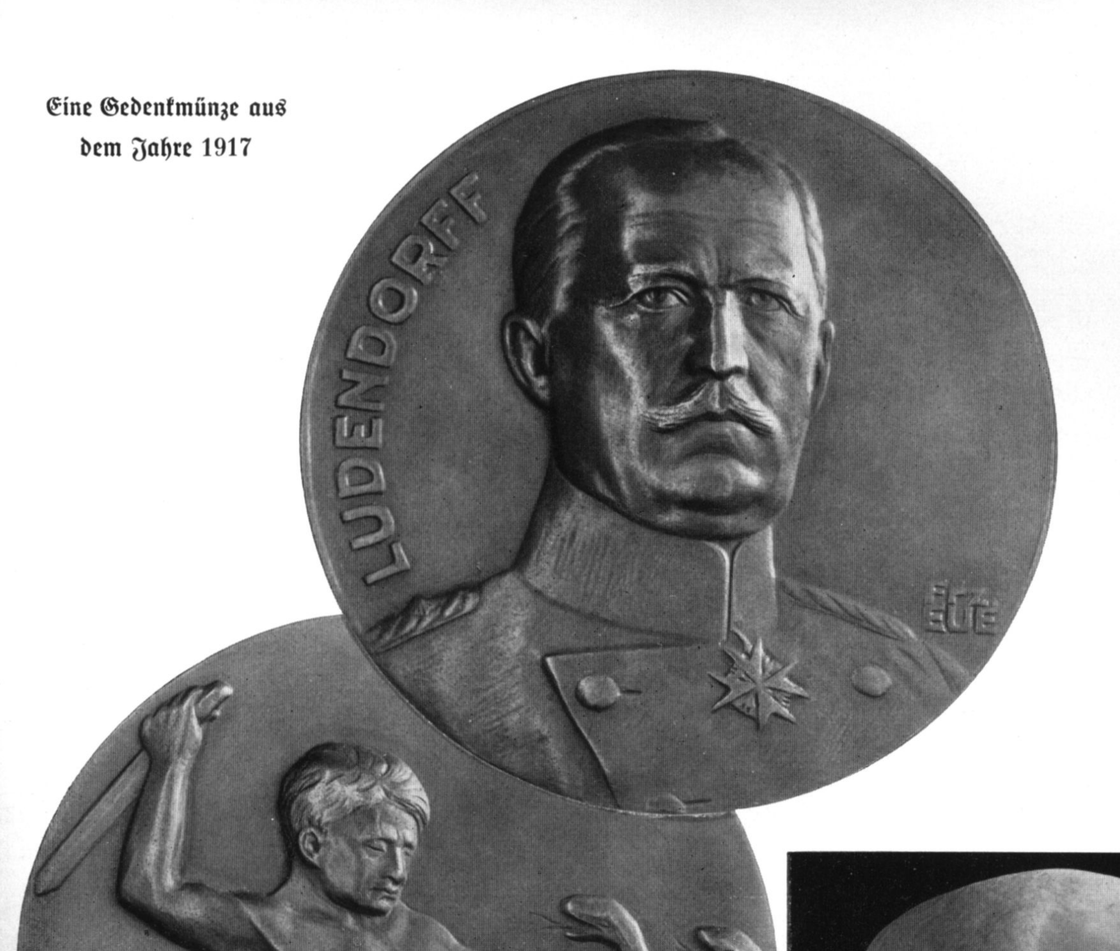
Die Gesamtlage, namentlich auch die Rücksicht auf I. R. und XVII. A.-K. verlangte dringend die schnelle Durchführung der Schlacht. Ich erhoffte nun von den Weisungen für den 27. einen vollen Erfolg.

Nach diesen Weisungen für den 27. August sollte die Entscheidung bei dem I. A.-K. und dem verstärkten XX. A.-K. herbeigeführt werden, und zwar durch einen Angriff, der wieder um 4 Uhr früh beginnen sollte. Ausdrücklich betonte ich, es sollte „mit größter Energie" angegriffen werden. Dieser Hinweis war etwas Ungewöhnliches, denn nach den bisher üblichen Anschauungen sollte eben jeder Angriff „mit größter Energie" durchgeführt werden. Die Worte enthielten also einen deutlichen Vorwurf für die Führung. Wie sich aber herausstellte, sollte er nicht die Wirkung haben, die ich von ihm erhofft hatte.

Die geringe Vorwärtsbewegung des rechten Flügels des XX. A.-K. am 26. 8. bot mir Gelegenheit, den Angriff auf Usdau wesentlich zu unterstützen. Ich hatte nicht die Überzeugung gewonnen, daß ihn General v. François richtig führen würde. Ich zog deshalb aus dem verstärkten XX. A.-K. in der Nacht zum 27. die Abteilung zusammen, die in der Skizze 3 zwischen dem XX. und I. A.-K. eingezeichnet und mit „S" bezeichnet ist. Ihr Führer war der General v. Schmettau. Durch den Einsatz dieser Abteilung war durch mich die Umfassung bei Usdau sichergestellt. Ich hoffte, daß das I. A.-K. nunmehr den Feind schnell nach Süden zurückwerfen und dann unverzüglich mit erheblichen Teilen auf Neidenburg abmarschieren würde, um in

Eine Gedenkmünze aus dem Jahre 1917

Der Künstler hat schon damals Ludendorff als den Vernichter alles Bösen erkannt und auch dargestellt



Rechts: Die Bildhauerin Luise Strey schuf im Jahre 1933 nach dem Leben die Büste des Feldherrn und Kämpfers gegen die überstaatlichen Mächte Erich Ludendorff. Diese Büste wurde auf Veranlassung von Reichskriegsminister, Generalfeldmarschall W. v. Blomberg, der sie in Tutzing gesehen hatte, vom Reichskriegsministerium im Jahre 1935 erworben



Ludendorff bei der Ringminenbesichtigung und Vorführung des Albrecht-Flügelminenwerfers in Thiant
am 7. 7. 1918

weiterem Vordringen dem nördlich befindlichen Feinde den Rückzug abzuschneiden. Die Schwächung des verstärkten XX. A.-K. durch Bildung der Abteilung v. Schmettau bedauerte ich. Ich nahm sie in Kauf. Dieses Korps konnte auch jetzt noch seine Aufgabe erfüllen.

Das verstärkte XX. A.-K. sollte gleichzeitig angreifen, und zwar mit dem Schwerpunkt auf dem rechten Flügel in der Richtung, in der es am 26. schwachen Feind geworfen hatte, um dann den nördlich befindlichen Flügel des russischen XV. A.-K. in die Flanke fassen zu können. Zugleich sollte aber auch die 3. R. zum Angriff in Richtung Hohenstein angesetzt werden, während die L.-D. v. d. Goltz ihre Kräfte an den Ausladestationen Osterode und Bisellen (hart östlich Osterode) bereitzustellen hatte.

I. R. und XVII. A.-K. sollten die bereits erwähnten Bewegungen ausführen.

In dieser Nacht erhielt ich von der Obersten Heeresleitung die Mitteilung, daß nun doch vom Westen her Verstärkungen im Osten eintreffen würden. Mir war schon früher mitgeteilt worden, drei Armeekorps sollten eintreffen. Jetzt war von zweien die Rede. Stets habe ich die Auffassung vertreten, daß die Armeekorps, wenn sie im Westen gebraucht würden, selbstverständlich dort zu belassen seien. Ich würde allein im Osten fertig werden. Selbstverständlich habe ich erst recht nicht um irgendeine Verstärkung aus dem Westen gebeten, natürlich auch keine Einwendung gemacht, als statt drei Armeekorps zwei geschickt wurden. Ich war nur erstaunt, daß die beiden Armeekorps, das XI. und G.-R. (Garde-Reservekorps) vom rechten Flügel der gewaltigen Heeresfront, der die Entscheidung bringen sollte, genommen wurden, und das V. A.-K., das mir ursprünglich genannt wurde und mehr auf dem linken Heeresflügel stand, daselbst blieb. Doch ich hatte mir kein näheres Bild mehr von der Gestaltung der Kriegslage seit dem 22. 8. machen können. Wir hörten nur von erfolgreichem Fortschreiten der Angriffsbewegung auf der ganzen Front*).

So also war die Lage, in der ich nach Ansicht von Militärschriftstellern „die Nerven verloren" und an den Rückzug hinter die Weichsel gedacht haben soll!**).

Am 27. früh ging das A.O.K. selbst auf eine Höhe südöstlich Gilgenburg, um der Schlacht möglichst nahe zu sein. Als wir aus Löbau aufbrachen, erhielt ich die Nachricht, daß Usdau genommen sei. Freudig rief ich aus, damit sei die Schlacht gewonnen. Als wir aber bei Gilgenburg eintrafen, war Usdau noch nicht genom-

*) Die beiden Armeekorps hatten Namur eingeschlossen und genommen. Sie fehlten im Westen in der Marneschlacht an der entscheidenden Stelle. Sie hätten die Lücke zwischen der 1. und 2. Armee geschlossen — s. „Das Marne-Drama".

**) Dabei soll auch russische Kavallerie südwestlich Soldau eine Rolle spielen.

men. Der Angriff des I. A.-K. hatte sich wiederum verzögert; ebenso auch die Versammlung der Abteilung des Generals v. Schmettau. Es dauerte noch Stunden, ehe der umfassende Angriff auf Usdau wirklich durchgeführt wurde. Sobald er aber im Gange war, brach unter dem umfassenden Feuer der Deutschen Artillerie und dem frischen Vorgehen der 1. J.-D. und der Abteilung des Generals v. Schmettau des XX. A.-K. die russische Widerstandskraft zusammen. Bedauerlich nur war es, daß vorher die auf dem rechten Flügel des I. A.-K. kämpfende 2. J.-D., die in der Schlacht von Gumbinnen so erfolgreich gekämpft hatte, frontal gegen die feindliche Front südlich Usdau angesetzt und angerannt und mit erheblichen Verlusten zurückgeschlagen war. Auf die weitere unglückliche Führung des I. A.-K. kann ich im einzelnen nicht eingehen. Obschon General v. François noch einmal ausdrücklich die an sich völlig unnötige Weisung bekam, den Feind über den hinter dem Rücken liegenden Abschnitt zurückzuwerfen, befahl er um 3 Uhr 45 Min. nachmittags ganz entsprechend seiner Führung in der Schlacht von Gumbinnen,

„eine Stellung zu gewinnen, von der aus wir den Rückzug über Soldau erschweren".

Das Reichsarchiv entschuldigt das. Es schreibt:

„Der russische Angriff mußte sich an den Brücken bei Soldau stauen. Dort waren die Früchte des heißen Kampfes zu ernten. Aber die Fortsetzung des Angriffs bis dorthin hätte weitere, vielleicht harte Kämpfe gefordert ... Die Kräfte waren erschöpft nach der großen Tagesleistung."

Das alles trifft nicht zu. Die Tagesleistung war nicht groß und wenn sie noch so groß gewesen wäre, so hätte der Angriff in Richtung Soldau mit größter Tatkraft durchgeführt werden müssen. Ich zweifelte nicht daran, daß die Truppen der Abteilung v. Schmettau, die 1. J.-D. und die der 5. L., wenn sie im Angriff belassen wären, den Feind vollends geworfen hätten. So wurde diese Aufgabe auf den nächsten Tag verschoben. Der Feind hatte Zeit, sich zu setzen und abzuziehen! Ihm wurden goldene Brücken gebaut. Die Lage, in die General v. François von diesem Feind am 30. 8. bei Neidenburg versetzt wurde, hat er dieser unglaublichen Gefechtsführung zuzuschreiben. Das I. A.-K. lag südlich Usdau fest. (Skizze 4.) In Richtung Neidenburg war nicht ein Mann abmarschiert. Wir hatten zwar die Mitteilung erhalten, daß die 1. J.-D. dorthin in Marsch gesetzt sei, das war aber wieder rückgängig gemacht worden. Obschon wir so nahe dem I. A.-K. standen, waren wir von diesen Generalkommandos nicht richtig unterrichtet. Auch war es nicht möglich, ohne Mißstimmung zu zeitigen, in einzelne Gefechtshandlungen selbst einzugreifen; ich mußte doch mit richtiger Truppenführung rechnen, ganz abgesehen davon, daß noch

falsche Begriffe über die „Selbständigkeit" der oberen militärischen Führer bestanden. Ich habe diese Friedensansicht später über Bord geworfen.

Noch weniger glücklich war die Führung bei dem verstärkten XX. A.-K. Wohl setzte sich sein rechter Flügel, der am Tage vorher erfolgreich gekämpft hatte, wieder gegen den gestern geschlagenen Feind, der weiter zurückgewichen war, in Bewegung. Der Kommandeur der 41. J.-D. aber schielte nach rechts auf den Kampf bei Usdau, schielte nach links auf die Entwicklung bei der 37. J.-D., die zurückhaltend war, da sie ihren Flügel durch die Landwehr weiter nördlich nicht genügend gesichert hielt. Vergeblich sandte ich einen Offizier des Stabes zur 41. J.-D. Vergeblich trieb ich das Generalkommando des XX. A.-K. an. Es erhielt nochmals die Weisung, mit seinem rechten Flügel nach Norden einzuschwenken, um 6 Uhr abends den Befehl, in Richtung Waplitz doch endlich vorzugehen. Alles hatte keinen Erfolg. Die 41. J.-D. war zu tatkräftigem Handeln nicht zu bewegen. General v. Scholtz konnte sich von der Auffassung der Bedrohung seines linken Flügels nicht freimachen. Hier hatte das russische XV. A.-K. die Landwehr bei Mühlen angegriffen. Ihm waren auch örtliche, russische Einbrüche gemeldet. Endlich lagen auch Nachrichten vor, daß der Russe den nördlichen Flügel der 3. R. umfasse. Diese Nachrichten führten dahin, daß der Kommandierende General sich entschloß, die 37. J.-D. aus dem Angriff herauszunehmen und sie hinter die Mitte und auf den linken Flügel seiner Kampfgruppe zu führen. Die 3. R. hatte bereits ihren linken nördlichen Flügel auf die Nachricht einer drohenden feindlichen Umfassung hin zurückgebogen. Solche Gestaltung der Kampflage vervollständigte die schwere Enttäuschung. Ich bin heute noch der Ansicht, ein wirklich tatkräftiger Angriff der 41 und 37. J.-D. hätte die am Tage zuvor bereits geschlagenen Kräfte der 2. russischen J.-D. über den Haufen geworfen, es wäre an diesen Tagen ein entscheidendes Vorgehen des rechten Flügels des verstärkten XX. A.-K. gegen den linken Flügel des weiter nördlich kämpfenden XV. russischen A.-K. möglich gewesen, das den weiteren Angriff desselben ausgeschlossen haben würde.

Heute wird man sich fragen, warum ich denn nicht eingegriffen hätte. Ich habe ausgeführt, daß ich alles Mögliche getan habe, um dem Angriff des XX. A.-K. die entscheidende Richtung einmal nach Osten und in nordöstlicher Richtung zu geben, wo weiterhin durch Sperrung der Engen zwischen den Seen große Erfolge winken konnten. Auf der anderen Seite aber waren die Kommandierenden Generale, auf deren Friedensstellung ich bereits hinwies, in ihren Entschließungen selbständig. Auch sie trugen eine große Verantwortung. Ein Hineinbefehlen in bereits in Aus-

führung begriffene Befehle unterer Stellen ruft Unruhe in der Truppe hervor. Auf dem Papier ist vieles einfacher, als im Ernst des Krieges mit seinen vielen Unwägbarkeiten. Und noch eins: ist eine Truppe nicht mehr angriffsfreudig, dann kann auch die Oberste Leitung nichts machen. Schließlich ist auch die Lage beim Feinde nicht so klar, wie sie z. B. dem Leser beim Studium des Reichsarchivs oder dieser volkstümlichen Schrift wird. Eins war mir damals wie heute bewußt: die Anordnungen, die ich gegeben hatte, hätten in ihrer Ausführung einen vollen Erfolg verbürgt. Sie trafen die schwache Stelle des Feindes mit überlegener Kraft. Solchen Erfolges sicher, hatte ich auch am Abend des 26. der Obersten Heeresleitung gemeldet:

„Nach menschlichem Ermessen wird der Angriff erfolgreich sein."

Am Abend des 27. wird meine Meldung wohl Zusätze enthalten haben; das Ergebnis des Tages war weit auch hinter bescheidenster Erwartung zurückgeblieben*).

Vor dem I. R. und dem XVII. A.-K. waren das russische VI. und die russische 4. K.-D. zurückgewichen. Beide Korps hatten ihren Weitermarsch in Richtung Jedwabno angetreten. Dabei war das I. R. in die Gegend südöstlich Allenstein gezogen worden, nachdem das russische XIII. A.-K. dort und weiter südwestlich festgestellt worden war. Das XVII. A.-K. hatte an diesem Tage tatsächlich nur eine geringe Marschleistung hinter sich. Seine Lage, die ich heute aus den Karten des Reichsarchivs entnehme, war mir damals nicht so klar, wie sie heute ist**). Ich glaubte, daß es mit einer Abteilung Passenheim besetzt habe.

Beide Armeekorps hatten in ihrer Stellung am Morgen des 27. schwache Teile zum Schutze gegen die Njemen-Armee zurückgelassen. Diese schien an diesem Tage nicht wesentlich gefolgt zu sein, russische Kavallerie hatte aber die Alle überschritten, und Rastenburg war besetzt worden. Entscheidendes hatte sich indes nicht geändert. Das bedeutete eine Entlastung der Gesamtlage im Zusammenhang mit der Tatsache, daß der schon zwei Tage von mir so heiß erstrebte und taktisch mögliche Erfolg beim I. und verstärkten XX. A.-K. nicht erreicht war. Gewiß konnte die Njemen-Armee der nun so schwer bedrohten und noch im Angriff verharrenden Narew-Armee noch

*) Ich habe mich stets bei allen Meldungen der größten Zurückhaltung befleißigt. Ich hielt sie möglichst nüchtern, damit sie wirklich Richtiges gaben und falsche Hoffnungen ausschlossen. Übertriebene Siegesmeldungen im Westen zu gleicher Zeit haben vielleicht in der Obersten Heeresleitung die Ansichten verbreitet, der Feind sei mehr geschlagen, als es sich nachher in der Marne-Schlacht herausstellen sollte. Die Enttäuschung am 27. veranlaßte mich, noch zurückhaltender in meinen Meldungen zu werden. — In „Meine Kriegserinnerungen" bin ich über alles dies absichtlich hinweggeglitten. Das ist mir von manchen Offizieren schlecht gedankt, ja zu Entstellungen mißbraucht worden.

**) Ich habe das in Skizze 4 angedeutet, indem ich Linien, die den Unterkunftsraum des XVII. A.-K. darstellen, gestrichelt gezeichnet habe.

zu Hilfe eilen. Sie hatte aber viel Zeit verloren und konnte rechtzeitig nicht mehr eintreffen. Ich hoffte auf einen schlachtenentscheidenden Erfolg am 28. 8., der die früheren Enttäuschungen völlig ausgleichen sollte, selbst wenn die beiden feindlichen Armeen in ihren Maßnahmen der durch die Niederlage des VI. russischen Korps eingetretenen Lage besser Rechnung trugen, als es geschah. Sie hatten beide zunächst nichts von ihr erfahren. Nicht nur in den eigenen Reihen kommen im Kriege Reibungen vor, sondern auch beim Feinde. Der Wille hat die Lage zu gestalten.

Für den 28. wurde nun wiederum dem I. A.-K. der Vormarsch auf Neidenburg und dem verstärkten XX. A.-K. der Angriff über Waplitz in den Rücken des vor seiner Front stehenden Feindes und auf Hohenstein befohlen. Die L.-D. v. d. Goltz sollte auch auf Hohenstein von Norden vormarschieren, um hier gegen die Flanke der russischen Truppen zu wirken. Griff der Feind auf diesem Teile des Kampffeldes den linken Flügel des verstärkten XX. A.-K. an, so kam es eben zu Begegnungkämpfen. Allerdings war nicht zu verkennen, daß die L.-D. v. d. Goltz gegenüber einem Angriff des russischen XIII. A.-K. von Allenstein her bei ihrer so überaus mangelhaften Ausstattung an Artillerie — sie verfügte nur über 2 Landwehr-Batterien — in eine sehr schwierige Lage kommen konnte. Sie konnte bei ihrem Mangel an Kavallerie überraschend in die Flanke gefaßt werden, statt den Feind zu umfassen. Auf das Vorgehen der L.-D., verbunden mit dem Vorgehen der 41. I.-D. über Waplitz festigte sich für mich wieder die weitgehende Hoffnung, den vor dem verstärkten XX. A.-K. befindlichen Feind nun doch vernichtend zu treffen, und ihm weiteren Rückzug hinter die Seen südlich Allenstein entscheidend zu erschweren und so die Schlachtenhandlung abzukürzen.

Aus dieser Lage ergab sich ohne weiteres, das in der Gegend von Allenstein vorgedrungene russische XIII. A.-K. von Osten her derart anzupacken, daß es geschlagen und an einem Eingreifen von Allenstein her gegen die Flanke der L.-D. v. d. Goltz verhindert wurde. Das I. R. sollte südlich Allenstein vormarschieren und zugleich eine Abteilung ebenfalls in das Waldgelände vorschieben, um die Landenge bei Schwedrich (Skizze 4) zu sperren. Nach eben eintreffender Nachricht vom Generalkommando I. R. war der Feind bis Allenstein selbst vorgedrungen, vielleicht stärker als bisher angenommen war. Er konnte wohl in der Lage sein, den Vormarsch des I. R. an Allenstein vorbei zu verhindern, während andere russische Truppen gegen die L.-D. v. d. Goltz und gegen den linken Flügel des verstärkten XX. A.-K. kämpften. Ich habe später versucht, Klarheit darüber zu bekommen, welche Meldung mir vom I. R. geworden war. Mir ist das nicht im vollen Umfange

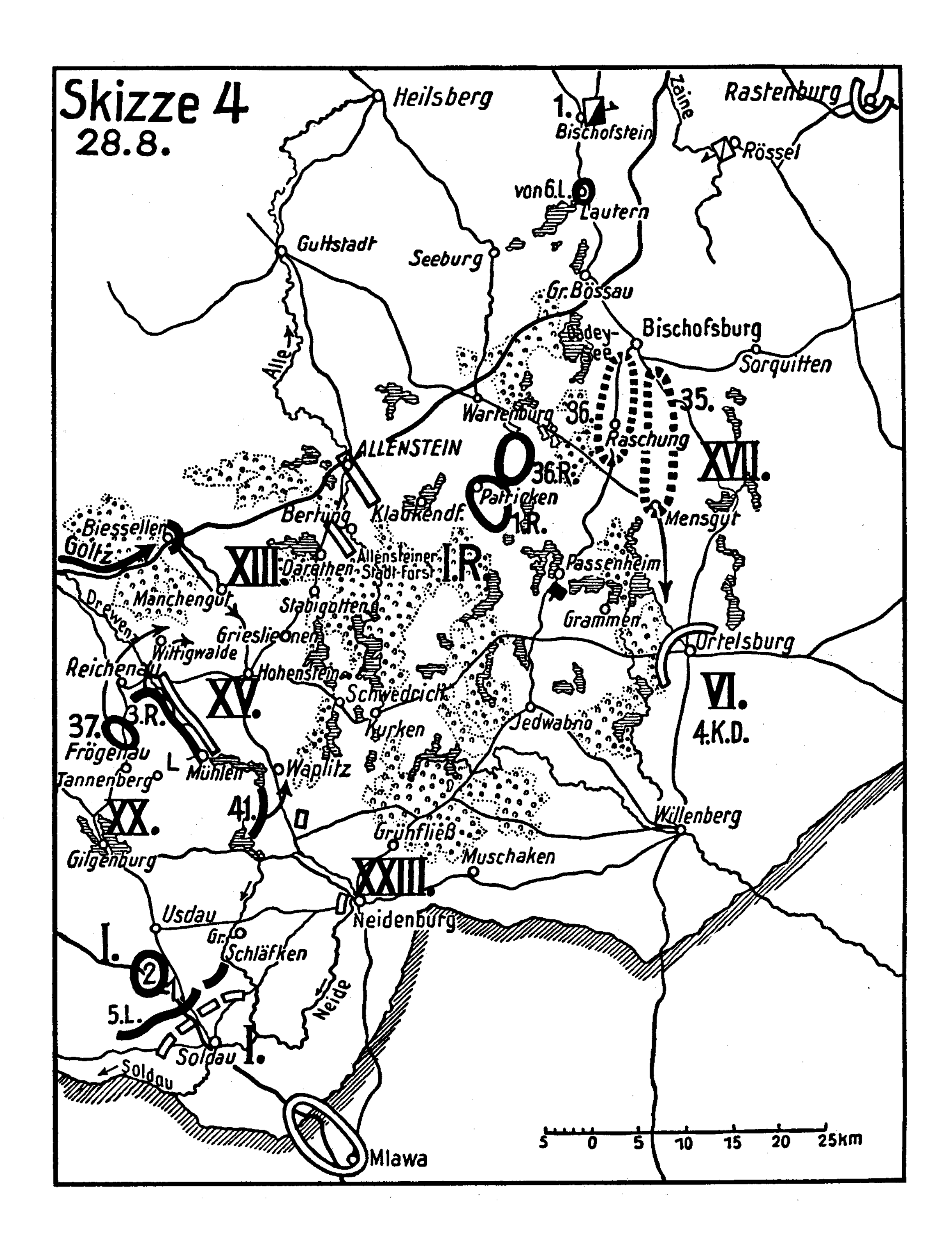
gelungen, weil der Chef des Generalstabes dieses Armeekorps sehr bald darauf den Heldentod starb. Die Lage, die mir von ihm gegeben wurde, war derart, daß ich dem Antrage des I. R., auch Teile des XVII. A.-K. in Richtung Allenstein heranzuziehen, zustimmte, während seine anderen Teile in dem Vormarsch in dem Rücken der Narew-Armee bleiben sollten. Es war ja auch möglich, daß die bei Allenstein und südwestlich Allenstein kämpfenden Truppen nach Norden gegen die endlich scharf vordrängende Njemen-Armee auswichen; dort standen keine Deutschen Truppen, die sie an einem solchen „Rückmarsch" hätten hindern können. Ging aber die Narew-Armee zurück, so konnte ihr vom I. A.-K. und den nach Süden angesetzten Truppen des XVII. A.-K. der Rückzug abgeschnitten werden. Mit dem XVII. A.-K. selbst in Verbindung zu treten, hatte sich leider als nicht möglich erwiesen.

Bei der Befehlserteilung trat noch insofern eine sehr ernste Friktion ein, als das I. R. nicht die Weisung erhielt, die Enge bei Schwedrich zu sperren, während ich noch bis zum Abend des 28. glaubte, dieser Befehl wäre ihm zugegangen. Friktionen sollten nicht vorkommen, aber sie stellten sich wie hier z. B. im Drange des Augenblicks bei schlechter und sich auf Augenblicke beschränkender Verbindung ein; aber auch ohne diese Friktion wäre durch Feind und schlechte Wege das rechtzeitige Eintreffen der Abteilung in Schwedrich gefährdet gewesen.

Der 28. 8. 1914 (Skizze 4)

Frühmorgens war das Oberkommando bereits am Ausgang von Frögenau westlich Tannenberg. Hier stand auch General v. Scholtz, der am Tage vorher so wenig glücklich geführt hatte. Mit General v. François waren wir wieder durch einen dünnen Draht verbunden. Wir wußten von ihm, daß er den Angriff, den er am Tage vorher abgebrochen, nun wieder aufgenommen hatte, um die Reste des Feindes, die noch nördlich des Abschnittes bei Soldau standen, zurückzuwerfen. Zu einer Entsendung von Truppen auf Neidenburg hatte er sich noch immer nicht entschlossen.

Auf der ganzen Front des verstärkten XX. A.-K. mußte der Kampf im vollen Gange sein. Gefechtslärm war überall hörbar. Als erste Nachricht traf die Hiobspost ein, daß die 41. J.-D., die nun endlich den Angriff auf Waplitz ausführte, unter den schwersten Verlusten sich in und über ihre Ausgangstellung zurückzöge. Sie war von dem Feinde, den sie am 26. geschlagen, aber nicht verfolgt, am 27. nicht angegriffen hatte, nun seinerseits in die Flanke gefaßt und von Norden her angegriffen worden. Sie hatte schwere, blutige Verluste und schwere Verluste an Gefangenen gehabt. Sie würde sich aber auf dem rechten Flügel des XX. Korps doch noch halten



Skizze 4
28.8.
Heilsberg
1.
Bischofstein
Rastenburg
Zaine
Rössel
von 6.L.
Lautern
Guttstadt
Seeburg
Gr. Bössau
Bischofsburg
Sorquitten
Dadey-See
Alle
Wartenburg
36.
35.
Raschung
ALLENSTEIN
36.R.
XVII.
Patricken
1.R.
Mensgut
Bertung
Klaukendf.
Biessellen
Goltz
XIII.
Darethen
Allensteiner Stadt-Forst
I.R.
Passenheim
Manchengut
Stabigotten
Grammen
Drewenz
Griesliennen
Ortelsburg
Wittigwalde
Reichenau
Hohenstein
XV.
Schwedrich
VI.
37.
3.R.
Kurken
Jedwabno
4.K.D.
Frögenau
L
Mühlen
Waplitz
Tannenberg
XX.
41.
Willenberg
Grünfließ
Gilgenburg
Muschaken
XXIII.
Usdau
Neidenburg
I.
Gr. Schläfken
2
Neide
5.L.
Soldau
I.
Soldau
Mlawa
5 0 5 10 15 20 25km

können, falls der Feind angriffe. Das war eine ernste Mitteilung. Wir konnten selbst hier durchbrochen werden, schließlich hätte ja auch der Feind Verstärkung heranziehen können. Doch das befürchtete ich nicht. Mir war das Scheitern des Angriffs bei Waplitz deshalb von so großer Bedeutung, weil dadurch dem Feinde weiter nördlich der Abzug nach Südosten möglich war und das I. A.-K. sich noch nicht auf Neidenburg in Bewegung gesetzt hatte, um sich in jener Gegend einem abziehenden Feinde vorzulegen. Die Nachrichten von der Lage bei der 41. Division waren der Anlaß, dem I. A.-K. nun zu befehlen, die 2. J.-D. unverzüglich in die Gegend nördlich Neidenburg in Bewegung zu setzen, was dann auch geschah.

In größter Spannung harrte ich bei Frögenau der Schlachtgestaltung, sie löste sich, als die Nachricht kam, daß General v. Morgen, Kommandeur der 3. R., den Befehl zum Angriff auf den gegenüberstehenden Feind gäbe. Er brach damit den Bann, der auf dem verstärkten XX. A.-K. seit Tagen lag. Unter dem tapferen Ansturm der Reservisten der 3. R. in Richtung Hohenstein und der Umfassung der L.-D. v. d. Goltz gab die russische Front nach. Die 3. R. konnte dabei in späteren Stunden den fortschreitenden Angriff der L.-D. v. d. Goltz östlich Hohenstein durch ihre Artillerie unterstützen. Langsam nur marschierte die 37. J.-D. nach. Sie kam so spät, daß sie der L.-D. nicht mehr rechtzeitig helfen konnte. Diese war, wie ich befürchtete, von dem russischen XIII. A.-K. von Allenstein her nun doch nördlich Hohenstein in die Flanke gefaßt und gab nach Westen zu nach. Das I. R. hatte eben nicht rechtzeitig angegriffen.

Durch Einsetzen von einigen zurückhaltenden Bataillonen der 37. J.-D. bei der Landwehr südlich der 3. R. kam nun auch dieser Teil der Gefechtsfront in Fluß. Der Feind wurde im Angriff auch hier geworfen. Überall ging er zurück. Ein großer taktischer Erfolg war hier errungen. Ich atmete auf!

Wie weit sich der taktische Erfolg zu einem großen strategischen auswirken würde, war noch nicht gesichert, nachdem sowohl die eingeleitete Umfassung bei Waplitz, als auch der Kampf der L.-D. bei Hohenstein nicht zu einer Umfassung der feindlichen Armeegruppe geführt hatte. Immerhin hoffte ich noch, daß die vielen Seen den Rückzug des Feindes erschweren würden, und eine Abteilung des I. R. noch in dem Waldgebiet im Rücken desselben auftreten würde.

Um so mehr lenkte sich meine Aufmerksamkeit aber den eingeleiteten weiten Umfassungen zu. Noch einmal erhielt das I. A.-K. die Weisung, mit noch stärkeren Kräften auf Neidenburg abzumarschieren. Der Kampf dort mußte ja endlich einen Erfolg gezeitigt haben. Dies war auch der Fall. General v. François hatte bei

Soldau nur die 5. L. zurückgelassen und war selbst mit der Abteilung v. Schmettau des XX. A.-K. und der 1. I.-D. auf Neidenburg marschiert. Endlich wußte ich starke Kräfte dorthin in Bewegung. Schwache russische Kräfte aber, die schon an den Tagen vorher geschlagen und unwesentlich verstärkt waren, hielten zuerst die 2. I.-D. nordwestlich Neidenburg, aber auch die Abteilung v. Schmettau und die 1. I.-D. bei diesem Orte auf. Die Letzteren überwanden schnell den Widerstand. In der Nacht zum 29. erreichten die Abteilung v. Schmettau Muschaken und die 1. I.-D. Neidenburg, während die 2. I.-D., die noch unter den Einwirkungen des verfehlten Angriffs am Tage vorher litt, sich erheblich aufhalten ließ, statt entscheidend weit nordöstlich Gelände zu gewinnen.

Auf dem Gefechtsstande in Frögenau hatte ich in den Nachmittagsstunden die Gewißheit, daß dem Feinde der Rückzug nach Südosten verlegt sei.

Nicht so günstig war die Entwicklung im Rücken des Feindes zwischen Allenstein und Willenberg. Wie ich schon erwähnte, hatte das I. R. bei Allenstein nicht unverzüglich angegriffen. Es wollte das Eintreffen von Teilen des XVII. A.-K. abwarten. Wie ungünstig sich dadurch die Lage bei der L.-D. gestaltete, wie dadurch wiederum ihr Vorgehen über Hohenstein, und östlich in den Rücken des Feindes verhindert wurde, habe ich dargetan.

Ich hatte im Laufe des Vormittags des 28. dem I. R. nochmals in Erinnerung gebracht, falls der Feind von Allenstein in südwestlicher Richtung abmarschiert sei, unverzüglich dorthin zu folgen, was dann auch später, wenn auch zu spät, geschah.

Von den ernsten Reibungen, die zwischen den Kommandierenden Generalen des XVII. A.-K. und I. R. vorgekommen waren, hatte ich ebensowenig gehört, wie davon, daß tatsächlich das ganze XVII. A.-K. trotz der Weisung, weiter nach Süden zu verfolgen im Marsch auf Allenstein, ja sogar mit Teilen nördlich herumgreifend sich befand.

Es war gegen 2 Uhr 30 Min., als ich hiervon Mitteilung erhielt. Ich erschrak. Der volle Erfolg der Schlacht war gefährdet. Das XVII. A.-K. erhielt die Weisung, nun unter Aufbietung aller Kräfte auf Passenheim und Ortelsburg mit allen seinen Teilen vorzumarschieren und den Feind zu verfolgen. Das brachte neues Leben in die Truppe. Ich freute mich, daß ihr dieser schöne Auftrag nach ihrem unverschuldeten Mißgeschick bei Gumbinnen zuteil war.

Abends war der Kommandierende General v. Mackensen mit schwachen Teilen seines Korps in Passenheim. Auch hier war die Lage wieder gemeistert. Ich war sicher, daß das Korps mit aller seiner Kraft am nächsten Tage nach vorwärts streben würde, um den weiten Ring zu schließen.

Auf dem Gefechtsstande von Frögenau, auf dem ich so Bedeutungvolles erlebte, war es wohl noch, daß wir die Nachricht erhielten, die Njemen-Armee habe sich jetzt in Marsch gesetzt. Den Erfolg der Schlacht konnte sie nicht mehr in Frage stellen. Immerhin wurde es nötig, darauf Bedacht zu nehmen, wie ihr entgegenzutreten sei, falls sie den Weitermarsch fortsetze, die abgedrängten beiden russischen Armeekorps, das I. und VI., nochmals angriffen, oder aber in weiterer Folge Verstärkungen aus Warschau bei Mlawa einträfen. Das waren Sorgen des morgigen Tages.

Heute zog mich das Herz noch zur kämpfenden Truppe. Ich wollte ihr, wie bei Lüttich einen Augenblick nahe sein, auch wenn ich bei ihr eigentlich nichts zu suchen hatte. Wir fuhren mit dem Kraftwagen von Frögenau nach Mühlen, wo die Landwehr angegriffen hatte. Es jagten uns aber Kolonnen und Trains entgegen, die Russen wären eingebrochen, sie folgten unmittelbar. Auch versprengte Landwehrleute näherten sich uns. Ich schüttelte den Kopf, hielt die Kolonnen an, dann die Landwehr. Dann kamen die Russen: es war eine große Zahl von Gefangenen! Die weitere Fahrt auf Mühlen gab ich auf, die Straßen waren von Gefangenen vollgestopft.

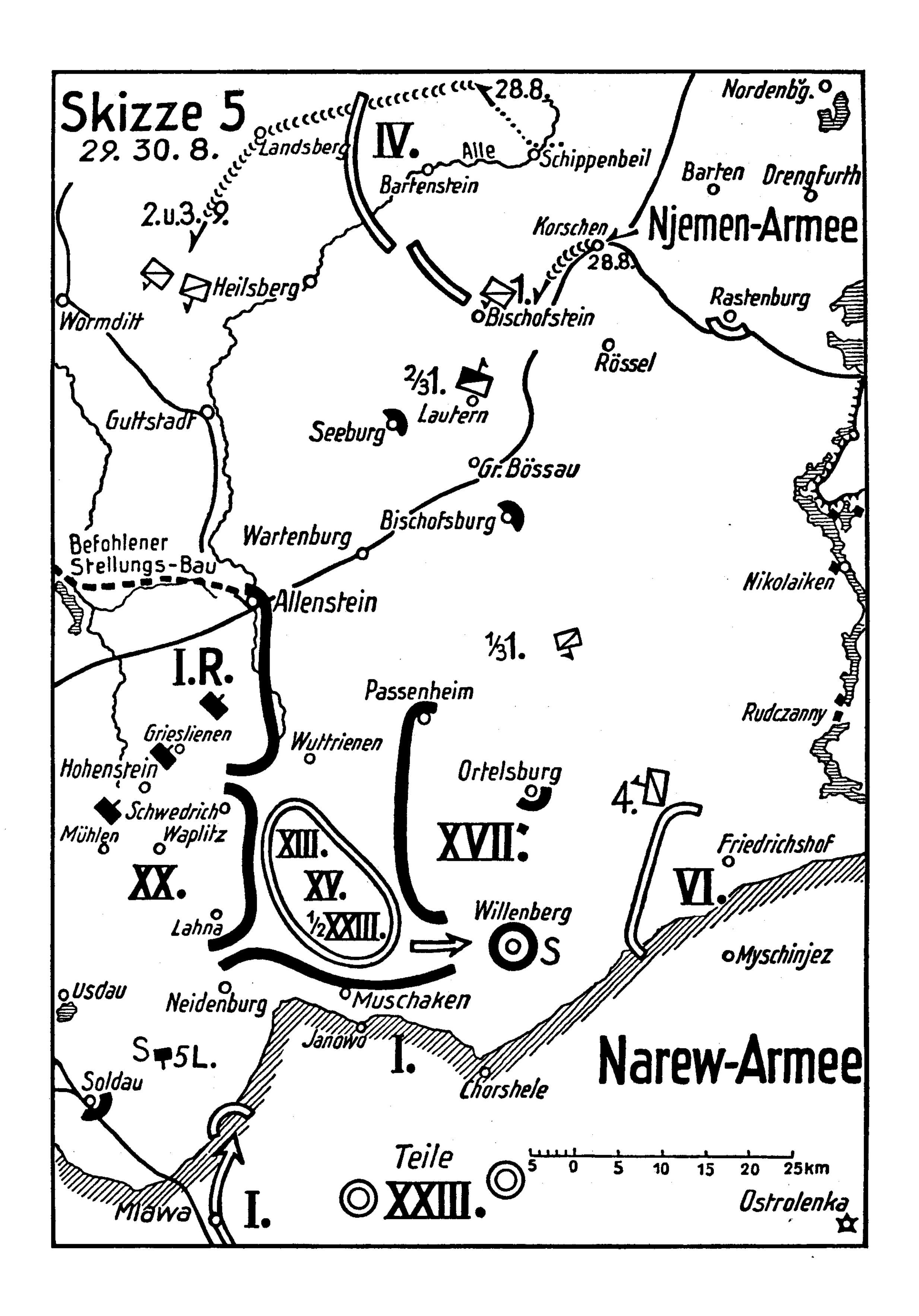
Das Hauptquartier kam nach Osterode. Dies Verlegen nach Norden war notwendig, um von hier aus die Anordnungen zur Weiterführung der Operationen gegen die Njemen-Armee zu geben, für die das XI. A.-K. auf Allenstein, das G.-K. auf Elbing in schneller Zugfolge im Anrollen war.

Für den 29. war Besonderes nicht anzuordnen. Das I. und XVII. A.-K. wußten Bescheid. Das I. R. hatte sich scharf nach Süden zu wenden, das XX. A.-K. zu verfolgen.

Der Obersten Heeresleitung meldete ich freudig einen großen Sieg. Diese Freude wurde zwar noch gedämpft, als ich später erfuhr, daß die 3. R. noch in der Nacht Schwedrich besetzt habe, ohne auf Deutsche Truppen in jener Gegend zu stoßen. Aber doch hoffte ich in meinem Innern, auf Grund der gegebenen Weisungen die Vernichtung des am 28. geschlagenen Feindes zu erreichen.

Der 29. und 30. 8. 1914 (Skizze 5).

Die Verfolgung blieb in der Nacht zum 29. und am 29. im Fluß. Das XVII. A.-K. legte sich in großen Marschleistungen zwischen Passenheim und Willenberg einem feindlichen Rückzug nach Osten vor. Die Abteilung v. Schmettau des XX. A.-K. erreichte in gleichen Marschleistungen Willenberg. Die 1. I.-D. des I. A.-K. besetzte Muschaken. Die 2. I.-D. sollte über Grünfließ vorgehen. Das I. A.-K.


Skizze 5
29. 30. 8.
28.8.
Landsberg
IV.
Alle
Schippenbeil
Nordenbg.
Bartenstein
Barten
Drengfurth
2.u.3.9.
Korschen
Njemen-Armee
28.8.
Heilsberg
1.
Bischofstein
Rastenburg
Wormditt
Rössel
2/3 1.
Lautern
Guttstadt
Seeburg
Gr. Bössau
Bischofsburg
Befohlener
Stellungs-Bau
Wartenburg
Allenstein
Nikolaiken
1/3 1.
I.R.
Passenheim
Rudczanny
Grieslienen
Wuttrienen
Hohenstein
Ortelsburg
4.
Schwedrich
Waplitz
Mühlen
XIII.
XVII.
Friedrichshof
XX.
XV.
VI.
1/2 XXIII.
Willenberg
Lahna
S
Myschinjez
Usdau
Neidenburg
Muschaken
Janowo
S 5L.
I.
Narew-Armee
Soldau
Chorshele
Teile
5 0 5 10 15 20 25km
XXIII.
Ostrolenka
Mlawa
I.

sicherte sich zudem bei Neidenburg gegen Süden, und stand in Verbindung mit der Landwehr bei Soldau. Im Anschluß an die 2. J.-D. sollte weiter nördlich, wie am Tage vorher, die so schwer in Mitleidenschaft gezogene 41. J.-D. die Verfolgung aufnehmen. Weiter nördlich bis Hohenstein hin folgten die siegreichen Truppen nach Südosten. Daß namentlich die 3. R. in der Nacht schon weit vorgedrungen war, erfuhr ich erst später. Das I. R. war im Vormarsch auf Hohenstein und gleichzeitig von Allenstein in Marsch nach Süden. Der Ring war damit geschlossen.

Ich selbst war nach Hohenstein gefahren, das ich in hellen Flammen stehend fand. Auf dem Wege dorthin kam ich über das Gefechtsfeld der L.-D. v. d. Goltz nördlich Hohenstein. Gefallene Landwehrleute zeigten mir den Ernst der Kämpfe, die Verwundeten waren bereits versorgt. In und bei Hohenstein drängten sich die Truppen des I. R. der L.-D. v. d. Goltz und des XX. A.-K. scharf ineinander. Südlich des Ortes standen Tausende von russischen Gefangenen. Ich entwirrte die Truppenkolonnen. In der Genugtuung des Sieges war der Groll gegen verschiedene Generale verflogen, denen ich jetzt bei Hohenstein Weisung für die Aufstellung der Truppen gab. Das I. R., die 37. J.-D. und die L.-D. v. d. Goltz wurden südwestlich Hohenstein und längs der Straße nach Allenstein mit der Front nach Nordosten zu einer Verwendung gegen die Njemen-Armee zur Ruhe übergeführt. Ich freute mich, nach den anstrengenden Märschen und langen Kampftagen endlich der Truppe diese geben zu können. Auch die anderen Teile des verstärkten XX. A.-K., soweit sie nicht mehr am Feinde waren, erhielten entsprechende Weisungen. So waren wieder Truppen in der Hand der Führung.

Der russische Rückzug richtete sich gegen die Linie Willenberg—Muschaken. Die Kampfkraft der 41. J.-D. reichte nicht aus, um den vor ihrer Front vorbeiziehenden Feind aufzuhalten. Auch die Kampfkraft der 2. J.-D. war so gering, daß sie nur langsam nördlich Neidenburg Gelände gewann. Die Russen stießen daher in Massen auf die 1. J.-D., die Abteilung v. Schmettau des XX. A.-K. und das XVII. A.-K. Es kam hier noch zu heftigen Kämpfen mit Russen, die zu entkommen suchten. Sie wurden aber daran verhindert. Etwa 2½ russische Armeekorps wurden eingeschlossen und mußten die Waffen strecken.

Um welche Massen von Gefangenen es sich eigentlich handelte, war mir zunächst nicht klar. Zuerst hatte ich der Obersten Heeresleitung etwa 30000 Mann gemeldet, dann stieg die Zahl auf etwa 92000. Diese Massen mußten für die hier stehenden Deutschen Truppen, die in ihrem Rücken von den abgedrängten russischen bedroht waren, schwer zu entwaffnen, zu versorgen und gefangen zu halten sein.

Am 30. griffen nun die abgedrängten Truppen allerdings mit verminderter Kampfkraft und Kampffreudigkeit an. Die Deutschen Führer und Truppen hatten indes Gelegenheit, sich in freudiger Entschlußkraft in Abwehr und im Angriff zu betätigen. Die russischen Angriffe hatten keinen Erfolg. Der Feind wich zurück.

Auf der gesamten Deutschen Kampffront trat nun im Laufe des Nachmittags des 30. und der Nacht zum 31. Ruhe ein.

Der russische Angriff auf das I. A.-K. war für mich der Anlaß, diesem schleunigst Truppen zur Unterstützung zu senden und darunter namentlich die Landwehr, die bei Fortsetzung der Operation gegen die Njemen-Armee die Deckung der Armee in südlicher Richtung und den Schutz der Grenzen übernehmen sollten.

In der angespannten Lage, namentlich auch bei der österreichisch-ungarischen Armee in Galizien, die nach Hilfe rief, hatte ich unverzüglich für die Weiterführung der Operation durch die Seen-Sperren bei der kleinen Feste Lötzen, dessen Kommandant, so gut wie er mit seinen schwachen Kräften konnte, gegen die vorbeimarschierenden Russen gewirkt hatte, und weiter nordwärts bis an den Pregel zu sorgen. Entsprechend zog sich die Njemen-Armee nach dem Ausgang der Schlacht bei Tannenberg zurück. Die durch den Kampf durcheinandergekommenen Truppen mußte ich auch auf dem Südteile des Schlachtfeldes entwirren und ihnen, wie dem XVII. A.-K., die richtige Front geben. Es waren auch den Truppen wieder ihre Verpflegung und Munitionkolonnen zuzuführen, so namentlich dem XVII. A.-K. und I. R., deren Kolonnen bei ihrem Vormarsch in südwestlicher Richtung weit in die Gegend nordwestlich Allenstein abgeschoben waren. Ich hatte aber auch für die Wiederherstellung der Kampfkraft der Truppen durch Zuführung von Ersatz, Verpflegung und Munition zu sorgen und an die Verwundeten zu denken. Eine Fahrt am 31. über das Schlachtfeld bis nach Waplitz und Neidenburg hatte mir gezeigt, wie dringend notwendig es sei, das Schlachtfeld aufzuräumen und die gefallenen toten Helden, Deutsche wie Russen*), zu bestatten. Es galt für den Abtransport der 92000 Gefangenen und für den Verbleib von 350 erbeuteten Geschützen, von Tausenden von Pferden, die zum Teil wild herumirrten, und von ungeheurem Kriegs-

*) Unter den toten Russen befand sich auch, wie ich erst später erfuhr, der Oberbefehlshaber der Narew-Armee, General Samsonow. Er hatte unweit Willenberg im Walde den Freitod gewählt. Als ich 1915 in jene Gegend kam, um an einem Angriff auf Prasnysch teilzunehmen, besuchte ich das einsam an dem Walde liegende Grab. Ein Förster hatte den gefallenen General bestattet und ihm ein Medaillon mit einem Damenbildnis abgenommen. Dieses Medaillon kam durch die Gefangenenhilfe nach Rußland. Als Träger des Medaillons war General Samsonow ermittelt. Seine Gattin erhielt Erlaubnis, die sterblichen Überreste nach Rußland zurückzuführen.

gerät aller Art zu sorgen. Es war hier für mich eine besondere Genugtuung, den Deutschen Truppen, namentlich den Reserve- und Landwehrtruppen aus dem erbeuteten Kriegsmaterial eine verbesserte Ausrüstung, so auch an Feldküchen und sonstigem Kriegsgerät zu geben, wofür ich ja schon im Frieden so beharrlich gekämpft hatte*). Meine Arbeitkraft und Gedanken hatten die verschiedenartigsten Betätigunggebiete.

Wenn ich in „Meine Kriegserinnerungen" geschrieben habe:

„Ich hatte keine Zeit, mich zu entspannen",

so war das richtig.

Das Hauptquartier wurde bald von Osterode nach Allenstein verlegt. Hier trafen nun auch, während die Truppen des G.-R. in Elbing ausgeladen wurden, die ersten Transporte des XI. A.-K. zu dem bevorstehenden Vormarsch gegen die Njemen-Armee ein, der in den ersten Tagen des Septembers begann. Die Truppen marschierten durch die Straßen Allensteins. Ergriffen lauschte ich dem Hohenfriedberger Marsch, den ich im Frieden so gern und oft gehört hatte und nun wieder nach Abschluß einer so gewaltigen Kriegshandlung, wie es die Schlacht von Tannenberg ist, erklingen hörte. Doch das kann vielleicht nur der nachfühlen, dem der Krieg und die Schlacht ein so ungeheures, tief bewegendes Erlebnis waren, wie mir. Wußte ich doch annähernd, um was es ging, wenn ich auch so Furchtbares nicht erträumte, wie wir erleben sollten und erleben.

Der Sieg war errungen. Solch kühnes Handeln, das die Kriegslage vollständig umgestaltet, hatte den Feind, dem man heute Vorwürfe macht, die Lage nicht erkennen lassen. Er hatte dem eben erst besiegten und schwer bedrängten Deutschen rasches Handeln, entschlossenen Durchbruch und kühne Umfassung sicher nicht zugetraut. Er war zunächst ja Sieger. Solche Unwägbarkeiten, die zu Wägbarkeiten werden, hatte ich mit in meine strategischen Entschließungen eingestellt. Ich empfand den Segen, der darin lag, daß die Schlacht ausschließlich und einheitlich nach meinen Entschlüssen geschlagen war, der Oberbefehlshaber hatte mir ihre Gestaltung im großen wie im kleinen voll überlassen. So blieb es bis zum 26. 10. 1918.

In Siegesfreude urteilte ich in: „Meine Kriegserinnerungen" über die Schlacht:

„Durchbruch und Umfassung, kühner Siegeswille und einsichtige Beschränkung hatten diesen Sieg zuwege gebracht; trotz unserer Unterlegenheit im Osten, war es gelungen auf dem Schlachtfelde den feindlichen annähernd gleichstarke Kräfte zu vereinigen."

*) „Mein militärischer Werdegang."

Auch der Schlußsatz ist richtig. Wir waren indes in der Schlacht den Russen trotz allen Bemühens noch an Zahl unterlegen. Nach der Zusammenstellung des Reichsarchivs verfügte die russische Njemen- und Narew-Armee mit den Truppen bei Warschau über:

433 Batl. = 430 000 Gewehre + 331 Schwadr. = 55 000 Karabiner

485 000 Gewehre und Karabiner
976 Masch.-Gew. 1620 Geschütze

Die Deutsche 8. Armee ohne die Sicherheitbesatzung der Festungen über:

170 Batl. = 161 000 Gewehre + 82 Schwadr. = 14 000 Karabiner

175 000 Gewehre und Karabiner
324 Masch.-Gew. 794 Geschütze

An der Schlacht nahmen teil:

	Deutsche			Russen		
Infanterie . .	153 Batl.	=	144 000	175 Batl.	=	175 000
Kavallerie . .	58 Schwadr.	=	9 000	99 Schwadr.	=	16 000
Zusammen			153 000			191 000
Maschinengewehre			296			384
Geschütze			728			612

Nicht dieses Zahlenverhältnis ist für mich die einzige Genugtuung echter Feldherrnkunst, sondern diese besteht darin, daß gegenüber den 92 000 Gefangenen und — nach Angabe des Reichsarchivs — 50 000 Toten der Russen der Verlust der Deutschen 8. Armee in den Schlachttagen von Tannenberg sich auf nur 12 000 Mann beläuft, wovon höchstens 5000 als gefallen, 7000 dagegen als verwundet anzusprechen sind, die nach Heilung dem Heere und dem Volke erhalten wurden.

Das Reichsarchiv urteilt über die Schlacht:

„Nach Leipzig, Metz und Sedan steht Tannenberg als die größte Einkreisungsschlacht da, die die Weltgeschichte kennt. Sie wurde im Gegensatz zu diesen gegen einen an Zahl überlegenen Feind geschlagen*), während gleichzeitig beide Flanken

*) Leipzig, 16. bis 19. Oktober 1813: 276 000 Verbündete schlugen 150 000 Franzosen, wagten aber gegen Napoleon nicht das Letzte: sie ließen dem Rest seiner Armee den Rückweg nach Westen frei. — Metz, 14. bis 18. August 1870: 240 000 Deutsche schlugen 200 000 Franzosen und schlossen sie in der Festung ein. — Sedan, 1. September 1870: 188 000 Deutsche schlugen 120 000 Franzosen, schlossen sie ein und zwangen sie tags darauf zur Übergabe.

von weiter Übermacht bedroht waren. Die Kriegsgeschichte hat kein Beispiel einer ähnlichen Leistung aufzuweisen — bei Kannäe fehlte die Rückenbedrohung."

Kannäe war jene Schlacht, in welcher der große karthagische Feldherr und Staatsmann Hannibal, der, später von seiner Heimat im Stich gelassen und von seinen undankbaren Landsleuten ausgewiesen, in fremdem Lande, verfolgt von Römern, den Freitod wählte, im Jahre 216 vor Beginn unserer Zeitrechnung diese vernichtend geschlagen hat*).

Kannäe ist durch den Grafen v. Schlieffen die Bezeichnung der Vernichtungschlacht durch Angriff in Front, Flanke und Rücken des Feindes geworden.

Das Kannäe-Tannenberg war geschlagen. Stolz können alle beteiligten Führer und Truppen, ja das ganze Deutsche Volk auf diese Tat blicken.

Die Schlacht von Kannäe hat eine weltgeschichtliche Umgestaltung nicht herbeigeführt, nur Soldaten beschäftigen sich mit ihr. Möge das nicht auch das Schicksal der Schlacht von Tannenberg werden. Möge sie die Bedeutung erhalten, die ich ihr gebe, als Verhüter der Zermalmung des Deutschen Volkes am Anfange Deutschen Rasseerwachens und Deutschen Gotterkennens**) und damit Deutscher Volksschöpfung, der Entfaltung neuer Deutscher Kraft, zu stehen.

Den Deutschen aber sage ich in so ernster Stunde. Erkennt, ehe es zu spät ist, daß dieselben geheimen Feinde, die überstaatlichen Mächte, deren Pläne ich bei Tannenberg zunichte machte, weiter in gewaltigem Kampfe abgewehrt werden müssen. Ich führe diesen Abwehrkampf seit 7 Jahren, enthülle unablässig die Kampfesweise dieser Gegner, greife sie an ihrer schwachen Stelle, der Wahrheit, an und zeige, daß das Christentum eines ihrer wichtigsten Hilfemittel ist, uns unter ihre Gewaltherrschaft im Jahwehreiche zu zwingen. Wenn das Deutsche Volk nicht in seiner Gesamtheit an diesem Abwehrkampf teilnimmt, wenn auch nur ein Teil — wie in jener Schlacht ein oder das andere A.-K. — nicht das Ziel erreicht, das ich ihm setze, so wird der Sieg wie damals gefährdet sein.

Es liegt am Volke, dies zu erkennen, den Bann zu brechen, Deutsche Kräfte zu entfalten und der Schlacht von Tannenberg die weltgeschichtliche Bedeutung zu erhalten, die sie hat.

---

*) Das seelisch so verkommene karthagische Volk wurde alsdann die Beute Roms!

**) Ich weise hier ausdrücklich auf die religionphilosophischen Werke meiner Frau, als auf die Grundlage Deutscher Gotterkenntnis hin, die sie uns gab: „Triumph des Unsterblichkeitwillens", „Schöpfunggeschichte", „Des Menschen Seele", „Selbstschöpfung", „Des Kindes Seele und der Eltern Amt", „Die Volksseele und ihre Machtgestalter — eine Philosophie der Geschichte" und „Das Gottlied der Völker — eine Philosophie der Kulturen".

Ludendorff in Schweden
1918/1919

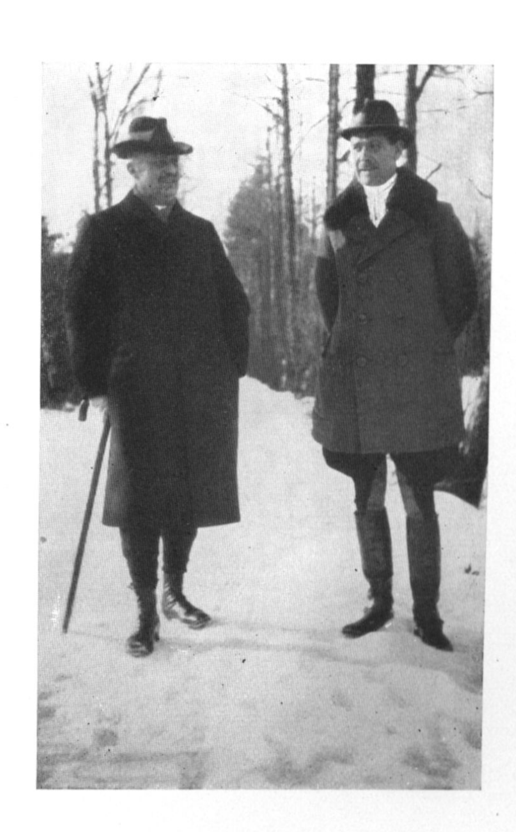




In Schweden entstanden die Kriegserinnerungen

Von Ende November 1918 bis Ende Februar 1919 hielt sich Ludendorff hier auf und schrieb in dieser kurzen Zeit aus dem Gedächtnis seine inhaltsschweren Kriegserinnerungen





Heßleholmsgården, das wunderbar gelegene Gut des Herrn R. Olson, der, wie er schrieb, so stolz und glücklich war, den Feldherrn des Weltkrieges in seinem einfachen Hof beherbergen zu dürfen. Rechts: Ludendorff und R. Olson



In Berlin 1919 nach der Rückkehr von Schweden

Die Schlacht an den Masurischen Seen und die Winterschlacht in Masuren

Nach der Schlacht von Tannenberg wandte sich die 8. Armee gegen die während jener Schlacht unter dem Befehl des Generals Rennenkampf stehengebliebene russische Njemen-Armee, die nach wie vor die Deutsche Heimat bedrohte. Der Feldherr schreibt in seinen Kriegserinnerungen:

„Der Vormarsch gegen die Armee Rennenkampf begann am 4. September. Wir legten uns am 7. mit dem Garde-R.-K., I. R.-K., XI. und XX. A.-K. vor der feindlichen Stellung in der Linie Wehlau—Gerdauen—Nordenburg—Angerburg, zwischen Pregel und dem Mauer-See fest und griffen sie in den folgenden Tagen planmäßig an. Die Kämpfe, namentlich beim XX. A.-K., verliefen nicht günstig. Der Russe machte dort einen kraftvollen Gegenstoß. Die feindlichen Stellungen waren stark und geschickt ausgebaut. Wir wären mit den Kampfmitteln und der Munition, über die wir verfügten, nie ihrer Herr geworden, wenn nicht die beabsichtigte Umfassung über Lötzen und die befestigte Seensperre wirksam geworden wäre.

Auch östlich Lötzen, das sich inzwischen gegen feindliche Angriffe tapfer gewehrt hatte, sah es zunächst nicht gut aus. Das XVII. A.-K. sowie die 1. und 8. Kav.-Div., die durch die Feste vorgegangen waren, kamen in dem Seengelände nordöstlich davon am 8. und 9. September nur langsam vorwärts. Sie hatten bei Kruglauken und Possessern schwer zu kämpfen. Das I. A.-K., das über Nikolaiken und Johannisburg angesetzt war, mußte östlich der Seenlinie in sehr scharf nördlicher Richtung vorgezogen werden. Es machte am 9. abends dem XVII. A.-K. Luft. Die 3. Res.-Div., der auch noch die Ldw.-Div. v. d. Goltz nachgezogen war, blieb im Vormarsch Richtung Bialla-Lyck. Sie stießen bereits am 8. September bei Bialla auf stark überlegenen Feind.

Auch diese Operation war von unerhörter Kühnheit. Die Njemen-Armee war mit ihren 24 Infanterie-Divisionen der 8. Armee mit ihren 15 bis 16 schon an und für sich stark überlegen. Die russischen Divisionen zählten zudem 16, die unsrigen damals noch 12 Bataillone. Zu den russischen Streitkräften kamen noch vier bis sechs Divisionen, die um Ossowjetz und Augustow in Versammlung waren. Jeden Augenblick und an jeder beliebigen Stelle konnten diese Kräfte zu einem Schlage mit gewaltiger Überlegenheit gegen uns zusammengezogen werden. Na-

mentlich war unser rechter Flügel östlich der Seen gefährdet. Er konnte erdrückt werden. Wir haben keinen Augenblick gezaudert, auch in dieser Lage die Schlacht zu wagen. Unsere überlegene Ausbildung war für uns. Tannenberg hatte uns ein großes Übergewicht gebracht.

Das Oberkommando hätte den rechten Flügel gern stärker gesehen; dazu war eine Division des XX. A.-K. zu unserer Verfügung westlich der Seen bereitgehalten. Aber sie mußte dem Generalkommando wieder zurückgegeben werden. Die Ausdehnung der vier Armeekorps, die die feindliche Front angriffen, war mit etwa 50 Kilometer doch sehr groß. Es kam hinzu, daß das Generalkommando des Garde-R.-K. einen russischen Vorstoß gegen sich befürchtete und sich daher enger zusammenzog. Der Nordflügel mußte am Pregel festhalten, sonst konnte die 8. Armee dort umgangen werden. Der Umfassungflügel durfte nicht stärker ausfallen, als er ursprünglich bemessen war. Wir hatten abzuwarten, wie gut oder schlecht unser Angriff durchdringen würde. Die Waffen mußten eben auch hier entscheiden. Wir mußten nur alles tun, um den erstrebten Erfolg zu sichern.

Am 10. September früh kam die entscheidende Nachricht, daß der Feind in der Nacht vor dem I. R.-K. nördlich Gerdauen — wohl infolge der fortschreitenden Kämpfe des I. und XVII. A.-K. — am 9. abends seine Stellung geräumt habe. Das Korps sei in sie eingedrungen und beabsichtige, weiterzumarschieren. Man kann sich die Freude im Hauptquartier denken. Ein großer Erfolg war wiederum errungen, aber noch keine Entscheidung. Die russische Armee war noch keineswegs geschlagen. Nordöstlich Lötzen hatten wir nur örtliche Erfolge. Es kam darauf an, mit aller Energie frontal zu folgen und in den zurückweichenden Feind hineinzustoßen, während der Umfassungflügel östlich der Romintenschen Heide gegen die Straße Wirballen—Kowno vorging. Wir wollten hiermit den Russen, soweit möglich, gegen den Njemen drängen. Es war aber zugleich in Rechnung zu stellen, daß Rennenkampf auch jetzt noch im Verein mit den weiter südlich eintreffenden Verstärkungen imstande war, nach beliebigen Richtungen hin einen kräftigen Angriff zu führen. Unsere Linien waren überall sehr dünn, aber die beiden nördlichen Gruppen, die bisher durch den Mauer-See getrennt waren, hatten sich wieder vereinigt. Die Lage blieb weiterhin ungemein gespannt. Die Truppen traten an neue Aufgaben heran. Sie hatten auf vielen Marschstraßen mit enger Verbindung untereinander dem Feind rastlos zu folgen und ihn, wo er standhielt, anzufassen. Dabei war aber doch die Einwirkung der Nachbarkolonnen für die örtliche Umfassung abzuwarten, um die Verluste zu vermindern. Das XVII. und namentlich das

auf dem äußersten rechten Flügel befindliche I. A.-K. und die 1. und 8. Kav.-Div. hatten immer wieder auszuholen ...

Die Bewegungen verliefen nicht ganz so, wie ich gehofft hatte. Freund und Feind waren schwer auseinanderzuhalten. Die eigenen Kolonnen beschossen sich zuweilen. Die Truppen griffen zu scharf frontal an und warteten das Eingreifen der Nachbarkolonnen nicht ab. Das schwerste Hemmnis aber war, daß das XI. A.-K. am 11. September sich von starker Überlegenheit angegriffen wähnte. Der Fall war denkbar, wir mußten ihm Rechnung tragen. Die Front bedurfte bei den gegenseitigen Stärkeverhältnissen der unmittelbaren taktischen Unterstützungen der umfassenden Korps. Wir mußten uns deshalb entschließen, das XVII. und I. A.-K. schärfer nach Norden zu führen, als ursprünglich beabsichtigt war. Die Ansicht des XI. A.-K. stellte sich nach Stunden als unrichtig heraus.

Der Befehl an den Umfassungflügel war aber schon gegeben. Später wurden die Korps wieder zurückgelenkt, jedoch war mindestens ein halber Tag verlorengegangen.

Die Leistungen der 8. Armee waren hervorragend. Der ganze Vormarsch, der in vier Tagen weit über 100 Kilometer gewann, war ein glänzender Siegeszug dieser durch lange Kämpfe und Anstrengungen aller Art hart mitgenommenen Truppen. Das galt besonders von den alten Verbänden der 8. Armee; das Garde-R.-K. und XI. A.-K. hatten im Westen bei Namur tapfer gekämpft, aber doch bisher leichtere Tage gehabt.

Das Ergebnis der Schlacht war nicht so in die Augen springend wie bei Tannenberg. Es fehlte die Einwirkung gegen den feindlichen Rücken; sie war nicht möglich. Der Feind blieb nicht stehen, sondern zog ab; so kam es nur zu einem frontalen und flankierenden Nachdrängen. Während wir bei Tannenberg über 90000 Gefangene gemacht hatten, zählten wir jetzt 45000. Aber was unter den gegebenen Verhältnissen erreicht werden konnte, wurde erzielt. Tatsächlich scheint Rennenkampf an einen ernstlichen Widerstand überhaupt nicht gedacht zu haben. Er hat jedenfalls sehr frühzeitig seinen Rückmarsch begonnen und ist nachts marschiert. Unsere Flieger hatten wohl begangene Kolonnenwege erkannt, aber die Meldungen hatten zu unbestimmt gelautet. Der Russe verstand, Rückzüge anzuordnen und Massen durch das Gelände außerhalb der Straßen zu bewegen.

Unsere rastlosen Bewegungen, verbunden mit der Umfassung, trieben die zurückgehende russische Armee so scharf vor uns her, daß sie in aufgelöstem Zustande über den Njemen kam. Sie brauchte für die nächsten Wochen nicht mehr als voll-

wertiges Kampfwerkzeug angesehen zu werden, sofern ihr der Russe nicht neue Truppen zuführte.

Die Schlacht an den Masurischen Seen hat nicht die Anerkennung gefunden, die sie verdient. Es war ein großangelegter und planmäßig durchgeführter Entscheidungkampf gegen eine außerordentliche Überlegenheit; er war mit schweren Gefahren verbunden, der Feind sich aber seiner Stärke nicht bewußt: er nahm nicht einmal den Endkampf an, sondern entzog sich ihm durch übereilten Rückzug, der unter unserem Druck den Charakter der Flucht annahm ...

Während des ganzen Siegeszuges der 8. Armee aus der Gegend von Allenstein bis in das feindliche Gebiet hinein war das Armee-Oberkommando den Truppen dichtauf gefolgt. Ich habe stets darauf gehalten, daß wir in engster Berührung mit den Führern und Truppen blieben. Auch die Befehlserteilung und der Meldedienst machten dies unabweislich notwendig: die technischen Nachrichtenmittel waren noch unvollkommen ... Trotz der Spärlichkeit der Nachrichtenmittel gelang es doch, stets orientiert zu sein und die Befehle des Armee-Oberkommandos rechtzeitig durchzubringen. Ich sprach auch viel selbst am Fernsprecher, spornte an, wo es zweckmäßig schien, und griff ein, wo es für das Gelingen des Ganzen unerläßlich war. Dieser persönliche Verkehr mit den Chefs war nützlich, er bot Gelegenheit, unmittelbar zu hören und einzuwirken ...

Viele russische Truppen sind im August und September in Ostpreußen musterhaft vorgegangen. Weinkeller und Vorräte wurden bewacht. Rennenkampf hielt strenge Zucht in Insterburg. Der Krieg brachte aber doch unendliche Härten und große Schrecken. Die Kosaken waren grausam und roh, sie brannten und plünderten. Es wurden viele Bewohner getötet und Ausschreitungen am Weibe begangen, die Bevölkerung zum Teil verschleppt. Das war größtenteils widersinnig. Man fragte sich vergeblich nach der Begründung. Den Russen wurde von der Bevölkerung nicht der geringste Widerstand entgegengesetzt. Sie war fügsam und hat sich, wie es auch unseren Ansichten entsprach, nicht an dem Kampf beteiligt. Hier trifft den Russen die Verantwortung für seine Untaten.

Die russische Armee hatte auf Ostpreußen schwer gelastet. Jetzt hatten wir das stolze Gefühl, Deutsches Land vom Feinde befreit zu haben. Der Jubel und die Dankbarkeit der Bevölkerung waren groß. Das Land ist nicht errettet worden, damit es unter fremdes Joch kommt. Vor solcher Schmach bewahre uns der Himmel."

Nach dieser siegreichen Schlacht an den Masurischen Seen erhielt General Ludendorff ganz überraschend am 14. September die Nachricht von seiner Ver-

setzung als Chef der sich unter dem General v. Schubert in Breslau bildenden Südarmee. Er selbst schrieb darüber:

„Nach den Schlachten von Tannenberg und an den Masurischen Seen war ein unmittelbares Zusammenwirken mit dem verbündeten österreichisch-ungarischen Heere notwendig geworden, das in Ostgalizien in der Gegend von Lemberg schwere Niederlagen erlitten hatte und über den San zurückgewichen war. Am 14. 9. abends teilten mir die Oberste Heeresleitung und dann auch auf Anruf von mir General v. Moltke, der damals schon die Operationen eigentlich nicht mehr leitete, nach dem Hauptquartier Insterburg, das das A.O.K. der 8. Armee bei Beendigung des siegreichen Feldzuges in Ostpreußen genommen hatte, mit, eine neue Armee, die 9., bestehend aus zwei Armeekorps der bisherigen 8. Armee, sollte in Oberschlesien zur unmittelbaren Unterstützung des verbündeten österreich-ungarischen Heeres bereitgestellt werden. Ich sei Chef des Generalstabes dieser Armee geworden. General v. Hindenburg solle mit dem Rest der 8. Armee gegenüber den geschlagenen russischen Armeen in Ostpreußen verbleiben. Ich gab General v. Moltke sofort mein Bedenken gegen diese strategische Maßnahme Ausdruck und meinte, die Hauptteile der 8. Armee müßten nunmehr für die Unterstützung des österreich-ungarischen Heeres verwandt werden. Der Vorschlag wurde befolgt. Die Hauptteile der 8. Armee wurden dazu allerdings nicht, wie ich wollte, in die Gegend von Posen und südlich, sondern nach Krakau und nördlich mit der Eisenbahn befördert, und das Oberkommando der 8. Armee als Oberkommando der 9. Armee mit den Operationen betraut, während der für die 9. Armee vorgesehene Oberbefehlshaber, Generaloberst v. Schubert, das Oberkommando über die 8. Armee bekam. Es war mir bemerkenswert gewesen, daß General v. Hindenburg gegen meine Abberufung am 14. 9. abends, die wie eine Trennung von ihm aussah, eigentlich nichts einzuwenden hatte. Doch er wähnte ja schon, der Krieg sei nach den beiden großen Siegen in Ostpreußen und bei der großen Zahl von Gefangenen recht bald beendet, und sprach bereits von einem Einzuge in Berlin durch das Brandenburger Tor. Die Trennung war eine kurze. Das Oberkommando war bald wieder in Breslau vereinigt, wohin ich vorausgefahren war. Das Verhältnis bei dem Oberkommando der 9. Armee zwischen General von Hindenburg und mir war natürlich genau so, wie beim Oberkommando der 8. Armee und dann später in der Obersten Heeresleitung." („Dirne Kriegsgeschichte")*).

---

*) Vgl. die Anmerkung des Feldherrn in dem Abschnitt „Die Schlacht von Tannenberg", Seite 221.

Die Entwicklung der Lage an der Westfront hatte jedoch klar gezeigt, daß der Krieg noch lange Zeit dauern würde und von dem Deutschen Volke Außerordentliches, ja das Letzte gefordert werden müsse. Der Feldherr schreibt in den Kriegserinnerungen:

„In dem Befehl, den ich am 14. abends in Insterburg bekam, war ausgeführt, daß zwei Armeekorps der 8. Armee die Südarmee in Oberschlesien zu bilden hätten. Das sah nur nach Abwehr und wie eine Schutzmaßnahme aus. Es genügte jedenfalls nicht, um die Lage in Galizien auch nur einigermaßen wiederherzustellen. Wir durften nicht nur abwehren, wir mußten handeln ... Nur schwache Teile dürften zum Schutze Ostpreußens selbst auf die Gefahr hin zurückgelassen werden, daß Rußland mit frischen Kräften von neuem in das arme Land einfiel... General v. Moltke stellte mir die Prüfung meines Vorschlages in Aussicht und machte mir kurz Mitteilung über den Umschwung der Lage im Westen. Bis dahin hatten wir nur gerüchtweise davon gehört. General v. Moltke war über die Westlage tief bewegt."

Nach der Fahrt durch die Provinz Posen, mit der den Feldherrn Kindheiterinnerungen und auch militärische Erlebnisse verbanden, traf er am 16. September in Breslau ein, um zu hören, daß sein Vorschlag vom 14. September angenommen sei. Nach der Aufstellung der 9. Armee begann nach eingehenden Besprechungen im k. u. k. Hauptquartier der Aufmarsch in Oberschlesien und der Vormarsch gegen die Weichsel. Der Vormarsch auf Warschau verwandelte sich infolge der Niederlage der auf dem rechten Flügel kämpfenden Österreicher bei Iwangorod in einen Rückzug. Der Feldherr sagt über diesen Rückzug:

„Durch das Zurückgehen der k. und k. Armee von Iwangorod nach Radom hatte sich die Lage vollständig geändert. Jetzt war ein starkes Nachdrücken des Feindes auf der ganzen Weichselfront zu erwarten. Wir mußten bezweifeln, daß die k. und k. Truppen dem widerstehen würden ... Wenn österr.-ungarischerseits später gesagt wurde, ihre Armee wäre zurückgegangen, weil die 9. Armee zurückgenommen wurde, so ist das richtig und unrichtig. Es wird verschwiegen, daß der Grund für diese Zurücknahme der 9. Armee lediglich in dem Versagen der zu Beginn des Krieges so tapferen k. und k. Armee zu finden ist, die die Nachwirkungen der Schlachten bei Lemberg nicht überwinden konnte."

Es waren neue Entschlüsse erforderlich, denn die Lage wurde infolge des neuen russischen Angriffs in Ostpreußen ernst. Inzwischen war General v. Falkenhayn an die Stelle des Generals v. Moltke getreten. Der Feldherr schreibt:

„Noch Ende Oktober hatte mich General v. Falkenhayn nach Berlin gerufen. General v. Conrad hatte ihm vorgeschlagen, starke Kräfte aus dem Westen nach dem Osten zu fahren. General v. Falkenhayn äußerte sich über den Angriff bei Ypern aussichtvoll und wollte sich Weiteres vorbehalten. Ich konnte ihm bestimmte Aufschlüsse über die Absichten des Armee-Ober-Kommandos nicht geben. Es war noch alles in der Schwebe. In Berlin kam ich mir vor wie in einer anderen Welt. Der Unterschied zwischen der ungeheuren Anspannung, die ich seit Kriegsbeginn durchlebt hatte, und dem Treiben in Berlin war zu gewaltig. Es herrschte Vergnügung- und Genußsucht. Der Ernst gegenüber unserer schwierigen Kriegslage fehlte. Ich gewann einen unangenehmen Eindruck und fühlte mich fremd. Als ich wieder nach Tschenstochau zurückkam und mich im Kameradenkreise befand, war ich zufrieden.

Am 3. November vormittags stand in mir fest, daß neues Handeln geboten sei. Ich bat den Generaloberstеn v. Hindenburg, dem früher erörterten Gedanken eines Aufmarsches bei Hohensalza zuzustimmen. Die Befehle wurden sofort gegeben und der Obersten Heeresleitung der Entschluß gemeldet ...

Durchdrungen von der ungeheuren Größe der Verantwortung, wußten wir im Hauptquartier alle, um was es ging. In Posen fühlten wir klarer als in Polen den Pulsschlag der Heimat, fühlten ihre Sorge vor einem feindlichen Einfall mit seinen ungeheuren Folgen. Wir mußten die Unruhe noch durch militärische Maßnahmen vermehren. Der Ausgang der bevorstehenden Kämpfe war nicht gewiß. Die russische Überlegenheit war gewaltig, unsere Truppen waren stark mitgenommen, die Verbündeten wenig kampfkräftig."

Um dieses Mißverhältnis auszugleichen und dem unter Umständen erfolgenden Vormarsch der Russen zu begegnen, wurden in den Grenzgebieten besondere und umfassende organisatorische Maßnahmen getroffen. Schwer lastete die Verantwortung auf den Schultern des Feldherrn, ernst sah er den großen, dem Deutschen Volk drohenden Gefahren entgegen, aber, entschlossen wie immer, trat er an die Aufgaben heran, um sie zu meistern. Er schreibt:

„Je mehr ich mich in die uns bevorstehende neue Aufgabe hineindachte, je schärfer sich die Lage und die ungeheure Gefahr abzeichneten, desto klarer wurde in mir der Entschluß, die in Tschenstochau beschlossene Operation, falls möglich, zu einem großen Vernichtungschlage auszugestalten; der allein konnte uns endgültig retten. Es genügte nicht, den Feind nur zum Stehen zu bringen. Auch dieser Gedanke ist nicht plötzlich entstanden, er hat sich allmählich gebildet."

Immer sehen wir, wie der Feldherr von dem Gedanken beseelt ist, nicht nur abzuwehren, sondern den Feind zu vernichten. Die Hilfemittel dazu waren in jeder Beziehung ungenügend. Die Stimmung bei der k. u. k. Armee hatte wieder einen Tiefstand erreicht, wenn auch der General v. Conrad alles tat, um den Angriffsgeist zu heben. Die aus dem Westen eintreffenden Truppen waren durch die dortigen Kämpfe schwer mitgenommen, und die ganz anderen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes beeinträchtigten ihren Kampfwert. Der Feldherr schreibt, alles berücksichtigend und zusammenfassend:

„Trotzdem mußte versucht werden, die russischen Kräfte im Weichselbogen nicht nur durch einen entscheidenden Schlag zum endgültigen Stehenbleiben und zum Verzicht auf die Fortsetzung des Vormarsches zu bringen, sondern sie vernichtend zu treffen. Dies gelang, wenn wir sie von Warschau abdrängten. Waren wir hierzu zu schwach, so mußten wir uns mit dem geringeren Ergebnis begnügen. Auch dies war ein gewaltiges.

Im November nahm die kriegerische Handlung den erwarteten Fortgang; das russische Heer schritt überall zur Ausführung der ihm vom Großfürsten zugewiesenen großen Aufgaben.

Die 8. Armee sah sich angegriffen. Sie machte nach Abgabe des I. R.-K. und XXV. R.-K. den Versuch, die Ostgrenze Ostpreußens gegenüber den überlegenen russischen Angriffen zu halten, doch war das auf die Dauer nicht möglich. Gegen Mitte November wurde sie in die Masurische Seen- und Angerappstellung zurückgenommen.

Das östliche Ostpreußen war damit wieder den Russen überlassen. Es hat viel gelitten. Obwohl dies vorauszusehen war, hatte die Schwächung der 8. Armee erfolgen müssen. Der Russe folgte der Armee scharf und griff auch die neuen Stellungen an. Dennoch wurde der Entschluß gefaßt, nunmehr auch die 1. Inf.-Div. der 9. Armee für den Kampf westlich der Weichsel zuzuführen. Es wurde viel gewagt, um an der wichtigsten Stelle das Ziel zu erreichen."

Die Operationen begannen am 11. 10. und führten zu den schweren Kämpfen um Lodz, unter denen die heldenmütige Waffentat des Durchbruchs bei Brshesiny vom 23./24. November unter General v. Litzmann hervorleuchtet. Der Feldherr schreibt über jenes Ringen um Lodz und an der Weichsel und über die gefahrvolle Lage:

„Der Russe dachte nach einem aufgefangenen Funkspruch an den Rückzug von Lodz. Unsere Freude war groß. Der gewaltige Wille des Großfürsten hielt seine

Korps aber, wie wir aus einem zweiten Funkspruch erfuhren, fest. Wir hatten eine schwere Enttäuschung erlitten.

Die russischen Truppen auf dem rechten Weichselufer erhielten mit Ausnahme von Teilen, die bei Mlawa blieben, Befehl, über die Weichsel zu gehen. Es war gut, daß dies auch weiterhin nur zögernd erfolgte, sonst wäre die Lage des Generals v. Morgen noch schwieriger geworden ...

Aus den feindlichen Funksprüchen erfuhren wir, weitab vom Schlachtfelde in Posen, wie hoffnungvoll der Russe die Lage ansah, wie er zu den entscheidenden Kämpfen ansetzte, wie er triumphierte, verschiedene Deutsche Armeekorps gefangen zu nehmen. Schon stellte er Eisenbahnzüge zum Abtransport der Gefangenen bereit. Was ich dabei empfand, kann ich nicht schildern. Was stand auf dem Spiel! Nicht nur die Gefangennahme so vieler tapferer Männer, verbunden mit dem Triumph des Feindes, sondern ein verlorener Feldzug! Die 9. Armee hätte nach dieser Niederlage zurückgenommen werden müssen. Wie wäre dann das Jahr 1914 ausgegangen?"

Wir können aus diesen kurzen Worten ermessen, was den Feldherrn bewegt haben muß, welche seelische Kraft und Geistesstärke erforderlich war, angesichts dieser wechselnden und außerordentlich gefahrvollen Lage die Verantwortung zu tragen, unbeeinflußt zu handeln und immer wieder rettende Maßnahmen zu treffen.

Die 9. Armee wurde bis zum Ende des November schwer bedrängt und auch südlich griffen die Russen an, aber ohne wesentliche Erfolge zu erringen. Im Weichselbogen kam es wiederum zu erbitterten Angriffskämpfen. Am 6. Dezember wurde Lodz von den sich hinter die Miashga zurückziehenden Russen geräumt und während auf dem nördlichen Flügel Fortschritte zu verzeichnen waren, bei denen am 15. Dezember Lowitsch genommen wurde, hatte sich die seit Ende November südlich Krakau verschärfende Lage dahin entwickelt, daß das k. u. k. Oberkommando dringend um Deutsche Verstärkungen ersuchte. Allerdings war die vom 3. bis 14. Dezember währende Schlacht um Limanowa-Lapanow ein schöner Erfolg, aber bei der geplanten Umfassung des Generals Boroevic ging der überlegene Russe zwischen San und Dunajec selbst zum Angriff über und drängte die Österreicher in die Karpathen zurück. „Es begann sich hier eine Lage zu entwikkeln", schreibt der Feldherr, „die für die Entschließungen im Jahre 1915 von weitestgehender Bedeutung sein sollte."

Im Weichselbogen begann die Front nach örtlichen überflüssigen Kämpfen allmählich im Stellungkrieg zu erstarren.

Der Ausgang des Feldzuges in Polen brachte zwar keine Entscheidung. Aber — so schreibt der Feldherr —

„ein gewaltiger Kampf war zu Ende. Neues war im Werden! Deutschland und Österreich-Ungarn waren von der Russengefahr gerettet. Alle Pläne des Großfürsten waren gescheitert. Sein Angriff auf die Ostgrenze Preußens, der Vormarsch auf dem westlichen Weichselufer und damit alle Hoffnungen der Entente auf eine siegreiche Beendigung des Krieges im Jahre 1914 waren zusammengebrochen. Die Preisgabe der östlichen Teile Ostpreußens und eines großen Teils von Galizien, so hart sie war, fällt demgegenüber nicht ins Gewicht.

Auch der zweite Teil des Feldzuges in Polen war eine Tat. Die Kriegsgeschichte kennt nur wenig Ähnliches.

Unsere Truppen, die seit Anfang August dauernd im Kampf oder in Bewegung waren, hatten sich über alles Lob erhaben gezeigt. Sie hatten auch jetzt wieder eine beinahe doppelte Überlegenheit besiegt. Nur mit solchen Führern und Soldaten war es uns möglich gewesen, kühne Absichten auch gegen Übermacht in die Tat umzusetzen.

Ehre und ewiges Gedenken der Deutschen Armee des Jahres 1914!"

Anfang des Jahres 1915 wurde der Feldherr für kurze Zeit zum Generalstabschef bei der Südarmee ernannt. Er hatte bei dieser Gelegenheit eine Besprechung mit den Generalen v. Conrad und v. Falkenhayn in Breslau über die neuen Operationen. Ende Januar kehrte er auf Grund einer dem Kaiser von Generalfeldmarschall v. Hindenburg unterbreiteten Bitte in seine bisherige Stellung zurück, ohne — wie er schreibt — Wesentliches versäumt zu haben.

Unsere Feinde wollten den Krieg noch im Jahre 1915 gewinnen, und zwar in erster Linie mit Hilfe der russischen Massenheere, auf die sie ja von vornherein ihre Hoffnungen gesetzt hatten, deren Erfüllung durch die überlegene Feldherrnkunst Ludendorffs bisher verhindert worden war. Der Feldherr schreibt über den russischen Plan für das Jahr 1915:

„Während der Großfürst mit ganzer Kraft in den Karpathen anzugreifen beabsichtigte, sollten nach seinem sogenannten ‚gigantischen Plan' starke russische Kräfte zwischen dem Njemen und der Chaussee Gumbinnen—Insterburg gegen den nur schwachen nördlichen Flügel der 8. Armee eingesetzt werden, ihn eindrücken, die Armee umfassen und gegen die Weichsel werfen. Andere Truppen, namentlich starke Kavalleriemassen, hatten zwischen Mlawa und der Weichsel unsere dort stehenden schwachen Truppen zu schlagen und in Westpreußen einzufallen. Die

preußischen Landstriche östlich der Weichsel sollten erobert, die dort befindlichen Deutschen Truppen vernichtet werden. In der Tat machte sich im Januar ein Verstärken des Feindes gegenüber dem linken Flügel der 8. Armee fühlbar. Das Vordrücken der Russen östlich der Weichsel gegen die Linie Wloclawek—Mlawa im Dezember 1914 hat vielleicht schon dieser Absicht gedient. Die Nachwehen der einen Operation waren hier wie in den Karpathen die Einleitung einer neuen. Die Ausführung des ‚gigantischen Planes' war erst im Entstehen. Die Augen des Russen waren aber bereits auf das Land östlich der Weichsel gerichtet. Er hatte schon Anfang Januar Truppen aus der Front westlich der Weichsel für Verwendung im Norden herausgezogen. Kamen wir mit unseren Absichten den seinigen zuvor, dann mußten wir mit starken Gegenangriffen sowohl über den Njemen wie über den Narew rechnen. Die Gegenangriffe kamen. Die Wucht und die Beharrlichkeit, mit denen sie geführt wurden, haben uns schwer zu schaffen gemacht. Der Großfürst war ein ganzer Soldat und Feldherr."

Gegen diese russischen Feldzugspläne galt es für den Deutschen Feldherrn entsprechende Maßnahmen zu treffen, um diesen zahlenmäßig so sehr überlegenen Gegner zu schlagen. Die Oberste Heeresleitung konnte jetzt — außer drei neuen und dem XXI. A.-K. — noch immer keine genügenden Kräfte im Westen für den Osten freimachen und auf diese Weise eine größere Operation gegen Rußland zu ermöglichen.

Der Feldherr hatte sich nunmehr entschlossen, in einer umfassenden Schlacht in Masuren den Gegner vernichtend zu schlagen, um dann durch die sich nach einer solchen entwickelnden großen Operation möglichst in den Rücken der westlich der Weichsel stehenden russischen Hauptkräfte zu gelangen. Ob dies gelingen werde, hing selbstverständlich von dem Ausgang jener Schlacht und den sich daraus ergebenden Maßnahmen der Russen ab.

Während die örtlichen Kämpfe im Weichselbogen ihren Fortgang nahmen, und durch örtliche Deutsche Angriffe die Aufmerksamkeit der Russen auf jene Fronten gelenkt wurde, begann die große Winterschlacht in Masuren. Der Feldherr schreibt:

„Die Winterschlacht begann am 7. Februar. General Litzmann trat an diesem Tage an. Die übrigen Teile der 8. Armee und die 10. Armee hatten erst am 8. Februar vorzumarschieren und anzugreifen. Die Operation konnte nur in ihren Grundzügen durch Befehl festgelegt werden. Die Armee-Oberkommandos behielten den weitesten Spielraum. Die gleichen taktischen Anschauungen bei allen Stellen sicherten den Erfolg. Auch während der Schlacht hatte der Oberbefehlshaber

Ost nur wenige Anordnungen für diese selbst zu treffen. Ich hatte an die Fortführung der Operation und den Flankenschutz zu denken.

Es war ein schwerer Entschluß, die Armee so, wie beabsichtigt, antreten zu lassen. Der Winter war kalt. Seit dem 4. oder 5. Februar herrschte ein selten starker Schneesturm, der Straßen und Eisenbahnen verwehte und ein Vorgehen außerhalb der Wege ganz ungemein erschwerte. Mannshohe Schneewehen wechselten oft mit kahlen Stellen, die mit Glatteis bedeckt waren. Es blieb bei den ursprünglichen Anordnungen. Die Russen hatten mit größeren Schwierigkeiten zu rechnen. Sie bekamen den Troß in der Marschrichtung voraus.

Unsere Truppen waren für einen Winterfeldzug ausgestattet. Die Fahrzeuge hatten Schlittenkufen. Diese erwiesen sich aber später als unpraktisch. Auf den nur stellenweise mit Schnee bedeckten Wegen waren sie nicht zu gebrauchen.

Was von Mann und Pferd in den folgenden Tagen geleistet wurde, ist unbeschreiblich und eine Ruhmestat für alle Zeiten. Mühsam arbeiteten sich die Anfänge der Marschkolonnen durch die Verwehungen. Fahrzeuge blieben stecken, die Kolonnen stockten, sie wurden immer länger. Die Infanterie schob sich an Fahrzeugen und Geschützen vorbei und suchte nach vorn wieder Anschluß zu gewinnen. Geschütze und Munitionwagen wurden mit 10 bis 12 Pferden bespannt. So bedeckten allmählich die Marschstraßen lang hingezogene Heeressäulen mit vorwärtsstrebenden Infanteristen, dazwischen nur wenig Geschütze mit noch weniger Munition. Für die Nacht oder im Kampfe schlossen die Kolonnen wieder etwas auf. Nach wenigen Tagen schlug das Wetter um, die Wege wurden grundlos, auf dem noch gefrorenen Boden außerhalb der Wege stand das Wasser an tiefen Stellen und auf den Sümpfen. Es war ein Glück, daß wir durch die weite Umfassung in den feindlichen Trainkolonnen Nahrungmittel erbeuteten, sonst hätte die ganze Bewegung wegen Verpflegungmangel eingestellt werden müssen.

Für die Generalkommandos und die niedere Führung entstanden ganz außerordentliche Schwierigkeiten. Es dauerte bei Zusammenstößen mit dem Feinde lange, ehe gefechtsfähige Verbände zur Stelle waren. Befehle waren nicht durchzubringen, Leitungen zerrissen im Sturm, Meldungen kamen nicht an. Und trotzdem wurde das Höchste geleistet.

Die Schlacht verlief wie die meisten Schlachten nicht ohne Reibungen, die das strategische Ergebnis beeinträchtigten ...

Nach dem Fall von Lyck ging es schnell vorwärts; schon in der Nacht vom 16./17. war General Litzmann nach erneutem heftigem Kampf in Augustow. Ich

hatte mich in diesen Tagen bemüht, den rechten Flügel der 8. Armee von Raigrod scharf nach Osten über Taino südlich Augustow auf Schtabin—Krasnybor gegen den Bobr zu schieben, um dem III. sibirischen Armeekorps immer wieder in die Flanke zu kommen. Die Wegeverhältnisse haben der 8. Armee dies nicht als ausführbar erscheinen lassen ...

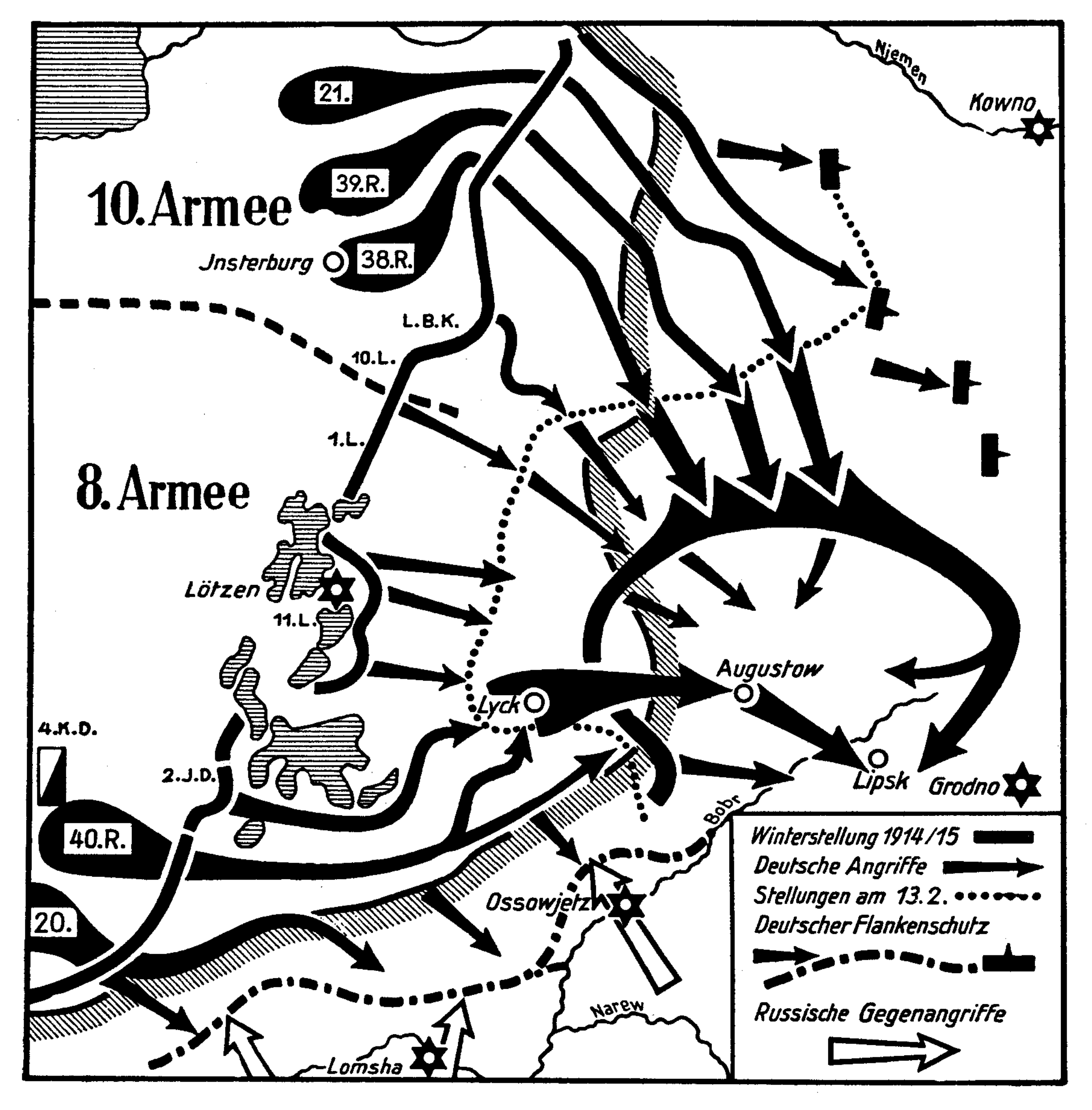
Die zurückflutende russische Armee wurde entscheidend in der Flanke gefaßt und nach Süden abgedrängt. Sie war anscheinend auch diesmal überrascht, genau wie zu Beginn des Vormarsches aus Oberschlesien und von Hohensalza her. Unser Nachrichtenwesen hatte hier in Verbreitung falscher Gerüchte und in der Abwehr sehr gut gearbeitet. Den Russen und der Entente war es nicht gelungen, Kenntnis von diesen Bewegungen zu erhalten. Es ist auch überaus schwer, genaue Angaben über den Feind, zumal rechtzeitig, zu bekommen, andernfalls wäre das Kriegführen mit Unterlegenheiten keine so ungemein schwierige Aufgabe. Bei Tannenberg waren wir vom Glück begünstigt gewesen.

Teile der russischen Kräfte, die auf Kowno ausgewichen waren und dauernd in der Flanke standen, hatten durch Angriffe vergeblich versucht, den Vormarsch zu verzögern. Sie wurden durch den Flankenschutz der 10. Armee auf Kowno—Olita zurückgeworfen."

Am 15. und 16. Februar wurde der Ring Raigrod—Sulwalki—Seiny—Krasnybor—Lipsk geschlossen, während ein Teil der Deutschen Truppen auf Grodno vorging. Der Feldherr schreibt:

„Die Lage der Truppen vor Grodno war ungemein schwierig. Aus der Festung heraus, wohin der Russe Verstärkungen gefahren hatte, entwickelten sich namentlich am 20. und 21. sehr heftige Angriffe. Aus dem Augustower Forst stieß der dorthin zurückgeflutete Russe immer wieder hervor. Unter schweren Verlusten hielten die Deutschen Truppen stand. Es war eine glänzende Tat des XXI. A.-K., und der Führer, General Fritz v. Below, der spätere bewährte Armee-Oberbefehlshaber im Westen, konnte stolz auf seine Entschlußkraft und auf seine Truppen sein. Das Oberkommando der 10. Armee durfte an diesem Ruhm mit innerer Befriedigung teilnehmen. In den nächsten Tagen ergaben sich die in dem Augustower Forst umherwogenden und sich verzweifelt wehrenden Russenmassen; die Schlacht war beendet."

Trotz des bedeutenden taktischen Ergebnisses von 110 000 Gefangenen und Hunderten von Geschützen, trotz der Vernichtung der russischen 10. Armee und der damit verbundenen Schwächung des Heeres, schreibt der Feldherr unter voller



Würdigung der Truppenleistungen, aber angesichts des nicht weiter möglich erscheinenden Vordringens:

„Ich durfte mich unter diesen Umständen dem Gedanken nicht verschließen, daß dem großen Siege die strategische Auswertung versagt blieb. Sehr schwere Erwägungen traten an das Oberkommando heran."

Die erhoffte Operation war nicht möglich geworden. Die Angriffe am Bobrfluß und auf Ossowjez wurden eingestellt. Die Flanke gegen Olita—Kowno mußte Deutscherseits durch starke aber fehlende Kräfte gesichert werden. Die Wegever-

hältnisse in Rußland waren äußerst schlecht und die Witterung ungünstig. Der Ausbau der rückwärtigen Stellungen mußte schnellstens gefördert werden. Während an der Südgrenze West- und Ostpreußens umfangreiche russische Gegenangriffe begannen und auch nördlich des Njemen drohten, herrschte im polnischen Weichselbogen Ruhe. Dagegen hatte die österr.-ungarische Offensive zum Entsatz des eingeschlossenen Przemysl keinen Erfolg gehabt, so daß diese Festung am 19. 3. 1915 fiel.

„Wir standen — so schreibt der Feldherr — an der ganzen Ostfront im Zeichen schwerer russischer Angriffe."

In den Tagen des 9. bis 11. März wurden von den Truppen des Generals v. Eichhorn gegen die neugebildete 10. russische Armee bei Kalwarija örtliche Erfolge erzielt. Bei Lomsha kam es zu schweren und krisenreichen Kämpfen. Vom Narew her griff der Russe von Nowogrod und Ostrolenka verstärkt und erneut an, und auch bei Mlawa entwickelten sich Gefechtshandlungen mit wechselnden Erfolgen. Der Feldherr schreibt von dieser Zeit:

„Jeder Tag brachte mir eine Unsumme von taktischen und anderen Entscheidungen. Die Bitten der Führer an der Südfront um Unterstützung ließen nicht nach, die 10. Armee hielt noch eigene, allerdings nur örtliche Erfolge für möglich und gab deshalb nur ungern Truppen fort...

Die Kämpfe von Lomsha bis Mlawa sind weniger bekannt geworden. Im Osten dachte Deutschland nur an große Schlachtenerfolge. Diese waren nicht mehr in so augenfälliger Weise zu erringen. Der große Gegenzug des Großfürsten gegen die Winterschlacht, der Angriff über den Narew gegen unsere nur schwach besetzte Flanke und zugleich ein Teil des Kriegsplans der Entente für das Jahr 1915 waren vereitelt; die Truppen und jeder einzelne Mann hatten sich der früheren Großtaten würdig geschlagen, die alten und neuen Formationen im Kampf miteinander gewetteifert. In den alten Formationen lag mehr nachhaltige Kraft. Landwehr und Landsturm hatten Vollwertiges geleistet. Die Führung war auf der Höhe ihrer Aufgaben, der vergangene Winterfeldzug eine stolze militärische Leistung."

Außer diesen überall auflebenden Angriffen der Russen gegen die Südfront, fielen russische Reserve- und Grenzwachformationen überraschend bei Memel und Tauroggen vorübergehend in Deutsches Land ein. Der dort stehende Deutsche Landsturm gab Memel auf. Das Telefonfräulein vom Memeler Postamt, Erika Röstel, erstattete die Meldungen an das Deutsche Hauptquartier, selbst dann

noch, als die Russen bereits das Postamt besetzten. Die Bemühungen des Feldherrn, dem tapferen jungen Mädchen für diese wichtigen Meldungen und ihr unerschrockenes Verhalten das ihr gebührende Eiserne Kreuz II. zu verschaffen, waren leider vergeblich. Sie erhielt nur eine goldene Uhr.

Auch das durch die Konvention Yorks im Jahre 1812 bekannt gewordene Tauroggen war von den Russen genommen und Tilsit wurde bedroht. Ersatztruppen aus Stettin mußten wegen Mangel an anderen Truppen mit eingreifen. Bei jeder Gelegenheit zeigte sich, wie sich die Nichterfüllung der von dem damaligen Obersten Ludendorff geforderten Heeresvermehrung und Munitionvorsorge auswirkte. Am 21. 3. wurde Memel wieder genommen, und am 29. 3. zogen Deutsche Truppen auch wieder in Tauroggen ein. Abschließend schreibt der Feldherr:

„Ostpreußen war von neuem befreit und ist von weiteren feindlichen Einfällen verschont geblieben. Mit seinem Wiederaufbau konnte begonnen werden ...

Für mich waren es bis Anfang April schwere Tage gewesen. Die Hoffnungen, die ich auf eine unmittelbare strategische Ausnutzung der Winterschlacht gehegt hatte, mußte ich beiseite legen. Taktisch war sie geglückt, das erfüllte mich mit Genugtuung. Ich war befriedigt, daß die großen Angriffe des Großfürsten zusammengebrochen waren und wir überall auf feindlichem Gebiete standen. Der Entscheidung gegen Rußland, und auf die kam es mir in meinem innersten Denken und Fühlen zunächst an, hatten wir uns aber doch nur um einen Schritt genähert. Der große russische Kräfteverbrauch gegen Ost- und Westpreußen sollte später die Operationen in Galizien fördern. Die Verluste der Russen waren zudem im Vergleich zu den unsrigen außerordentlich hoch. Selbst Rußlands großer Menschenreichtum konnte solchen Ausfall nicht ohne weiteres auf die Dauer decken.

Die einzelnen taktischen Lagen hatten meine volle seelische Spannkraft gefordert. Es läßt sich nicht alles auf dem Papier niederschreiben, das stolze Hoffen, das Zagen des Herzens, die Enttäuschung, das Durchringen zum Entschluß, Mißmut über dies und jenes. Es lassen sich nicht die Reibungen schildern, die in vielen Fällen zu überwinden waren, auch nicht das wiedergeben, was ich für die Truppen empfand, die bei ungünstigster Witterung die Anstrengungen eines Winterfeldzuges zu ertragen hatten."

Knappe und einfache Worte! Sie lassen aber sein tiefes seelisches Erleben des gewaltigen Geschehens erkennen und verraten das heiße, stets lebendige Mitgefühl, welches den Feldherrn mit den kämpfenden Truppen verband und welches bei allen verstandesklaren Erwägungen dieses großen Mannes mitschwingt.



1920 in Berlin

Tannenbergfeiern

Oben: in Königsberg 1921

Unten: in Königsberg 1926. Ludendorff bei der Bismarckjugend

Der Feldzug in Südpolen und die Operationen des Sommers 1915

Das Frühjahr des Jahres 1915 brachte trotz der gewaltigen, unter der Leitung des Feldherrn von den Deutschen Truppen im Osten errungenen Siege keine Erleichterung. Der Feldherr schrieb im Jahre 1935 (A. Hl. Quell, Folge 6/35) rückblickend und zusammenfassend über die Lage in jener Zeit:

„Die Deutsche Oberste Heeresleitung — Chef des Generalstabes General von Falkenhayn — hatte im November 1914, einen Monat zu spät, erkannt, daß nach dem Unheil an der Marne am 9. 9. 1914 und seinen unmittelbaren Folgen u. a. auch in Rücksicht auf das österreich-ungarische Heer, die Zeit gekommen war, den Schwerpunkt der Operationen nach dem Osten zu legen. Hierdurch versäumte die Deutsche Oberste Heeresleitung die von mir aus dem Rückmarsch in Südpolen anfang November 1914 eingeleitete neue Operation: Angriff aus der Linie Gnesen-Hohensalza-Thorn gegen die rechte Flanke der russischen Heeresmassen, die sich über die Weichsel bei Warschau und oberhalb und den San gegen die Deutsche Grenze bei Posen und durch Galizien gegen Mähren vorbewegten, rechtzeitig und kraftvoll zu unterstützen. Unglückliche Führung dieser Operation durch das Oberkommando der 9. Armee und das kleckerweise Eintreffen von Verstärkungen aus dem Westen nach dem endgültigen Einstellen des Angriffs in Flandern, ließen den denkbaren, entscheidenden Sieg nicht erringen. Es gelang nicht, die Russen entscheidend zu schlagen, sondern nur die russischen Heeresmassen endgültig zum Stehen zu bringen, sie an einem Einfall in Deutschland und Mähren zu hindern und ihnen damit den Sieg aus der Hand zu nehmen, der den ganzen Krieg zu Ungunsten Deutschlands und Österreich-Ungarns entschieden haben würde.

Im Anschluß hieran hatte sich auch an unserer Ostgrenze, in Polen und Galizien, nördlich der Karpathen, der Stellungkrieg entwickelt. Der Angriff Anfang Februar 1915 an der Ostgrenze Ostpreußens, der zur Winterschlacht in Masuren führte und einen glänzenden Schlachterfolg zeitigte, konnte eine strategische Ausnutzung nicht bringen, Ungunst der Witterung hat ihn vornehmlich verhindert. Als Antwort auf diese Schlacht machte nun der Russe längs der Kampffront jenseits der Ostgrenze und der Südgrenze Ost- und Westpreußens erbitterte Gegenangriffe, die erst im März allmählich abflauten. Den Schwerpunkt seiner Angriffe legte er aber immer schärfer gegen die österreich-ungarische Front in den Karpathen, die durch zahlreiche Deutsche Divisionen und die Bildung der Deutschen Süd-Armee daselbst gestützt werden mußte."

Als die Armee des Generals Boroevic über den Karpathenkamm zurückgeworfen war, wurde die Lage dort äußerst ernst. Die östlich davon kämpfende Deutsche Südarmee hielt zwar stand, aber die 9. Armee mußte die 25. Res.-Division dorthin schicken, wo sie noch eben rechtzeitig genug eintraf, bevor das Schlimmste eingetreten war.

„Die Deutsche Oberste Heeresleitung" — so schreibt der Feldherr — „faßte nunmehr den Entschluß, die Entscheidung gegen Rußland zu suchen. Der Plan war großzügig, der Gedanke, sich im Westen trotz der dort herrschenden Spannung zu schwächen, zeugte von großer Verantwortungfreudigkeit."

Man muß jedoch staunen, mit welchen unzulänglichen Mitteln diese Entscheidung gesucht wurde, und daß die große, diese Entscheidung ermöglichende Operation des Feldherrn verworfen und sein Streben sabotiert wurde. Nach der Zurücknahme des rechten Flügels nach der Marneschlacht und nach den Kämpfen bei Ypern hatte im Westen der sich allmählich mehr und mehr entwickelnde und zermürbende Stellungkrieg begonnen. Dieser Umstand und der sich wachsend fühlbarer machende Munitionmangel hatten die Stimmung dort gedrückt. Der Eintritt Italiens in den Krieg auf der Seite unserer Gegner wurde seit Beginn des Jahres immer wahrscheinlicher. Am 30. 3. 1915 schrieb z. B. das amtliche Blatt der italienischen Freimaurerei u. a.:

„Wir müssen den Krieg gegen Österreich aufnehmen ... Der Tag des Deutschen Volkes ist im Verglimmen ... Brüder, bekämpft den ewigen Barbaren ...!" Infolge solcher verstärkten freimaurerischen Hetze und unter dem Eindruck der die österreichisch-ungarische Front entlastenden siegreichen Schlacht von Tarnow-Gorlice, welche am 2. 5. 1915 begann und in deren Verlauf Ungarn befreit wurde, während Generalfeldmarschall v. Mackensen mit seinen Truppen bis zum San vordrang, erfolgte die italienische Kriegserklärung an Österreich. Die freimaurerischen Machenschaften wurden dem Volke damals natürlich verschwiegen.

Die italienische Armee zählte etwa 600000 Mann Fronttruppen, ohne die Truppen zweiter Linie. Diese traten jetzt gegen die Mittelmächte an und zwangen die Österreicher, ihre an den Grenzen Italiens stehenden Truppen ganz bedeutend zu verstärken, während Frankreich seine Grenztruppen im Westen gegen Deutschland einsetzen konnte. Es galt daher für den Feldherrn und die Oberste Heeresleitung zu handeln. Über die Durchbruchsschlacht der Deutschen 11. Armee zwischen Tarnow-Gorlice und den Fortgang der Kämpfe, schreibt der Feldherr:

„General v. Mackensen erhielt mit der neu zu bildenden 11. Armee, die im wesentlichen aus Truppen aus dem Westen bestand, die Weisung, Anfang Mai in

Westgalizien in die Flanke der in den Karpathen mit großer Todesverachtung angreifenden Russen zu stoßen und sie zu schlagen. Er war ein vornehmer Mann und glänzender Soldat, dessen Taten in der Geschichte aller Zeiten fortleben werden ...

General v. Mackensen drang unaufhaltsam gegen den San auf Jaroslaw vor und erstürmte den Brückenkopf am 15. Mai. Die k. u. k. Nachbararmeen hingen sich zu beiden Seiten den vorwärtsdrängenden Deutschen Truppen an, auch die Deutsche Südarmee griff an und gewann nordwärts über Stryj hinaus Gelände. Przemysl wurde Anfang Juni den Russen wieder entrissen.

Nördlich der oberen Weichsel gab der Russe die Nida auf, um gegen die Weichsel zurückzuweichen. General v. Woyrsch konnte sich Mitte Mai unter Festhaltung seines linken Flügels bis Kielce vorschieben.

Die russischen Armeen zwischen den Karpathen und der Pilitza hatten somit ihre Stellung aufgeben müssen und dabei viel verloren. Die Verbündeten konnten im wesentlichen aber nur frontal folgen, so sehr sie sich auch bemühten, zu örtlichen Flankierungen zu kommen und namentlich die russische Karpathen-Armee in ihrer westlichen Flanke zu fassen. Ein Umklammerungversuch auf dem rechten Flügel der k. u. k. Armee in der Bukowina scheiterte. Es fehlte ihm an Kraft. Er endete hier schließlich in einem Zurückgehen vor feindlichem Druck.

Die ungünstigen rückwärtigen Verbindungen geboten dem Vormarsch am San zunächst einen Halt. Die Schwierigkeiten waren Anfang Juni behoben. Der Angriff wurde nunmehr fortgesetzt. Immer lasteten die Hauptkampfaufgaben auf Deutschen Truppen. Am 22. Juni wurde Lemberg wiedererobert, bald darauf Rawa Ruska erstürmt und der Russe zum weiteren Rückzug gegen den Bug gezwungen. Er ging nunmehr auch weichselabwärts weiter in Richtung Lublin—Iwangorod zurück."

Inzwischen hatten auch im Abschnitt der 9. Armee, nördlich der Pilitza und der 10. Armee, östlich Suwalki, örtliche Angriffe Deutscher Truppen gegen die russischen Stellungen stattgefunden, die besonders bei der 10. Armee zu taktischen Erfolgen führten. Eine Unterstützung der Operationen des Generals v. Mackensen sollte jedoch der am 27. 4. beginnende Zug nach Litauen und Kurland werden, indem er freie Bewegungen gegen den Feind ermöglichte. Im Verlauf des Vormarsches dieser, später unter General Otto v. Below zur „Njemen-Armee" zusammengefaßten Truppen, wurde am 7. 5. abends der ehemalige russische Kriegshafen Libau genommen. Das bereits besetzte Schaulen konnte jedoch nicht behauptet werden, während die Linie an der Dubissa dagegen gehalten wurde. Der Verlauf der

Kämpfe hatte indessen gezeigt, daß auf diese Weise — selbst bei erfolgreichem Vorgehen weit nach Rußland hinein — eine Kriegsentscheidung nicht zu erreichen war. Der Russe wich kämpfend zurück, und die nachrückenden Deutschen Truppen folgten, soweit es ihre rückwärtigen Verbindungen eben zuließen. Die fortwährenden frontalen Angriffe waren außerdem den Umständen nach für die Deutschen Truppen äußerst verlustreich. Aus diesen Gedankengängen heraus suchte der Feldherr nach einer Möglichkeit, um mittels einer umfassenden Operation eine wirklich kriegsentscheidende Wendung des Feldzuges gegen Rußland herbeizuführen.

„Wir hatten" — so schreibt der Feldherr — „über die bisherigen Kämpfe in Lötzen naturgemäß in höchster Spannung den Ereignissen in Galizien zugesehen und uns dauernd ein Bild gemacht, wie wir die Operationen gegen Rußland weiterhin tatkräftig unterstützen könnten. Unsere Kräfte waren zunächst verausgabt. Der Russe schwächte sich indes vor unserer Front, insbesondere vor der 9. Armee. Auch von der Südgrenze West- und Ostpreußens zog er Truppen für Galizien ab. Aus der Front vor der 10. Armee hatte er bei unserem Einfall in Litauen Truppen dorthin geschoben. Er war also vor uns überall dünner geworden. Auch wir hatten bereits viel herausgezogen und nach und nach für die Operationen im Südosten abgegeben. Allmählich konnten wir noch weitergehen. Bei der ungeheuer langen Front war das Herausnehmen der Truppen jedoch schließlich begrenzt. Die Stellungen mußten zum mindesten so besetzt werden, daß die Ablösung des einzelnen Mannes ermöglicht blieb. Erst als uns die Oberste Heeresleitung im Juni einige neugebildete Landsturm-Regimenter zuwies, konnten wir daran denken, Divisionen für eigene Angriffshandlungen bereitzustellen."

Die verschiedenen Möglichkeiten wurden geprüft, und es wurde erwogen, welche Operationen die meiste Aussicht für eine Entscheidung boten. Der Feldherr schreibt in seinen „Kriegserinnerungen":

„In der Theorie vorteilhafter erschien wieder die Operation, an die wir nach der Winterschlacht gedacht hatten: Vordringen über die Linie Ossowjetz—Grodno, vielleicht auch noch über Lomsha. Ein solcher Vormarsch hätte eine entscheidende Wirkung haben können. Er führte auf räumlich kürzestem Wege in den Rücken des aus Ostgalizien zwischen Weichsel und Bug zurückweichenden russischen Heeres. Wir erkundeten die Sumpfniederung zu beiden Seiten von Ossowjetz für einen Übergang, aber das Ergebnis war, wie vorauszusehen, ein ungünstiges. Die Bodenverhältnisse schlossen dort einen Übergang aus. Wir mußten mit ernstem Widerstand in der taktisch schon an und für sich sehr starken und vermutlich auch stark besetzten

Linie Ossowjetz—Grodno rechnen. Daß wir hier diesen Widerstand und die sonstigen Schwierigkeiten überwinden würden, war nicht zu erwarten. Ich habe tief bedauert, daß ich einen solchen Angriff auch auf eine Anfrage der Obersten Heeresleitung hin nicht befürworten konnte.

Jede Operation weiter nördlich entfernte sich räumlich von der entscheidenden Stelle südöstlich Grodno. Dieser Nachteil mußte dann durch Schnelligkeit ausgeglichen werden, zumal wenn der feindliche Rückmarsch rascher als bisher vor sich ging. Die feindliche Flanke mußte in diesem Fall immer mehr und mehr in Richtung Wilna—Minsk getroffen werden. Ein großer Deutscher Vormarsch zwischen Grodno—Kowno allein war nicht wirkungvoll genug, wir liefen in einen Sack. Günstiger erschien es, zunächst Kowno von der 10. Armee von Westen her, bei gleichzeitiger Umfassung von Norden durch die Njemen-Armee, zu nehmen. War diese Festung, der Eckpfeiler der russischen Njemen-Verteidigung, gefallen, so war der Weg auf Wilna und in den Rücken der Hauptkräfte des russischen Heeres geöffnet. Es mußte daraufhin einen gewaltigen Sprung nach rückwärts ausführen. Konnten die Njemen- und 10. Armee auch nur geringe Verstärkungen rechtzeitig erhalten und mit Kolonnen und Trains reichhaltig ausgestattet werden, so war zu hoffen, diesen Sprung derart von Norden über Wilna in der Flanke zu fassen, daß der Sommerfeldzug 1915 mit einer entscheidenden Einbuße des russischen Heeres endigen würde. Das war um so eher zu erreichen, je schärfer die Operationen aus Ostgalizien in den Raum östlich des Bug gelegt wurden."

Mitte Mai hatten die Russen einen Vorstoß aus den Wäldern westlich von Kowno unternommen. Durch das Verschieben der Deutschen Linien konnte schwerste Artillerie dort eingesetzt werden. „Die Vorarbeiten für die Operationen über Kowno" — so schreibt der Feldherr — „sollten beginnen", als Kaiser Wilhelm II. den Generalfeldmarschall v. Hindenburg und den Feldherrn nach Posen zum Vortrag beschied. Die Folgen dieser Besprechung und die Entscheidung sind für den weiteren Verlauf des Krieges, ja für den Ausgang desselben außerordentlich schwerwiegend gewesen. Denn der Kaiser bestimmte hier, daß der Angriff in Polen nach den ihm zusagenden Vorschlägen des Generals v. Falkenhayn durchzuführen sei. Der Vorschlag der entscheidenden Operation des Feldherrn wurde von Generalfeldmarschall von Hindenburg nicht entsprechend vertreten und daher nicht angenommen. Diese Besprechung in Posen am 2. 7. 1915 nannte der Feldherr daher sehr treffend mit Rücksicht auf die Folgen: „einen Tag von weltgeschichtlicher Bedeutung". Aus diesem Grunde hat er auch im Jahre 1935, als sich der Tag zum

zwanzigsten Male jährte, in einem besonderen Aufsatz jener Entscheidung gedacht und die Vorgänge in Posen, die er in den „Kriegserinnerungen" nicht brachte, der Nachwelt überliefert. Wir bringen daher jene Ausführungen hier ausführlich und geschlossen, wenn auch manches aus unserer Darstellung nochmals erwähnt wird und später geschilderte Maßnahmen bereits hier entsprechend erläutert werden.

Der Feldherr schreibt:

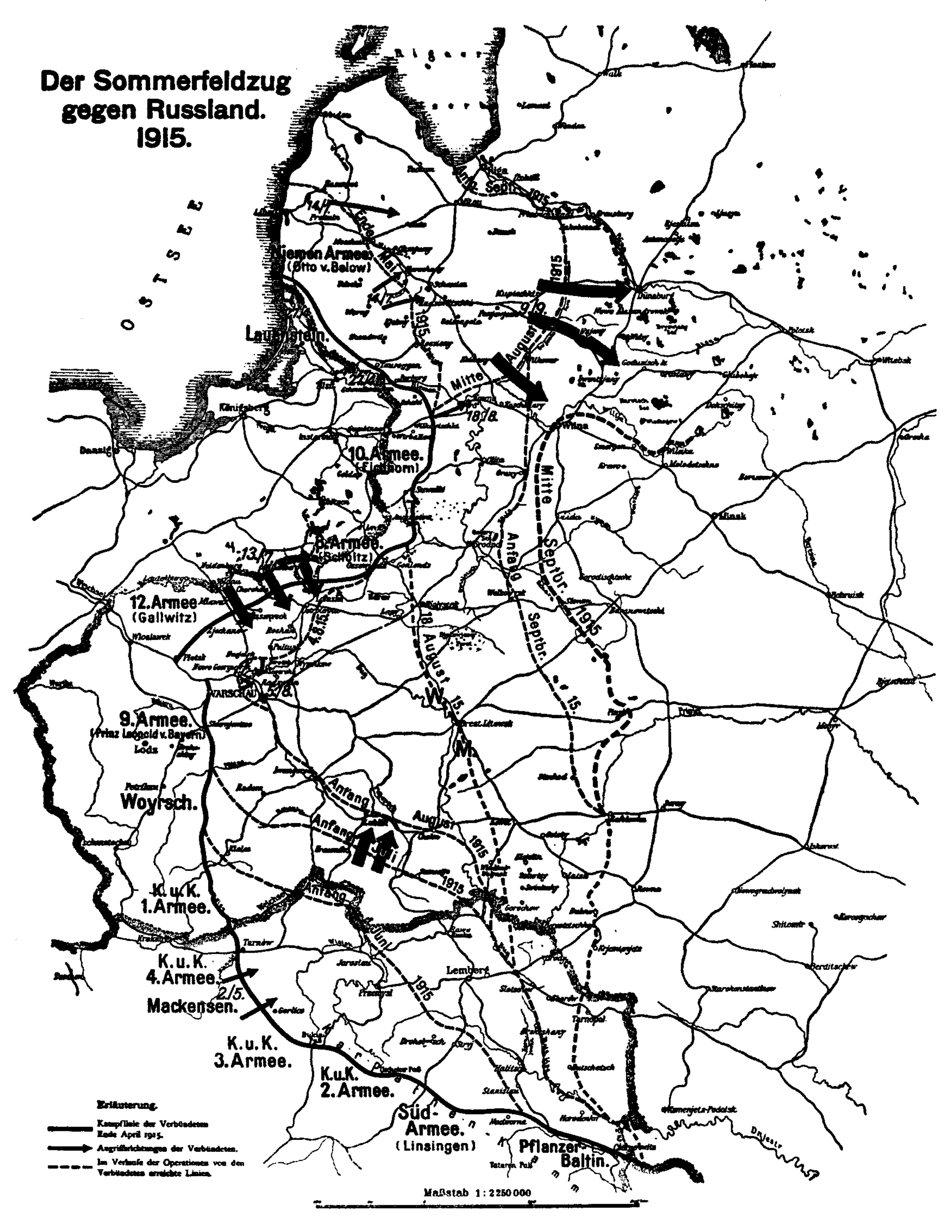
„Es galt an diesem Tage darüber Entscheidung zu treffen, ob der Russe durch eine kühne Umfassung über Kowno und nördlich unter Schonung der eigenen Kräfte zu schlagen sei und damit voraussichtlich eine unmittelbare Kriegsentscheidung im Osten herbeigeführt würde, oder ob er in frontalen Angriffen örtlich immer wieder zu durchbrechen und allmählich zurückzudrängen wäre, was nur unter schwerstem eigenem Krafteinsatz und entsprechenden Verlusten möglich war und nie eine kriegsentscheidende Wirkung in unmittelbarem Gefolge haben konnte. Gewiß ist im Kriege recht vieles ungewiß, das entbindet aber nicht den Feldherrn, in die Ungewißheit hinein die Operation zu wählen, die ihm die Kriegsentscheidung selbst bringen oder ihn dem Ziele: Sieg über den Feind, am weitesten nähern kann. Ich habe auf die so geartete Operation hingewirkt und bin heute noch der Ansicht, daß sie eine Kriegsentscheidung im Osten gebracht hätte ...

Dem Oberbefehlshaber Ost war von der Obersten Heeresleitung die Aufgabe gestellt worden, den Angriff in Galizien dadurch zu unterstützen, daß er Kräfte auf sich zog. Das erschien mir nur möglich durch einen Einfall schwacher Kräfte, 2 bis 3 Infanteriedivisionen und 2 Kavalleriedivisionen in das Gebiet nördlich der Njemenstrecke Tilsit—Kowno. Mit dieser Kriegshandlung wurde in weiterer Folge eine Operation eingeleitet, die von entscheidender Bedeutung für den Ausgang der Operationen im Osten, ja, für den ganzen Krieg, sein konnte.

Je mehr sich der Angriff in Galizien und Südpolen östlich der Weichsel totlief, je schärfer die Abwehrkraft des russischen Heeres daselbst im Vergleich zu der Angriffskraft der dort ringenden Deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen hervortrat, um so mehr richtete sich mein strategisches Denken auf eine Unterstützung dieser Operation durch eine weiter ausholende Angriffsbewegung aus dem Gebiet nördlich des Njemen heraus unter gleichzeitiger Wegnahme von Kowno. Diese Operation, frühzeitig eingesetzt, konnte die Gegend östlich und nordöstlich Kowno zu einem Zeitpunkt erreichen, zu dem der Russe noch südöstlich Warschau, bei Warschau und vorwärts des Narew an der Südgrenze West- und Ostpreußens stand. Ich bitte den Leser einmal, sich aufmerksam die Pfeilstriche zu betrachten, die in dem

Gebiet nördlich der Njemenstrecke Tilsit—Kowno mit 9. 9. bezeichnet sind und dafür etwa als spätestes Datum den 9. 8. zu setzen und sich vorzustellen, daß die Deutschen bzw. russischen Linien im übrigen so verliefen, wie für Anfang August vorgesehen, nur mit der Einschränkung, daß ein Angriff bei der Armee Gallwitz und der 8. Armee überhaupt nicht stattgefunden hätte. Es ist aus dieser rein schematischen Betrachtung zu ersehen, welche Wirkung die von mir gedachte Umfassung selbst zu jener Zeit gehabt haben würde, obschon ich glaube, daß der Zeitpunkt des Umfassungangriffs auch früher möglich gewesen wäre. Es ist einleuchtend, daß der Russe ihm nur mit der Bahn hätte Kräfte entgegenstellen können, soweit sie nicht schon örtlich dort verwandt wurden.

General von Falkenhayn war kein Freund dieses Gedankens. Er hatte kein Verständnis für wirklich umfassende Operationen. Er glaubte, daß eine Kriegsentscheidung gegen Rußland dadurch erreicht werden könne, daß die in Südpolen östlich der Weichsel vorgehenden Kräfte ihren Schwerpunkt auf Brest-Litowsk richten würden, wie ich das in Pfeilstrichen für Anfang Juli in die Skizze eingetragen habe, während General von Gallwitz — s. gleichfalls die Skizze — seinerseits die Russen angriff und zurückwarf. Zwar meinte General von Falkenhayn späterhin, ihm hätte es nur daran gelegen, die russischen Truppen zurückzudrängen, ein größeres Ziel hätte er sich nicht stellen können, aber andererseits hat er doch geglaubt, daß die Entscheidung im Kampf gegen Rußland in dem Raum südlich des Narew fallen wird. Von einer Entscheidung konnte doch nur gesprochen werden, wenn es gelang, hier sehr erhebliche Teile des Russen einzuschließen. Auch mir wurde ja von einem Vertreter der Obersten Heeresleitung von einer solchen Hoffnung gesprochen, der ich aufs schärfste widersprach. Der Angriff der Deutschen und verbündeten Armeen hatte ja zur Genüge gezeigt, wie solche vermeintliche Durchbruchsangriffe gegen das russische Heer verliefen. Einen anderen Erfolg konnte ich einem Angriff der 12. Armee aber auch nicht zusprechen. Außerdem hatte mich auch die Erfahrung gelehrt, daß der Russe nötigenfalls recht schnell ausweichen kann. Die Schlacht an den masurischen Seen im September 1914 hatte das zur Genüge bewiesen. Ich umfaßte damals soweit wie möglich, aber, wenn der Gegner weggeht, so geht er eben und entzieht sich der feindlichen Einwirkung, da er eben nicht, wie das bei weiten Umfassungen möglich ist, erreicht werden kann. Für mich kam bei allen diesen Betrachtungen noch hinzu, daß bei solchen frontalen Angriffen, bei denen man sozusagen den Stier bei den Hörnern faßte, auch die eigenen Verluste sehr hoch sein mußten. Sie mußten durchaus vermieden werden, eine Umfassungoperation führte naturgemäß



Aus: E. Ludendorff, „Meine Kriegserinnerungen"
Mittler & Sohn, Berlin

auch zu Kämpfen, der Sieg war aber entscheidender und für die eigenen Truppen unblutiger. Bei der Umfassung läuft es ja darauf hinaus, mit Überlegenheit die Schwäche des Feindes zu treffen und nach und nach schwache Kräfte des Feindes zu schlagen und feindliche Massen nicht mehr zur Entwicklung kommen zu lassen. Solchen Gedanken gegenüber wurde mir aber damals aus der Obersten Heeresleitung vorgeworfen, ich wollte den Feind immer an der schwächsten Stelle angreifen. Ich steckte diesen Vorwurf als Lob ein und bedauerte nur tief, daß in der Obersten Heeresleitung mehr als eigenartige Ansichten über Strategie herrschten. Gewiß habe ich auch 1918 im Westen ‚den Stier bei den Hörnern nehmen' müssen und habe frontal angegriffen. Aber es gab keine andere Möglichkeit als solche Angriffe, um zu erstreben, im Anschluß an sie zur Operation zu kommen. Das ist mir im Westen 1918 nicht mehr gelungen. Im Sommer 1915 gegenüber Rußland war m. E. noch die Möglichkeit zu einer freien Operation gegeben, und diese Möglichkeit bestand in der Durchführung der von mir geplanten und mit Eifer vertretenen Umfassungoperation über Kowno und nördlich. Es war die Lage gegeben, solche Kriegshandlung um die Wende der Monate Juni-Juli 1915 in Angriff zu nehmen. In ihr konnten wir eine überlegene Führung betätigen, während des Russen Stärke in zäher, frontaler Abwehr lag. Auch dies sprach für die von mir beabsichtigte Kriegshandlung. General v. Conrad, der mit Sorge das Totlaufen des Angriffs aus Galizien in Südpolen, südöstlich Warschau, sah, regte indes zur Unterstützung und Influßhaltung dieses Angriffs den Angriff der 12. Armee an. General v. Conrad und General von Falkenhayn hatten also den gleichen Gedanken für die Fortführung der Kriegshandlung im Osten. Daß sich Generalfeldmarschall von Hindenburg meiner Auffassung anschloß, war selbstverständlich.

Am 2. 7. 1915 im Kaiserlichen Schloß in Posen wollte der Oberste Kriegsherr die Entscheidung über den Fortgang des Angriffs im Osten treffen. Es kam also für mich darauf an, meine Absichten beim Obersten Kriegsherrn und General von Falkenhayn durchzusetzen. Daß dieser widerstreben würde, war mir klar, um so wichtiger war es, den Kaiser zu überzeugen, von dem ich wohl wußte, daß er zu der Kriegführung des Generals von Falkenhayn noch volles Vertrauen hatte. Ich wußte also, daß es schwer sein würde, die von mir vertretene Ansicht in Posen wirklich zur Geltung zu bringen, zumal, das lag in der unglückseligen Halbheit meiner Stellung, General von Hindenburg als erster meine Ansicht vertreten würde. Aber ich hoffte, daß der Kaiser sein Ohr den richtigen strategischen Vorschlägen um so weniger verschließen würde, als starke Strömungen bei ihm darauf einwirkten, Ge-

neralfeldmarschall v. Hindenburg entgegenzukommen. Es waren Unstimmigkeiten zwischen dem Oberkommando Oberost und der Obersten Heeresleitung im Volke bekannt geworden. Stimmen wandten sich gegen den Kaiser und hoben die vermeintliche Bedeutung des Generals von Hindenburg hervor. Der Kaiserin im besonderen lag daran, daß diese Stimmen zum Schweigen gebracht würden. Zum Beweise hierfür wollte sie gern eine Photographie herausbringen, auf der der Kaiser und der Generalfeldmarschall v. Hindenburg nebeneinander dargestellt würden*) Ich hielt also wohl ein Eingehen des Kaisers auf unseren Vorschlag für durchaus möglich. Um den Generalfeldmarschall v. Hindenburg ganz fest in meinen Gedankengängen zu machen, trug ich ihm unausgesetzt meine Ansichten vor und entwarf noch am 1. Juli für ihn eine besondere Denkschrift, die die taktischen Möglichkeiten der verschiedenen Angriffsrichtungen feststellte, einen Angriff bei der 12. Armee ablehnte und den Angriff auf Kowno und die Umfassungoperation aus dem Gebiet nördlich der Njemen-Linie Tilsit—Kowno empfahl. General v. Hindenburg sagte mir zu, sich für diese Gedanken mit seiner ganzen Person einzusetzen. Die Besprechungen am 2. 7. in Posen zerschlugen meine Erwartungen und nahmen dem Deutschen Heere die Möglichkeit, durch eine Operation im freien Felde seine Überlegenheit zur Geltung zu bringen und wohl möglich eine Kriegsentscheidung herbeizuführen.

Der Oberste Kriegsherr hörte am 2. 7. zunächst den Vortrag des Generals v. Falkenhayn und empfing darauf den General v. Hindenburg und mich. General v. Hindenburg trug nun auch meine Ansichten vor. Der Kaiser machte einige Einwürfe und trat für einen Angriff des Generals v. Gallwitz ein. Ohne weiteres wich nun Generalfeldmarschall v. Hindenburg zurück und meinte, daß es ‚mehr Gefühlssache wäre', ob man an der Narew-Front oder nördlich des Njemen angreifen sollte. Der Kaiser griff nun freudig, nicht zwischen General von Falkenhayn und General

*) Jenes bekannte Bild darf nicht etwa als Erläuterung für ein bestehendes Verhältnis zwischen dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg und dem Feldherrn sowie dem Kaiser betrachtet werden, wie es später auch nicht bei der 3. OHL. bestand. Der Feldherr schrieb in diesem Zusammenhang:

„Ich, nicht General v. Hindenburg, hielt dem Obersten Kriegsherrn Vortrag über die Lage und die vorliegenden Entschließungen. An mich persönlich sandte der Kaiser, wenn er an der Front war, seine Nachrichten und nicht an die Oberste Heeresleitung oder an General v. Hindenburg. Das Bild, das eine solche Vortragsszene im Schloß von Pleß darstellt und wiedergibt, wie General v. Hindenburg mit der Hand auf eine Stelle der Karte zeigt, und der Kaiser und ich zusehen, ist zum Zwecke dieser Aufnahme so gestellt, und zwar nicht auf des Kaisers und meine Anregung. Es entspricht nicht den Tatsachen und leistet der heutigen Geschichteklitterung Vorschub, die damals wohl weder der Kaiser, noch ich für möglich hielten. Ich schenkte ihr auch keine Aufmerksamkeit, Sorge um Heer und Volk erfüllten mich, und die Kriegführung beanspruchte mich vollends."

v. Hindenburg entscheiden zu müssen, sofort zu und sprach sich, ohne daß ich nur zu Worte kommen konnte, für den Angriff der Armee des Generals v. Gallwitz aus.

Ich war tief erregt. Wenn General Hoffmann meint, ich wäre ‚wütend' in das Hauptquartier nach Lötzen zurückgekommen, so drückt er sich in seinen Worten aus. Mit Wut hatte mein Gefühl nichts zu tun, wohl aber mit innerseelischer Erbitterung und ernster Sorge über den Ausgang des Krieges. Meinen Empfindungen habe ich in Briefen Ausdruck gegeben, die ich an den bayerischen General Ritter v. Wenninger geschrieben habe; ich habe sie in ‚Die Schlacht von Tannenberg' veröffentlicht, die von dem genannten General geschrieben, aber von mir, da er im Weltkriege den Heldentod starb, herausgegeben wurde. Gleich nach meiner Rückkehr nach Lötzen am 3. 7. 1915 schrieb ich ein Gesuch um Ablösung aus meiner Stellung. Eine ernste Rücksprache mit General von Hindenburg, in der er mir für die Zukunft ein volles Eintreten für meine Vorschläge, auch dem Kaiser gegenüber, zusagte — er hatte bisher stets das, was ich wollte, sich restlos zu eigen gemacht — ließ mich das Gesuch vernichten. Aber doch bedang ich mir bei meinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung am 29. 8. 1916 die ausdrückliche Anerkennung meiner Mitverantwortung aus, da ja vielleicht Einwendungen des Kaisers gegen meine Vorschläge und ein Nachgeben des Generalfeldmarschalls von Hindenburg möglich waren. Diesem mußte ich vorbeugen. Tatsächlich hatte ich aber in meiner Stellung in der Obersten Heeresleitung späterhin weder Einwendungen des Kaisers, noch ein Schwanken des Generals von Hindenburg meinen Maßnahmen gegenüber zu erleben gehabt. Erst am 25. und 26. Oktober 1918 nahm Generalfeldmarschall von Hindenburg eine Haltung ein, die zusammen mit der Ansicht des Kaisers, sich mit Hilfe der Sozialdemokratie ein neues Reich aufbauen zu wollen, mich veranlaßten, den Obersten Kriegsherrn um meinen Abschied zu bitten. Wenn das Reichsarchivwerk im übrigen über die Vorgänge am 2. 7. 1915 im Schloß zu Posen meint, Generalfeldmarschall von Hindenburg habe hier nachgegeben, um die Spannung, die zwischen der Obersten Heeresleitung und dem Oberbefehlshaber Oberost bestanden, nicht zu erhöhen, so ist das billiges Gerede, mit zu durchsichtigem Hintergrunde, das dem Generalfeldmarschall von Hindenburg einen recht schlechten Dienst erweist, da es seine Verantwortungfreudigkeit in schwerster Weise herabsetzt. Ich sehe seine Stellungnahme als Folge der Grenzen seines strategischen Blicks an.

Die Operation nahm den Gang, den ich erwartet hatte. Es kam zu örtlichen taktischen Erfolgen und zu einem örtlichen, frontalen, schwere eigene Verluste und die schwersten Anstrengungen zeitigenden Nachdrängen. Es war für mich erschütternd

zu sehen, wie immer noch Generale glaubten, sie könnten durch den Angriff der 12. Armee im Verein mit dem Vordringen der Armeen von Süden her auf Brest-Litowsk irgendwo ‚eine Zange bilden'. Der Russe wich planmäßig zurück, hier langsamer, dort schneller, wo ihm eine Umfassung hätte drohen können. Das war gegeben. Wenn General von Falkenhayn späterhin meinte, wenn der Angriff des Generals v. Gallwitz stärker gemacht worden wäre, so wäre hier auch ein größerer Erfolg, ja, vielleicht ein strategischer Erfolg gezeitigt worden, und jetzt in der Presse diese Ansicht des Generals v. Falkenhayn in der bekannten freundlichen Absicht, mich wieder einmal als Sündenbock hinzustellen, auch wiedergegeben wird, so muß ich dem aufs ernsteste widersprechen. Ich habe selbstverständlich diese Operation, wie jede andere des Deutschen Heeres, an der ich mitgewirkt habe oder die ich führte, mit meinem ganzen Können gefördert. General von Falkenhayn war stets auch über alles unterrichtet, warum hat er nicht seine Wünsche geäußert. Der Angriff wurde so stark gemacht wie möglich, selbst wenn er etwas breiter hätte gestaltet werden können, so wäre an seinem strategischen Ergebnis absolut nichts geändert, überall galt es ein starkes Stellungssystem zu durchbrechen, aus dem die tapfer sich wehrende russische Truppe in lang dauernden Kämpfen zurückgeworfen werden mußte und immer noch Kraft zu Gegenangriffen hatte. Stets hatte sie Zeit nach Osten auszuweichen. Es wäre besser gewesen, General von Falkenhayn hätte diese Ansicht nachträglich nicht geäußert; sie bestätigt nur, daß er Feldherrnblick nicht besaß.

Schon Ende Juli 1915 hoffte ich, daß die Oberste Heeresleitung das Verfehlte der ganzen Operation erkennen würde. Ich kam immer wieder auf den Gedanken der Umfassung über Kowno und nördlich zurück. Ich konnte mich nicht durchsetzen. Wertvolle Tage verstrichen. Ich konnte aber allmählich nördlich der Njemenlinie Tilsit—Kowno, die Front vorschieben und am 18. 8. zum Angriff auf Kowno schreiten, das bald fiel. Erst nach weiteren Tagen konnte die Umfassung angesetzt werden. Aber der Feind stand nicht mehr in dem weiten Bogen längs des Narew und der Weichsel bei Warschau und in Südpolen südöstlich Warschau, wie für Juli und Anfang August in der Skizze eingetragen, sondern er hatte sich aus diesem Bogen herausgezogen und stand etwa in der Linie, die ich für Anfang September in der Skizze eingezeichnet habe. Wenn ich den Angriff doch noch ausführte, so tat ich es allein deshalb, weil noch einige Aussichten für eine glückliche Durchführung möglich waren. Ich will nicht mehr auf die Einzelheiten dieser Angriffsbewegung eingehen, es würde mich hier zu weit führen. Trotz meiner Hinweise wurde schließlich der Schwerpunkt nicht scharf genug auf den linken Flügel gelegt, aber vor allem konnten die

Deutschen Armeen weiter südlich nicht mehr scharf genug nachdrängen; sie erhielten Weisung der Obersten Heeresleitung, Truppen nach dem Westen und für den Feldzug in Serbien abzugeben. Der Russe konnte so aus seiner Front, die nun nicht mehr gebunden war, sehr erhebliche Kräfte der Umfassung entgegenwerfen und sie damit zum Stehen bringen, ja, er konnte selbst die Umfassung umfassen. So entschloß ich mich denn die Schlacht bei Wilna abzubrechen und den linken Flügel der 10. Armee in die Linie Smorgon—Dünaburg zurückschwenken zu lassen.

Kriegführung bedingt ein Handeln ins Ungewisse hinein. Es gehen nicht alle Wünsche in Erfüllung, das darf aber nicht ausschließen, in gegebenen Lagen das Kühnste und Größte zu versuchen, immer werden Umfassungoperationen im freien Felde erfolgreicher und für die eigene Truppe weniger verlustreich sein als frontale Durchbrüche. Das erwähnte ich bereits. Eine solche Umfassungoperation war im Sommer 1915 noch möglich; sie mußte unternommen werden, ihre Unterlassung bildet eine schwere Belastung für alle die, die sie am 2. 7. 1915 bewirkt haben. Das muß der Kriegsgeschichte und kriegsgeschichtlicher Wahrheit zuliebe ausgesprochen werden.

Der 2. 7. 1915 im Schloß zu Posen war nun einmal ein verhängnisvoller Tag für die Kriegführung. Er war aber auch folgenschwer in anderer Beziehung. Was die Kaiserin erhoffte, gelang, es wurde eine Photographie angefertigt mit dem Obersten Kriegsherrn und Generalfeldmarschall von Hindenburg. Der Kaiser trat immer mehr und mehr in den Schatten desselben, das ermöglichte die Ereignisse vom 9. 11. 1918 und den folgenden Tagen. Der Kaiser ging, Generalfeldmarschall von Hindenburg aber trat damals, zunächst als Oberbefehlshaber des Heeres, das kaiserliche Erbe an."

Diese Mitteilungen und Betrachtungen des Feldherrn stimmen sehr ernst. Sie zeigen so recht, wie wichtig jene Lehren sind, die er in dem Werke „Der totale Krieg" für die einheitliche Heerführung gegeben hat. Er äußert sich bei dieser Gelegenheit auch über die während des Weltkrieges herrschenden Verhältnisse bei der späteren 3. Obersten Heeresleitung. (Vgl. „Ein Blick in das Große Hauptquartier".)

Die klaren Ausführungen und Erläuterungen, die der Feldherr in den vorstehend wiedergegebenen Ausführungen über jene Besprechung im Schloß zu Posen gab, lassen mit einem Blick auf die Karte die Bedeutung der kühnen von ihm geplanten Operation sofort erkennen. Diese Operationen wären zweifellos kriegsentscheidend, und zwar siegbringend für uns geworden, indem die Folgen für die russische Armee noch vernichtender gewesen wären als bei Tannenberg. Was ein solches Er-

eignis wiederum für Rückwirkungen auf die anderen Kriegsschauplätze, besonders auch für den Westen gehabt hätte, ist ebenfalls einzusehen. Zumal die englischen, von Lord Kitchener aufgestellten 32 Divisionen noch in der Bildung begriffen waren.

Wer sich aller dieser Umstände bewußt ist, den muß es recht merkwürdig berühren, daß die zielklaren Vorschläge des Feldherrn von General v. Falkenhahn verworfen wurden und der Kaiser für jenen Plan der Obersten Heeresleitung gewonnen werden konnte. Aber noch merkwürdiger ist es, daß der Generalfeldmarschall v. Hindenburg trotz der eingehenden und ganz zweifellos — wie stets — verständlichen Darstellungen des Feldherrn, nicht in der Lage gewesen ist, dem Kaiser gegenüber die Operation, der er ja selbst zugestimmt hatte, mit genügender Festigkeit zu vertreten. Ob dies eine „Folge der Grenzen seines strategischen Blickes" gewesen ist, wie der Feldherr sagt, oder — wie andere meinen — in einer bestimmten Rücksichtnahme auf den Kaiser geschah, ist zwar für die moralische Beurteilung des Falles sehr wichtig, aber in der Wirkung gleich folgenschwer gewesen. Auf jeden Fall konnte sich der Feldherr infolge des Verhaltens des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg nicht durchsetzen, der kriegsentscheidende Operationplan wurde nicht befolgt und das Wollen des Mannes, der vermöge seiner überragenden Geisteskraft und Feldherrnkunst das Deutsche Volk retten konnte, sabotiert. Alle versuchten mildernden Erklärungen sind überflüssig und gehen an dieser klaren Erkenntnis der Tatsachen, die uns der Feldherr vermittelte, vorbei.

Es ist ohne weiteres anzunehmen, daß der Truppenmangel ein sehr schwerwiegender Umstand war und die Oberste Heeresleitung in ihren Entschlüssen beeinträchtigte. Aber dieser Mangel an Truppen machte sich — wie wir aus den Darstellungen des Feldherrn entnommen haben — stets und überall bemerkbar. Wir dürfen glauben, daß sich niemand mehr dieses Mangels und seiner Schwere bewußt war als der Feldherr selbst, der vor dem Kriege unablässig mahnte und warnte, der alle seine Kräfte einsetzte, um den von ihm im Falle eines Krieges vorausgesehenen unfehlbar eintretenden Truppenmangel durch entsprechende Ausnutzung der Deutschen Wehrkraft im Frieden zu beheben. Alles war vergeblich gewesen, und schließlich wurde der unbequeme Mahner auf einen einflußlosen Posten „abgeschoben". Wenn wir deshalb verstehen wollen, was in der Seele des Feldherrn in jenen Tagen vorging, müssen wir uns auch jener Gedanken erinnern, die er bei der Mobilmachung hegte und denen er in dem Werke „Mein militärischer Werdegang" Ausdruck gab:

„Der Mobilmachungbefehl erschütterte mich aufs tiefste. Wie aus dem Unterbewußtsein heraus, stieg in mir ein banges Gefühl empor. Ich ließ es nicht in mir

Herr werden, nicht als ich schon am 2. August früh nach Aachen fuhr, nicht als ich vor Lüttich mich in schwierigster Lage befand, auch dann nicht, als ich von General v. Moltke im Osten vor eine noch schwerere Aufgabe gestellt wurde, mit dem ernsten Zusatz:

‚Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage.'

Ich gab mich auch nicht jenem bangen Gefühle hin, als ich am 29. August 1916, nachdem so viel Deutsche Kraft vertan, andere noch nicht entwickelt war, der Gegner aber seine Rüstung noch weiter vervollständigt hatte, in die Oberste Heeresleitung berufen wurde, um zu versuchen, mit ungenügenden Mitteln eine überaus ernste Lage zu meistern. Ich kannte ja den Wert unseres unvergleichlichen Heeres und erkannte ihn in steigendem Maße aus den Waffentaten im Kriege.

Aber in mir war schon in Straßburg, und als ich am 2. August zu meinem Mobilmachungbestimmungort Aachen fuhr und dann später im wachsenden Maße, ich sprach davon, heiliger Zorn gegen die entflammt, die die Wehrmacht hatten verkümmern lassen, auch meinem heißen Streben, Versäumtes nachzuholen und zu verbessern, nichts als Schwierigkeiten und Hemmnisse entgegengestellt und das Volk über seine wahre Lage nicht aufgeklärt hatten.

Daneben lebte auch heiliger Zorn gegen die, die mich beiseiteschieben wollten und beiseitegeschoben hatten, damit der Ruf an mich, zu helfen, der ganz zwangsläufig aus der Notlage an der Front heraus erschallte, so spät gegeben wurde, daß die überstaatlichen Mächte und die ihnen hörigen Heere über unser stolzes Heer und unser Volk triumphieren und nun diesem unter falschen Vorspielungen vorreden konnten, dieses Heer zu zerschlagen, das so treu für es im Frieden gearbeitet, im Kriege gekämpft hatte und meine Sorge in so vielen und im Weltkriege so schweren Jahren war."

Die Gegenwirkung minder fähiger Vorgesetzter, bzw. die bewußte Sabotage Höriger irgend welcher überstaatlicher Mächte war stets gleich. Aber die Gefühle des Feldherrn hatten nichts mit einer „Wut" zu tun, von der General Hoffmann nach der Rückkehr des Feldherrn aus dem Posener Schloß sprechen zu müssen glaubte; eine Ausdrucksweise, die der Feldherr sehr fein, aber ebenso bestimmt zurückwies. Wut mag etwa einen Napoleon gepackt haben, wenn er nach verlorenen Schlachten umhertobte, mit der Reitpeitsche herumfuchtelte und seine Offiziere bedrohte und beschimpfte. Mit der Äußerung von Wut antwortet der jämmerliche persönliche Ehrgeiz auf Mißerfolge. Nein, hier ging es um die Erhaltung des Deutschen Volkes! Ein wahrhaft heiliger Zorn mußte den Feldherrn ergreifen, als er sah, daß nun, als trotz aller Versäumnis, trotz aller bestehenden Mängel, durch seine

Umsicht und seine Tatkraft, durch seine Geisteskraft und sein Können die Lage im Osten soweit gemeistert war, sein kriegsentscheidender Operationplan zugunsten eines völlig falschen verworfen wurde. Es hat sich bei allen Taten und Ereignissen im Leben des Feldherrn niemals um seine eigene Person gehandelt, es handelte sich einzig und allein um die Erhaltung des Deutschen Volkes. Aus dieser Sorge heraus geschah es denn auch, daß er das bereits fertiggestellte Abschiedsgesuch vernichtete und mit aller Kraft und Energie an die Durchführung der von dem Obersten Kriegsherrn befohlenen Operationen herantrat, um sie wenigstens im Rahmen des nun noch irgendwie Möglichen, in den Einzelheiten wirkungvoll und für den Gegner vernichtend zu gestalten. Welche erhabene Seelengröße, welche überragende Geisteskraft dazu gehört, wider bessere Erkenntnis einen minderwertigen Operationplan durchführen zu müssen und trotzdem das Heer zum Siege zu führen, braucht nicht besonders erläutert zu werden. Der Feldherr hoffte und strebte nur noch, daß es später trotzdem gelingen möchte, die zurückgestellte Operation über Kowno doch noch durchzuführen und wenigstens dann noch etwas zu erreichen.

In seinen Kriegserinnerungen schreibt der Feldherr über jene schwere Entscheidung kurz und einfach:

„Die Oberste Heeresleitung glaubte durch diese Operation einen Teil der noch im Weichselbogen stehenden russischen Armee vernichtend zu treffen. Ich mußte meine Gedanken zurückstellen und hoffte, daß die von mir gewünschte Operation durchgeführt würde, wenn General v. Gallwitz den Narew erreicht hatte und auch zum frontalen Nachdrängen gekommen war. Es schien selbst dann für ihre Ausführung noch Zeit zu sein. Das Vorbringen unserer Linien in Litauen und Kurland durch die dort schon befindlichen Truppen konnte die Operation günstig einleiten. Allerdings mußten wir darauf verzichten, andere Kräfte, die schon für Kurland in Aussicht genommen waren, dorthin zu verschieben und Kowno zu nehmen."

Der von der Obersten Heeresleitung befohlene Narewübergang wurde jetzt vorbereitet und besonders vor der 12. Armee eine für die bisherigen Verhältnisse im Osten äußerst starke Artillerie zusammengezogen. Der Angriff begann am 13. Juli und brachte einen vollen Erfolg, so daß die Divisionen des Generals v. Gallwitz bereits am 17. den Narew erreichten und die auf dem rechten Flügel kämpfenden Truppen hart nordwestlich von Nowo-Georgiewsk eintrafen. Der Feldherr wohnte am 13. und 14. dieser Schlacht bei der 12. Armee persönlich bei und gewann — wie er sagte — „den günstigsten Eindruck von Führung und Truppe". Der Narewübergang wurde dann durch die Wegnahme von Pultusk und Roshan am 23. 7. und

Der Wohnsitz in Prinz-Ludwigs-Höhe bei München



Im August 1920 siedelte General Ludendorff nach Prinz-Ludwigs-Höhe in das Anwesen des Geheimrat Hornschuh über. Hier wohnte er bis März 1933.

Rechts der Feldherr vor dem Hauseingang





Das Haus vom Garten aus gesehen

Münchner Fliegergedenktage 19. bis 22. Mai 1921

General Ludendorff nach dem Verlassen des Sportplatzes auf dem Oberwiesenfeld im Gespräch mit bekannten Deutschen Militärfliegern

Von links nach rechts: Hauptmann Graim, Hauptmann Hailer, Major Christen

Hindenburg und Ludendorff bei der Beisetzung der Kaiserin Augusta Viktoria in Potsdam

die Erstürmung von Ostrolenka am 4. 8. auf breiter Front erzwungen. Während sich Teile der 12. Armee gegen Nowo-Georgiewsk wandten, erreichten auch Truppen der 8. Armee den Narew und setzten sich auf dem Süduſer fest.

Inzwischen hatten im Weichselbogen auch die 9. Armee und die Armeeabteilung v. Woyrsch erfolgreich angegriffen. Am 19. wurde Radom besetzt und während die Russen über die Weichsel und auf Warschau zurückwichen, ging die 9. Armee zur Einschließung der Festung Nowo-Georgiewsk vor.

Auch auf den Fronten zwischen Bug und Weichsel wurde im frontalen Vorgehen nach Norden Gelände gewonnen. Als nun die Njemen-Armee ebenfalls nach den Mitte Juli beginnenden Angriffen weiter in östlicher Richtung vordringen konnte, wollte der Feldherr die von ihm entworfene und in Posen zurückgestellte Operation wenigstens jetzt noch durchführen, so daß der daraus entspringende kriegsentscheidende Erfolg, wenn auch geschmälert, so doch noch teilweise erreicht werden konnte. Der Feldherr schreibt:

„Ich vertrat nunmehr die Ansicht, daß es Zeit sei, die von mir gewünschte Operation am unteren Njemen auf Kowno und von da in den Rücken der Russen mit starken Kräften auszuführen. Die Truppen konnten der Armeeabteilung Woyrsch, der 9., 12. und 8. Armee entnommen werden. Schon war es spät geworden, die Wegnahme von Kowno erforderte Zeit, und der russische Rückzug in Galizien war bereits weit gediehen. Es erschien aber noch möglich, Großes, jedenfalls Größeres zu erreichen als bei der im Gange befindlichen Operation. Diese konnte nicht anders enden als mit einem rein frontalen westöstlichen Zurückdrängen des Feindes.

Die Oberste Heeresleitung behielt ihren bisherigen Standpunkt bei. Es blieb bei einer Operation über Weichsel und Narew. Wir durften die dabei beteiligten Armeen nicht zugunsten der 10. und Njemen-Armee schwächen. Der 12. und 8. Armee wurde durch die Oberste Heeresleitung je eine neue Division aus dem Westen zugeführt.

Die 9., 12. und 8. Armee blieben in ihrer von der Obersten Heeresleitung festgelegten Stärke in der früheren Vormarschrichtung. Die Wegnahme von Nowo-Georgiewsk wurde eingeleitet. Zugleich beschlossen wir, Kowno anzugreifen und die Njemen-Armee in ihrem Angriffe zu belassen; beides, so gut es ging."

Also auch jetzt konnte General Ludendorff mit seinen Plänen nicht durchdringen. Die Angriffe der Deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen im Weichselbogen und Südpolen machten zwar ganz zweifellos Fortschritte, aber die Russen

zogen sich ebenso zweifellos zurück. Selbstverständlich erlitten sie bei diesen Rückzügen starke Verluste an Menschen und Material, aber diese Verluste standen nicht in einem derartigen Verhältnis zu der gesamten russischen Macht, daß davon irgendeine Entscheidung zu erwarten war. Auch die frontal angreifenden Deutschen Truppen hatten entsprechende Verluste. Mochten die errungenen Geländeteile, die eingenommenen Städte, Festungen, Orte fähnchensteckenden, auf der Karte kriegführenden Dilettanten und Pedanten auch ganz fabelhaft vorkommen, der weite Blick des Feldherrn war auf eine Entscheidung gerichtet. Eine Entscheidung, die ihn in die Lage versetzte, zu weiteren Schlägen gegen andere Gegner auszuholen. Der Feldherr schildert den Verlauf der Operationen in seinen „Kriegserinnerungen" wie folgt:

„Die Bewegungen der verbündeten Armeen in Polen östlich der Weichsel führten, wie ich erwartet hatte, zu einem frontalen Nachdringen mit ununterbrochenen Kämpfen. Auch hier wurden immer wieder vergeblich Versuche gemacht, zu einer Umfassung der Russen zu kommen. Die russische Armee wurde zwar in Bewegung erhalten, aber sie entkam. Sie machte häufig mit starken Kräften erbitterte Gegenangriffe und fand in den vielen versumpften Fluß- und Bachabschnitten immer wieder Gelegenheit sich zu ordnen und erfolgreich längeren Widerstand zu leisten. Die Anstrengungen unserer Truppen waren allein durch die ununterbrochene Bewegung während vieler Wochen auf schlechten Wegen und bei meistens ungünstiger Witterung außerordentlich groß. Bekleidung und Schuhzeug rissen ab. Die Verpflegung wurde schwierig, Unterkunft gab es kaum, da der Russe systematisch Verpflegungmittel und Ortschaften zerstörte oder verbrannte. Er trieb das Vieh mit sich fort, um es dann an der Landstraße verenden zu lassen. Die mitgeschleppte Bevölkerung wurde in die Sümpfe neben der Straße gejagt, wenn sie die Wege sperrte. Viele Szenen der russischen Kriegführung prägten sich dem Gedächtnis ein.

Die Nachschubverhältnisse wurden von Tag zu Tag ungünstiger, namentlich bei der 12. Armee, die sich von ihren Eisenbahnendpunkten immer weiter entfernte. Die rückwärtigen Verbindungen besserten sich nach der Wegnahme von Lomsha-Ossowjetz für die 8. Armee. Eine Versorgung von der Seite her wurde möglich, aber trotzdem blieb sie schwierig. Was wir an Fahrzeugen hatten, wurde vornehmlich zur Munitionnachfuhr benutzt. Unsere erschöpfte Infanterie brauchte, wenn sie angreifen sollte, um so mehr artilleristische Unterstützung, je weiter sie nach Osten kam. Mit zunehmender Entfernung wuchs die Schwierigkeit, Munition vorzubringen. So verlangsamten sich die Kampfhandlungen und ermatteten. Ein hoher russischer

Offizier sagte mir später nach dem Friedensschlusse mit Rußland, er habe nicht verstanden, daß wir nicht schärfer gedrängt hätten, die russische Armee würde sich aufgelöst haben. Führung und Truppen haben alles getan, um dies Ziel zu erreichen, aber wenn in voller Mannszucht bei bestem Willen und höchster Energie des einzelnen Mannes die Kräfte nachlassen, hilft auch der Führerwille nichts.

Wir bauten eine Eisenbahnverbindung von Willenberg über Chorshele nach Ostrolenka und stellten auch die anderen Bahnen verhältnismäßig schnell her, aber die Landetappenverbindungen wurden immer länger; sie überschritten jene 120 km, die wir als Höchstbegrenzung angesehen hatten, bei weitem ...

In Ausführung der von der Obersten Heeresleitung gegebenen Weisungen nahmen die Bewegungen ihren Fortgang. Cholm und Lublin fielen noch Ende Juli in unsere Hand. Weiter östlich drängten wir nicht scharf vor. Der Russe fand so Zeit, aus dem umfaßten Bogen heraus Truppen nach Süden abfließen zu lassen und hier eine neue Front zu bilden.

General v. Woyrsch nahm den westlichen Brückenkopf von Iwangorod, überschritt nördlich davon im Angesicht des Feindes am 28. Juli die Weichsel und wurde hier scharf angegriffen. Ich hatte diesen Übergang als sehr schwierig angesehen, taktisch war er geglückt, die große strategische Lage aber nicht geändert.

Gegenüber der 9. Armee ging der Russe aus der Außenstellung von Warschau und aus Warschau selbst Anfang August zurück.

Die 9. Armee besetzte am 5. August die Hauptstadt Polens. Die Armee schied aus unserem Befehlsbereiche aus und trat unmittelbar unter die Oberste Heeresleitung. Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern erhielt zugleich den Befehl über die Armeeabteilung Woyrsch. Die Oberste Heeresleitung hatte sicher ihre guten Gründe zu dieser neuen Befehlsgliederung. Für mich erwuchs hieraus keine Vereinfachung, um so mehr, als uns die Etappe der 9. Armee unterstellt blieb. Auch für den weiteren Vormarsch mußte ich sehr viele Verabredungen mit dieser Armee unmittelbar treffen. Die Bewegungen der 9. und 12. Armee berührten sich sehr nahe. Die Oberste Heeresleitung war viel zu sehr beschäftigt, als daß ich sie mit allen den sich hieraus ergebenden Einzelheiten behelligen durfte."

Nach der Einnahme von Warschau ging die 9. Armee, vergeblich eine Umfassung in Richtung Brest-Litowsk gegen die nördlich von Lublin stehenden starken russischen Kräfte erstrebend, über die Weichsel, während Generalfeldmarschall v. Mackensen auf Brest-Litowsk losging. Auch General v. Gallwitz hatte eine Umfassung der seinerzeit noch bei Warschau stehenden Russen versucht. Weder der eine

noch der andere Versuch gelang. Die Feinde entzogen sich jedesmal der drohenden Umklammerung und zogen ab, wie der Feldherr dies vorhergesehen und vorhergesagt hatte! Die von den Russen gehaltene Festung Nowo-Georgiewsk wurde mit 80 000 Mann Besatzung eingeschlossen und von General v. Beseler, dem Bezwinger Antwerpens, genommen. Die dort freiwerdenden Deutschen Truppen wurden reichlich spät der 10. Armee zugeführt, welche inzwischen die Festung Kowno, trotz des Mangels an schwersten Steilfeuergeschützen, genommen hatte. Der Feldherr schreibt von der Einnahme dieser Festung, indem er auf den Mangel an schwerer Artillerie hinweist:

„Das, was die Oberste Heeresleitung Ende Juli zuwies, mußte vor Nowo-Georgiewsk eingesetzt werden. Wir behielten im wesentlichen nur einige Batterien übrig, die auf Schienen in Stellung gebracht werden konnten und nur geringe Schußweiten hatten. Wir ließen uns indes durch keine Schwierigkeiten abhalten und bauten die Bahnen. Daß der Angriff nur zwischen der Eisenbahn Wirballen—Kowno und dem Njemen geführt werden konnte, ergab sich aus der ganzen Lage. Der rechte Flügel des Angriffs war dauernd ganz außerordentlich bedroht und um so mehr, je weiter wir Gelände gewannen. Der Russe konnte ihn jeden Augenblick artilleristisch sehr wirksam flankieren.

Anfang August waren die Eisenbahnen fertig. Nun fehlte es an Munition für die schweren Feldhaubitzen. Ich gab meine Reserven aus; der Feldmunitionchef-Ost, Oberstleutnant Rostock, hatte immer etwas vorrätig. So war endlich am 8. August alles mit Not und Mühe zusammengebracht, und der Angriff konnte beginnen. Mit geringeren Mitteln ist noch keine Festung angegriffen worden, aber die Truppe, die es tun sollte, war von dem frischen Geist ihrer Führer beseelt."

Auch die Sperrfeste Lomsha war inzwischen besetzt. Die Deutschen Truppen drangen unaufhaltsam weiter auf Bialystock und Brest-Litowsk und Ende August war das ganze russische Königreich Polen in den Händen der Verbündeten. Der Feldherr schreibt:

„Die Weisungen für die Wegnahme von Nowo-Georgiewsk, die einheitliche Leitung der 8. und 10. Armee, der Angriff auf Kowno, die Verhältnisse in Litauen und Kurland stellten weiterhin hohe Anforderungen an meinen Stab und mich. Auch wenn wir die Operationen während des Sommerfeldzuges 1915 nicht in der Selbständigkeit leiteten wie die bisherigen Feldzüge, sondern in ihren Grundzügen den Weisungen der Obersten Heeresleitung folgten, so blieb mir doch eine außerordentliche Arbeitfülle und die Notwendigkeit, neben einer erheblichen Zahl kleiner

auch große Entschließungen herbei- und durchzuführen. Es kamen Meinungverschiedenheiten mit dem General v. Falkenhayn hinzu, wie sie bei selbständigen Charakteren nur zu natürlich sind, die mir aber die besondere Verpflichtung auferlegten, von den meinigen abweichende Gedanken der Obersten Heeresleitung wenn möglich mit noch größerer Sorgfalt zur Tat umzusetzen, als übereinstimmende oder eigene."

Trotz aller Schwierigkeiten suchte der Feldherr immer wieder das denkbar Größte zu erreichen.

Die 10. Armee rückte unter heftigen Kämpfen vor und hatte Ende August den Njemen überschritten. Die Festungen Grodno und Olita wurden besetzt. Nunmehr wurden die Kämpfe der auf dem abgesonderten Kriegsschauplatz von Litauen und Kurland unter Otto v. Below kämpfenden Njemen-Armee für die Operationen in Polen bedeutungvoll.

Diese Armee hatte trotz ihrer verhältnismäßigen Schwäche und der schwierigen rückwärtigen Verbindungen in kurzer Zeit und ununterbrochenen Kämpfen Außerordentliches geleistet. Bei Autz und Schaulen hatte sie die Russen geschlagen und zurückgeworfen und war sehr schnell vorwärts gekommen. Umfassungen waren wegen mangelnder Kräfte nicht wirksam geworden. Der Feldherr schreibt — und das ist mit Bezug auf die von ihm beabsichtigte Operation bemerkenswert:

„Die schwachen Kräfte der Njemen-Armee waren auf sehr weite Räume verteilt, so daß sie aus eigener Kraft zunächst nicht mehr weiter vorwärts konnte. Sie stand in Fühlung mit dem linken Flügel der 10. Armee, als dieser nach der Einnahme von Kowno halbwegs Wilna wieder auf starken Feind stieß ...

Das schnelle Vorgehen der Njemen-Armee zeigt, daß bei größerer Stärke und besserer Ausstattung der Armee, namentlich mit Kolonnen, noch mehr zu erreichen war."

Ein Blick auf die Karte läßt den Leser erkennen, daß durch die von dieser Armee Mitte August erreichten Linien etwa jene Lage eingetreten war, von welcher der Feldherr bei der von ihm geplanten Operation ausgehen wollte. Jetzt konnte jener Stoß erfolgen. Aber jetzt waren die Russen durch die frontalen Angriffe der Deutschen Truppen bereits zu weit aus jenem Bogen herausgedrängt oder herausmarschiert, als daß eine kriegsentscheidende Umfassung überhaupt noch möglich gewesen wäre. Der Feldherr schreibt:

„Die Kämpfe der Njemen-Armee in den Monaten Juli und August hatten bisher nur insofern in unmittelbarem Zusammenhang mit den großen Operationen gestanden, als sie feindliche Kräfte auf sich zogen. Ein taktisches Zusammenwirken der

10. und Njemen-Armee auf ihren inneren Flügeln am Njemen war naturgemäß vorhanden. Mit dem Beginn des Angriffs auf Kowno wurde dies Zusammenarbeiten immer enger und führte bei der Einnahme der Festung zum Kampf auf dem gleichen Schlachtfelde, um sich dann wieder zu lockern. Nunmehr sollte der operative Zusammenhang scharf in den Vordergrund treten."

Der Feldherr hatte jetzt zu entscheiden, ob er sich mit einem Flankenstoß begnügen, oder ob er den Gedanken seines großen Operationplanes — soweit dies eben noch möglich war — verfolgen wollte. Er schreibt:

„In der zweiten Augusthälfte hatte der Gedanke an die Weiterführung der Operation östlich des Njemen festere Gestalt angenommen. Die Flanke des aus Polen zurückweichenden Heeres konnte, wenn überhaupt, nur noch in der allgemeinen Stoßrichtung Kowno—Wilna—Minsk getroffen werden. Dieser Stoß war von der 10. Armee zu führen, während die 8. und 12. Armee und die südlichen Heeresgruppen dicht am Feinde blieben ...

Es blieb die Frage, ob bei dem sehr weit nach Osten fortgeschrittenen Rückzug der Russen die Operation jetzt noch gewinnbringend sein konnte. Es war kein Zweifel, daß jeder Tag, um den sie hinausgeschoben wurde, sie weniger aussichtreich machte. Ich erwog, ob wir uns nicht mit einem Stoß über Olita—Orany auf Lida begnügen sollten. Ich verwarf dies, weil alle ähnlichen Versuche, zu einer Flankierung zu kommen, in dem vergangenen Sommerfeldzuge zu keinem Erfolge geführt hatten. Somit blieb ich in meinen Gedanken bei der großen Operation, weil sie noch einen größeren Erfolg haben konnte. Wir waren auch hier gezwungen, in das Ungewisse zu handeln."

Der Vormarsch begann am 9. September. Die Njemen-Armee marschierte auf Jakobstadt und Dünaburg und warf die Russen über Nowo-Alexandrowsk zurück. Die 10. Armee ging gegen Wilna vor. Bei diesem Vormarsch fanden die Kavalleriedivisionen besondere Gelegenheit, sich zu betätigen und auszuzeichnen. „Der frische Reitergeist der Deutschen Kavallerie hat sich allerorts glänzend bewährt", schreibt der Feldherr gelegentlich dieses Vormarsches. Für die Infanterie wurde der Vormarsch infolge der schlechten Witterung und der noch schlechteren Wege recht schwierig, und die Infanteriedivisionen konnten den Kavalleriedivisionen nicht schnell genug folgen, so daß diese ihre Stellungen — besonders bei Smorgon — nicht immer zu halten vermochten.

„Der Kampf der 1. Kav.-Div. bei Smorgon auf der Rückzugslinie des Feindes war von tragischer Größe. Dicht vor dem Eintreffen der Infanterie mußte sie mit

starken Verlusten weichen. Auch die Lage auf dem Südflügel der Njemen-Armee war dauernd bedenklich, das Zurückschwenken der 10. Armee in hohem Maße gefahrvoll. Das alles trat aber zurück vor der die Nerven spannenden Erwartung: kommt die Infanterie auf den schlechten Wegen schnell genug vorwärts, um die Umfassung, die von den Kavalleriedivisionen so verständnisvoll eingeleitet war, zu einer endgültigen zu machen? Solche Spannung kann nur der ganz verstehen, der sie mitgemacht hat und der mit Herz und Verstand an ihr beteiligt ist."

So schreibt der Feldherr über diese Kämpfe.

Wieder erkennen wir, wie tief der Feldherr stets von den Schicksalen der kämpfenden Truppe beeindruckt wurde und wie stark er seelisch an dem Feldzug Anteil nahm. Doch alle Anstrengungen der Truppe, aller unermüdliche Einsatz des Feldherrn konnten nicht die Versäumnisse nachholen, und alles strategische Können konnte nicht aus einer an sich völlig falschen Operation die Früchte ernten, wie sie nur aus jener weitblickenden zu ernten waren, wie sie der Feldherr Anfang Juli einleiten wollte. Die Zeit war verpaßt, und durch die Maßnahmen der Obersten Heeresleitung war die Möglichkeit, den kriegsentscheidenden Erfolg zu erringen, unwiederbringlich verloren. Über die letzten den großen Sommerfeldzug gegen Rußland abschließenden Deutschen Angriffe, welche dahin zielten, doch noch eine Umfassung zu erreichen, schreibt der Feldherr:

„Der Russe hatte die ihm drohende Gefahr erkannt und führte in die Gegend östlich Dünaburg mit der Bahn Verstärkungen heran, die sehr bald südlich Dünaburg auftraten. Die Bahn über Polotzk nach Molodetschno wurde nicht benutzt. Dagegen vermochte er von Lida und Slonim her eine große Rückwärtsschwenkung mit Infanteriedivisionen in Richtung Molodetschno, mit Kavalleriedivisionen in Richtung Dokschitzy auszuführen. Der große russische frontale Rückzug aus Polen nach Westrußland hinein war leider schon so weit gediehen, daß die aus ihm nach Norden einschwenkenden Truppen die Wilija noch rechtzeitig erreichten. Die Deutsche Umfassung kam hier zum Stehen. Ihre Kraft reichte nicht aus, den feindlichen Widerstand zu überwinden. Der Russe ging nun seinerseits über die Wilija nördlich Molodetschno zum Gegenstoß über, vermochte aber ebenfalls nicht vorwärts zu kommen. Inzwischen war der Deutsche Angriff auch in der Front langsam vorgeschritten. Diesem Drucke gegenüber vermochte der Russe Wilna nicht zu halten und wich nun auf der ganzen Front kämpfend langsam zurück. Die Deutsche Armee hatte noch die Kraft in der Front, die Gegend hart westlich Smorgon, die westliche Beresina und die Gegend von Baranowitschi und Pinsk zu erreichen."

Der Feldherr erkannte während des langsamen Vorrückens der Truppen von Wilna auf Smorgon die Notwendigkeit, die Operation abzubrechen. Er schreibt in seinen Kriegserinnerungen.

„Der Sommerfeldzug gegen Rußland war beendet. Der Russe war geschlagen und frontal zurückgedrängt worden. Die Operation über Kowno hatte keinen größeren Erfolg davongetragen, da sie zeitlich zu spät gekommen war. Hierin liegt der Hauptgrund. Der Gegner hatte die ihm drohende Umfassung an der Wilija zu verhindern vermocht. Hätte er einige Tagemärsche weiter westlich gestanden, so wäre er hierzu nicht in der Lage gewesen.

Wir haben im Osten und Westen während des ganzen Krieges keinen großen strategischen Durchbruch in allen seinen Folgen zu Ende führen können. Der zwischen Wilna und Dünaburg ist der weitest vorgeschrittene. Er zeigt, wie der strategische Durchbruch erst durch darauffolgende taktische Umfassung seine ganze Auswertung erlangt ... Die hohe Spannung der Septembertage hatte uns wiederum nur einen taktischen Erfolg gebracht. Außerordentlich kritische Lagen waren zu überwinden gewesen ... In der Niederringung Rußlands hatten wir einen neuen, großen Schritt vorwärts getan. Der starkwillige Großfürst trat ab. Der Zar stellte sich an die Spitze des Heeres.

Allerorts hatten unsere Truppen und Führung ihre Schuldigkeit getan."

Gewiß, es waren dank der überlegenen Führung und der Tapferkeit der Deutschen Truppen große Erfolge erzielt. Die Gefahr eines erneuten Russeneinfalles in Deutsches Land war durch die Vorverlegung der Front weit nach Rußland hinein beseitigt. Die besetzten Gebiete konnten wirtschaftlich in jeder Weise für die Kriegführung dienstbar gemacht werden. Aber eine Entscheidung war nicht gefallen. Während der Feldherr durch die falschen Maßnahmen der Deutschen Obersten Heeresleitung daran gehindert worden war, die Russen entscheidend zu schlagen, hatte die Zeit inzwischen für die Entente gearbeitet. Die neu gebildete englische Armee trat jetzt im Westen auf und griff in die dortigen Kämpfe ein. Gegen die ausgedehnte Deutsche Front im Osten stürmten indessen nach wie vor die Truppenmassen der russischen Heere.

Der Feldherr aber, dem Unverstand oder Mißgunst wieder einmal die Volksrettung verwehrt hatte, blieb treu und selbstlos auf seinem Posten, wohl wissend, daß er das Volk vor der drohenden Zermalmung auf Deutschem Boden zu bewahren vermochte.

Der Abwehrkampf an der Ostfront im Jahre 1916

Vom Rigaischen Meerbusen bis zur rumänischen Grenze — und später bis zum Schwarzen Meere — erstreckten sich die Stellungen der verbündeten Truppen nach dem Einstellen des Vormarsches in Rußland. Eine gewaltige Frontlinie. Dieser Umstand und die Notwendigkeit, den einzelnen Heeresgruppen näher zu sein, wurde bestimmend, das Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost zunächst nach Kowno zu verlegen. Für den Feldherrn ergab sich eine von Monat zu Monat steigende Arbeitlast, welche sich nicht nur aus den militärischen, sondern auch aus den wirtschaftlichen, den verkehrs- und verwaltungtechnischen Aufgaben zusammensetzte. Während diese umfassenden Leistungen in dem Abschnitt „Der Staatsmann in Oberost" gewürdigt sind, soll hier nur der militärischen Lage gedacht werden.

Das Jahr 1916 stellte die Obersten Heeresleitungen des Deutschen und des k. u. k. Heeres vor die Aufgabe eines neuen Angriffs. Im Westen begann der Angriff auf Verdun, ein Punkt — wie der Feldherr sagt — der „strategisch richtig gewählt" war. Die österreichisch-ungarische Armee wollte aus Tirol angreifend nach Oberitalien vorstoßen. Der Feldherr schreibt:

„Ob die beiden Obersten Heeresleitungen in der Lage gewesen wären, entweder andere Operationen oder einen gemeinsamen Angriff gegen Italien zu unternehmen, vermag ich nicht zu übersehen. Die Kriegsentscheidung war an der italienischen Front jedenfalls nicht zu erreichen. Sie lag im Westen, in Frankreich. Hier konnten wir stark genug nur auftreten, wenn vorher der Russe niedergeworfen war. Meine Gedanken wandten sich Rumänien zu. Es war das Zünglein an der Waage. Über seine Haltung mußte Klarheit gewonnen werden. Hätte es sich, wenn auch nur auf Druck hin, uns angeschlossen, so war die russische Armee in ihrer Flanke entscheidend umgangen. Es war hier Großes zu erreichen. Wandte sich Rumänien auf unseren Druck hin der Entente zu, so wußten wir, woran wir waren. Wir konnten ohne Zeitverlust und mit unseren damals zur Stelle befindlichen Truppen handeln."

Es war eine der ersten Handlungen des Feldherrn nach seinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung, diese damals bereits klar von ihm erkannte rumänische Frage zu lösen. Die erfolgende rumänische Kriegserklärung hatte dann den siegreichen Feldzug nach Rumänien hinein zur Folge, der aber wiederum einmal viel zu spät unternommen wurde, um entsprechende Auswirkungen zu zeitigen. Der zunächst erfolgreiche Deutsche Angriff auf Verdun löste den 5. italienischen Angriff am Isonzo und auch die russischen Angriffe aus. Seit Anfang März waren

russische Angriffsabsichten erkennbar. Da jedoch die Vorbereitungen noch nicht soweit gediehen sein konnten, entschloß sich der Feldherr doch noch zwei Tage Urlaub zu nehmen, um in persönlichen Angelegenheiten nach Berlin zu fahren. „Es war mir eine Beruhigung, als ich wieder in Kowno eingetroffen war", schreibt er äußerst bezeichnend für die ernste Lage. Hier sieht man deutlich, wie folgenschwer es ist, wenn Kriegsgeschichteschreiber den Generalfeldmarschall v. Hindenburg als den Leiter der Operationen hinstellen. Während der Feldherr Ludendorff wegen jenes drohenden aber noch nicht begonnenen Angriffes kaum zwei Tage der Front fern sein konnte, war es dem Generalfeldmarschall durchaus möglich, am 11. 9. 1915 — also während der Schlacht von Wilna — weit entfernt und von der Front unerreichbar, in dem Gebiet der kgl. Preuß. Oberförsterei Nemonien, unweit Tilsit, einen Elch zu schießen, dessen Geweih mit entsprechender Beschriftung noch im Jahre 1937 auf einer Berliner Ausstellung gezeigt wurde, und der nach seiner Erlegung mit dem glücklichen Jäger auf einem als Kupfertiefdruck erschienenen Lichtbild aufgenommen ist. Niemand wird dem Generalfeldmarschall dieses Jagdvergnügen etwa mißgönnen, aber gedankenlose Geschichteschreiber stempeln ihn zu einem gewissenlosen Schlachtenlenker, wenn sie ihm die Leitung der Operationen zuschreiben, trotzdem er an einem entscheidenden Schlachttage abwesend war.

Am 16. 3. begann das russische Trommelfeuer in einer für östliche Verhältnisse bisher unerhörten Stärke auf die Deutschen Stellungen zwischen dem Wischnjew- und Narotsch-See bei Postawy und südwestlich Dünaburg. Der Angriff war bei Smorgon erwartet. Die Absicht der Russen war, den Deutschen Nordflügel in Richtung Kowno abzuschnüren. Der Feldherr schreibt:

„In der Zeit vom 18. bis 21. März war die Lage der 10. Armee kritisch, die zahlenmäßige Überlegenheit des Russen gewaltig. Am 21. hatte er in der Seenenge einen für uns schmerzlichen Erfolg, auch westlich Postawy war sein Ansturm nur mit Mühe aufgefangen. Der Boden war aufgeweicht, in dem morastigen Gelände hatte sich das Tauwasser zu Teichen gesammelt, die Wege waren buchstäblich grundlos. In aller Eile von dem Oberkommando der 10. Armee und von uns herangeführte Verstärkungen kamen von der Bahn Wilna—Dünaburg her im Sumpfe watend nur langsam vorwärts. Eine ungeheuere Spannung bemächtigte sich aller, wie es weiter gehen würde. Aber der Russe, dessen Angriff über noch ungünstigeres Gelände hinwegführte, als das in und rückwärts unserer Stellungen, war erschöpft. Als am 26. der russische Ansturm einen neuen Höhepunkt erreichte, hatten wir die Krise im wesentlichen überstanden.

Die Lage der Armeegruppe Scholtz und der 8. Armee war nicht minder schwierig."

Anerkennend erwähnt der Feldherr die glänzende Haltung der Leibhusaren-Brigade in den Kämpfen bei Widsy und allgemein sagt er:

„Divisionen aus den ältesten Jahrgängen schlugen sich mit derselben Hingebung wie neben ihnen ihre jüngeren Kameraden. Bei Jakobstadt war die Front besonders dünn besetzt, die dort stehenden westpreußischen Regimenter aber taten ihre Schuldigkeit. Die feindlichen Vorstöße brachen zusammen."

Bereits Ende März ließen die Angriffe nach, und Anfang April trat wieder Ruhe ein. Sie waren, wie damals gesagt wurde, in „Sumpf und Blut" erstickt. Zufrieden stellte der Feldherr die Überlegenheit der Deutschen Truppen über die Massentaktik der Russen fest. Durch die Hingabe der Truppen war diese erste Abwehrschlacht im Osten bestanden. Aber — so schreibt der Feldherr:

„Für die höhere Führung verläuft diese nur scheinbar weniger spannend als die Angriffsschlacht; tatsächlich geht sie mehr auf die Nerven. Der höhere Führer muß sich damit begnügen, Reserven rechtzeitig zur Stelle zu schaffen; dazu müssen allerdings erst solche da sein. Das ist schwer zu erreichen, wenn ein Oberkommando gezwungen ist, dauernd aus der Hand in den Mund zu leben, wie wir es mußten. Es ist kein leichter Entschluß, Reserven zu verschieben, solange die feindliche Angriffsrichtung nicht einwandfrei erkannt ist, und doch muß es geschehen, sonst kommen sie zu spät. Auch ist es von der unteren Führung sehr viel verlangt, Reserven abzugeben, solange sie noch selbst an einen Angriff glaubt. In dem Vertrauensverhältnis, in dem Oberstleutnant Hoffmann und ich zu den entsprechenden Stellen der Armee-Oberkommandos standen, wurden diese ernsten Fragen ohne Reibungen zum Nutzen für die Armeen gelöst."

Am 28. 4. wurde das in jener Schlacht verlorene Gelände zwischen Wischnjew-Narotsch-See von der 10. Armee zurückerobert.

Der Feldherr rechnete mit der Weiterführung russischer Großangriffe. Er nahm eine entsprechende Neuordnung der Armeen vor und stellte — soweit dies möglich war — Reserven bereit. Inzwischen hatten die Deutschen Angriffe auf Verdun, ohne durchschlagenden Erfolg gehabt zu haben, den Charakter einer viel Menschen und Kriegsmaterial erfordernden Zermürbungschlacht angenommen. Auch der am 15. 5. begonnene Angriff der österreichisch-ungarischen Truppen erschöpfte sich an der Linie Asiago-Arsiero. Die im Juni beginnenden italienischen Angriffe erforderten den Einsatz der Truppen an jenen Fronten.

„Die Entente beabsichtigte einen gewaltigen Schlag gegen ihren gefährlichsten Gegner, das Deutsche Heer", schreibt der Feldherr. Im Westen begannen die Großangriffe an der Somme, im Osten bei Baranowitschi, Smorgon und Riga, bei Lutzk und Tarnopol. Je stärker sich die Deutsche Front im Verlauf dieser Angriffe erwies, je mehr verlegten die Russen den Kampf gegen die österreichisch-ungarische Front zwischen dem Pripjet und den Karpathen. Der Feldherr schreibt:

„Dieser Kampflage entsprechend mußte die Front des Oberbefehlshabers Ost immer mehr geschwächt werden, um die südwärts gelegenen Fronten zu verstärken. Es trat ein inniger Zusammenhang der taktischen Handlungen zwischen der Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern und der des Oberbefehlshabers Ost, aber auch zwischen der Deutschen und der österreichisch-ungarischen Front ein. Die bisherige Befehlsgliederung trug wohl dem Zustande der Ruhe, nicht aber Lagen Rechnung, die sich aus russischen Angriffen entwickeln konnten. Hier war schnelles Handeln geboten. Ein Umweg über die beiderseitigen Heeresleitungen in Charleville oder Pleß und Teschen konnte mit Zeitverlusten verbunden sein, die nie gerechtfertigt sind. Schon bei der großen März-Offensive war diese Befehlsgliederung störend empfunden worden. Reibungen waren nur durch unser vortreffliches Zusammenarbeiten mit der Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern und der unter ihr stehenden Armeegruppe Woyrsch vermieden worden. Seit dieser Zeit war der Gedanke einer Vereinheitlichung des Oberbefehls an der Ostfront nicht mehr von der Tagesordnung geschwunden. Es kam zunächst die Unterstellung der letztgenannten Heeresgruppe unter den Oberbefehlshaber Ost in Frage. Da aber etwas Ganzes zu schaffen war, wie dies der Krieg immer verlangt, so mußte der Oberbefehlshaber Ost den Befehl über die gesamte Ostfront von dem Rigaischen Meerbusen bis zu den Karpathen erhalten. Es bedurfte bitterer Lehren, ehe dies erreicht wurde. Äußerlichkeiten, die mit der Sache nichts zu tun hatten, erschwerten die Lösung. Insonderheit war es für das k. u. k. Armee-Oberkommando aus sogenannten Prestigegründen ein nur schwer faßbarer Gedanke, seine taktische Befehlsgewalt über k. u. k. Truppen beschränkt zu sehen. Bei allen Regelungen der Befehlsbefugnisse hatte dieses Oberkommando den österreichisch-ungarischen Standpunkt, den Schein der militärischen Vorherrschaft Deutschlands nicht aufkommen zu lassen, eifersüchtig gewahrt. Deutscherseits wurden allein die rein militärischen Erfordernisse immer scharf in den Vordergrund gestellt."

Es bedurfte jedoch — wie so oft — weiterer, recht bitterer Erfahrungen und schwerer Beeinträchtigungen der militärischen Gesamtlage, bis die von dem Feld-

herrn erstrebte und geforderte Vereinheitlichung des Oberbefehls an der Ostfront erreicht wurde. Es ist auch hier nicht zu bestreiten, daß eine gewisse Sabotage die volkrettenden Maßnahmen des Feldherrn vereitelte, denn die Vorteile einer solchen Vereinigung des Oberbefehls in einer Hand, lagen — auf der Hand. Napoleon I. hatte bekanntlich schon einmal in dieser Hinsicht gesagt: „Ein schlechter General ist besser als zwei gute", und selbst Wallenstein meinte bei einer solchen Gelegenheit drastisch, „zween Hahnen auf einen Mist taugen nicht".

Der russische Angriff gegen die österreichisch-ungarische Front erfolgte östlich Lutzk und bei Tarnopol. Der Feldherr schreibt über diese Angriffe:

„Die Angriffe wurden mit keiner ausschlaggebenden Überlegenheit geführt. Sie wurden in der Gegend von Tarnopol von der Armee des Generals Grafen v. Bothmer, der nach dem General v. Linsingen die Deutsche Südarmee übernommen hatte, glatt abgeschlagen, dagegen führten sie an den beiden anderen Stellen zu einem vollen russischen Erfolg. In die österreichisch-ungarische Front brach der Russe an beiden Stellen tief ein. Was aber noch bedenklicher war, die k. u. k. Truppen hatten eine so geringe Widerstandsfähigkeit gezeigt, daß die Lage an der Ostfront mit einem Schlage ungemein ernst wurde. Obschon wir selbst mit einem Angriff rechneten, stellten wir sofort Divisionen zum Abmarsch nach Süden bereit. Die Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern verfuhr in gleicher Lage entsprechend ...

Der russische Angriff bei Lutzk fraß sich bei dem Versagen der österreichisch-ungarischen Widerstandskraft schnell vorwärts und erreichte längs der Eisenbahn nach Kowel den Stochod. Die ersten Deutschen Verstärkungen wurden mit in den Rückzug verwickelt. Am Stochod, zu beiden Seiten der Bahn, bildete sich allmählich eine neue Deutsche Front. Sie stand in Fühlung mit den am Styr stehengebliebenen österreichisch-ungarischen Truppen. In westlicher Richtung war der Russe weniger scharf gefolgt, obschon hier ein großer Sieg winkte. Er hatte aber zu wenig Truppen zur Stelle, um die Lage auszunutzen. Die geschlagene k. u. k. 4. Armee konnte ihre Trümmer hart westlich des Stochod bei Saturzy—Kisjelin sammeln. Es war natürlich, daß der südlich Lutzk freigewordene österreichisch-ungarische Flügel scharf zurückschwenken mußte, um nicht aufgerollt zu werden."

Südlich des Dnjestr hatte sich die österreichisch-ungarische Front wesentlich verlängert und der bereits bestehende Truppenmangel machte sich daher noch fühlbarer. Deutsche Truppen mußten auch dort eingesetzt werden, denn die rückwärtige Bewegung der österreichisch-ungarischen Truppen blieb nicht ohne Auswirkung auf die Deutsche Front. Der Feldherr schreibt:

„Dem völligen Versagen unserer Bundesgenossen südlich des Dnjestr zufolge mußte sich General Graf v. Bothmer entschließen, Anfang Juli seinen rechten Flügel von Butschatsch ab etwa bis zur Koropietzmündung zurückzunehmen. Im übrigen hatte die Armee, dank seiner hervorragenden Einwirkung auf die ihm unterstehenden k. u. k. Truppen, alle Angriffe der Russen abgeschlagen."

Während hier die größte Gefahr drohte, griff der Russe am 13. 6. in größerem Umfang bei der Armeeabt. v. Wohrsch an. Außerdem mußte mit weiteren Angriffen bei Smorgon gerechnet werden.

„Trotzdem" — so schreibt der Feldherr — „schwächten wir uns aufs äußerste, um den Armeen weiter südlich zu helfen. Wir zogen für unsere lange Front Bataillone als Reserven zurück. Ich bildete solche auch aus den Rekrutendepots, obwohl ich mir klar war, daß dies nur ein Tropfen auf den heißen Stein sein würde, wenn der Russe einen wirklichen Erfolg irgendwo davontrug. Das Vertrauen in unsere Truppen, daß sie auch bei dünner Besetzung ihre Stellungen halten würden, war unbegrenzt. Unsere Spannung wuchs mit den fortschreitenden Ereignissen.

Zunächst hatte sich der Russe vor unserer Front noch nicht merklich geschwächt. Er mußte sich entschließen, ob er uns wirklich angreifen oder seine Erfolge im Süden ausnutzen und festhalten wollte. Daß wir und Österreich-Ungarn dorthin Verstärkungen senden würden, vermochte er sich ohne weiteres zu sagen. Er suchte die Schlachtentscheidung an der österreichisch-ungarischen Front, verfügte jedoch über so viele Reserven, daß er auch unsere Front heftig angreifen und uns zum mindesten davon abhalten konnte, noch weitere Kräfte nach Süden zu schicken."

Mitte Juli flammten die Angriffe der Russen denn auch überall in erneuter Stärke auf. Im Lutzker Bogen wurde der Angriff trotz geringer Widerstandskraft der österreichisch-ungarischen Truppen aufgefangen. Südlich des Dnjestr und in den Karpathen drangen die Russen vor, während starke Angriffe zwischen Wischnjew- und Narotsch-See, bei Smorgon, südlich Baranowitschi und im Styrbogen einsetzten. Der Feldherr schreibt über diese schwere Lage:

„Der russische Angriff auf den Styrbogen nördlich Lutzk hatte vollen Erfolg. Die k. u. k. Truppen ließen sich an mehreren Stellen durchbrechen, Deutsche Formationen, die helfen sollten, kamen auch hier in eine schwierige Lage, General v. Linsingen sah sich am 7. Juli gezwungen, seinen linken Flügel hinter den Stochod zu nehmen. Auch der rechte der Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern — der Teil der Armeegruppe Gronau südlich des Pripjet — mußte dorthin ausweichen.

Es war dies eine der größten Krisen der Ostfront. Die Hoffnung, daß die k. u. k. Truppen die unbefestigte Stochodlinie hielten, war nur gering.

Wir wagten es, uns noch weiter zu schwächen, auch Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern nahm das gleiche auf sich. Obschon die russischen Angriffe jeden Augenblick von neuem beginnen konnten, wurde weiter gestreckt, einzelne Regimenter wurden freigemacht, um den linken Flügel der Heeresgruppe Linsingen nordöstlich und östlich Kowel zu stützen. Wich dieser noch weiter zurück, so war nicht auszudenken, wohin wir kommen würden. Es waren ungemein ernste Tage, wir gaben alles weg und wußten wohl, daß uns keiner helfen konnte, wenn der Feind uns angriff. Und wirklich geschah dies! Mit außerordentlicher Kraft stürmte der Russe am 16. Juli hart westlich der Düna aus dem Rigaer Brückenkopf heraus an. Im ersten Anlauf gewann er Gelände. Es verging eine schwere Zeitspanne, bis die Krise auch hier dank der Tapferkeit der Truppen und der Sorgfalt bei der Führung der 8. Armee, die mit einzelnen Bataillonen und Batterien arbeiten mußte, beseitigt war.

Noch waren diese Kämpfe nicht abgeschlossen, als Ende Juli wiederum sichere Anzeichen für die Fortsetzung der Angriffe bei Baranowitschi und gegen den Stochod in seinem ganzen Laufe vorlagen. Mit banger Sorge sahen wir ihnen entgegen, die Truppen waren durch die steten Kämpfe erschöpft und mußten weite Fronten decken, die k. u. k. Truppen hatten jedes Zutrauen zur eigenen Kraft verloren und bedurften überall des Deutschen Rückhaltes."

Während im Westen an der Somme und bei Verdun schwer gekämpft wurde, während die österreichisch-ungarischen Truppen an der italienischen Front bedrängt waren, steigerten sich die russischen Angriffe mehr und mehr und zeitigten eine ernste Krise im Osten. Infolge dieser schweren Lage wurde der Generalfeldmarschall v. Hindenburg und der Feldherr vom Kaiser zur Besprechung nach Pleß befohlen. Die Lage wurde eingehend erörtert, und — so schreibt der Feldherr — „wir kamen selbstverständlich auf die Schaffung eines einheitlichen Oberbefehls zurück ... Den größten Wert legten wir darauf, daß die Ausbildung der k. u. k. Armee, vor allem der Infanterie, nach wirklich neuzeitlichen Grundsätzen erfolge".

Es muß hier zur richtigen Würdigung der Lage eingeschaltet werden, daß der Feldherr im Jahre 1908, als die mit der Einverleibung Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn heraufbeschworene schwere politische Krise Kriegsgefahren zeitigte, bereits erkannt hatte, wie rückständig die österreichisch-ungarische Wehrmacht war. Er hatte damals als Chef der 2. Deutschen Abt. im Großen Generalstab erfolglos versucht, an den österreichisch-ungarischen Manö-

vern teilzunehmen, um dabei entsprechende Beobachtungen machen zu können. Man sagte damals, „solches Kommando läge außerhalb seines Ressorts", und der Feldherr war „wieder einmal über Engstirnigkeit entrüstet", wie er in dem Werke „Mein militärischer Werdegang" schreibt. Zweifellos hätte ein Erich Ludendorff auf Grund seiner Beobachtungen nutzbringende Vorschläge zur Verbesserung gemacht. Wir sehen also bei der Betrachtung der Ereignisse des Jahres 1916 an der österreichisch-ungarischen Front, wie schwer sich die damalige Engstirnigkeit auswirkte. Wir können aber auch ermessen, welche Seelengröße dieser Mann besaß, wenn er auf Schritt und Tritt die schwerwiegenden Folgen jener Versäumnisse erlebte, die er rechtzeitig erkannt und die nachzuholen man ihn vor dem Kriege immer wieder verhindert hatte. Ohne einen Augenblick zu zögern und zu schwanken, trat er wieder und wieder an die Aufgabe der Rettung des Deutschen Volkes heran und traf seine Maßnahmen, soweit dies innerhalb der ihm gesteckten Grenzen und nach den von anderen begangenen Fehlern überhaupt noch möglich war.

Auch jetzt, trotz aller schweren Erfahrungen, trotz der drohenden Lage brachte die Besprechung in Pleß nur Halbheiten und für die Regelung des Oberbefehls keinen Erfolg. Erst nach dem Fall von Brody und weiteren schweren Verlusten ließ das k. u. k. Oberkommando gelegentlich einer zweiten Besprechung mit dem Feldherrn in Pleß am 27. 7. 1916 den bisher vertretenen Standpunkt teilweise fallen und willigte in die Erweiterung des Oberbefehls im Osten ein.

„Zu einem ganzen Entschluß" — so schreibt der Feldherr — „hatte man sich noch nicht durchringen können. Immerhin bot die jetzige Gliederung so wesentliche Vorteile, daß ich sie als einen großen Fortschritt ansah.

Wir kehrten zunächst nach Kowno zurück. Ich nahm Abschied von der Stätte, wo ich eine glückliche Zeit friedlicher Arbeit und schließlich so kritische Stunden verlebt hatte. Viele treue Mitarbeiter ließ ich in der Verwaltung zurück. Der militärische Stab blieb so, wie er zusammengesetzt war."

In dem Willen, sich an Ort und Stelle ein eigenes Urteil über die Lage zu bilden, suchte der Feldherr zunächst die einzelnen Heeresgruppen und Armeeoberkommandos der österreichisch-ungarischen Front auf. Das Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost befand sich vor der späteren Unterbringung in der Zitadelle von Brest-Litowsk im Eisenbahnzug. Während des Besuches bei den einzelnen Heeresgruppen, brandeten die russischen Angriffe mit erneuter Heftigkeit und unter Einsatz gewaltiger Truppenmassen allerorts gegen die Deutsche Front. Besonders schwer waren die Angriffe bei der Heeresgruppe v. Linsingen.

Enthüllung eines Denkmals für die in Oberschlesien gefallenen Angehörigen des Bundes Oberland in Schliersee am 30. September 1923. Neben General Ludendorff der Bundesleiter des „Oberland" Dr. Weber

Ludendorff im Gespräch mit einem österreichischen Mitglied des Bundes Oberland. Rechts: Hauptmann Göhring



Im September 1923

„Die Stimmung" — so schreibt der Feldherr — „war naturgemäß sehr ernst, aber entschlossen fest. Es herrschte volle Klarheit darüber, daß der Russe trotz seiner ungeheuren Verluste die Angriffe bald und auf lange Zeit hinaus fortsetzen würde. Er hatte genug Menschen, aber er brauchte sie zu schonunglos; mit solcher Taktik erzielte er gegen unsere dünnen Linien keinen Erfolg."

Wachsende Schwierigkeiten bereitete die Gestaltung von Reserven, die bald hier, bald dort herausgezogen werden mußten, um die in besonders bedrohten Abschnitten kämpfenden Truppen zu unterstützen. Der Feldherr schreibt zusammenfassend in seinen „Kriegserinnerungen" über diese Eindrücke:

„Auf der Rückfahrt nach Brest-Litowsk, wo wir uns mit unserem Zug zunächst aufhalten wollten, sprachen wir noch die Generale v. der Marwitz und Litzmann, die jetzt im Rahmen der Heeresgruppe Linsingen aus Deutschen und k. u. k. Truppen gemischte Gruppen führten. Sie sahen ihre Lage, falls der Russe weiter angriff — und damit rechneten auch sie — für recht ernst an und begründeten dies mit Schilderungen aus den letzten Kämpfen. General v. der Marwitz war wie General Litzmann eine prächtige Soldatennatur und ein unerschrockener Führer, dem das Wohl und die Ausbildung der Truppe besonders am Herzen lag.

Überall hatten wir das gleiche Lied gehört: die Krise im Osten bestand noch in voller Schärfe.

Ich hatte mir die Aufgaben gestellt: Festigung der Front und Ausbildung der k. u. k. Armee. Wie weit ich hierin erfolgreich sein würde, blieb zweifelhaft."

Mit wenigen Worten hat der Feldherr hier diese Aufgaben gekennzeichnet. Wie schwer es war, sie zu erfüllen, kann hier noch nicht einmal angedeutet und wird vielleicht von den meisten Menschen nie verstanden werden. Der Feldherr schreibt selbst nur ganz kurz über dieses Gebiet und das Bewußtsein, was es umfaßte, erfüllte ihn vielleicht in voller Schwere ganz allein. Er sagt :

„Zur Festigung der österreichisch-ungarischen Front gehörten Deutsche Truppen. Die frühere Front des Oberbefehlshabers Ost war bereits derart ausgeplündert, daß ihr zunächst nicht viel zu entnehmen war. Der schwere Angriff südlich Riga war eben erst abgeschlagen. Seine Wiederholung blieb möglich. Wir machten noch wenige Kavallerieregimenter sowie eine gemischte Abteilung in Stärke von 3 Bataillonen und einigen Batterien unter General Melior frei. Diese hatten wir bereits der k. u. k. 2. Armee zugesagt. Sie wurde sofort dorthin gefahren. Unsere einzige Reserve für eine Front von etwa 1000 km bestand demnach nur in einer durch Artillerie und Maschinengewehre verstärkten Kavalleriebrigade — kein beneidenswer-

ter Zustand, wenn man täglich darauf gefaßt sein mußte, an weit entlegenen Stellen auszuhelfen. Es ist aber doch ein Zeichen dafür, was wir Deutschen geleistet haben.

...Der Stellungausbau wurde gefördert, wir mußten dabei der k. u. k. 2. Armee erheblich mit Stacheldraht aushelfen; auch die rückwärtigen Verbindungen wurden organisiert. Es galt, alles das zu schaffen, was im vorigen Herbst weiter nördlich eingerichtet wurde, als die Armeen des Oberbefehlshabers Ost aus dem Angriffs- in den Stellungkrieg kamen. Die Verhältnisse für den Stellungbau waren hier die gleichen. Es mußte überall von vorn angefangen werden. Die Herrichtung eines Bahnnetzes im großen war natürlich leichter, da die Front nicht wie damals vorgegangen, sondern auf ihre Verbindungen zurückgedrückt war, und doch blieb an dem Ausbau der im k. u. k. Betrieb befindlichen Bahnen vieles nachzuholen; auch neue Linien mußten begonnen und ein Netz von Feld- und Förderbahnen dicht hinter der Armee gebaut werden.

Für die bei der k. u. k. 2. Armee befindlichen Deutschen Truppen waren in Lemberg besondere Etappeneinrichtungen zu schaffen, ebenso in Ungarn für die Divisionen, die in den Karpathen kämpften.

Mit der Ausbildung der Marschformationen nach unseren Grundsätzen wurde begonnen; sie sollten von Deutschen Generalen besichtigt werden. Oberst Prinz Oskar von Preußen, dem die Ausbildung der k. u. k. Marschformationen bei der Deutschen Südarmee übertragen wurde, hat dabei mit großem Nutzen gewirkt. Deutsche Artillerie-Brigadekommandeure lehrten die k. u. k. Artillerie, die im übrigen schießtechnisch hoch stand, die Feuerleitung nach den Bedürfnissen des Großkampfes. Mit einem allerdings sehr beschränkten Offizieraustausch wurde begonnen. Es geschah alles, was nach Lage der Dinge möglich erschien, die k. u. k. Armee vor Rückschlägen zu bewahren, wie wir sie im Juni erlebt hatten.

Groß- und Kleinarbeit war in Menge zu leisten, die Stunden in der Zitadelle von Brest-Litowsk vergingen im Fluge."

Was hätte alles vermieden werden können, wenn der Feldherr im Jahre 1908 nach Teilnahme an den österreichisch-ungarischen Manövern entsprechende Vorschläge gemacht hätte und — diese befolgt worden wären!

Alle diese Arbeit mußte jetzt getan werden, während die zahlenmäßig so überlegenen russischen Armeen unablässig angriffen und jeder Offizier und Mann an der Front gebraucht wurde. Am 8. bis 10. griff der Russe bei der Heeresgruppe v. Linsingen wieder heftiger an. Gleichzeitig erfolgten schwere Angriffe auf andere

Abschnitte der Deutschen und österreichischen Front. Die Lage war besonders mit Rücksicht auf Rumänien entscheidend geworden.

„Mitte August" — so schreibt der Feldherr — „trat so die Niederlage der k. u. k. Armee offenkundig in die Erscheinung. Die Haltung Rumäniens wurde immer zweifelhafter ... Von Mitte August an begann sich die erweiterte Front des Oberbefehlshabers Ost zu festigen. Die k. u. k. 2. Armee erhielt nun doch noch unsere Kavalleriereserve von Kowel her zum Einsatz bei Brody zugeführt. Sie war jetzt auch so mit Deutschen Truppen durchsetzt, daß ihre Lage als gesichert angesehen werden konnte. Der Zahl nach wären die k. u. k. Truppen durchaus in der Lage gewesen, ohne Deutsche Hilfe ihre Stellungen zu halten. Das konnten sie in ihrer Verfassung nicht. So mußten wir kommen. Wir halfen aus; das Blut aber, das Deutsche Truppen im Rahmen der k. u. k. Armee vergossen, war nicht wieder zu ersetzen."

Während noch die größten Schwierigkeiten zu meistern waren, erfolgte am 27. 8. die rumänische Kriegserklärung an Österreich-Ungarn.

„Die Doppelmonarchie" — so schreibt der Feldherr — „erntete damit den Lohn für die einseitige Politik Ungarns und wir die Frucht unseres tatenlosen Zusehens."

Jetzt war die Lage derartig ernst geworden, daß man endlich die Notwendigkeit begriff, die Gesamtkriegführung in die Hand des Feldherrn zu legen.

„Am 28. um 1 Uhr mittags" — so schreibt der Feldherr — „übermittelte der Chef des Militärkabinetts, General v. Lyncker, durch Fernsprecher dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg und mir den Befehl Seiner Majestät des Kaisers, unverzüglich nach Pleß zu kommen. Am selben Tage 4 Uhr nachmittags verließen wir Brest, um nicht wieder an die Ostfront zurückzukehren."

In der Obersten Heeresleitung vom 29. August 1916 bis 26. Oktober 1918

Die Rettung durch den rumänischen Feldzug 1916 und die Sabotage

Wenn wir heute, belehrt durch das Werk des Feldherrn „Der totale Krieg" erkennen können, daß die Stellung des Feldherrn in der Obersten Heeresleitung als „Erster Generalquartiermeister" weder der schweren Lage des Deutschen Volkes noch seiner Persönlichkeit entsprach, so wollen wir nicht Kritik an jenen üben, die damals über die Regelung der Befehlsgewalt zu bestimmen hatten. Denn das ist

nicht der Sinn des Werkes. Es ist heute allgemein bekannt, daß der Feldherr nicht die Macht hatte, die man ihm später angedichtet hat, um ihn nur ja als den einzig Verantwortlichen hinstellen zu können, die er aber hätte haben müssen, um das Deutsche Volk zum Siege zu führen. Hat der Feldherr die Deutsche Heeresleitung im Kriege 1870/71 „eine gefährliche Vielköpfigkeit" genannt, so hat er die Oberste Heeresleitung im Weltkriege als „eine verhängnisvolle Vielköpfigkeit" bezeichnet. „Es ist nun einmal nicht anders" — schreibt der Feldherr —, „die Stellung des Feldherrn muß umfassend wie die des Königs Friedrich des Großen sein." Das haben geniale Menschen, auch ohne Feldherrn zu sein, verstanden, weshalb Schiller seinen Wallenstein die umfassende Stellung des Feldherrn gegenüber dem Kaiser mit den Worten wahren läßt:

„... Was machte diesen Gustav
Unwiderstehlich, unbesiegt auf Erden?
Dies: daß er König war in seinem Heer!
Ein König aber, einer, der es ist,
Ward nie besiegt noch, als durch seinesgleichen —."

Die unglücklichen Befehlsverhältnisse haben seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht durch Scharnhorst im preußischen Heere bestanden. Sie hätten i. J. 1813 u. a. fast zum Verlust der Schlacht an der Katzbach geführt, wenn Blücher als Oberbefehlshaber nicht blind den Weisungen Gneisenaus gefolgt wäre, bzw. seinen Generalstabschef gegen den im Rang höher stehenden und gegen Gneisenaus überlegene Strategie eifernden York gestützt hätte. Trotzdem wurde die von Gneisenau befohlene nachdrückliche Verfolgung sabotiert, so daß die Ergebnisse der „gegen den Willen der Kommandeure" gewonnenen Schlacht an der Katzbach weit hinter dem zurückblieben, was hätte erreicht werden können.

Mit Bezug auf die Lage im Jahre 1870 schrieb der Feldherr: „Aus Rücksichten auf die Monarchie wurde die Prüfung dieser Gestaltung der Heeres- und Staatsführung unterlassen. Schäden aber stellten sich doch dadurch heraus, daß Generalfeldmarschall v. Moltke nicht anerkannter Oberbefehlshaber war. Reibungen wurden nicht immer überwunden. Die Belange der Kriegsführung kamen zu kurz." Oft hat sich der Feldherr über die Befehlsverhältnisse bei der Obersten Heeresleitung ausgesprochen, und er schreibt im Hinblick auf die Führung beim Oberbefehlshaber Ost:

„War das schon ein gefährlicher Vorgang, der unklare Verhältnisse zeitigen mußte, so wurde das noch ausgesprochener bei Bildung der Dritten Obersten Heeresleitung am 29. 8. 1916. In ihr war der Kaiser dem Namen nach der Oberbe-

fehlshaber des Heeres und der Marine, Generalfeldmarschall v. Hindenburg Chef des Generalstabes des Heeres und sozusagen tatsächlicher Oberbefehlshaber und ich derjenige, der voll mitverantwortlich die Weisungen an das Heer gab und den Krieg führte. Daneben bestanden noch ein Chef des Admiralstabes als Leiter des Seekrieges, ein selbständiger Kriegsminister und, von der Kriegführung völlig unabhängig und als verantwortlich für die Politik, der Reichskanzler."

Der Feldherr hatte sich ausdrücklich bei der Übernahme der schweren Aufgabe volle Mitverantwortung und damit natürlich auch volle Befehlsgewalt ausbedungen. Über jene heute schwer verständlichen Verhältnisse hat der Feldherr sich mehrfach geäußert. So schrieb er i. J. 1935 (A. Hl. Qu., F. 22/35):

„Bei meinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung mit dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg zusammen, am 29. 8. 1916 war mir von General v. Lyncker, dem Chef des Militärkabinetts, im Auftrage des Kaisers als Oberbefehlshabers des Heeres die Stellung als zweiter Chef des Generalstabes angeboten, während Generalfeldmarschall v. Hindenburg Chef des Generalstabes werden sollte. Mir schien die Stellung eines zweiten Chefs nicht meiner Person und der mir tatsächlich zuteil gewordenen Aufgabe, wie bisher im Osten die Operationen, jetzt den gesamten Krieg zu führen, angemessen. Da ich immer noch ‚zu jung' war, die Stellung einzunehmen, die meinem Arbeitgebiet entsprach, auch wenn ich zum General der Infanterie nach 2¼jähriger Generalszeit befördert wurde, so wählte ich mir eine ganz andere Bezeichnung, nämlich ‚Erster Generalquartiermeister' und bedang mir die Verantwortung des Chefs des Generalstabes des Feldheeres aus. Die Unterhaltung mit General v. Lyncker hierüber war ebenso bedeutungvoll, wie die Tatsache, daß der Generalfeldmarschall selbst selbstverständlich keine Einwendungen irgendwelcher Art zu erheben hatte."

Außerdem finden sich in der Schrift „‚Dirne Kriegsgeschichte' vor dem Gericht des Weltkrieges" (S. 14 u. 15), als der Feldherr sich i. J. 1934 genötigt sah, seine Feldherrnehre gegen gewisse Kriegsgeschichteschreiber zu verteidigen, entsprechende Erläuterungen. Es heißt dort u. a. über die Unterhaltung mit dem Chef des Militärkabinetts:

„General v. Hindenburg stimmte, als er im Beisein des Chefs des Militärkabinetts meine Willensmeinung hörte, selbstverständlich zu. Er wußte, wie die tatsächlichen Verhältnisse lagen. Ich war weiterhin gewiß, daß meinem Willen in dieser militärisch eigenartigen Gestaltung der Heeresführung von Seiten des Generals v. Hindenburg keine Schwierigkeiten bereitet würden, wie das auch seit dem

23. 8. 1914 in keinem Fall aufgetreten war. Daß ich nicht darauf bestand, allein verantwortlicher Chef des Generalstabes zu werden, war ein Opfer, vielleicht ein falsches, das ich dem Heere und dem Volke zuliebe brachte."

In den „Kriegserinnerungen" des Jahres 1919 schrieb der Feldherr, ohne auf diese Einzelheiten einzugehen, unter Einhaltung militärischer Formen, schlicht und einfach, aber nach den vorstehenden Erläuterungen verständlich:

„Meine Stellung war eine undankbare, dessen war ich mir voll bewußt; ich trat sie an mit dem heiligen Streben, nichts anderes zu tun und zu denken, als den Krieg zu einem siegreichen Ende zu führen. Hierzu allein waren der Generalfeldmarschall und ich berufen worden. Die Aufgabe war von ungeheurer Größe. Das schwere Gefühl der Verantwortung hat mich nicht einen Augenblick verlassen. Das Arbeitgebiet war mir zum Teil vollständig neu und ungemein vielseitig, die Arbeitlast ganz ungewöhnlich. Schwereres war noch nie plötzlich einem Menschen durch das Schicksal auferlegt worden."

Er war sich — wie immer — aller Mängel und Unzuträglichkeiten bewußt, aber er stellte auch hier alle persönlichen und sachlichen Bedenken vor dem einen großen Gedanken zurück, den Krieg siegreich zu beenden, um das Deutsche Volk vor der ihm von unerbittlichen Feinden zugedachten Vernichtung zu bewahren.

Die Lage, welche der Feldherr bei seinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung vorfand, war teils durch die Fehler anderer, teils durch die Nichtbefolgung seiner ernsten Mahnungen und Vorschläge äußerst gespannt. Deutschland stand nicht mehr im Angriff, sondern rang schwer in der Abwehr, während die Entente gewaltige, stets wachsende Kräfte an Menschen und Material heranführte. Dazu kam der Eintritt Rumäniens in den Krieg, dessen 750000 Mann zählende Armee, von Russen verstärkt, die kaum gefestigte Ostfront bedrohte, ja nach Siebenbürgen in deren offene rechte Flanke stoßen konnte. Angesichts dieser wachsenden Überlegenheit der Entente an allen Fronten wuchsen jedoch auch die unerschütterliche Entschlußkraft und der gewaltige Wille des Feldherrn. Er schreibt über jene Zeit:

„Wir waren in einen Titanenkampf sondergleichen gekommen. Unwillkürlich spannten sich die Muskeln und Nerven, es galt, das Vaterland aus einer höchsten Gefahr zu retten, wie wir es bei Tannenberg und um Lodz in einfacheren, aber nicht weniger ernsten Lagen getan hatten. Wie sehr uns die Kriegserklärung Rumäniens auch wirtschaftlich traf, vermochte ich damals noch nicht voll zu übersehen. Die entscheidenden militärischen Entschließungen im September sind nicht unter diesem Drucke gefaßt worden.

In diesem entscheidenden Ringen durch Gewaltmaßregeln ungeheuerlichster Art von der Welt abgeschlossen, standen Deutschland und seine Verbündeten, auf sich angewiesen, den großen europäischen Militärmächten gegenüber, die über die Hilfquellen der übrigen Welt verfügten. Nachdem der erste Schlag gegen Frankreich 1914 nicht geglückt war, hatte sich die Lage hingehalten ... Die ungeheure Übermacht unserer Feinde an Massen und Kriegsgerät mußte mit der Länge des Krieges immer empfindlicher werden. Auf unserer Seite hatten die beiden ersten Kriegsjahre dem Heere einen großen Abgang gebracht; die Blüte unserer Wehrkraft lag unter dem grünen Rasen. Aber das Heer war noch kraftvoll und stark und hatte vermocht, nicht nur des eigenen Vaterlandes Grenzen, sondern auch die seiner Verbündeten auf dem europäischen Kriegsschauplatze vom Feinde freizuhalten oder wieder zu befreien ...

Die Ausstattung der Ententearmeen mit Kriegsmaterial war auf eine bisher unbekannte Höhe gebracht. Die Sommeschlacht bewies es täglich klarer, wie weit der Vorsprung des Feindes war. Wurden noch der Haß und der ungeheure Kriegswillen der Entente, die Hunger- oder Würgeblockade und die feindliche, uns so gefährliche Lügen- und Hetzpropaganda in die Rechnung eingestellt, dann ergab es sich, daß wir an einen Sieg nur denken konnten, wenn Deutschland und seine Verbündeten an Menschen und wirtschaftlicher Kraft hergaben, was sie hergeben konnten, und wenn jeder Mann, der ins Feld ging, aus der Heimat ungebrochenen Siegeswillen und die Überzeugung mitbrachte, daß das Heer um des Vaterlandes willen siegen müsse. Der Mann im Felde, der das Schwerste erlebt, was ein Mensch erleben kann, braucht in den Stunden der Not dringend diesen seelischen Kraftzuschuß aus der Heimat, um an der Front festzubleiben und auszuhalten.

In der Lage, die der Generalfeldmarschall und ich vorfanden, hielten wir es nach unseren ganzen Auffassungen über das Wesen des Krieges und den Vernichtungwillen des Feindes für geboten, die physischen, wirtschaftlichen und sittlichen Kräfte des Vaterlandes zu höchster Entfaltung zu bringen. Die Oberste Heeresleitung stellte ihre Forderungen an die Reichsregierung nach Menschen, Kriegsmaterial und seelischer Kraft. Bei den Verbündeten wirkten wir, so gut es ging, in gleichem Sinne. Österreich-Ungarn hatte bereits seine Landsturmpflicht auf das 55., die Türkei die Dienstpflicht auf das 50. Lebensjahr heraufgesetzt und damit ihre Menschenkräfte, wenigstens auf dem Papier, bis aufs äußerste ausgenützt.

In dieser Lage mußte die Oberste Heeresleitung mehr denn je auch daran denken, Zuschuß an Kraft aus den besetzten Gebieten zu bekommen.

Das waren die entscheidenden Wechsel der Obersten Heeresleitung auf die Zukunft."

Die militärische Lage, der sich der Feldherr nach seinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung gegenübersah, war also keineswegs günstig. Während er für die schwerringende Westfront außer der Einstellung des sich mehr und mehr festlaufenden, nur noch kräfteverzehrenden Angriffes auf Verdun zunächst neue taktische, den Kampf erleichternde Weisungen gab, bereitete er den umfangreichen Feldzug gegen Rumänien vor, um die bedrohte Ostfront zu retten und weiter eine Wendung der Gesamtlage herbeizuführen. Die völlig neuen umwälzenden taktischen Maßnahmen für die Abwehrschlacht, welche der Feldherr auf Grund der an der Westfront gemachten Erfahrungen traf, zielten darauf, das Blut Deutscher Soldaten weitgehendst zu schonen. Die Fronten wurden gelockert. Eine ganz neue Gliederung, bei der das schwach besetzte, bei starkem Artilleriefeuer zu räumende Vorfeld ein Ausweichen der Infanterie gestattete, wurde eingeführt und vieles andere mehr. — Die neue Taktik der Abwehrschlacht rechtfertigte die an sie geknüpften Erwartungen völlig, nachdem die Truppen die neue Kampfesweise beherrschten. Die Verluste an Menschen wurden bedeutend geringer. Außerdem war der Feldherr unablässig bemüht, durch umfassenderen Einsatz von leichten M.-G.'s, Minen- und Granatenwerfern usw. Menschenkraft zu sparen, während er den Infanteriekampf durch neue Richtlinien für Ausbildung, Ausrüstung und Stellungbau fortgesetzt wirksamer gestaltete. Im Abschnitte „der Neuschöpfer der Kriegskunst" wird hierauf näher eingegangen.

„Mit allen taktischen und Ausrüstungfragen" — so schreibt der Feldherr — „habe ich mich immer besonders gern beschäftigt, das war auch eine meiner Aufgaben im Großen Generalstabe in Berlin gewesen. Ich trat damals schon für sehr viele Fragen ein, die jetzt dringlich wurden. Sie waren nun, wie sich schon früher klar voraussehen ließ, zu Lebensfragen der Armee am Feinde geworden, die nicht genug Beachtung finden konnten. Diese Verantwortung gegenüber dem Heere wog besonders schwer. Mußte ich auf der einen Seite Menscheneinsatz fordern, so hatte ich auf der anderen Seite die menschlich schönere Pflicht, Deutsche Menschenleben zu erhalten."

Schöne, von tiefster Anteilnahme zeugende Worte findet der Feldherr für den im Stellungkampf kämpfenden Infanteristen, die schon in dem Abschnitte „Der Feldherr des Weltkrieges" (s. S. 171) angeführt worden sind.

Neben diesen von ihm durchgeführten rein militärischen Maßnahmen stellte der Feldherr an den Reichskanzler und den Kriegsminister ganz bestimmte Forderun-

gen, um eine planmäßige Erhöhung und bessere Ausnutzung der Deutschen Wehrkraft zu erreichen. Am 29. 8. 1916 war der Feldherr in die Oberste Heeresleitung eingetreten. Am 31. 8. 1916 wurden bereits derartige klare Richtlinien gestellt, welche fortlaufend in umfassender Weise durch praktische Vorschläge ergänzt und erweitert wurden. In dem Schreiben der OHL. v. 13. 9. 1916 an den Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg heißt es z. B., nachdem durchgreifende Maßnahmen zur Indienststellung aller irgendwie zum Dienst geeigneten Männer und zur Einschränkung der immer weiter einreißenden, sich zur Drückebergerei auswachsenden Reklamationen verlangt werden, „es ist möglich, daß innerpolitische Rücksichten dagegen sprechen. Der bittere Ernst der Lage zwingt aber dazu, und ich hoffe, daß bei einer sachlich ruhigen Aufklärung das Volk nicht zögern wird, die gewiß nicht gering einzuschätzenden Pflichten zu übernehmen". Weiter heißt es: „Ich zweifle nicht, daß unser Volk, wenn ihm der Ernst der Lage klargemacht wird — und das muß geschehen —, sich willig fügt. Täte es dies nicht, so wäre Deutschland nicht des Sieges wert. Es ist zudem höchste Zeit, daß unberufenen Schreiern und Hetzern ebenso der stellenweise herrschenden unwürdigen Gewinn- und Vergnügungsucht endlich das Handwerk gelegt wird, und das kann nur geschehen, wenn die berufenen Stellen energisch aufklären und — soweit nötig — strafend durchgreifen. Das ganze Deutsche Volk darf nur im Dienste des Vaterlandes stehen. Um Erfolg zu erzielen, ist schnelles Handeln nötig. Jeder Tag ist von Wichtigkeit. Die nötigen Maßregeln sind sofort zu ergreifen."

Ist es für uns heute kaum noch faßlich, daß die Oberste Heeresleitung derartige Maßnahmen der Reichsregierung im Jahre 1916 noch erst „vorschlagen" und um ihre Durchführung ersuchen mußte, so ist es — ohne die späteren Feststellungen des Feldherrn über das Wirken der überstaatlichen Mächte zu kennen — noch unfaßlicher, daß sie von der Reichsregierung trotzdem auch jetzt nicht durchgeführt wurden. Es leben noch genügend Deutsche, welche es erfahren haben, daß die gewundenen Erklärungen des Reichskanzlers, besonders in der Frage der Reklamierten, einfach nicht den Tatsachen entsprachen. Ebenso ist es unwahrscheinlich, daß der Reichskanzler nicht wußte, was damals „die Spatzen von den Dächern pfiffen". Wir können uns hier nicht in Einzelheiten verlieren. Jedenfalls hatte die Reichsleitung in den wichtigen Fragen der Kriegführung eine andere Ansicht als die Oberste Heeresleitung und der Feldherr, der verlangte, daß in diesem gewaltigen Kampf um das Sein oder Nichtsein des Deutschen Volkes die gesamte Kraft der Heimat in den Dienst der Kriegführung gestellt würde.

Während die Oberste Heeresleitung der Reichsregierung die ernste Lage klar machte und bei der Durchführung der vorgeschlagenen Maßnahmen schnelles Handeln empfahl, schritt der Feldherr mit kühnem Entschluß auf dem Gebiet, wo er allein zu bestimmen hatte, zu rettenden Taten. Der Aufmarsch gegen Rumänien wurde eingeleitet.

Dieser Aufmarsch wurde indessen durch besondere Umstände außerordentlich erschwert. Der Feldherr schreibt:

„Österreich-Ungarn hatte zum Schutze seiner rechten Flanke und Siebenbürgens im Frieden und Kriege nichts getan. Das Bahnnetz war dürftig, die Leistungfähigkeit der wenigen Strecken überaus gering. Befestigungen waren nicht angelegt, um Rumänien nicht zu ‚reizen'. Dagegen hat Österreich-Ungarn ruhig zugesehen, wie es auf siebenbürgischem Boden, hart an der Grenzlinie, Werke schuf.

Schwache Truppen wurden im letzten Augenblicke dort hingeworfen und auch aus Bergwerksarbeitern Bataillone gebildet. Es klaffte aber überall eine gähnende Leere. Im Norden schoben sich russische, im übrigen rumänische Truppen über die Grenze der Moldau und Walachei bis hinab zur Donau nach Siebenbürgen und Ungarn hinein vor. Die wichtigen Gebirgsübergänge fielen ohne Schwertstreich in feindliche Hand, Kronstadt und Petrosenh mit seinen Kohlengruben wurden schon am 29. August besetzt. In Hermannstadt erschienen sehr bald rumänische Patrouillen. Orsowa wurde vom Feinde genommen. Blieben die Rumänen in ununterbrochenem Vormarsch, so war nicht nur die Heeresgruppe Erzherzog Karl vollständig umfaßt, auch der Weg ins Herz Ungarns und gegen unsere Verbindungen nach der Balkanhalbinsel war frei: wir waren besiegt.

Es trat an uns die mühevolle Aufgabe heran, die Fronten im Westen und Osten gegen alle feindlichen Angriffe zu halten, dabei die Heeresgruppe Erzherzog Karl zu festigen und gegen Rumänien zu einem Aufmarsch zu kommen, der die Verteidigung gewährleistete und den Übergang zum Angriff gestattete. Die Arbeit wurde in der Ausführung um so sorgenvoller, als die Heeresgruppe Erzherzog Karl stets von neuem Kräfte beanspruchte, die eigentlich nach Siebenbürgen sollten. Die Oberste Heeresleitung mußte sich entschließen, immer mehr Divisionen an anderen Stellen freizumachen. Der Aufmarsch gegen Rumänien schob sich hinaus. Der Westfront war nichts mehr zu entnehmen. Der Oberbefehlshaber Ost erhielt die Weisung, an verschiedenen Stellen seiner schwach besetzten Front Truppenteile herauszuziehen und neue Divisionen zusammenzustellen. Der Entschluß, unsere operative Überlegenheit gegenüber der Entente auszunutzen und die Rumänen im freien Felde an-

zugreifen, war das einzige, was feststand. Wie und wann er durchgeführt werden konnte, war Anfang September noch nicht zu übersehen."

Die Haltung des mit den Mittelmächten verbündeten Bulgariens war außerdem noch bis zum 1. September recht zweifelhaft und seine Waffenhilfe wurde von bestimmten Zusagen bezüglich der Dobrudscha abhängig gemacht. Der Feldherr schreibt über den Operationplan gegen Rumänien:

„Nach den von General v. Falkenhayn mit den Verbündeten getroffenen Vereinbarungen sollte Generalfeldmarschall v. Mackensen mit den ihm unterstellten Truppen in Richtung Bukarest über die Donau gehen. General v. Conrad hatte diese Operation besonders befürwortet, weil er sich dadurch eine entsprechende Entlastung Siebenbürgens versprach. Die Folge dieser Operation wäre eine Niederlage der schwachen Armee des Generalfeldmarschalls v. Mackensen, sei es auf dem nördlichen Donauufer, sei es durch ein Vordringen der Rumänen und Russen über die dann nicht genügend geschützte Dobrudscha-Grenze gewesen. Generalfeldmarschall v. Hindenburg und ich verwarfen diese Operation und traten für den Einmarsch des Generalfeldmarschalls v. Mackensen in die Dobrudscha ein. Dies war auch die beste Parade eines etwaigen Angriffs auf Bulgarien aus der Dobrudscha heraus. Ein Donauübergang konnte erst in Frage kommen, wenn die Operationen gegen die rumänischen Armeen in Siebenbürgen weiter vorschritten. Wie gefahrvoll er dennoch war, sollte sich aus den Ereignissen ergeben. General v. Conrad stimmte nur ungern den veränderten Absichten, der Bulgare sehr freudig zu; ihm winkte die Dobrudscha. Enver war natürlich einverstanden.

Generalfeldmarschall v. Mackensen erhielt die entsprechende Weisung. Während an der nordrumänischen Front noch alles ungemein unsicher war und gefahrvoll aussah, griffen wir in der Dobrudscha an."

Während im Westen die Sommeschlacht mit unverminderter Heftigkeit tobte und von den dort kämpfenden Deutschen Truppen die äußerste Anstrengung erforderte, erfolgte in der zweiten Hälfte des Septembers der Aufmarsch in Siebenbürgen und am 26.—30. die Schlacht bei Hermannstadt, in der die 1. rumänische Armee geschlagen wurde. Auch die 2. rumänische Armee wurde nach ihrem anfänglichen Erfolg südlich Fogaras geschlagen und über Kronstadt auf Campulung, Sinaja und Buzau zurückgeworfen. Dadurch mußten die weiter nördlich stehenden rumänischen Truppen ebenfalls zurückweichen und die österreichisch-ungarische 1. Armee drang weiter vor. Inzwischen waren die unter dem Befehl des Generalfeldmarschalls v. Mackensen stehenden verbündeten Truppen von Süden her in Rumänien eingerückt.

Diese „Donau-Armee" hatte recht gute Erfolge zu verzeichnen. Ende September sollte der Angriff des Generalfeldmarschall v. Mackensen weitergeführt werden.

„Während die Vorbereitungen für die Fortsetzung des Angriffs in vollem Gange waren, wurden wir am 1. Oktober plötzlich durch die Meldung aus Sofia überrascht, daß der Rumäne mit starken Kräften bei Rahovo nordöstlich Rustschuk die Donau überschritten habe. Der Donauschutz war nur schwach, andere Truppen waren nicht da. Generalfeldmarschall v. Mackensen warf, was er zusammenfassen konnte, dagegen, und der Rumäne sah sich genötigt, bereits am 3. Oktober wieder auf das nördliche Donauufer zurückzugehen. Die k. u. k. Donauflottille hatte wirksam eingegriffen. Was eigentlich die rumänische Heeresleitung mit dieser Unternehmung bezweckte, ist nicht klar geworden. Durch sie konnten die Ereignisse in Siebenbürgen und der Dobrudscha nicht geändert werden.

Um Mitte Oktober hatte sich die Gesamtlage gebessert. Sie blieb an der Westfront in hohem Maße ernst, aber die Krise war unter gewaltiger Anstrengung der dortigen Kräfte überwunden worden ...

Der Plan der Entente, uns im Herbste 1916 endgültig zu erdrücken, der im August/September noch aussichtreich erschien, war fürs erste durchkreuzt. Noch waren die Kämpfe an allen Fronten nicht beendet. Ob die feindliche Kraft oder die unsrige länger reichen würde, wußten wir damals noch nicht, wie wir es jetzt rückschauend wissen. Rumänien war noch nicht geschlagen. Wie sollten wir, was ich nun ganz klar sah, ohne das Getreide und Öl Rumäniens leben und Krieg führen, selbst wenn wir die galizischen Ölgebiete um Drohobytsch vor den Russen gerettet hatten?

Seit der Feldmarschall und ich in die Oberste Heeresleitung getreten waren, hatten wir einen gewaltigen Schritt vorwärts getan, ein zweiter blieb noch zu machen; er bestand in dem weiteren Halten der Fronten und, um weiter leben zu können, in dem Sieg über Rumänien. Bis dieses Ziel erreicht wurde, begann das Jahr 1917. Da aber dachten wir nicht mehr an die überstandene Gefahr des großen Entente-Ansturmes 1916, sondern sahen mit neuen Sorgen einer überaus ernsten Zukunft entgegen."

Aus dieser ernsten Lage erwuchs die Notwendigkeit, Rumänien vollständig zu erobern. Die Besetzung des Landes zur Ausbeutung der dort vorhandenen und den Mittelmächten fehlenden, für die weitere Kriegführung erforderlichen Hilfequellen, war geboten. Die Lösung der Aufgabe war jedoch wegen des bestehenden Truppenmangels recht schwierig; die Fortführung der bisher eingeleiteten Operationen nicht möglich. Der Feldherr schreibt:

„Andere Wege waren für die Gesamtoperation zu beschreiten. Generalfeldmarschall v. Mackensen hatte mit Zuhilfenahme der allerdings nur ganz langsam anrollenden Deutschen Division den Feind in der Dobrudscha zu schlagen, ihm nur mit Teilen zu folgen und die anderen Teile südwärts Bukarest über die Donau zu führen. Die 9. Armee der Heeresgruppe Erzherzog Karl sollte über die transsylvanischen Alpen nach Süden in die Walachei hinabsteigen. Beide Armeen hatten darauf den Feind zu besiegen und ihre Vereinigung zu erstreben.

Es war noch nicht klar, ob Generalfeldmarschall v. Mackensen bei Tutrakan, Rustschuk oder Swistow die Donau überschreiten und General v. Falkenhayn, mit dem Schwerpunkt bei Orsowa, über den Szurduk- oder den Rotenturmpaß in die Walachei einfallen würde. Jedenfalls genügten die bisher gegen die Rumänen eingesetzten Kräfte nicht. Das rumänische Heer war stark. Russische Hilfe war zu erwarten. Daß beide Heeresgruppen soviel Kräfte wie nur irgend möglich für den Einmarsch in die Walachei bereitstellten, war selbstverständlich.

Gern hätte ich etwa freizumachende Kräfte dem Generalfeldmarschall v. Mackensen zugeführt, um hierhin den Schwerpunkt der Gesamtoperation zu legen. Die Donau war leichter zu überschreiten als das Gebirge, in dem überdies bereits Schnee gefallen war. Die ganze Aufmerksamkeit des Feindes war auch dorthin gerichtet. Die Eisenbahnverhältnisse Bulgariens schlossen jedoch eine Verstärkung des Generalfeldmarschalls v. Mackensen aus. Es mußte der Entschluß gefaßt werden, den Gebirgsübergang als erstes zu erzwingen; erst wenn dies geschehen und in der Walachei Gelände gewonnen war, durfte der Generalfeldmarschall über die Donau gehen, sonst war er bei seinen geringen Kräften gefährdet.

Die Grundgedanken standen fest. Die schwere Frage war zu entscheiden, ob Truppen für diese Operation überhaupt zur Verfügung ständen. Ich habe mit mir gekämpft. Der Kräfteverbrauch an den beiden großen Fronten in Ost und West war sehr groß geworden, und noch waren die Kämpfe nicht beendet. Ich schloß die Augen vor allen Gefahren an anderen Fronten. Der Oberbefehlshaber Ost mußte nochmals zwei bis drei Infanterie-Divisionen und zwei Kavallerie-Divisionen hergeben. Auch aus dem Generalgouvernement Belgien wurde die 7. Kav.-Div. herausgezogen. Mit diesem Kräftezuschuß konnte die Operation wenigstens gewagt und um Mitte November eingeleitet werden; ob sie bei unserer großen Schwäche gelingen würde, war fraglich."

Wieder erkennen wir, welche ungeheure Verantwortung der Feldherr auf sich nahm, als er die Truppen für den neuen rumänischen Aufmarsch zusammenzog und

andere Fronten entblößte. Der knappe Satz: „Ich schloß die Augen vor allen Gefahren an anderen Fronten", enthält Unsagbares! Während sich der Aufmarsch gegen Rumänien vollzog, ging die Sommeschlacht denn auch mit besonderer Heftigkeit fort, und die Franzosen griffen plötzlich erfolgreich bei Verdun an. Sie gewannen nicht nur die Forts Douaumont und Vaux zurück, sondern sie zertrümmerten sogar einige Deutsche Divisionen.

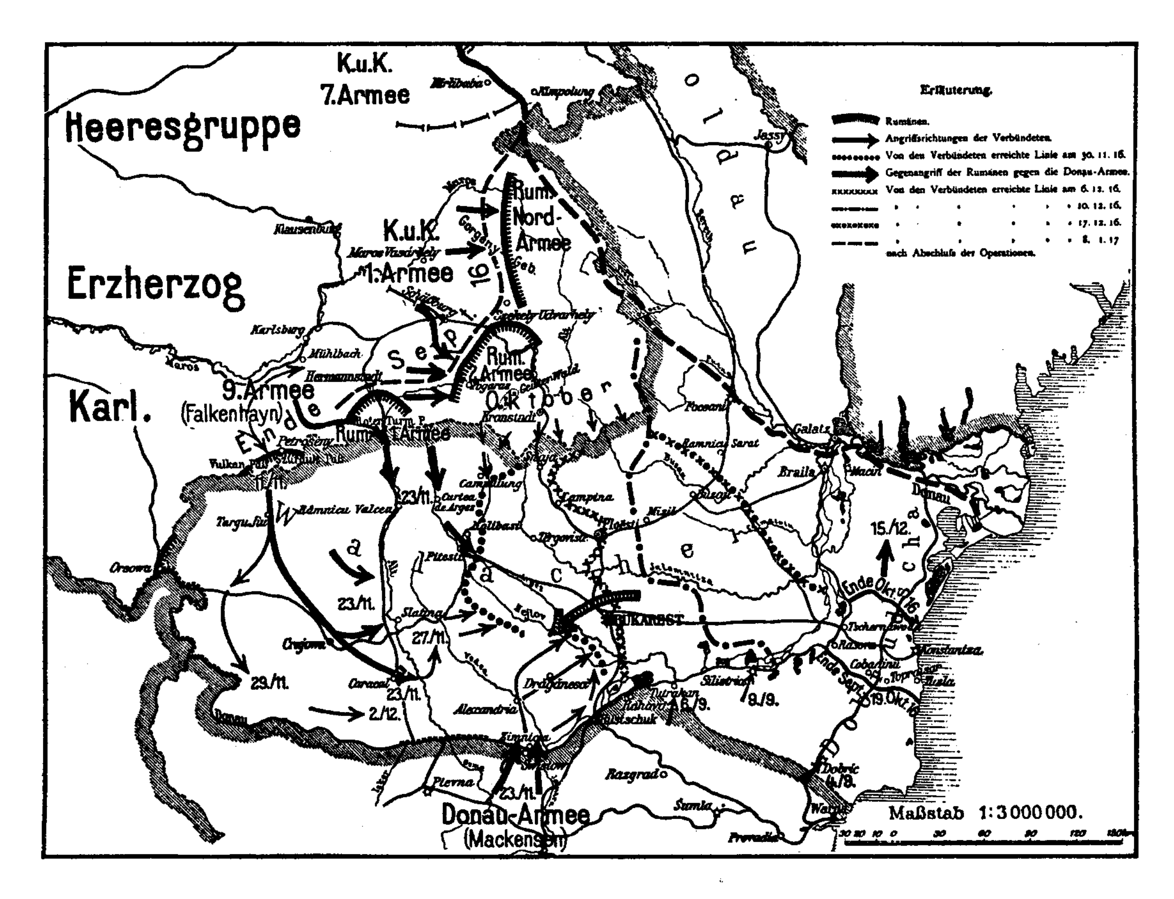
„Die Oberste Heeresleitung" — so schreibt der Feldherr — „ertrug in das Ungewisse hinein auch diese neue Prüfung, um die einmal als richtig erkannte Absicht durchzuführen, die rumänische Armee zu schlagen und die Walachei zu besetzen.

In banger Erwartung sahen wir von Mitte November an sowohl an der Somme wie bei Verdun weiteren starken Angriffen des Feindes entgegen, die unser Einmarsch in Rumänien hervorrufen konnte."

Aber auch an der italienischen Front und in Mazedonien erfolgten neue Angriffe der Entente, so daß es nicht möglich war, dort Truppen für die Operation gegen Rumänien herauszuziehen. Die Aufstellung der venizelistischen, ententefreundlichen Truppen in Griechenland machte Fortschritte, und russisch-rumänische Angriffe gegen die ostsiebenbürgische Front erschwerten die Lage im Osten.

Während also die Kämpfe an allen Fronten im vollen Gange waren, erfolgte am 19. 10. 1916 der große Angriff gegen Rumänien. Der Feldherr schreibt: „Zu diesem Zeitpunkte war auch die 217. Inf.-Div. eingetroffen, die an entscheidender Stelle, zum Sturm auf Topraisar, eingesetzt wurde. Wieder mußte Deutsches Blut fließen, weil die Verbündeten den Aufgaben dieses Krieges nicht gewachsen waren. Der Feind hatte sich erheblich verstärkt und Anfang Oktober versucht, die Deutsch-bulgarisch-türkischen Streitkräfte in der Dobrudscha zu schlagen, aber seine Angriffe waren nicht einheitlich und kräftig genug geführt worden; so versäumte er die Stunde, die er günstig ausnutzen konnte. Der Angriff des Generalfeldmarschalls v. Mackensen hatte nach schweren dreitägigen Kämpfen einen glänzenden Durchbruchserfolg. Die feindliche Armee wurde in Unordnung nach Norden über die Bahn Konstanza—Tschernawoda zurückgeworfen. Rastlos war die Verfolgung; schon am 23. war Konstanza mit seinen reichen Ölvorräten von unseren Truppen besetzt; bald darauf fiel auch Tschernawoda. Erst 20 Kilometer nördlich der Bahn wurde die Verfolgung eingestellt."

Der Feldherr ließ den Vormarsch hier einstellen, da sich die Angriffe des Erzherzogs Karl in Siebenbürgen festgelaufen hatten und die Lage der Truppen bei Konstanza an sich bereits außerordentlich gefährdet war. Während nun Teile der



9. Armee unter großen Schwierigkeiten am 11. 11. über das Gebirge vordrangen, die Rumänen in der Schlacht von Targu Jiu am 17. 11. schlugen und am 23. 11. den Alt erreichten, ging die Donau-Armee am gleichen Tage nach vortrefflicher Vorbereitung bei Zimnicea über die Donau. Der Feldherr schreibt:

„Für die Operation östlich des Alt war rücksichtlose Fortsetzung des Vormarsches und die Vereinigung beider Armeen mit den inneren Flügeln in Richtung Bukarest befohlen. Auf schnelles Überschreiten des Alt durch die Gruppe Kühne legte ich dabei zum Schutze der linken Flanke der Donau-Armee besonderen Wert. Die 9. Armee hatte im übrigen durch Druck aus der Ebene nordwärts, wieder in das Gebirge hinein, die östlich gelegenen Gebirgsstraßen zu öffnen und auf ihnen immer weitere Truppen nach Süden zu ziehen.

Generalfeldmarschall v. Mackensen sollte, sobald die Vereinigung der Armeen bewirkt und eine Befehlsübermittlung gesichert war, das Oberkommando auch über die 9. Armee übernehmen; die Donau-Armee wurde General Kosch unterstellt; die 9. sollte aus dem Verbande der Heeresgruppe Erzherzog Karl ausscheiden. Bis dies

geschehen war, mußte die Deutsche Oberste Heeresleitung auch weiterhin die Operation unmittelbar durch Befehle leiten."

Die Donau-Armee begann den Vormarsch am 25.11. und erreichte die Neajlowniederung südwestlich der rumänischen Hauptstadt Bukarest und das Alpenkorps drang vom Rotenturmpaß Ende des Monats nach Südosten vor. Die rumänischen Truppen wichen kämpfend zurück, und am 6. Dezember wurde das von den Rumänen geräumte Bukarest genommen. In dem wichtigen Ölgebiet war den Rumänen allerdings unter englischer Leitung eine gründliche Zerstörung der Anlagen noch rechtzeitig gelungen. Dieser Umstand verzögerte später die Ölversorgung der Mittelmächte recht erheblich.

Die Fortsetzung der Operationen bezweckte die zu erwartenden russischen Truppen entscheidend zu schlagen und die übrigen für die Kriegswirtschaft wichtigen rumänischen Gebiete zu besetzen. Der Feldherr schreibt:

„In die bisherigen Kämpfe hatten die Russen ernstlich noch nicht eingegriffen. Ein russischer Vorstoß am 5. Dezember südöstlich Bukarest war nicht von Bedeutung. Es ist nicht ersichtlich, warum sie die Rumänen vereinzelt schlagen ließen; sie hätten sehr gut in der Walachei sein können. Der Sieg dort ist uns nur hierdurch ermöglicht worden. Von jetzt ab verstärkten sich die Russen, sie schienen nunmehr für ihre eigene Flanke zu fürchten. Sie schwächten sich auch in der Dobrudscha, um in der Walachei stärker zu sein ...

Die Kämpfe östlich der Linie Bukarest—Ploësti nahmen einen anderen Charakter an als die bisherigen. Unsere Truppen waren ermüdet und stießen nur noch frontal auf den Feind; die Umfassungmöglichkeit war gering, da sich der Gegner besonders im Gebirge stark machte. Der Russe erschien bald in großer Zahl, er schlug sich besser als der Rumäne. Der Nachschub an Munition, die man jetzt mehr als früher brauchte, wurde auf den ungünstiger gewordenen Verbindungen langwierig. Es setzten starkes Regenwetter und gegen Neujahr ungewöhnlich starker Frost ein."

Die verbündeten Armeen drangen aber trotzdem, teilweise in erbittertem Ringen, noch weiter vor. Bis in den Januar d. J. 1917 hinein wurde in der Walachei gekämpft, während alles getan wurde, die rumänischen Bahnen in Betrieb zu setzen, die zerstörten Anlagen wieder herzustellen und die Gebiete kriegswirtschaftlich nutzbar zu machen. Im Januar wurde Braila und Focsani genommen und der Sereth sowie die Donaumündung erreicht. Der Feldherr schreibt abschließend über diese Operationen:

Deutscher Tag in Nürnberg am 2. September 1923



Ankunft Ludendorffs

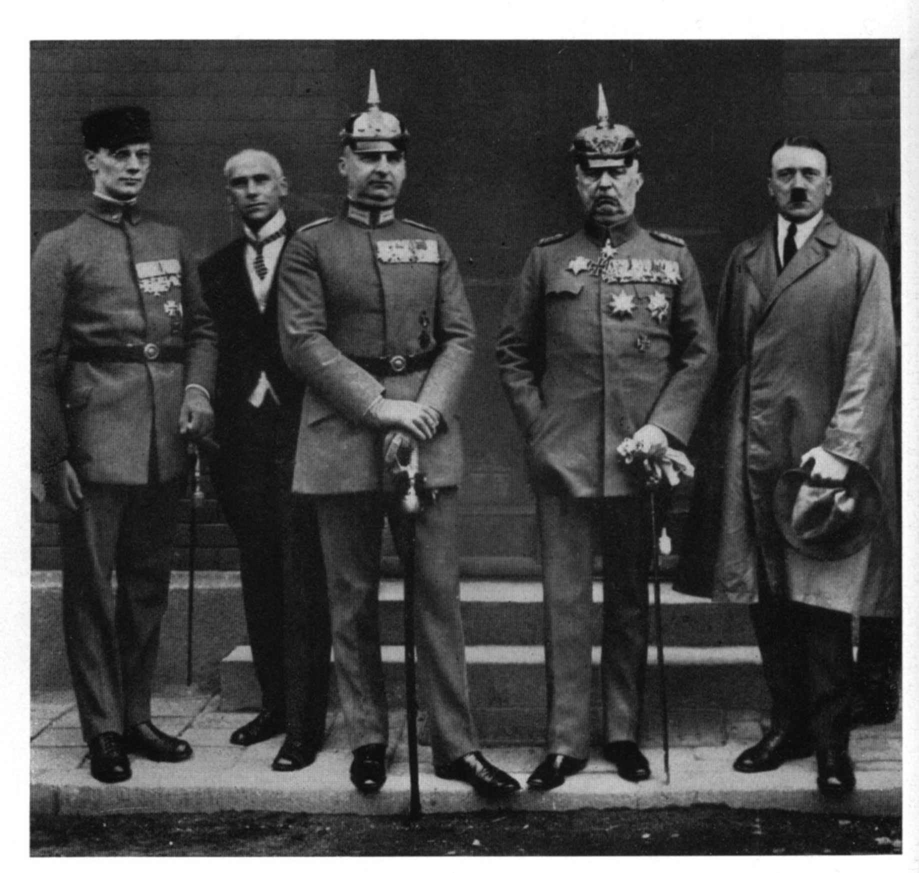


Adolf Hitler während des Vorbeimarsches



Erich Ludendorff während des Vorbeimarsches

1924 angeklagt wegen Hochverrat!



Von rechts nach links: Hitler, Ludendorff, Kriebel, Frick, Weber

Heimkehr nach der Urteilsverkündung im Hochverratsprozeß. Zahlreiche treue Mitkämpfer haben sich in Prinz-Ludwigs-Höhe eingefunden, und werden von General Ludendorff mit Handschlag begrüßt

„Der zweite Schritt in dem rumänischen Feldzuge war getan und dieser damit beendet. Reich an stolzen Waffentaten unserer tapferen Truppen, reich an großen Führerentschlüssen von dem niedrigsten Führer bis hinauf zur Obersten Heeresleitung, reich aber auch an ernsten Sorgen, die keiner schwerer empfinden konnte als ich. Wir hatten das rumänische Heer geschlagen; es vernichtend zu treffen, war ausgeschlossen gewesen. Wir hatten erreicht, was irgend möglich war, mußten aber doch Kräfte in der Dobrudscha und der Walachei stehen lassen, die wir vor Eintritt Rumäniens in den Krieg an der Ost- und Westfront, auch in Mazedonien, verwendet hatten. Trotz unseres Sieges über das rumänische Heer waren wir in der Gesamtkriegführung schwächer geworden.

Mit Beendigung des Feldzuges in Rumänien waren die Kämpfe des Herbstes 1916 endgültig zu unseren Gunsten entschieden. Das Ergebnis wurde erzielt nicht nur auf den Schlachtfeldern Siebenbürgens, der Walachei und in der Dobrudscha, wo es sein äußeres Kennzeichen fand, sondern auch in dem Ringen an der Westfront, an der Isonzofront, in Mazedonien und im Osten. Es war ein Zusammenfassen der gesamten vorhandenen Kräfte auf ein Ziel, den Ansturm der Entente abzuwehren und sich die Lebensmöglichkeiten zu erhalten. Dieser Ansturm war zusammengebrochen, und die Hilfquellen der Walachei waren unser. Die ungeheure Überlegenheit der Entente an Menschen und Kriegsmitteln war an der Haltung der Truppen und der Sicherheit und Entschlußfreudigkeit der Führung zerschellt.

In den Abwehrkämpfen hatten die Deutschen Truppen trotz vieler Rückschläge ihren Mann gestanden, die k. u. k. Truppen waren den russischen gegenüber unterlegen. Die Bulgaren hatten vielfach enttäuscht. Die Türken leisteten das, was wir erwarteten.

In den Bewegungkämpfen des rumänischen Feldzuges hatte die Deutsche Führung ihr altes Übergewicht von neuem bekundet. Die Deutsche Truppe, die auch die Bundesgenossen mitriß, hatte in freiem selbständigen Handeln starken Feind geschlagen. Dieser konnte uns gegenüber nur da, wo wir in der Abwehr waren, durch Masseneinsatz von technischen Kriegsmitteln Erfolge erringen; wo diese fehlten, war der Deutsche auch hier überlegen.

An allen Teilen der gewaltigen Front hatte das Deutsche Heer, hatte jeder einzelne sein Bestes und buchstäblich das Letzte hergegeben. Nur hierdurch waren die Erfolge möglich gewesen, für die dem Deutschen Soldaten die Weltgeschichte den Lorbeer geben wird. Jetzt bedurften wir dringend der Ruhe. Das Heer war im höchsten Maße abgekämpft und überaus erschöpft."

Der Feldherr hatte somit, trotz der größten Schwierigkeiten, nicht nur die feindlichen Angriffe abgeschlagen und die Fronten im wesentlichen gehalten, er hatte darüber hinaus den neu aufgetauchten rumänischen Gegner bezwungen und die für die weitere Kriegführung so wichtigen Gebiete Rumäniens erobert. Der letzte Umstand war bereits allein mit Hinblick auf die Ölfrage eine entscheidende und Rettung bringende Tat gewesen.

Allerdings erwuchsen dem Feldherrn auch hier wegen der Verwaltung neue Schwierigkeiten, die sein Eingreifen erforderten. Er schreibt:

„Vielen in ihrer Not drängenden und uns nicht wohlgesinnten Leuten in Wien ging das Aufbringen der Ernte und das Ingangsetzen der Ölproduktion nicht schnell genug. So kamen hierüber im Februar 1917 Klagen aus Wien, und das gleiche tönte mir aus Berlin entgegen. Einen Augenblick zweifelte ich, ob wirklich sachgemäß gearbeitet würde. Ich konnte aber die Schwierigkeiten, die in Rumänien zu überwinden waren, an meinen eigenen in Kowno gesammelten Erfahrungen einschätzen und ließ mich nicht beirren. Im April verstummten denn auch die Beschwerden, und die Verwaltung fand allgemeine Anerkennung."

Man müßte jetzt annehmen, daß die Reichsregierung und die übrigen Stellen ebenfalls inzwischen alles eingesetzt hätten, um die Oberste Heeresleitung auf den Gebieten zu unterstützen, auf die sich ihre Tätigkeit und Verantwortung verfassunggemäß erstreckte. Zumal die Oberste Heeresleitung — d. h. der Feldherr — bereits vor Beginn des so schwierigen rumänischen Feldzuges und auch später klare Forderungen und entsprechende, eingehend begründete Vorschläge gemacht hatte und immer wieder machte. Die Vorschläge zeigten nicht nur den umfassenden Weitblick des Feldherrn, sondern auch sein feines Verständnis für den Seelenzustand des Einzelnen und des Volkes.

Am 23. 11. 1916 hatte der Feldherr wegen der Einführung des „vaterländischen Hilfdienstgesetzes" u. a. an den Präsidenten des Reichstages geschrieben:

„Die innere Überlegenheit der Deutschen Truppen ist groß; ihre Ausbildung und Führung sind besser als beim Feind; sie reichen aber nicht aus, der großen und steigenden Macht unserer Feinde Herr zu werden. Wir müssen vielmehr die gesamte Volkskraft in den Dienst der Kriegswirtschaft stellen ... Die Zeit drängt! Das nächste Jahr wird die Entscheidung bringen, zu der wir uns und unsere Gegner sich wappnen. Derjenige, der am schnellsten und rücksichtlosesten die Volkskraft in den Dienst des Krieges stellt, wird siegen. Jeder Tag, um den wir das Gesetz hinausschieben, bringt die Gefahr, daß wir zu spät kommen, und kostet mit Sicherheit das

Blut Deutscher Soldaten, denn für jede Kriegsmaschine, die draußen an der Front fehlt, müssen wir lebende Menschen in die Lücke einschieben.

Ein Scheitern aber dieses Gesetzes würde die sichere Niederlage bedeuten."

Das Hilfdienstgesetz, welches durch den umfassenden Einsatz des gesamten Deutschen Volkes — der Männer und Frauen — auf allen Gebieten den kämpfenden Truppen und dem Feldherrn die Grundlagen für den schweren Kampf um die Erhaltung des Deutschen Volkes schaffen sollte, wurde zwar dem Namen nach angenommen. Aber — so bemerkte der Feldherr später zu dem oben angeführten Schreiben — „die Fassung, in der das Gesetz verabschiedet wurde, kam einem Scheitern gleich." In seinen „Kriegserinnerungen" schreibt der Feldherr:

„Endlich, nach zwei Monaten und nach neuem, unendlich vielem, sehr unerquicklichem Drängen der Obersten Heeresleitung entschloß sich die Regierung im November, das Hilfdienstpflichtgesetz im Reichstage einzubringen, das am 2. Dezember angenommen wurde. Es war nicht Fisch noch Vogel; wir hatten etwas Ganzes gewollt. Der Gesetzentwurf aber hatte sich von dem Grundgedanken der allgemeinen Dienstpflicht, den wir im September aufgestellt hatten, zu weit entfernt und die Ausnutzung der Arbeitpflicht zur größtmöglichen Arbeitleistung nicht gesichert. Dieses Gesetz war in Praxis, vornehmlich durch die Art seiner Ausführung, nur ein Wechselbalg, der mit unserer Forderung, das ganze Volk für den Dienst des Vaterlandes aufzubieten und dadurch Ersatz für das Heer und Arbeitkräfte für Heer und Heimat zu gewinnen, nichts mehr gemein hatte. In dem Wortlaut des ganzen Gesetzes erinnert nur der erste Paragraph an das, was die Oberste Heeresleitung eigentlich erstrebt hatte."

Der Feldherr hatte gestrebt, durch entsprechende Aufklärung über die Lage das Deutsche Volk in das große Geschehen hineinzustellen und ihm seine Verantwortung völlig bewußt zu machen. Denn — so schreibt der Feldherr — „Regierung und Reichstag sowie ein großer Teil des Volkes hatten das Wesen des modernen Völkerkrieges, der eben alles beansprucht, noch nicht verstanden und haben auch niemals die Bedeutung ihrer kriegerischen Mitarbeit für den Endsieg richtig aufgefaßt, während seitens der Obersten Heeresleitung immer wieder hervorgehoben wurde, daß davon das Sein oder Nichtsein Deutschlands abhinge."

Die Art und Weise, wie das verdorbene „Hilfdienstgesetz" dann auch noch angewandt wurde, war sogar noch von schädlicher Wirkung.

Sollte das „Hilfdienstgesetz" die gesamten Menschenkräfte in der Heimat mobilisieren, so sollte das sogenannte „Hindenburgprogramm" die Herstellung von Ge-

schützen, Munition, Maschinengewehren und anderem Kriegsmaterial mit Hilfe dieser Menschenkräfte bei entsprechender Umstellung der Industrie sicherstellen und fördern. Der Feldherr schreibt gegenüber der Beurteilung jenes Programms:

„Der Generalfeldmarschall und ich mußten mit dem rechnen, was wir vorfanden, und das war ungenügende Versorgung des Heeres mit Kriegsgerät, trotz der Anwesenheit des Kriegsministers im Großen Hauptquartier und obwohl alle Welt davon sprach. Selbstverständlich wäre eine planmäßige, der Größe der Aufgabe gerecht werdende Umstellung unserer Friedensindustrie in die Kriegsindustrie, die schon im Frieden vorbereitet oder während der beiden ersten Kriegsjahre planmäßig durchgeführt wurde, erheblich besser gewesen als dieses plötzliche Anschwellen der Kriegsindustrie. Die Oberste Heeresleitung fand aber solche ideale Verhältnisse nicht vor, sondern mußte handeln. Es ist immer dasselbe: vorher geschieht nichts Genügendes, die Kritik tadelt dies, findet aber keine näheren Angriffspunkte. Wird aber etwas geschaffen, entsteht etwas, bildet sich sogar ein mächtiger Bau, dann hat die Kritik etwas, wo sie einsetzen kann. Sie wird oft richtig sein. Nachträglich ist es leicht, alles zu übersehen. Der schwerste Fehler bleiben aber immer die Untätigkeit und das Unterlassen; sie sind schlimmer als ein etwaiger Fehlgriff in der Methode. Tatsächlich ist das Hindenburg-Programm wirklich ein Programm geworden; es hat mehr gebracht als die anderen Teile des großen Programms, in die wir nicht so eingreifen konnten."

Wir können jedenfalls an dem kurzen Überblick bereits erkennen, daß die Tätigkeit der Reichsregierung und der betreffenden Stellen keineswegs der Lage entsprach, noch in irgendeinem Verhältnis zu der umfassenden Tätigkeit des Feldherrn auf militärischem Gebiet stand. Berücksichtigt man jedoch die ständig wiederholten eindringlichen, aber mißachteten Mahnungen des Feldherrn, bzw. der Obersten Heeresleitung, so kann man nicht anders als von einer Sabotage sprechen. Da der Feldherr nicht zusehen konnte, wie die Reichsregierung die Dinge treiben ließ, mußte er sich notwendig auch noch mit diesen Angelegenheiten befassen, ohne hier die Befehlsgewalt zu besitzen, um die notwendigen Maßnahmen durchführen zu können. Statt dann wenigstens für die wertvollen Anregungen dankbar zu sein, bezichtigte man den Feldherrn hinterhältig eines unbefugten Übergriffs in andere Ressorts und schuf so den Boden für die Hetze gegen den Feldherrn.

Undank und Sabotage an seiner übermenschlichen Leistung für des Volkes Rettung, das war vor, während und nach dem Kriege das ewig eintönige häßliche Lied, das das von den überstaatlichen Mächten betörte Volk seinem großen Retter sang!

Die Rettung und die Sabotage im Jahre 1917

Im Jahre 1936 (Am Hl. Qu. Folge 21 v. 5. 2. 36) hat der Feldherr mit Bezug auf den von gewissen Militärschriftstellern als „verfehlt" bezeichneten, aber angesichts des um die Jahreswende 1916/17 erneut bekundeten Vernichtungwillens unserer Feinde gebotenen sogenannten uneingeschränkten U-Bootkrieg geschrieben: „In dem Weltkriege, den wir Deutschen im Verein mit schwachen Verbündeten in höchster Kraftanstrengung unter der Wirkung der Hungerblockade gegen die Welt und eine überaus starke Überlegenheit an Zahl und technischen Kriegsmitteln zu führen hatten, war es eine schwere Unnatur, daß wir es bis dahin unterlassen hatten, unsere gesamte Wehrmacht gegen den Feind einzusetzen. Unsere U-Boote lagen untätig und führten nicht den Krieg, der ihrer Eigenart entsprach. Schon diese Feststellung sollte die Notwendigkeit des Einsatzes der U-Boote zur Herbeiführung des mehr als notwendigen Kräfteausgleiches als eiserne Notwendigkeit des totalen Krieges, den wir damals schon führten, erscheinen lassen."

Diese Ansicht des Feldherrn wich keineswegs von seiner während des Krieges geäußerten Meinung ab, und dieser entsprach auch sein Handeln in jener Frage. Bereits in den „Kriegserinnerungen" hatte er dies ausgesprochen und überdies im Jahre 1921 in dem Werke „Kriegführung und Politik" geschrieben:

„Durch den U-Bootkrieg wurde die Tätigkeit der gesamten Marine eine vollwertige Unterstützung für das Heer. Jetzt erst waren die gesamten militärischen Streitkräfte Deutschlands und seiner Verbündeten in unserem Daseinskampf eingesetzt. Die Zeit hatte aufgehört, in der allein die Armeen auf Tod und Leben rangen und die Seestreitkräfte mit ihren Hauptteilen wider ihren Willen abseits gehalten wurden."

Nachdem im Jahre 1936 die Tatsachen über die Beweggründe der Vereinigten Staaten von Amerika, in den Krieg einzutreten, und die Rolle, die der Freimaurer Wilson dabei spielte, bekannt geworden waren, war die Auffassung militärischer Deutscher Kreise für den Feldherrn zunächst unfaßlich. Er schrieb:

„Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß heute noch in militärischen Kreisen über die um die Jahreswende 1916/17 vorliegende dringende Notwendigkeit, endlich die U-Boote in den uneingeschränkten U-Bootkrieg einzusetzen, Unklarheit herrscht. Sie ist nur deshalb nicht erstaunlich, weil recht viele sogenannte Militär-Strategen nicht das lesen, was ich schreibe, sondern sich ohne gründliches Forschen, wie die Professoren-Strategen, jüdisch-freimaurerischem Gefasel anschließen, das

ihrer Veranlagung mehr zu entsprechen scheint als meine Darstellung folgerichtigen, militärischen Handelns."

Der Feldherr gibt dann eine knappe, klare Darstellung der Lage um die Jahreswende 1916/17, welche er an dieser Stelle wohl kaum anders geschrieben hätte. Es heißt:

„Unsere Truppen an der West- und Ostfront waren infolge der schweren Angriffe der Engländer, Franzosen und Russen im Jahre 1916 schwer erschöpft, mit der letzten äußersten Kraftanstrengung waren die Rumänen niedergeworfen, wir standen für 1917 in Erwartung neuer schwerer Angriffe an allen Fronten, nicht nur an der West- und Ostfront, sondern auch an der italienischen Front, auf dem Balkan und in Palästina. Noch herrschte schwerer Mangel bei den überaus ermüdeten und abgespannten Truppen an Kampfmaschinen und Munition. Der Ausgleich, den meine taktischen und Rüstungmaßnahmen treffen sollten, konnte noch nicht bewirkt sein, die englische Hungerblockade machte sich schwer fühlbar im Volke. Die an Zahl stark überlegenen Feinde konnten dagegen ihre Völker in aller Ruhe versorgen und ihre Heere immer mehr mit Kriegsmaterial aus den Industrien der ganzen Welt, namentlich der Vereinigten Staaten Nordamerikas, ausstatten. Es war also abzusehen, daß wir nach und nach erdrückt würden, wenn es uns nicht gelang, Volk und Truppen Erleichterung zu verschaffen. Dazu war der Einsatz unserer gesamten Kraft gegen den Feind notwendig. In Reserve hatten wir die starke Waffe des U-Bootkrieges und den Einsatz der U-Boote ihrer Eigenart entsprechend in dem uneingeschränkten U-Bootkrieg in bestimmten Sperrgebieten um England, Frankreich und im Mittelmeer. In diesen Sperrgebieten war jedes anzutreffende Schiff zu versenken. Die Verwendung der Unterwasserboote in einem Überwasserkreuzerkrieg war ausgeschlossen. Die U-Boote wären Beute von U-Bootfallen und Geschützen geworden, die auch auf Handelsschiffen geführt wurden. Die Lage um die Jahreswende 16/17 war nun einmal so, daß wir zu Lande Angriffe des Gegners abwarten, zur See aber die U-Boote ihrem Wesen gemäß angriffsweise einsetzen mußten, um dem Feind die Versorgung seiner Völker und Heere zu erschweren, die sie aus aller Welt bezogen. Gewiß hätte ich auch gern zu Land angegriffen, aber ... womit hätte ich angreifen sollen, im Gegenteil, ich hielt es für richtig, in Aussicht zu nehmen, den an der Westfront weit vorgeschobenen Bogen unserer Stellung westlich der Somme vor dem dort drohenden Angriff in die sogenannte, zu diesem Zweck angelegte Siegfriedstellung östlich Arras-La Fère zurückzuführen, was auch im Februar-März geschah. Die Entlastung der Fronten war zwangsläufig geboten. Wir konnten mit dem Einsatz der U-Boote gar nicht mehr warten. Wenn andere in

dem Einsatz der U-Boote den Endsieg sahen, so hatte das mit meinen nüchternen Erwägungen nichts zu tun. Kam er durch die U-Boote, so war das um so besser!

Schon bei meinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung Ende August 1916 war ich für die Führung des uneingeschränkten U-Bootkrieges. Ich hatte das Hin und Her des Einsetzens der U-Boote in den vergangenen Jahren tief bedauert, und dies Schwanken für einen schweren militärischen Fehler angesehen. Wenn ich nicht gleich im September 1916 auf der Einführung des U-Bootkrieges bestand, so verzichtete ich hierauf aus militärischen Erwägungen, da mir vom Reichskanzler die Möglichkeit in Aussicht gestellt war, daß bei einem U-Bootkriege auch Dänemark und Holland und vielleicht die Schweiz als Feind gegen uns auftreten würden, und wir im Herbst 1916 tatsächlich nicht mehr einen Soldaten übrig hatten, den ich selbst diesen schwachen Mächten entgegenstellen konnte. Das war nach der Beendigung des rumänischen Feldzuges anders geworden. Auch hatte ich Verteidigungmaßnahmen an der dänischen und holländischen Grenze getroffen. Als ferneren Grund gab der Reichskanzler immer wieder die Haltung der Vereinigten Staaten Nordamerikas an. Sie dürften durch die Führung des uneingeschränkten U-Bootkrieges nicht gereizt werden. Ich machte mir nun über die Haltung der Vereinigten Staaten sehr bald mein eigenes Bild. Sie waren tatsächlich nicht neutral, sondern sie unterstützten unsere Feinde durch Anleihen und Kriegsmaterial. Dadurch hatte sich eine enge Verflechtung des amerikanischen Handels sowie der amerikanischen Finanzen mit der Entente ergeben. Beides war für die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ungemein einträglich und machte das dauernde Nachgeben Wilsons gegenüber England in allen Fragen der Seekriegführung nur zu erklärlich. Die Vereinigten Staaten mußten befürchten, im Falle eines Deutschen Sieges schwere Verluste zu erleiden. Wie tatsächlich die Vereinigten Staaten und ihr Präsident Wilson schon im April 1915 eingestellt waren, zeigt eine Aufzeichnung des russischen Botschafters in London an den russischen Außenminister (‚Berliner Monatshefte' 10/35):

‚Traf gestern Oberst House, von dem man sagt, er sei der spezielle Vertraute des Präsidenten Wilson ... House sagte, daß es noch einen Punkt gibt, über den ich Sie völlig beruhigen müßte, niemals hat Präsident Wilson sich von Bestrebungen beeinflussen lassen, die vorzeitigen, für Verbündete unannehmbaren Frieden herbeizuführen suchen. Alle persönlichen Sympathien sind für Sache Dreiverbandes.'

Und weiter:

‚Ich habe im allgemeinen Eindruck, daß Amerika für Ankauf von Waffen und Munition für Rußland, England und Frankreich offen bleiben wird. Aber daß es

dringend ist, diese Fragen mit Vorsicht zu behandeln, mit so wenig Publizität wie möglich ... ich halte das für wesentlich zur Sicherung der abgeschlossenen Kontrakte.'

Es war ja auch durch den früheren französischen Minister Gabriel Hanatoux bekannt geworden, daß amerikanische Botschafter vor der Marneschlacht 1914 auf die Pariser Regierung eingewirkt haben, Frankreich müsse durchhalten, weil die Vereinigten Staaten auf alle Fälle in den Krieg eingreifen würden. ‚Wir sind', so sagten die Botschafter, ‚in Amerika vorerst nur 50000 einflußreiche Leute, die den Eintritt Amerikas in den Krieg verlangen, aber in einiger Zeit werden wir 100 Millionen sein'."

Im Jahre 1937 schrieb der Feldherr dieses noch ergänzend:

„Am 9. 8. 1919 fragte ihn (den Präsidenten Wilson) Senator M. C. Cumber: ‚Glauben Sie, daß wir in den Krieg hineingekommen wären, wenn Deutschland keine Kriegshandlungen und keine Rechtsverletzungen gegen unsere Bürger begangen hätte?'

Wilson antwortete: ‚Ja, ich glaube es.' Darauf M. C. Cumber: ‚Sie glauben also, daß wir auf jeden Fall in ihn hineingekommen wären?' Wilson: ‚Jawohl.' Der Freund Wilsons Tumelty stellte damals schon fest:

‚Wilson würde, hätte er sich freigefühlt, dem Zuge seines Herzens zu folgen, von Anfang des Krieges an offen Partei gegen Deutschland ergriffen haben. Nur die Rücksicht auf die öffentliche Meinung des amerikanischen Volkes, der er sich nicht sicher fühlte, hielt ihn davon zurück.'

Aber trotz allen diesen klaren Darlegungen: ich soll den Eintritt Amerikas in den Weltkrieg ‚durchgesetzt' haben! So paßt es den Juden, Freimaurern, Rom und ihren bewußten und unbewußten Werkzeugen auch noch heute."

In den Ausführungen des Jahres 1936 fährt der Feldherr (A. Hl. Qu. Folge 12 v. 20. 9. 1937) fort:

„Wenn ich dies alles auch damals noch im einzelnen nicht übersah und noch nicht die überstaatlichen Mächte kannte, die die Welt gegen uns aufgeboten hatten, um uns langgefaßten Plänen zufolge (s. ‚Kriegshetze und Völkermorden in den letzten 150 Jahren') zu vernichten, so gewann ich doch, obschon ich ‚kein zunftmäßiger Politiker', sondern ‚nur' Soldat und Feldherr war, von der Politik der Vereinigten Staaten die richtige Auffassung, sie würden in den Krieg gegen uns eintreten, sobald die Möglichkeit sich uns zeigte, den Sieg über England und Frankreich zu erringen. Wir kamen also um den Eintritt der Vereinigten Staaten gegen uns, wenn wir

den Krieg gewinnen wollten, und das mußten wir, wenn wir am Leben bleiben wollten, überhaupt nicht herum.

Als der rumänische Feldzug sich günstig für uns gestaltete und seine Beendigung abzusehen war, dachte ich nunmehr an die Aufnahme des U-Bootkrieges. Zunächst mußte ich noch das Ergebnis des Friedensschrittes unseres Kaisers und des Kaisers von Österreich abwarten, den beide Monarchen am 12. 12. 1916 unternahmen. Es war sehr bald ersichtlich, daß dieser Friedensschritt allseitige Ablehnung bei den Feinden erfahren würde, auch der römische Papst Benedikt XV. verhielt sich als echter Friedensfürst völlig zurückhaltend. Ich begab mich in jenen Tagen von Pleß, dem damaligen Großen Hauptquartier, an die Westfront, um nochmals den Zustand der Truppen eingehend zu prüfen. Die ernsten Eindrücke, die ich seit meinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung erhalten hatte, fand ich, wie auch schon bei späteren Besuchen, auch jetzt wiederum voll bestätigt. Die Rücksicht auf das Heer verlangte Handeln. Nach meiner Rückkehr nach Pleß am 20. 12. 16 telegraphierte ich dem Reichskanzler und dem Staatssekretär des Auswärtigen:

‚Nachdem Lloyd George unser Friedensangebot durch seine Erklärung im Unterhause abgelehnt hat, bin ich auf Grund der Eindrücke, die ich an der Westfront gewonnen habe, der Überzeugung, daß nunmehr der U-Bootkrieg mit aller Schärfe einsetzen muß.'

Damit hatte ich den Stein ins Rollen gebracht. Freudig trat mir der Chef des Admiralstabes zur Seite, der stets für den uneingeschränkten U-Bootkrieg eingetreten war. Der Reichskanzler hatte im Herbst 1916 gesagt: der U-Bootkrieg würde kommen, wenn die Oberste Heeresleitung es wünsche. Jetzt aber erhob er Schwierigkeiten. Innerlich war er der Führung des U-Bootkrieges seiner ganzen Veranlagung und seiner Unkenntnis über das Wesen des Krieges zufolge, völlig abgeneigt. Er erhielt nun auch jetzt eine ungemein eigenartige und schnelle Hilfe gegen mein Verlangen: einen Tag nach Erhalt meines Telegramms, also am 21. 12., überreichte der Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in Berlin dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes den bekannten Friedensvermittlungvorschlag Wilsons, den ich damals als nichts weiteres ansah, als die Sabotage des Friedensangebotes des Kaisers und meines Handelns, herbeigeführt von England, das den U-Bootkrieg fürchtete und die Vereinigten Staaten auch jetzt wieder veranlaßte, ihr Schwergewicht gegen ihn in die Waagschale zu werfen. An andere ‚Zufälligkeiten' dachte ich damals noch nicht. Die Antworten, die die Feinde auf die Anfrage Wilsons nach den Friedensbedingungen gaben, atmeten die Luft von Versailles, wäh-

rend unsere Antwort den Bemühungen Wilsons weit entgegenkam. Gewiß hätten wir schon im Januar 1917 einen Frieden haben können, wie ihn das Versailler Diktat gebracht hat. Wir brauchten nur zu kapitulieren, dazu war die Lage nicht angetan; es wäre ein unwürdiges Handeln gewesen. Kein aufrechter Deutscher konnte hieran denken ...

Am 9. 1. 1917 fand in Pleß die entscheidende Besprechung statt. Ich wies hierbei besonders auf die notwendige Entlastung unserer tapferen Truppen im Westen und Osten durch Abschneidung der Munition- und Materialzufuhr des Feindes hin. Bei anderen Gelegenheiten hob ich hervor, daß die Vereinigten Staaten auch ohne U-Bootkrieg in den Krieg eingreifen müßten und würden. Am 9. 1. 1917 befahl nun auch der Kaiser, meinem Wunsche entsprechend, den Beginn des U-Bootkrieges auf den 1. 2. 1917. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich auch die sogenannte Friedensvermittlung Wilsons totgelaufen.

Der uneingeschränkte U-Bootkrieg, der die Zufuhr zu den Feindländern erschwerte, die Durchführung meines Rüstungprogramms und meine taktischen und strategischen Maßnahmen haben allmählich die Lage der Truppen an der Front verbessert. Vermehrte Verpflegungzufuhr aus Rumänien kam auch ihnen zugute. In England ließ die Wirkung des U-Bootkrieges im März für den Ausgang des Krieges fürchten. Hierzu trat auch noch das andere große Ereignis dieses Monats: der Ausbruch der Revolution in Rußland. Sie nahm mir die Sorge vor einem Angriff im Osten und erleichterte die Gesamtlage an den Fronten wesentlich. Der Rückzug in die Siegfriedstellung hatte zudem dem Feinde an der Westfront die Hoffnung auf einen Sieg genommen."

Über diesen, das Deutsche Heer entlastenden Rückzug schrieb der Feldherr zu seinem letzten erlebten Geburttage im Jahre 1937 (A. Hl. Qu. Folge 1 v. 5. 4. 37), indem er nochmals auf die so bezeichnende Stellung der Vereinigten Staaten hinwies:

„Am 16. 3. wurde der Rückzug begonnen und planmäßig in wenigen Tagen durchgeführt. Der Gegner folgte natürlich. Für einen großen entscheidungsuchenden Angriff mußte er nun aber seine Truppen umgruppieren. Wir hatten Zeit gewonnen. Winston Churchill sagte hierüber in seinen Erinnerungen:

‚In diesem Augenblick ereignete sich etwas ganz Unerwartetes. Ludendorff trat dazwischen, und die Deutschen schritten zur Tat. Die große militärische Persönlichkeit, die Deutschland in seiner Not entdeckt hatte, warf unter die Ägide Hindenburgs und von seinem Glanze gedeckt, die ganze Strategie Nivelles mit einem sicheren Schlag über den Haufen.' ...

Ich hatte vorsorglich den in Frankreich weit nach Westen zwischen Arras und Laon vorspringenden Bogen unserer Stellung durch eine Sehnenstellung, die Siegfriedstellung, abgeriegelt und beschloß, als ein Angriff auf jene Stellung immer drohender wurde, aus diesem Bogen in die Siegfriedstellung zurückzugehen. Um dem Gegner ein Festsetzen vor der Stellung und damit einen Angriff auf sie zu erschweren, ordnete ich rechtzeitig an, daß in dem Gebiete vor der Siegfriedstellung die gründlichste Zerstörung aller Ortschaften und Verkehrsanlagen vorgenommen würde. Das war eine dringende taktische Notwendigkeit in der Lage, in der wir uns nun einmal befanden. Im Osten, bei dem Rückzuge von der Weichsel Oktober/November 1914, konnte ich mich mit Eisenbahnzerstörungen begnügen. Hier war es anders. Mit Staunen las ich vor kurzem im Militärwochenblatt, daß Kronprinz Rupprecht von Bayern, der Oberbefehlshaber der entsprechenden Heeresgruppe, sich geweigert hat, den Befehl an seine Armee für die Zerstörung zu unterschreiben. Er überließ das seinem Generalstabschef!

Diese Änderung der Kriegslage durch den Rückzug im Westen, der der Entente die Hoffnung auf einen entscheidenden Sieg an dieser Stelle nahm, den Ausfall Rußlands und die sehr große Wirkung des U-Bootkrieges im Februar und März 1917, ließen Anfang April die Vereinigten Staaten in den Krieg gegen uns eintreten. Das, was ich immer erwartet hatte, war geschehen. Die Vereinigten Staaten wären in jedem Fall bei der Verflechtung ihrer Belange mit denen Englands und Frankreichs in den Krieg gegen uns eingetreten, sobald ein Deutscher Sieg möglich wurde. Wie recht ich mit dieser Auffassung hatte, zeigen die derzeitigen Verhandlungen in Washington gegen das Bankhaus Morgan. Klar geht aus ihnen hervor, daß das Haus Morgan für seine an die Entente als Kriegsanleihen geliehenen Gelder und für seine Forderungen für geliefertes Kriegsmaterial aller Art fürchtete, wenn wir siegten. Wir kennen aber außerdem die freimaurerischen Bande Br. Wilsons, den Haß der gesamten Vertreter der überstaatlichen Mächte gegen Deutschland, sowie die Beziehungen des Hauses Morgan zum Vatikan."

Der Feldherr sagt dann — in jenen Ausführungen des Jahres 1936 fortfahrend:

„Es war darum nicht überraschend, daß Wilson in solcher Gestaltung der Kriegslage Anfang April 1917, also zwei Monate nach Beginn des U-Bootkrieges, den Zeitpunkt für gekommen hielt, die Vereinigten Staaten in den Krieg gegen uns zu führen und schleunigst leichte Seestreitkräfte für die Abwehr der Deutschen U-Boote England zur Verfügung zu stellen, um so England und Frankreich vor einem möglich werdenden Deutschen Siege zu retten.

Die Vereinigten Staaten hatten am 1. Februar ihre diplomatischen Beziehungen zum Reich, nicht aber mit den anderen Verbündeten Deutschlands, abgebrochen und hatten auch mit dem Eintritt in den Krieg gedroht, falls amerikanische Schiffe torpediert würden. Das geschah auch im Februar, aber die Vereinigten Staaten rührten sich nicht. Wäre der U-Bootkrieg die Ursache des Eintritts der Vereinigten Staaten in den Krieg gewesen, so hätten sie am 1. 2. 17 uns den Krieg erklären müssen, spätestens aber nach Torpedierung der ersten amerikanischen Schiffe im Februar. Aber, wie gesagt, sie traten erst in den Krieg, nachdem wir durch den Ausbruch der russischen Revolution und den Rückzug in die Siegfriedstellung entlastet waren und der amerikanische Admiral Sims Ende März 1917 von dem englischen Admiral Jellicoe erfuhr, daß die Lage Englands derart sei, daß es bei weiterschreitenden U-Booterfolgen, nicht über das Jahr hinaus durchhalten könne. Seit 1916 war der Krieg durch den Juden Baruch planmäßig vorbereitet und allmählich war das gedankenlose Volk der Vereinigten Staaten durch Millionen Pfund und Dollars in eine Stimmung versetzt, als ob es einen Kreuzzug gegen die Deutschen zu führen hätte, um die Welt von dieser Deutschen ‚Pest' zu befreien ...

Heute wissen wir, daß die überstaatlichen Mächte das Volk der Vereinigten Staaten in den Krieg geführt haben, um das Weltkapital und mit ihm Juda und Rom zum herrschenden Faktor auf unserer lieben Erde zu machen, wozu die Niederringung des Deutschen Volkes Voraussetzung war. Bei seiner Vernehmung durch den Gothein-Sinzheimer-Kohn-Ausschuß am 17. 11. 1919 führte der frühere Reichskanzler v. Bethmann als Beweis dafür, daß Wilson auch ohne U-Bootkrieg in den Krieg gegen uns eingetreten wäre, aus:

‚Mit dieser Überzeugung steht vollkommen im Einklang das auch bereits besprochene Kreuzverhör, dem der Präsident Wilson im August dieses Jahres im Senat oder im Kongreß unterworfen worden ist, ein Kreuzverhör, in dem er seine Überzeugung ausgesprochen hat, daß er in den Krieg mit Deutschland hineingekommen wäre, auch wenn wir keinen U-Bootkrieg gemacht hätten.'

Dieser Ausspruch des Herrn v. Bethmann, der wahrlich in seinen Aussagen Br. Wilson schont, stellt das Verhalten Wilsons einwandfrei fest. Wilson hatte im August 1919 auf eine Frage im Kongreß, ob die Vereinigten Staaten auch ohne U-Bootkrieg gegen uns Krieg geführt haben würden, mit Ja geantwortet.

Sehr bezeichnend ist, was mir Oberleutnant Wilhelm v. Thoma nach Rückkehr aus französisch-amerikanischer Gefangenschaft — s. meine ‚Urkunden der Obersten Heeresleitung' — geschrieben hat:

‚Den Haß, der überall beim Franzosen wirkt, kennt der Amerikaner nicht. Frug man Amerikaner, ob sie wegen des verschärften U-Bootkrieges in den Kampf gegangen wären, so lächelten sie schlau und sagten: ‚Ja, so steht's in der Zeitung bei uns und, was wir gar nicht verstehen, auch bei Euch! Wir mußten doch unser Geld schützen. Hättet Ihr gewonnen, und das hättet Ihr, wenn wir nicht gekommen wären, so wäre unser ganzes Geld verloren gewesen. Ihr wolltet ja nichts von uns.' Eine ähnliche Auffassung eines anderen amerikanischen Offiziers ist kurz folgende: ‚Der verschärfte U-Bootkrieg ist für die Masse bei uns der Grund für den Eintritt Amerikas in den Krieg. Unsere Kinos hatten besonders scharf die Stimmung gegen Deutschland geschürt; wir mußten aber aus geschäftlichen Gründen kämpfen, denn Ihr Deutschen seid schon obenauf gewesen.' ... Einen anderen Soldaten fragte ich im November vorigen Jahres bereits auf einem Transport: ‚Warum seid Ihr gegen uns in den Krieg?' ‚Uns ist gesagt worden, weil Ihr den U-Bootkrieg gemacht habt. Drüben in Amerika glaubten wir es, aber in Frankreich haben wir andere Meinung bekommen. Wir mußten den geschlagenen Franzosen und Engländern helfen; wir haben ja nichts davon, aber unsere Milliardäre.' ...

Was ich im Weltkriege festgestellt und in jenen Werken niedergelegt habe, das hätte längst Gemeingut des Volkes sein müssen. Es wird jetzt wiederum zum Staunen verblödeter Presse durch die Untersuchungen des Senatsausschusses in Washington bestätigt, der die Gründe des Eintritts Amerikas in den Weltkrieg feststellen soll. Die verhängnisvolle Rolle der Weltkapitalisten unter Morgans Führung, der jesuitisches Kapital vertritt, und Wilsons, ganz im Sinne meiner Ausführungen, wurde festgestellt, wenn auch die hinter beiden stehenden Drahtzieher der Jude, Freimaurer und Rom naturgemäß vertarnt bleiben; denn diese dürfen ja nicht in den Vereinigten Staaten genannt werden. Mit Recht führt Senator Nye nach den ‚M.N.N.' aus:

‚Wer behaupte, der Deutsche Unterseebootskrieg und nicht die Handelsinteressen hätten letzten Endes Amerikas aktive ‚eilige Teilnahme' herbeigeführt, der sollte lieber Romane schreiben, denn er verkenne vollkommen die Tatsachen, und sei blind gegenüber dem einwandfreien Beweismaterial.'

Ja, die geehrten Militär- und Professoren-Strategen sind blind und sie wollen blind sein; denn sonst können sie mich nicht mehr schmähen, sondern müssen zugestehen, daß meine Beurteilung der Lage auch in diesem Fall eine durchaus richtige, und der Entschluß zum Einsatz der U-Boote im uneingeschränkten U-Bootkriege mehr als geboten, ja eine dringende Notwendigkeit war."

Die Einleitung des uneingeschränkten U-Bootkrieges und die Räumung des Sommegebietes waren zwei entscheidende schwere Entschlüsse, die durch den Erfolg auch gerechtfertigt wurden. Die russische Revolution und der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg waren Ereignisse, von denen sich das erste für die Mittelmächte zunächst günstig auswirkte, während das letzte erst für das kommende Jahr entscheidende Bedeutung gewann. Über die Lage im Frühjahr 1917 urteilte der Feldherr: „Unsere Gesamtlage hatte sich erheblich gebessert. Den Kämpfen im Westen sah ich nunmehr mit Vertrauen entgegen."

War durch das Beziehen der Siegfriedstellung ein Angriff dort auch zunächst unmöglich gemacht, so begann er am 9. 4. — am Geburttag des Feldherrn — mit der Schlacht bei Arras, beiderseits der Scarpe und hatte einen verhältnismäßig großen Erfolg. Der Feldherr schreibt in jener bereits erwähnten Betrachtung zu seinem letzten Geburttag.

„Erst allmählich konnte ich mir ein Bild von der schweren Niederlage der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht machen. Ich war durch den Ausgang um so mehr betroffen, als ich vor der ernsten Prüfung stand, ob die von mir eingeführte Taktik richtig war oder nicht. Ich ließ mir sofort Offiziere aus der Gefechtsfront des 9. 4. kommen und erkannte, daß die Taktik richtig war, daß aber die Heeresgruppe die Divisionen, die den feindlichen Angriff, falls er gelang, rechtzeitig auffangen sollten, d. h. die sogenannten Eingreifdivisionen, trotz aller meiner Weisungen nicht nahe genug herangeführt hatte, um rechtzeitig zur Stelle zu sein. Es gelang nun mit ihnen weiteren Einbruch zu verhindern, aber das Zerschlagen vieler Divisionen war nun einmal geschehen.

Der Kampf östlich Arras ging weiter und forderte weiter ungewöhnlich viel Kraft. Da setzte nun auch am 16. April und in den folgenden Wochen der französische Angriff beiderseits Reims ein. Örtliche Einbrüche erfolgten, aber diesmal waren die Eingreifdivisionen bei der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz zur Stelle, und es gelang, den französischen Angriff mit den schwersten Verlusten für die tapfer angreifenden französischen Truppen abzuwehren . . .

Während wir vom 9. 4. ab bis weit in den Mai hinein an der Front schwer und in der Abwehr schließlich siegreich rangen, fanden in Berlin Kämpfe um das Preußische Wahlrecht statt. Streiks in der Kriegsindustrie brachen aus, und Scheidemann hielt Mitte Mai seine erste Revolutionrede im Deutschen Reichstage. Glaubten doch die überstaatlichen Mächte nunmehr, nach der Revolution in Rußland, die Deutsche Kraft brechen zu müssen. Bei mir in Kreuznach erschien Walter Rathenau,

was er eigentlich wollte, ist mir nie klar geworden. Wollte er mich für seine Ziele gewinnen, oder was sonst? Ich war mit der Kriegführung in jenen Tagen so voll in Anspruch genommen, daß ich ihn nur kurz abfertigte, ebenso den ‚erleuchteten' früheren Botschafter in Washington, den Grafen Bernstorff, der mir von dem Friedenswillen Wilsons etwas vorredete. Erst Ende Mai flauten die Kämpfe ab. Bei der 7. Armee südlich Laon konnten alsbald schwache Kräfte sozusagen zur Ausputzung auf dem Chemin des Dames, einem langgestreckten schmalen, schroffen Höhenrücken, eingesetzt werden, um hier in dem eigenartigen Gelände Verhältnisse für eine Dauerstellung zu schaffen. Die Franzosen leisteten guten Widerstand. Ich hoffte auf eine Ruhepause im Kampfe, aber schon setzte erhöhte Tätigkeit der Engländer an der Flandernfront ein, die sich zu den schweren Flandernschlachten auswachsen sollte. Am 7. 6. begann der englische Angriff südlich Ypern auf den nach Westen vorspringenden Bogen unserer Stellung bei Wytschaete."

In den „Kriegserinnerungen" fährt der Feldherr fort:

„Trotz der harten Kämpfe um den Wytschaete-Bogen in der ersten Junihälfte und anderen Kämpfen an der englischen Front war doch die Gefechtstätigkeit im Westen von Mitte Mai bis in den Juli hinein eine derartige gewesen, daß sich die Truppen wenigstens teilweise kräftigen und wir uns Reserven schaffen konnten. Das Westheer war wohl vorbereitet, als sich im Osten die Ereignisse zuspitzten."

Denn die von der Entente geförderte Revolution in Rußland, welche an Stelle des Zaren Kerenski dort an die Regierung brachte, erstrebte nicht etwa den Frieden, sondern die Fortsetzung des Krieges. Selbstverständlich hatte jene Revolution als unausbleibliche Begleiterscheinung die Kampfkraft des russischen Heeres erheblich geschwächt. Trotzdem erfolgte am 1. Juli ein großangelegter Angriff der zahlenmäßig überlegenen Russen in Galizien. Der Feldherr schreibt:

„Der russische Angriff in Ost-Galizien erfolgte mit größtem Munitionaufwand und in dichten Massen; wo k. u. k. Truppen standen, hatte er Erfolge, Deutschen und türkischen gegenüber nicht. Am 1. Juli brachen zwischen Zborow und Brsheshany starke russische Kräfte in die dortige österreichisch-ungarische Front ein. K. u. k. Truppen gingen in Menge zum Feinde über. Der Oberbefehlshaber Ost mußte erhebliche Reserven einsetzen, um den Stoß am 2. aufzufangen. Weitere russische Angriffe brachen zusammen. Der Angriff auf die Südarmee begann am 4. Juli. Das mehrtägige heiße Ringen endete mit einem vollen Abwehrerfolge der Armee des Generals Grafen v. Bothmer, die fast ausschließlich aus Deutschen Truppen bestand."

Auch südlich des Dnjestr hatten die russischen Angriffe am 8. u. 9. Juli Erfolge. „Die Lage war für den Oberbefehlshaber Ost kritisch", so schreibt der Feldherr und fährt fort:

„Er hatte seine Reserven zu dem beabsichtigten Gegenangriff zwischen Zborow und dem Sereth in Richtung Tarnopol versammelt, ebendorthin waren auch die Westdivisionen im Anrollen. Wie im Vorjahre die Front des Erzherzogs Karl gestützt werden mußte, bevor wir zu einem Aufmarsch gegen Rumänien kamen, so mußte der Oberbefehlshaber Ost jetzt wieder die k. u. k. Truppen, und namentlich die k. u. k. 3. Armee verstärken, bevor er seine Bereitstellung zum Gegenstoß durchführen konnte. Es ist in hohem Grade anzuerkennen, daß er trotz der Schwankungen südlich des Dnjestrs und trotz der heftigen Angriffe, die jetzt auch im Norden einsetzten, zu dem Stoß nördlich Zborow kam und die Operation rücksichtlos durchführte."

Der Deutsche Gegenstoß erfolgte am 19. Juli.

„Es war dies der Tag", — so schreibt der Feldherr — „an dem im Deutschen Reichstage die Friedensresolution beraten wurde. Der Erfolg des Angriffs war glänzend, auf 20 Kilometer Breite wurde bis zu 15 Kilometer Tiefe Gelände gewonnen. Das ganze Heer war gehoben — im Deutschen Reichstage wurde der Sieg Deutscher Waffen als Stimmungmache bezeichnet.

An dem nächsten Tage wurde der Stoß in Richtung Tarnopol fortgesetzt, das bereits am 25. Juli fiel. Die russische Front südlich der Eisenbahn Zborow—Tarnopol begann sich von unseren Stellungen loszulösen. Aus dem taktischen Gegenstoß wurde die Operation großen Stils.

Bis in die Bukowina hinein war die Ostfront in Bewegung. Die russische Armee wich in Unordnung zurück, ihr Mark war durch die Revolution krank geworden.

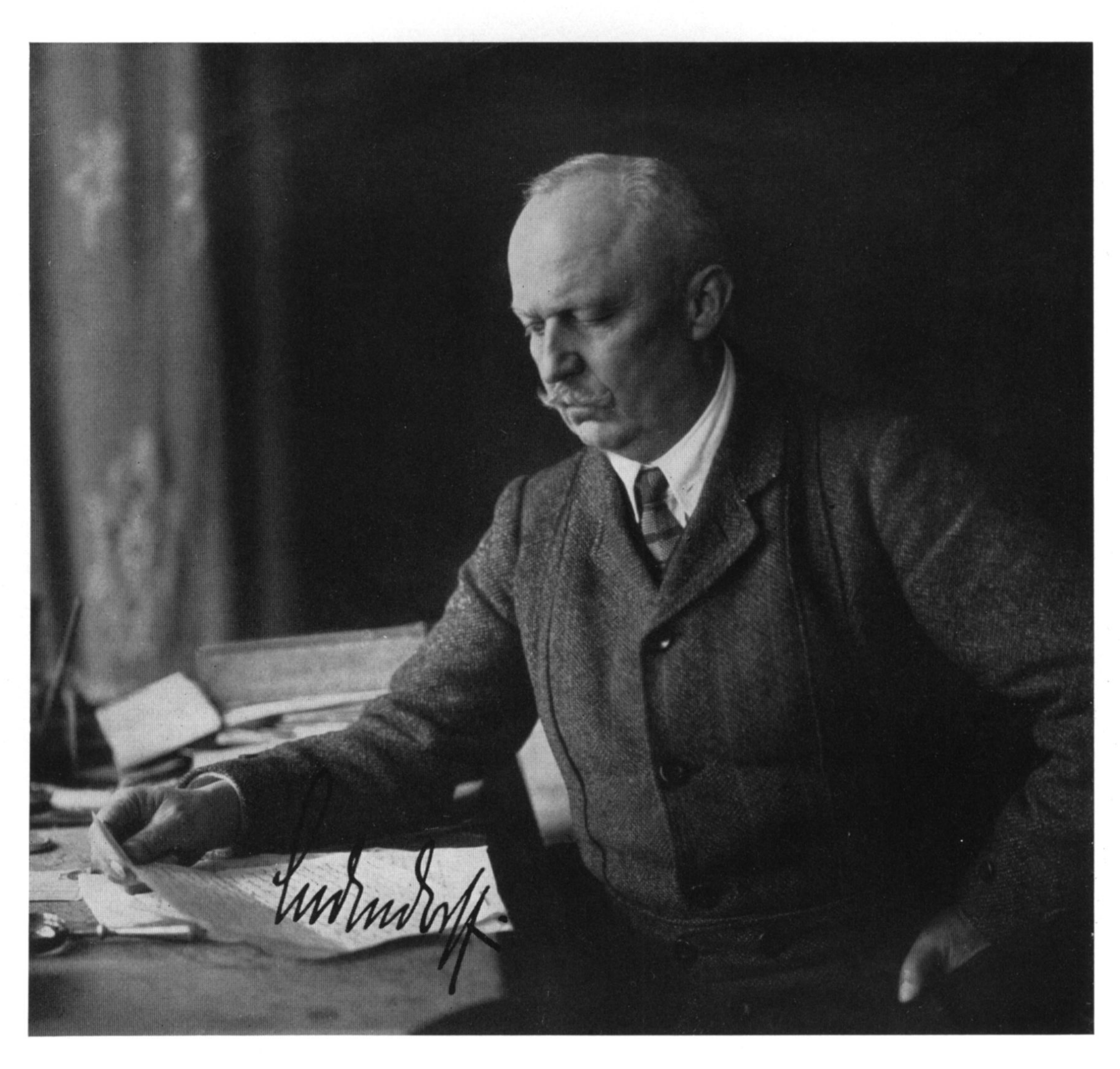
Am 2./3. August hatten wir unter steten Kämpfen den Zbrutsch erreicht, Czernowitz und Kimpolung genommen. Damit hatte die operative Auswertung des Gegenstoßes vom 19. Juli ihr Ende erreicht . . .

Die Deutschen Truppen hatten sich wie im Herbst vorigen Jahres im Bewegungkrieg hervorragend bewährt; sie fühlten sich wie erlöst aus dem ungeheuren Bann des Stellungkrieges. Die k. u. k. Armee hatte trotz aller auf sie angewandten Sorge ein Nachlassen der Kampfkraft gezeigt, das in hohem Maße erschreckend war."

Der große Angriff der Entente, der ihr den Sieg und Deutschland die Vernichtung bringen sollte, war also durch die Feldherrnkunst Erich Ludendorffs erfolgreich abgeschlagen. Der Feldherr schreibt in den „Kriegserinnerungen":



Ludendorff verläßt nach der Urteilsverkündung im Hochverratprozeß 1924 das Gerichtsgebäude



In Prinz-Ludwigs-Höhe 1924

„Durch eiserne Arbeit und Entschlossenheit, begünstigt durch die russische Revolution, war es geglückt, die militärische Lage zu entspannen. Das Fehlen eines geschlossenen Willens in Deutschland wie in Österreich-Ungarn sollte indes unter dem Druck dieser Umwälzung und der wirtschaftlichen Notlage sowie unter dem wachsenden Einfluß der feindlichen Propaganda daselbst Verhältnisse zeitigen, die die Kriegsfähigkeit der beiden verbündeten Staaten immer mehr herabsetzten und das militärisch Gewonnene gefährdeten. Die Hoffnung der Völker der Entente auf den inneren Zusammenbruch ihrer Feinde erhielt von nun an stetig neue Nahrung."

Denn — so heißt es in der mehrfach herangezogenen Geburttagbetrachtung ergänzend —

„inzwischen waren die überstaatlichen Mächte in Deutschland nicht untätig gewesen. Nuntius Pacelli erschien in Deutschland. Erzberger und Scheidemann machten ihre Friedensresolution, die dem Feinde einen Freibrief für Fortsetzung ihrer Angriffe gaben und den Deutschen die Möglichkeit eines Versöhnung- und Verständigungfriedens vorschwatzte. Jene österreichische Denkschrift von Anfang April war Herrn Erzberger von Wien aus in die Hand gespielt worden und erhöhte das ‚Miesmachen' in Deutschland. Der römische Papst selbst trat am 1. 8. mit einem Friedensangebot hervor, nachdem er den Friedensschritt des Deutschen Kaisers und des Kaisers von Österreich vom 12. 12. 1916 recht eigenartig beantwortet hatte. Dieses Angebot des Papstes enthielt Vorschläge, wie sie später in Versailles durchgeführt wurden. Zwar ging Reichskanzler v. Bethmann, aber sein Nachfolger Michaelis war nicht der Mann, um Herr der Lage zu werden. Die Revolution in der Marine auf einigen Kriegsschiffen zeigte, wie weit das Wirken der überstaatlichen Mächte schon gediehen war. Politik und Kriegführung klafften weitgehend auseinander, und der Oberste Kriegsherr sorgte nicht für die Einheitlichkeit des Handelns. Die Vielteilung in der Kriegsleitung wirkte sich unheilvoll aus. Sie saß sogar in der Obersten Heeresleitung selbst, in der ich dem Range nach die dritte Stellung einnahm, obschon ich der Leiter der Kriegshandlung war. In ‚Der totale Krieg' zog ich die ernste Lehre aus diesen Ereignissen."

Nach tagelanger Feuervorbereitung durch die Artillerie und unter Einsatz von Truppenmassen und Material begann jetzt am 31. Juli die furchtbare Flandernschlacht, die sich bis zum Ende des Jahres hinzog. Eine der grauenvollsten Schlachten des Weltkrieges, die bald heftiger, bald weniger heftig tobte und von den Deutschen Truppen nahezu übermenschliche Leistungen forderte. Die Angriffe bezweckten, die Deutsche U-Boot-Basis in Flandern zu gewinnen. Die Gesamtlage gestal-

tete sich dadurch wiederum ungeheuer ernst und verlangte schwere Entschlüsse. Der Feldherr schreibt:

„Die Kriegslage verlangte, daß ich Schweres auf mich nahm; so Schweres, daß es auch an mir rüttelte. Ich mußte dies tun, die Gefahren konnten 1918 zu groß werden. Daß die Oberste Heeresleitung den Armeen des Westens nicht einen Mann vorenthielt, der nicht an anderer Stelle dringend notwendig war, das war selbstverständlich. Von dem Deutschen Kronprinzen wurde mir im Laufe der Ereignisse oft gesagt, ich solle die Lage im Westen nicht überspannen. Ich wußte wohl, was die Oberste Heeresleitung in Rücksicht auf die Lage 1918 tat, als sie die Truppen im Westen dieser ungeheuren Belastung aussetzte: ich sah die kommende Gefahr, sofern der U-Bootkrieg nicht doch noch wirkte. Allerdings gehörte ich nicht zu den Leuten, die vor Gefahren nachgeben; ich war in meiner Stellung, um sie zu überwinden und alles zur Verhinderung eines großen Unglücks für das Vaterland aufzubieten."

Die gespannten Verhältnisse an der Westfront verlangten mehr denn je die persönliche Anwesenheit des Feldherrn bei den höheren Kommandostellen. Er mußte sich infolgedessen auch oft des Zuges der Obersten Heeresleitung bedienen, der entsprechend eingerichtet war, um die nie ruhende Arbeit während der Fahrt weiterzuführen. Während einer solchen Fahrt ereignete sich ein sonderbarer „Unfall" durch welchen der Feldherr, der Kopf des Krieges, beseitigt oder doch wenigstens zunächst ausgeschaltet werden sollte. Der Feldherr schreibt in dem Werke „Kriegshetze und Völkermorden" von dem gegen Deutschland gerichteten Wirken der überstaatlichen Mächte ausgehend:

„Trotz aller dieser ‚Arbeit' der überstaatlichen Mächte und ihrer Mitschuldigen diesseits und jenseits der Deutschen Kampffronten, trotz der Anstrengungen der überlegenen feindlichen Heere, trotz aller Hungerblockade: Deutsche Siege an allen Fronten, wenn auch ein geminderter Kampfwille in der Deutschen Heimat. Ein Attentat auf mich sollte Abhilfe schaffen. Am 26. 8. 1917 wurde nachts der Speisewagen meines Zuges, in dem ich mit den Herren der Operationabteilung speiste, quer auf die Weiche, gerade auf die Schienen gestellt, auf denen ein Munitionzug einlaufen sollte. Da der Lokomotivführer dieses Zuges im letzten Augenblick stark bremste, wurde unser Wagen nicht völlig zertrümmert, sondern nur umgestürzt. Das ganze Ereignis wurde dann vertuscht."

Es wurde auch nie aufgeklärt, obgleich der Kaiser dem Feldherrn persönlich seine tiefste Teilnahme aussprach und dem Ereignis die größte Beachtung schenkte. Der Feldherr war wie durch ein Wunder unverletzt geblieben.

Die Lage erforderte zunächst dringend, Rußland zum endgültigen Zusammenbruch zu bringen, damit endlich alle Kräfte für den Westen verwendet werden könnten. Diesem Ziel dienten die zu der Einnahme von Riga führenden Angriffe im Osten an der Düna und die sich daran anschließende Besetzung der russischen Inseln Ösel, Moon und Dagö.

Während diese Unternehmungen vorbereitet wurden, griffen nicht nur die Engländer in Flandern mit unverminderter Stärke an, sondern es erfolgte außerdem ein erfolgreicher Angriff der Franzosen vor Verdun, während die Italiener die nach Deutscher Unterstützung rufenden Österreicher in der 11. Isonzoschlacht bedrängten. Die Gegner paßten sich allmählich der neuen Deutschen Taktik an, so daß deren Überlegenheit nicht mehr im bisherigen Maße zur Geltung und Auswirkung kommen konnte. Der Feldherr schreibt:

„Der Kräfteverbrauch war besorgniserregend hoch gewesen und hatte alle Erwartungen übertroffen. Der Angriff an der Düna mußte immer wieder hinausgeschoben werden. Konnte die Oberste Heeresleitung das Festlegen der Divisionen im Osten überhaupt verantworten? Nicht nur der Deutsche Kronprinz, auch einzelne sehr ruhig denkende Chefs schüttelten den Kopf. Ich sagte mir aber in Einschätzung unserer Feinde immer wieder, in diesem Kriege ginge es allein um Sieg oder Niederlage, ein Mittelding gäbe es bei dem Vernichtungwillen der Feinde nicht. Ich war überzeugt, daß der Westen trotz alledem noch mehr aushalten würde, selbst wenn ihm das Schicksal eine noch stärkere Belastungprobe auferlegen sollte."

Wir können ermessen, welche ungeheure Verantwortung der Feldherr auf sich nahm, welche Entschluß- und Tatkraft dazu gehörte, den Krieg auf diese Weise und in solcher Lage fortzusetzen. Aber wir sehen auch, welcher Feldherrnkunst es bedurfte, um die zahlenmäßig so sehr überlegenen Feinde nicht nur zu meistern, sondern sogar bald hier, bald dort in angriffsweise geführten Schlachten vernichtend zu schlagen. Den ganzen, furchtbaren Ernst der Lage kannte der Feldherr allein. Der Feldherr ist einsam — so heißt es in dem Werke „Der totale Krieg": „Niemand sieht in sein Inneres, mögen auch noch so gediegene und kluge Männer unter ihm wirken." Wir verstehen daher die tiefe Bedeutung jener einfachen, aber desto eindrucksvolleren Worte der „Kriegserinnerungen" aus jenen schweren Tagen des Oktobers 1917, einer der krisenreichsten Monate des Krieges überhaupt:

„Die Welt — und diese fing sehr bald in meiner Umgebung an — sah Tarnopol, Czernowitz, Riga, später Ösel, Udine, den Tagliamento und den Piave. Sie sah nicht die Sorge in meinem Herzen, sie sah nicht mein tiefes inneres Mitgefühl mit

den Leiden unserer Truppen im Westen. Mein Verstand war im Osten und in Italien, mein Herz war an der Westfront; der Wille mußte Verstand und Herz in Übereinstimmung bringen. Ich war schon lange freudlos geworden."

Die Lage der Österreicher an der italienischen Front erforderte die Unterstützung durch Deutsche Truppen. Aber — so schreibt der Feldherr — „Ein Einsetzen Deutscher Divisionen in Italien zur reinen Abwehr war keine Maßregel, die unserer ernsten Lage entsprach. Die Oberste Heeresleitung mußte sehen, daß sie auch hier zu einem Angriff, vielleicht zu einer Operation kam, um doch noch eine Verbesserung unserer Gesamtkriegslage zu erzielen."

Während die erfolgreichen Unternehmungen an der Ostfront ihren Fortgang nahmen, während die Flandernschlacht besonders heftig tobte, wurde nun auch noch dieser umfassende Angriff auf Italien vorbereitet und begann am 24. 10. Der Feldherr schreibt:

„Der Aufmarsch der 14. Armee war sehr schwierig gewesen. Es standen lediglich zwei stellenweise sehr schmale Gebirgsstraßen zur Verfügung, auf denen nur Märsche in einer Richtung möglich waren. Auch hier gehörte die ganze Sorgsamkeit und das scharfe Denken des Deutschen Generalstabsoffiziers dazu, daß die Bewegungen sich reibunglos vollzogen und auf die Stunde genau beendet waren. Zunächst wurden die Artillerie- und Minenwerfer-Verbände und große Munitionmengen rechtzeitig unter dem schwachen Schutz einiger österreichisch-ungarischer Bataillone nach vorn geschafft. Die Infanterie-Divisionen wurden erst zuletzt vorgezogen.

Der Aufmarsch dauerte Tage und wurde dem Italiener verraten. Die erbitterten feindlichen Angriffe im Westen in der zweiten Oktoberhälfte standen bereits in gewissem inneren Zusammenhang mit unseren italienischen Plänen. Unsere Schwächung im Westen sollte ausgenutzt werden. Taktisch scheint Cadorna nichts veranlaßt zu haben. Vielleicht hielt er den Angriff für aussichtlos.

Nach einer Feuervorbereitung von wenigen Stunden durch Artillerie und Minenwerfer mit Brisanz- und Gasmunition begann am 24. vormittags der Aufstieg auf die Berge, während die 12. Inf.-Div. mit größter Energie im Tal auf und über Karfreit vorstieß. Schon am 25. war die entscheidende Höhenlinie in unserem Besitz, auch der Matajur wurde von verschiedenen Seiten genommen.

Am 27. war bereits weiter im Gebirge gegen den oberen Tagliamento Raum gewonnen und Cividale besetzt. Die italienische Nordfront an der Kärtner Grenze und die Isonzofront gerieten ins Wanken. Die Heeresgruppe Boroevic drängte lei-

der nicht scharf genug nach, so daß von den Italienern mehr entwichen, als fortkommen durften.

General v. Below erhielt Weisung, während sein rechter Flügel im Gebirge blieb, mit seinem linken Flügel über Udine scharf nach Codroipo und südlich vorzustoßen, um diesseits des Tagliamento den Feind entscheidend zu treffen. Am 30. Oktober wurden so noch 60000 Italiener östlich des Tagliamento gefangen und am 1. Dezember dieser Fluß auf seinem ganzen Laufe Tolmezzo abwärts erreicht.

Diese Dinge in Italien brachten wieder einmal gute Tage und rechtfertigten die schwere Spannung an der Westfront.

Ich hatte schon im Oktober General v. Arz gebeten, die Heeresgruppe Conrad in Tirol aus der Heeresgruppe Boroevic zu verstärken und hier einen kräftigen Angriff, sei es Brenta abwärts oder in der Gegend Asiago—Arsiero, zu führen. General v. Boroevic war jetzt, nachdem die Operation gelungen, zu stark, General v. Conrad zu schwach. General v. Arz sagte mir zu. Die Bahnen waren aber zu kläglich, eine namhafte Truppenverschiebung konnte nicht erzielt werden.

Der Tagliamento wurde am 6. überschritten und bereits am 11. November der Piave, Il Montelleo abwärts, erreicht. Weitere Truppen drückten im Gebirge gegen Feltre. Demgegenüber wich die italienische Armee Piave aufwärts über Belluno eilends aus dem Gebirge zurück.

Der rechte Flügel der 14. Armee wandte sich nun über Feltre gegen die Gebirgsmassive zwischen Brenta und Piave, um sich den Abstieg in die Ebene zu erkämpfen, im übrigen gebot dieser Fluß, der Hochwasser führte, einen Halt. Jenseits des Piave stand der Italiener wieder in größerer Ordnung. Die ersten englischen und französischen Truppen trafen bei ihm ein.

Hier, wie im August in der Bukowina und Ostgalizien, mußten die Eisenbahnen im Rücken des Heeres erst wieder hergestellt werden, bevor an die Fortsetzung der Bewegungen in der Ebene gedacht werden konnte. Die Witterung im Gebirge wurde ungünstig, die Kämpfe dort nahmen die Truppe stark mit; sie gewann noch Gelände, aber sie vermochte nicht mehr den entscheidenden Gebirgsklotz, den Monte Grappa, zu nehmen. Die Stoßkraft der am Isonzo begonnenen Offensive hatte ihr natürliches Ende erreicht . . .

Die Operation gegen Italien hatte das erreicht, was von ihr nur erhofft werden konnte. Die italienische Armee war gründlich geschlagen und brauchte Stützung durch ihre Bundesgenossen. Die k. u. k. Armee sowie die Westfront waren entlastet. Österreich-Ungarn und seine Armee hatten neuen Auftrieb erhalten . . .

Deutsche Führung und Deutsche Truppen hatten neuen Ruhm erworben und ihre Überlegenheit im Bewegungkriege wiederum bewiesen. Die Kraft war an einigen Stellen durch Erscheinungen vermindert, die im Wesen einer jungen Truppe liegen."

Dieser entscheidende Schlag gegen Italien brachte im Jahre 1917 die Rettung. Dazu kam jetzt das russische Waffenstillstandsgesuch, welches der Feldherr durch die Petersburg bedrohenden Unternehmungen gegen Moon, Ösel und Dagö erzwungen hatte. Der schwer ringenden Westfront konnten jetzt aus Rußland die lange entbehrten Verstärkungen und Reserven zugeführt werden. Ihr Einsatz erforderte natürlich eine entsprechende Ausbildung für den besonderen Kampf im Westen. Es erfolgten aber an der Westfront noch weitere schwere Angriffe, die — wie die Schlacht von Cambrai im November — sehr bedrohliche und ernste Lagen zeitigten, aber, indem die Kämpfe in Flandern abflauten, endete die Schlacht bei Cambrai mit einem vollen Deutschen Sieg über einen bedeutenden Teil des englischen Heeres. Dann trat auch im Westen die so dringend benötigte Ruhe ein.

Der Feldherr schreibt abschließend von jener Zeit:

„Das Ziel, das ich militärisch mit äußerster Anspannung aller, auch meiner Kräfte in der zweiten Jahreshälfte angestrebt hatte, war erreicht. Die Westfront hatte gehalten, die italienische Armee war geschlagen, und die k. u. k. Armeen in Italien waren von frischem Geiste belebt. Die mazedonische Front stand fest. Im Osten waren die Waffenstillstandsverhandlungen beendet, der Weg zum Frieden für die Diplomaten freigemacht. Die Verhandlungen sollten um Weihnachten in Brest-Litowsk beginnen. Wir hatten Aussicht, den Krieg siegreich zu beenden."

Während der Feldherr somit die schwere Lage, in welcher sich das Deutsche Volk befand, gewendet — und sogar die militärischen Bedingungen für einen Endsieg geschaffen hatte, hatte die Regierung im Inneren nicht nur völlig versagt, sondern durch eine die Stimmung des Volkes herabsetzend beeinflussende Haltung, trotz der wiederholten Mahnungen des Feldherrn, sogar dem Feinde Vorschub geleistet. In einem im Jahre 1927 in der „Deutschen Wochenschau" erschienenen Aufsatz (Neudruck A. Hl. Qu. Folge 20/38), hat der Feldherr die von ihm erst n a ch dem Kriege erkannten Zusammenhänge dargestellt. Er schreibt dort im Anschluß an die Erklärung des uneingeschränkten U-Bootkrieges, als Ausfluß seiner ernsten Kriegs- und reichen Lebenserfahrung, von jener Zeit und jenen Ereignissen:

„Es kam zur Krise des Weltkrieges!

In ihr stand auf der einen Seite die tapfere Wehr und ein kleiner Teil des Volkes unter der OHL., die siegen wollten, auf der anderen die von jenen Mächten miß-

leiteten breiten Volksteile, darunter Arbeitermassen, unter der halb führenden, halb geschobenen Reichsregierung, die nicht nur keinen Sieg wollten, sondern sehr bald, immer klarer und deutlicher, die Niederlage erstrebten, ganz gleich, was aus ihnen selbst, den Deutschen Arbeitermassen und dem Deutschen Volke in seiner Gesamtheit, wurde. ‚Höhere Interessen' standen für diese Mächte auf dem Spiel als das Wohl und die Freiheit des Deutschen Volkes und seiner einzelnen Teile.

Die großen Begebenheiten, die diese Krise brachten, waren in Kürze:

Der Zusammenbruch der Zarenherrschaft und der Ausbruch der Revolution in Rußland im März 1917 unter Führung des englischen Botschafters und Freimaurers Buchanan. Rußland war damit der jüdisch-freimaurerischen Weltherrschaft zugänglich gemacht, und die orthodoxe Kirche hatte einen tödlichen Schlag erhalten. Rom konnte sich anschicken, ihr Erbe anzutreten. Es war ein voller Sieg der überstaatlichen Mächte einschließlich der Freimaurerei, erkämpft durch den Deutschen Nationalismus oder Patriotismus, verkörpert im Deutschen Heere, das ihnen — den überstaatlichen Mächten — Landsknechtsdienste geleistet hatte, weil es, in falschen Begriffen befangen, die furchtbaren Zusammenhänge nicht übersehen konnte. Aber die Kehrseite für jene Mächte war nun, daß die Ostfront des Vierbundes entlastet war. Wir brauchten den bisher dort drohenden Angriff nicht mehr zu fürchten und konnten uns im Westen immer stärker machen, dabei Rußland militärisch den Todesstoß geben. Die Entente war in ihren Grundfesten erschüttert.

Der uneingeschränkte U-Bootkrieg hatte im Februar und März hohe Ergebnisse gezeitigt. England sah mit Zagen und Grauen in seine Zukunft. An der Westfront waren wir dem auf dem Schlachtfeld an der Somme drohenden Schlage durch den Rückzug in die Siegfriedstellung ausgewichen und standen nach allen Richtungen hin gefestigt da. Die technische Ausrüstung des Heeres hatte sich gehoben. Seine Taktik war den veränderten Verhältnissen angepaßt, der Kampf- und Siegwille gestärkt worden.

Der Versuch der Jesuiten, durch die Mutter der Kaiserin Zita von Österreich und ihren beim Feinde diensttuenden Bruder, den Prinzen Sixtus von Parma, Österreich-Ungarn zu einem Sonderfrieden mit der Entente und mit Italien zu bringen, hatte einen Erfolg bisher nicht gezeitigt. Kaiser Karl wollte Italien nicht genügend entgegenkommen.

Solches waren die Begebenheiten. Sie geleiteten Deutschland auf die Bahn des Sieges und entmutigten den Feind. Das fühlten wir in der OHL., das fühlten aber noch viel stärker jene überstaatlichen Mächte, die auch hinter die feindliche

Front sehen konnten, was der OHL. selbstverständlich nicht möglich war, und was sie da sahen, erschien ihnen nicht gut. Ein Sieg Deutschlands, dessen Kaiser Protestant und Nicht-Freimaurer war, wie seine Vorfahren, dessen Wirtschaft noch in Deutschen Händen und dessen Arbeiter die tüchtigsten der Welt waren, durfte nicht kommen, nein, es kam für die überstaatlichen Mächte jetzt darauf an, dem Zusammenbruch Rußlands durch das Deutsche Schwert den Zusammenbruch Deutschlands durch sich selbst hinzuzutun, denn die feindlichen Heere waren dazu untaugliche Werkzeuge. So wurde jetzt Deutschland, während es an der Front unter günstigen Bedingungen um den Sieg rang, das Kampffeld für die überstaatlichen Mächte und die dem jüdischen Volke dienende Freimaurerei, die gegen den Deutschen Sieg stritten, und zwar um so heftiger, je mehr Deutschland sich dem Siege näherte.

Um die zerstörende Arbeit recht gründlich ausführen zu können, mußten zuerst die Jesuiten in Deutschland ungehemmte Bewegung erhalten. Der römische Papst drohte deshalb mit einer Kundgebung gegen die Rechtmäßigkeit des eben begonnenen U-Bootkrieges; er war ja bekanntlich im Weltkriege immer ‚neutral', genau so ‚neutral', wie er sich im Ruhrkampf gegen die Deutschen Abwehrhandlungen wandte. Statt den römischen Papst in militärischen Dingen schreiben zu lassen, was er schreiben wollte, wich die Deutsche Regierung, wie ich heute sage, selbstverständlich, vor dieser Drohung zurück. Der letzte Paragraph des Jesuitengesetzes fiel. Der Jesuit zog triumphierend in Deutschland ein, um es als zuverlässigste Provinz dem römischen Weltreich einzugliedern ...

Sehr bemerkenswert werden nun die Schwenkungen des Zentrums und der Mehrheitsozialdemokratie und die Haltung der Unabhängigen im Frühjahr und Frühsommer 1917. Diese wird immer entschiedener, jene führen Zentrum und Sozialdemokratie immer weiter von ihrer anfänglichen, ganz gegen ihren Willen vom Volke geforderten vaterländischen Haltung hinweg, das Zielstreben der ihnen übergeordneten Mächte bis zum Kampfe gegen den Sieg.

Die Handlungen jener Mächte lassen sich auch im einzelnen verfolgen: da sehen wir das Wirken des ganz unter jesuitischem Einfluß stehenden Grafen Czernin in seinen unklaren Sonderfriedensbestrebungen, in seiner berüchtigten Denkschrift, durch die er zuerst den Siegglauben der OHL. und einiger Heerführer und dann, als er sie Herrn Erzberger zur Weiterverbreitung übergab, den Siegglauben des Deutschen Volkes erschüttern wollte und bestens auch zuwege brachte.

Wir erkennen das planmäßige Handeln des Nuntius Pacelli und sehen es in den Friedenskundgebungen Roms zu einer Zeit, als das französische Heer in einer

ungemein ernsten Krise stand, nachdem sein Angriff vor der Front des Deutschen Kronprinzen blutig zusammengebrochen war. Die spätere Friedensnote des Papstes vom 1. August ist für mich nur ein Blendwerk, berechnet auf das zerrissene Deutsche Volk und dessen phantastischen Glauben an die Möglichkeit eines ‚Verständigungfriedens'.

Wenn wir die andere Linie verfolgen, stoßen wir gleich zu Anfang auf den Ostererlaß des Kaisers in der Wahlrechtsfrage in Preußen, veranlaßt durch den Reichskanzler von Bethmann. Wir erinnern uns der Streiks Ende April 1917 und dabei an das laue Verhalten eben dieses Reichskanzlers ihnen gegenüber.

Vor uns steht die Erinnerung an die Reichstags- und Ausschußverhandlungen im Mai 1917. Der Freimaurer Scheidemann trieb schon damals Verrat am Deutschen Volk, und der Reichskanzler trat ihm nicht entgegen. Es war das Grollen der jüdisch-freimaurerischen Revolution, das sich damals schon vernehmen ließ. Herr Scheidemann und seine Freunde reisten in die neutralen Länder und konnten dort für ihre Sache wirken. Sie wurden auch von dem Reichskanzler und dem verfreimaurerten Auswärtigen Amt zu dem ‚Friedenskongreß' nach Stockholm entsandt, der auch nur den Zweck hatte, das Deutsche Volk von dem Sieggedanken abzulenken und es für das Märchen von der Möglichkeit eines ‚Verständigungfriedens' aufnahmefähig zu machen und seine Zerrissenheit zu vertiefen.

Das war auch Sinn und Zweck der Friedensresolution vom 19. Juni 1917. In ihr laufen die Arbeiten der überstaatlichen Mächte sichtbar zusammen, und so ist es geblieben."

Unter diesen Umständen wurden auch die sich immer wieder hinausziehenden Friedensverhandlungen mit Rußland nicht der Lage entsprechend geführt. Der Feldherr schrieb bereits darüber in seinen „Kriegserinnerungen":

„Ihr Gang mußte auf die militärischen Entschließungen einen zwingenden Einfluß ausüben, da wir noch im Weltkriege standen. Es handelte sich zu guter Letzt um die Frage, ob die Verhandlungen so geführt würden, daß wir angreifen und den Titanenkampf mit Sicherheit doch noch zu unseren Gunsten beendigen konnten, um uns vor dem traurigen Schicksal, besiegt zu werden, zu bewahren."

Im Jahre 1928 schrieb der Feldherr, nachdem ihm die näheren Zusammenhänge bekannt geworden waren, in der Abhandlung „Die Sabotage des Sieges zu Beginn des Jahres 1918", Abschnitt „Die Sabotage des Friedens mit Rußland":

„Die Deutschen Waffen hatten Rußland und Rumänien zu Friedensverhandlungen gezwungen und damit der Diplomatie eine nie erwartete günstige Lage ge-

geben. Nichts konnte vorteilhafter sein, als getrennt mit den Feindmächten über den Frieden zu verhandeln. Immer war es die Sehnsucht des Reichskanzlers und der Diplomaten des Vierbundes gewesen, die Gegner getrennt an den Verhandlungtisch zu nötigen. Die Oberste Heeresleitung hatte diese Aufgabe unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen gelöst. Ein tiefes Aufatmen erleichterte die schwere Spannung meiner Seele; ein erheblicher Teil der Feindkräfte war im Begriff, aus dem Ringen auszuscheiden, das Leben des Deutschen Volkes schien gesichert und der allgemeine Frieden in erreichbare Nähe gerückt, mochte auch noch dem Deutschen Heere und dem Deutschen Volke die schwere Aufgabe, der Sieg im Westen, bevorstehen.

Die Oberste Heeresleitung erwartete vom Reichskanzler und dem Deutschen Volke eine Mitarbeit für den Deutschen Sieg im Westen. Dazu forderte sie von dem Reichskanzler ein tatkräftiges Ausnutzen und schnelles Handeln in der überaus günstigen diplomatischen Lage. Sie erwartete von der Regierung und vom Volk eine selbstbewußte Haltung und feste Geschlossenheit, ein Heben des Kampfwillens. Das mußte die Kraft des eigenen Heeres stärken, auf die Völker und Heere der Feindmächte aber niederschmetternd wirken. Denn diese mußten sehen, daß der Deutsche Lebenswille und der Entschluß zum Weiterkämpfen einen neuen Antrieb erhalten hatte, nachdem leider bereits durch die innerpolitischen Ereignisse des Jahres 1917, durch die defaitistische Propaganda: durch das stete Betonen, ein Versöhnungfrieden sei jeden Tag möglich, und der Krieg könne nicht gewonnen werden usw., in den Vierbundstaaten erheblich gemindert waren.

Es war für mich eine schwere Enttäuschung, zu empfinden, daß das Deutsche Volk nicht einmal das Gefühl der Freude aufbringen konnte über das große Geschehen der Friedensverhandlungen im Osten. Unter dem jüdisch-jesuitisch-freimaurerischen Druck nach den Wünschen der Bruderkette Bne Brith-Orden, Grand-Orient de France, Rom, konnte sich das Deutsche Volk nicht mehr durch die seelische Entmutigung durchringen, die die in dieser Bruderkette vertretenen Mächte ihm seit dem Frühjahr 1917 durch ihre willfährigen Organe in Deutschland suggeriert hatten. Die günstige Wirkung der militärischen Lage zu Wasser und zu Lande war nicht nur ausgeglichen, sondern darüber hinaus noch das Volk tief entmutigt worden.

Die Enttäuschung wandelte sich in mir zu einer Entrüstung, als sich die Sozialdemokratie unter Führung der Juden Haase und Herzfeld, der Freimaurer Ebert und Scheidemann und sonstiger Genossen, wie Richard Müller, Noske, Dittmann, ganz gleich, ob auch diese der freimaurerischen Bruderkette angehören oder nicht, sich

gegen den Deutschen Kampfwillen auflehnten mit dem klaren Streben, den Angriff im Westen zu verhindern, die Munitionversorgung des Heeres einzustellen und den Feind durch alle Mittel zu begünstigen.

Die Enttäuschung wurde in mir zur Verachtung, als ich sah, daß das Verhalten des Reichskanzlers und der Diplomaten Deutschlands und Österreich-Ungarns in den Friedensverhandlungen zu einer Groteske wurde, wie die Diplomaten der siegreichen Staaten wohl nach den Weisungen ihrer überstaatlichen Mächte tanzten, wie der Jude und Bne-Brith-Bruder Trotzki auf der bolschewistischen Propagandaflöte pfiff und Graf Czernin in Bukarest später sein zweideutiges Spiel trieb und Herrn v. Kühlmann es zu genügen schien, den Juden Rumäniens die Gleichberechtigung in Rumänien erworben zu haben.

Nie ist ein Volk, ein Heer und dessen verantwortliche Führung von der Regierung und Teilen des Volkes freventlicher im Stich gelassen als die Deutsche Oberste Heeresleitung, das Deutsche Heer und die größten Teile des Deutschen Volkes. Nie haben ein Volk und Heer eine so schwerwiegende Unterstützung von der feindlichen Regierung und Teilen des feindlichen Volkes gefunden und erhalten wie im Weltkriege die Völker und Heere der Entente durch die Deutsche Regierung und Teile des Deutschen Volkes. Diese Vernachlässigung der eigenen Kriegführung, die Begünstigung der des Feindes wurde auf die Dauer untragbar für das Deutsche Heer und das Deutsche Volk.

Nachdem im Osten der Waffenstillstand militärischerseits würdig für beide Teile abgeschlossen war, begannen am 25. Dezember 1917 die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. Vorher hatte am 18. Dezember im Großen Hauptquartier in Kreuznach unter dem Vorsitz Seiner Majestät des Kaisers eine Besprechung des Reichskanzlers und der Obersten Heeresleitung stattgefunden. Das in Brest-Litowsk zu Erreichende wurde festgesetzt und dem Reichskanzler ein schnelles, tatkräftiges Handeln mit Rücksicht auf die Kriegslage auferlegt, galt es doch, den Frieden schnell herzustellen, um möglichst bald möglichst starke Kräfte vom östlichen Kriegsschauplatz nach dem Westen zu fahren, um dort so stark wie nur denkbar angreifen zu können und den Kampfwillen im Volk zu heben.

Graf Hertling hielt sich an diese Abmachung nicht gebunden, sondern ließ es außerdem zu, daß die Verhandlungen durch das Entgegenkommen, das der gleich römisch gesinnte Graf Czernin dem Juden und Bne-Brith-Bruder Trotzki erwies, den Charakter einer bolschewistischen Propagandaveranstaltung erhielten. Ja, unter dem jüdisch-freimaurerischen, wohl auch römischen Druck ließen die Regierungen

und Diplomaten des Vierbundes es zu, daß, wo Eile und Tatkraft mit Rücksicht auf die militärische Lage geboten war, die Verhandlungen noch im Jahre 1917 unterbrochen wurden, um — die Ententestaaten einzuladen, an den Friedensbesprechungen teilzunehmen! Mir fehlen heute noch Worte über solch vaterlandswidriges, den einfachsten diplomatischen und militärischen Gesichtspunkten widersprechendes Handeln, das in mir damals nur das Gefühl unsäglicher Bitterkeit auslöste, mir heute aber erklärlich wird, wenn ich die Absichten der überstaatlichen Mächte und die Personen vor Augen führe, die damals die Geschicke des Vierbundes zu leiten hatten und auch später den Bolschewismus in Rußland förderten, der die Arbeit so prompt und schnell besorgte. Als dann die Verhandlungen, ich glaube um Mitte Januar, wieder begannen, selbstverständlich ohne Ententemächte, setzte der Bne-Brith-Bruder Trotzki, ganz so wie es den Belangen des jüdischen Volkes und den Wünschen seines Ordens entsprach, seine Taktik fort, und die Diplomaten des siegreichen Vierbundes tanzten weiter nach der bolschewistischen Propagandaflöte! Seine bolschewistischen Propagandareden erklangen weit über die Völker der Vierbundmächte bis zu den feindlichen hin.

Inzwischen hatte der Bruder Trotzki einen mächtigen Verbündeten erhalten. Der Br. Freimaurer Wilson, über dessen Wollen trotz allen gelieferten Beweisen die Deutschen nicht aufgeklärt waren, hatte, dazu noch beraten von Juden und Mitgliedern des Bne-Brith-Ordens, am 8. Januar seine berühmten 14 Punkte bekannt und damit der jüdisch-bolschewistischen, aber auch freimaurerischen Propaganda einen weiteren starken Antrieb gegeben, um so nicht nur die mißleiteten, schwer arbeitenden Volksschichten, sondern auch die sog. ‚gebildeten' Volkskreise zu täuschen. Unter der Leitung des Ordens Bne-Brith klappte beim Feinde die Regie, und über das ahnunglose Deutsche Volk ergoß sich nun auch vom Westen her die gleiche Propaganda. Alle Volksschichten in Deutschland wurden von dieser doppelseitigen Propaganda ohne jede Gegenwirkung berührt.

Die überstaatlichen imperialistischen Mächte werden sich über ihr erfolgreiches Handeln ins Fäustchen gelacht und die Völker und Heere der Feindstaaten gefreut haben, denn ihnen wurde Bescheid gesagt. Die engeren Gesinnungfreunde des Juden und Bne-Brith-Bruders Trotzki und des Freimaurers Bruder Wilson in Deutschland hörten diese Reden und handelten danach, am ausgesprochensten und sichtbarsten die sozialdemokratischen Führer in Deutschland und Österreich-Ungarn, doch nicht nur diese. Eine starke Welle politischer Streiks brandete über Österreich-Ungarn und Deutschland zur Unterstützung des Juden und Bne-Brith-Bruders

Trotzki in Brest-Litowsk, zur Verhinderung, wenigstens Hinausschiebung des Angriffs im Westen und damit zur Begünstigung der Entente bei der Zerschlagung Österreich-Ungarns und der Unterwerfung Deutschlands. Die schwache Haltung der Regierung der Vierbundmächte in Brest-Litowsk hat diese Streiks geradezu provoziert. Sie reizten nun wieder Trotzki zu immer dreisteren Propagandareden, und gaben den Staatsmännern der Entente Anlaß zu immer weiteren Kundgebungen zur Aufrichtung der eigenen Völker.

In der Obersten Heeresleitung zitterte ich vor Erregung."

Aber — so schreibt der Feldherr in den „Kriegserinnerungen":

„Mir blieb nichts anderes übrig, als neben meinen gewaltigen Aufgaben an der Front, das Ringen mit der Regierung weiterzuführen, um das zu erhalten, dessen das Heer zum letzten und endgültigen Siege bedurfte. Ich war mir der Schwere der Aufgabe bewußt, hoffte aber, daß der Niedergang Rußlands die glückliche Lösung ermöglichen würde."

Der Angriff im Westen — Sabotage und Verrat

An allen Zeitabschnitten des großen Krieges, an denen der Feldherr eine Wende herbeiführte und vor dem Siege stand, traten — wie wir sahen — irgendwelche Ereignisse ein, aus denen bei ruhiger Betrachtung die Sabotage deutlich erkennbar ist. Der Feldherr schrieb im Jahre 1935, auf den Beginn des Jahres 1918 zurückschauend:

„Es hat sich am 13. 2. 1935 wieder der Tag gejährt, an dem ich 1918 vom Kaiser den Entschluß zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten gegen Rußland erbat, damit auch dem Angriff im Westen die feste Grundlage gegeben wurde ... Die Friedensverhandlungen mit Sowjetrußland, die gegen Ende 1917 begonnen hatten, hatten bekanntlich dank der Unentschlossenheit unserer Diplomaten die Wendung genommen, daß Trotzki diese Verhandlungen zur Genugtuung aller überstaatlichen Mächte zu bolschewistischer Propaganda und zur Lähmung des Siegeswillens des Deutschen Volkes ausnutzte, ja, ein Funkspruch ‚An Alle' rief zu guter Letzt die Deutschen zu Unbotmäßigkeit gegen den Obersten Kriegsherrn und Oberbefehlshaber der Deutschen Wehrmacht, den Kaiser, auf. Wer alles bei diesem Spiel, das damals in Brest-Litowsk getrieben wurde, mitbeteiligt war, übersehe ich heute klar.

Damals war das noch nicht der Fall. Mir kam es am 13. 2. 1918 nur darauf an, die durch die Diplomatie gefährdete Kriegführung wieder sicherzustellen und bolschewistische Propaganda unschädlich zu machen, die zu schweren Streiks in Deutschland und Österreich geführt hatte. Was mich in meinem Innersten bewegte, gab ich in den Worten Ausdruck, die ich am 13. 2. 1918 im Schloß in Homburg zum Kaiser sprach. Es war ja mein verantwortliches Amt, Entschlüsse zu fassen und dann auch unmittelbar vom Kaiser die formale Zustimmung zu der Durchführung dieser Entschließungen zu erbitten. Denn darauf lief es bei den Vorträgen bei dem Obersten Kriegsherrn nur zu oft hinaus, sofern es sich nicht nur um seine Unterrichtung über den Gang der kriegerischen Ereignisse handelte."

Der große Angriff im Westen, welcher in seinem Verlauf der staunenden Welt zeigte, daß das für unmöglich Gehaltene — von dem erstarrten Stellungkrieg in die Bewegung überzugehen — möglich wurde, war bereits vorher beschlossen.

„Es ist gut", — so fährt der Feldherr fort — „zumal immer wieder vergessen wird, was mich bewegte, wenn heute wieder einmal jene Worte gelesen werden, selbst wenn sie nicht im vollen Umfange verstanden werden können, auch von denen nicht, die über das Gewaltige der damaligen Zeit und das Wesen echten Feldherrntums nachdenken, oder, wie mir unterstellte Generalstabsoffiziere, die Ereignisse in unmittelbarer Nähe erlebt haben ... Tiefinnere Vorgänge, die die Seele eines Menschen ergreifen, lassen sich nicht in Worten wiedergeben, sie sind auch so heilig, daß sie, selbst wenn es möglich wäre, nicht in Worte gestaltet werden dürfen. So geben auch die nachstehenden Worte nur ein Geringes wieder von dem, was mich damals bewegte. Ich sprach als verantwortlich für die Kriegshandlung zum Kaiser:

‚Der Kampf im Westen, den das Jahr 1918 bringen wird, ist die gewaltigste militärische Aufgabe, die je einem Heer gestellt wurde, und an der sich Frankreich und England zwei Jahre vergeblich versucht haben. Ich sprach gestern den Führer einer Armee, er sagte mir, je mehr er über die Aufgabe nachdächte, desto mehr sei er von ihrer Größe erfüllt. So denken alle verantwortlichen Männer des Westens, ich glaube auch, so denkt der Soldat. Ich glaube, es nicht versichern zu brauchen, daß ich, der ich dem Generalfeldmarschall die Grundlage zu geben habe für die Entschlußerbittung bei Seiner Majestät, als erster durchdrungen bin von dieser gewaltigen militärischen Aufgabe, die nur dann glücklich enden wird, wenn die Kriegführung von allen unerträglichen Fesseln befreit ist, wenn auch der letzte Mann zur Entscheidung herangefahren wird und von dem Geist beseelt ist, den die Liebe zu Kaiser und Reich und das Vertrauen in die Kraft der militärischen Leitung und die Größe des

Vaterlandes verleiht. Diese seelischen Momente sind nicht zu unterschätzen, sie bilden das Fundament zu den größten aller Taten. Sie müssen gehoben werden durch die Kraft des Handelns im Osten.

Es darf nicht geglaubt werden, daß wir eine Offensive haben werden, wie in Galizien oder Italien; es wird ein gewaltiges Ringen, das an einer Stelle beginnt, sich an der anderen fortsetzt und lange Zeit in Anspruch nehmen wird, das schwer ist, aber siegreich sein wird, wenn der Chef des Generalstabes des Feldheeres durch nichts in seinen Vorschlägen und Maßnahmen beengt ist, als allein die militärischen Bedingungen es fordern.

Seine erste Aufgabe ist, noch mehr Truppen für den Westen im Osten verfügbar zu machen, nicht von heute auf morgen, sondern im Laufe des ersten Halbjahres. Bis jetzt sollen nach dem Willen Seiner Majestät 37 Divisionen daselbst zurückbleiben. Das ist zuviel. Die eine oder andere Division wird noch weggezogen werden können; ein entsprechendes Mehr wird erst veranlaßt werden können, wenn gegen Rußland und Rumänien volle Klarheit herrscht. Die Klarheit kann nur Handeln oder ein Friedensschluß bringen; alles andere ist m. E. für uns — ich muß das im Gefühl voller Verantwortlichkeit aussprechen — militärisch unerträglich.

Handeln wir nicht, bleiben die Verhältnisse unklar, unsere Truppen im Osten gefesselt, und wir nehmen auch noch folgendes in Kauf:

1. Wir überlassen dem bolschewistischen Großrussen, sich gegen die Ukraine zu wenden. Er hat die Unabhängigkeit der Ukraine nicht anerkannt, in seiner letzten Äußerung spricht er im Namen der föderativen russischen Republik. Wir gefährden unseren Friedensvertrag mit der Ukraine und damit die Versorgung, die Österreich-Ungarn und wir brauchen, wir stellen damit den Endsieg auf schwache Füße.

2. Wir lassen der russischen Regierung und der von dieser anerkannten Volksvertretung zu, ununterbrochen sich aufhetzerisch an das Deutsche Volk und Heer zu wenden. Es ist dies etwas Ungeheuerliches, und in demselben Maße, wie es unsere Würde verletzt, bedroht es den Geist des Heeres, wenn dies zugelassen wird. Unsere Grenzen stehen, wie die letzten Streiks bewiesen, der feindlichen Propaganda offen, unser Ansehen in dem besetzten Gebiet wird leiden. Schon liegen in Wilna Listen vor, in denen sich die Rote Garde einträgt. Unruhe geht durch das Land. Starke Truppen müssen zurückbleiben.

3. Finnland geben wir den Bolschewiki preis. Wir haben seine Unabhängigkeitbestrebungen begünstigt, jetzt lassen wir es im Stich. Wir verlieren dadurch an Achtung und Vertrauen und an moralischer Kraft.

4. Estland und Livland, zu Tode gehetzt, geben wir englischem Einfluß preis, treiben es sogar in Englands Arme. Ein neuer Ententefreund kann entstehen.

5. Die Entente wird neuen Mut schöpfen. Der Krieg kann erneut verlängert werden. Schließen wir mit ihr Frieden, dann wird sich auch Rußland melden. Wir erreichen also das nicht, was dringend erwünscht ist, mit den einzelnen geschlagenen Feinden zu verhandeln, und erschweren das Erreichen der notwendigen militärischen Sicherung. Die Verhandlungen mit Rumänien müssen ungünstig beeinflußt werden, und wir brauchen die Divisionen von dort und die Öffnung der Donaumündung.

6. Handeln wir jetzt nicht, bleiben wir stehen, so treten die Nachteile ein, wir sehen mit Gewehr bei Fuß zu, wie alle Verhältnisse sich zu unseren Ungunsten verschieben, wir treiben die guten Elemente Rußlands, d. h. das Rußland der Zukunft, in die Arme der Entente.

Handeln wir, so stärken wir unsere Machtstellung der Entente gegenüber, festigen den Frieden mit der Ukraine, erreichen den Frieden mit Rumänien, festigen unsere Stellung in Litauen und Kurland, verbessern unsere militärische Lage durch Inbesitznahme von Dünaburg und von Teilen des Baltikums, vielleicht versetzen wir den Bolschewiki den Todesstoß, bessern damit unsere Verhältnisse im Innern und zu den besseren Schichten Rußlands und können starke Kräfte im Osten freimachen, unsere ganze militärische und sittliche Kraft zu dem großen Schlage einsetzen, den Seine Majestät jetzt im Westen befohlen hat. Ich hatte mit Herrn v. Kühlmann vor einigen Tagen gesprochen; er war der Ansicht, wir müssen sofort mit der Offensive im Osten beginnen; ich weiß nicht, was seinen Sinneswechsel herbeigeführt hat.

Ich erkläre nochmals pflichtmäßig, daß ein Nichthandeln im Westen eine für mich militärisch nicht erträgliche Lage schafft, und ich bitte Ew. Majestät alleruntertänigst, nachdem der Reichskanzler den Waffenstillstand als nicht mehr bestehend anerkannt hat und damit die Kriegführung wieder frei geworden ist, die Kriegführung nicht durch politische Fesseln beengen zu lassen, sondern sie wieder freizugeben, wie es zu Kriegsbeginn und bis zum Abschluß des Waffenstillstandes war. Das allein entspricht dem Wesen des Krieges und auch dem Heile Eurer Majestät, des Vaterlandes und des Heeres, das vor der größten Aufgabe seiner Geschichte steht."

Der Feldherr fügt im Jahre 1935, die vorstehenden letzten Worte unterstreichend, hinzu:

„Ja, der größten Aufgabe seiner Geschichte im Dienste der Selbstbehauptung des Volkes gegenüber hassenden, nach seiner Vernichtung strebenden Feinden. Nie-

Deutscher Tag in Halle 1924



Neben Ludendorff sein damaliger Adjutant, Freiherr von Eberstein, der das untenstehende Bild zur Veröffentlichung zur Verfügung stellte



Ludendorff bei einer vaterländischen Feier 1924

mand wußte besser als ich, was alles in diesen wenigen, knappen Worten lag. Dementsprechend war mir die Größe des Augenblicks voll gegenwärtig, und ich wußte, daß der Kaiser mein Wollen billigte. So geschah es denn auch. Ebenso war ich mir der einzigartigen Verantwortung, die ich dem Heere und dem Volke gegenüber übernahm, voll bewußt."

In seinen „Kriegserinnerungen" schreibt der Feldherr:

„Die Kriegslage zu Lande war um die Jahreswende 1917/18 durch den Ausfall Rußlands für uns eine günstigere geworden, als je anzunehmen war. Wir konnten wie 1914 und 1915 daran denken, durch Angriff zu Lande den Krieg zur Entscheidung zu bringen."

Dazu gehörte natürlich, daß — wie im Jahre 1914 — Volk und Regierung sich wenigstens hinter die Kriegführung stellten, während dem Feldherrn alles — aber auch das Letzte — gegeben werden mußte, um in dieser von ihm so günstig gestalteten Lage den Endsieg erringen zu können. Daneben war trotzdem noch Ungeheures von den Truppen und der Führung zu leisten.

Der durch die Berücksichtigung neutraler Wünsche militärisch gehemmte U-Bootkrieg hatte — wie der Feldherr schreibt — „wirtschaftlich bisher nicht das geleistet, was der Chef des Admiralstabes von ihm erwartet und auch ich auf Grund des Urteils der Sachverständigen von ihm erhofft hatte . . . Blieb dem U-Bootkrieg die kriegsentscheidende Wirkung bis Oktober 1918 versagt, so fielen doch seine Leistungen schwer in die Waagschale . . . Allerdings war ich skeptischer geworden, so daß ich meine Gedanken auf das Eintreffen der Neuformationen der Vereinigten Staaten vom Frühjahr 1918 an einstellen mußte." Wesentliche Hilfe von den Verbündeten konnte Deutschland nicht erwarten. „Die k. u. k. Armee war müde," — schreibt der Feldherr — „Ersatz mangelte ihr. Ihre Gefechtskraft war gering, gegen Italien hatte sie im wesentlichen genügt. Fiel Rußland tatsächlich aus, dann war zu hoffen, daß die Armee auch ferner ihrer Aufgabe entsprechen würde." Bulgarien war kriegsmüde und die Türkei am Ende ihrer Kraft. „Der Vierbund wurde allein durch die Hoffnung auf einen Sieg der Deutschen Waffen zusammengehalten", schreibt der Feldherr. Aber auch das Deutsche Heer selbst — die Front — wünschte den Angriff. Die Deutschen Truppen scheuten nur den zermürbenden Stellungkrieg und besonders die Schrecken der Abwehrschlacht und des Trichtergeländes. Sie waren sich ihrer Überlegenheit im Bewegungkrieg voll bewußt und hatten auch volles Vertrauen zu der Überlegenheit ihrer Führung. In klarer Erkenntnis der an der Front herrschenden Stimmung schreibt der Feldherr:

„Wie die Abwehr die Truppen bedrückte, so hob der Angriff ihren Geist. Auch im Interesse des Heeres lag der Angriff; in der Abwehr mußte es nach und nach der immer stärker werdenden feindlichen Übermacht an Menschen und Kriegsmitteln erliegen. Das fühlte es selbst. Im Westen wünschte es den Angriff und erwartete ihn nach dem Niederbruch Rußlands in tiefer seelischer Erleichterung. Ich gebe hiermit die Stimmung, die über Angriff und Verteidigung in der Truppe herrschte, wieder. Es sprach hieraus der klare, ihr sich mit zwingender Gewalt aufdrängende Gedanke, daß nur ein Angriff den Krieg beendigen könne. Viele und die bedeutendsten Generale sprachen in gleichem Sinne. Selbstverständlich habe ich mich durch solche Stimmungen nicht treiben lassen, dazu war mein Verantwortlichkeitgefühl viel zu groß. Bei mir allein lag der entscheidende Vorschlag, dessen bin ich mir stets bewußt gewesen. Der Wunsch der Truppe und Führer war mir nur Kennzeichen dafür, worin das Heer selbst seine Stärke und Schwäche fühlte."

„Daß der Angriff im Westen" — so schreibt der Feldherr weiter — „eine der schwersten Operationen der Weltgeschichte werden mußte, darüber war ich mir vollständig klar." Daher war es eben erforderlich, alles an Menschen und Kampfmitteln heranzuziehen, aber auch die Truppe für die kommenden, besonderen Kämpfe entsprechend zu schulen.

Bevor der Feldherr an diese ungeheure Aufgabe herantreten konnte, hatte er noch jene bereits geschilderte Sabotage bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk zu überwinden. Bei dieser Gelegenheit hätte der Feldherr fast sein Abschiedsgesuch eingereicht, weil die Regierung den notwendigsten und unabdingbaren militärischen Forderungen in keiner Weise Rechnung trug. Endlich konnte nach der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten im Osten der Friede mit Rußland und mit Rumänien der nicht mehr ratifizierte Vorfriede von Buftea abgeschlossen — und so im Osten ein Ende gefunden werden, wenn es auch keineswegs den Erfordernissen entsprach. Wenn noch an einzelnen Stellen durch die von der Entente gebildeten Formationen Widerstand geleistet wurde, so wurden aber doch Deutsche Kräfte für den Westen frei.

Die Ausbildung der Truppen stellte wiederum gewaltige Anforderungen an den Feldherrn, welcher außer seiner ununterbrochenen, alle seine Kräfte beanspruchenden Leistung im Hauptquartier diese Ausbildung überwachte und in ständiger persönlicher Fühlung mit der Truppenführung blieb. Der Feldherr schreibt:

„Wie die taktischen Lehren damals in der ‚Abwehrschlacht' zusammengefaßt wurden, so entstand jetzt die ‚Angriffsschlacht im Stellungkrieg'. Wir hatten wieder

alle die vortrefflichen Grundsätze für den Angriff in das Denken des Heeres zurückzurufen, die unsere Reglements vor dem Kriege durchgeistigten. Sie waren durch die neueren Kampferfahrungen zu ergänzen. Ohne den Schwung des Angriffs zu hemmen, mußten die Verluste so niedrig wie nur möglich gehalten werden. Das ganze Denken des Heeres war aus dem Schützengrabenkrieg heraus wieder auf den Angriff einzustellen."

Aber nicht nur die Truppe war auszubilden, sondern auch in der Bewaffnung und Ausrüstung waren entsprechende und grundlegende Neuerungen zu schaffen. War das Maschinengewehr und der Minenwerfer bereits zu ständigen Begleitwaffen der Infanterie geworden, so wurden jetzt die aus Feldkanonen bestehenden Infanteriebegleitbatterien gebildet, welche der vorgehenden Truppe unmittelbar folgten. Derartige Neuerungen in der Bewaffnung und im Zusammenwirken der einzelnen Waffen erforderten, neben der Bereitstellung der Massen von Munition, der Verpflegung, des Nachschubes aller Art, umfassende Überlegungen, zeitraubende Besprechungen und aufreibende Arbeit. Hinter der Front wurden eingehende Lehrkurse für hohe und niedere Führer eingerichtet, auf Schießplätzen wurde die neue Schießtechnik erprobt und die Truppen nach den neuen Richtlinien eifrig geschult. Der Feldherr schreibt:

„Es geschah alles, um das Heer, wie im Vorjahre für die Abwehrschlacht, so jetzt für die Angriffsschlacht auszubilden.

Ich war wieder oft an der Front und in regem Gedankenaustausch mit den Armee-Oberkommandos über die Taktik in der Angriffsschlacht und den Angriff selbst. Viele Für und Wider gegen dies und jenes wurden mir entgegengebracht. Die Gespräche über die ‚Feuerwalze' und das ‚Vorfeld' liegen mir noch in den Ohren. Schließlich mußte ich eine Entscheidung treffen, wie es meine Pflicht war. Die taktischen Grundsätze wurden als richtig angesehen und von der Truppe gern aufgenommen. Sie ließen überall genügend Spielraum zur Betätigung.

Ich wohnte verschiedenen Übungen bei und sprach mit vielen Herren aus der Front. Es war klar, daß es den Truppen nicht leicht wurde, die erforderlichen lichten Formationen einzunehmen. Die Ausbildungzeit bis tief in den März hinein war dringend notwendig."

Während das Heer fieberhaft tätig war, um sich für den gewaltigen Kampf vorzubereiten, während der Feldherr unermüdlich nachsann, welche Möglichkeiten noch auszunützen seien, um die Truppen möglichst zu schonen und zu entlasten, ließ die Reichsregierung die Dinge in der Heimat nach wie vor treiben. Ein erschütternder

Gegensatz, dessen grauenhafte Bilder sich jedem zu jener Zeit auf Urlaub weilenden Frontsoldaten unauslöschlich eingeprägt haben. Der Feldherr schreibt:

„Für die geistige Kriegsfähigkeit der Heimat war nichts geschehen. Die Mißstände im Kriegswirtschaftleben hatten sich mit jedem Tage verschärft. Die gehobene Stimmung des Heeres in seiner Gesamtheit wirkte auch auf die Heimat vorübergehend zurück und täuschte über vieles hinweg. Der Geist der breiten Masse blieb abseits stehen, befangen im Banne der feindlichen Propaganda, der eigenen Interessen und Sorgen, nicht aber weil der Ausgang des Krieges gefährdet erschien. Die Heimat war nicht mehr fähig, die Nerven des Heeres zu stählen; sie zehrte bereits an dessen Mark; welchen Umfang die Wühlarbeit der Unabhängigen Sozialdemokratie angenommen hatte, konnten wir nicht erkennen. Die Streiks Ende Januar 1918 hatten nochmals ein grelles Schlaglicht auf ihre Bestrebungen geworfen; diese Partei gewann dauernd an Zulauf und war fest in der Hand ihrer Führer, während die Gewerkschaften an Einfluß verloren."

In Reinickendorf wurde damals bereits — wie später festgestellt wurde — der erste „Arbeiter- und Soldatenrat" gebildet. Trotzdem — schreibt der Feldherr — war „mein Glaube an das Deutsche Volk in seiner Gesamtheit schließlich noch unerschüttert." Es war ihm damals das Treiben noch nicht bekannt, welches der Führer der unabhängigen Sozialdemokratie, Vater, in Magdeburg später schilderte:

„Seit dem 25. Januar 1918 haben wir den Umsturz systematisch vorbereitet. Wir haben unsere Leute, die zur Front gingen, zur Fahnenflucht veranlaßt. Die Fahnenflüchtigen haben wir organisiert, mit falschen Papieren ausgestattet, mit Geld und unterschriftslosen Flugblättern versehen. Wir haben diese Leute nach allen Himmelsrichtungen, hauptsächlich wieder an die Front geschickt, damit sie die Frontsoldaten bearbeiten und die Front zermürben sollten. Diese haben die Soldaten bestimmt, überzulaufen, und so hat sich der Zerfall allmählich, aber sicher vollzogen."

Ein Flugblatt aus jener Zeit lautet:

„Vor allem hofft die deutsche Regierung, das zermürbte, innerlich zerrüttete Rußland zu einem Separatfrieden zu zwingen, und sie redet dem deutschen Volke ein — um seine Empörung und seinen Kriegsunwillen zu bezwingen, daß dieser Teilfriede uns dem allgemeinen Frieden näher bringen werde.

Arbeiter, diese Behauptung ist Lug und Trug!

Ein Separatfrieden mit Rußland wird die Kriegsfurien auf den anderen Fronten nur noch mehr entfesseln ...

In der Brust des deutschen Imperialisten regt sich schon wieder die bereits längst erloschene Hoffnung auf einen Sieg über die Weststaaten oder wenigstens auf eine gewaltige Verbesserung der deutschen Kriegschancen. Zu diesem Zweck muß aber auch das im Osten von der Vernichtung noch verschont gebliebene deutsche Kanonenfutter auf den Schlachtfeldern in Flandern und am Piave, in Palästina in den Schlund des Kriegsungeheuers geworfen werden. Es werden bereits jetzt schon gewaltige Truppenmassen vom Osten nach dem Westen dirigiert. Eine neue blutige Offensive im Westen scheint deutscherseits bereits in Vorbereitung zu sein.

Arbeiter und Arbeiterinnen! An uns liegt es, diese verbrecherischen Pläne des Imperialismus zu durchkreuzen. Unsere Aufgabe ist es, den Separatfrieden, den die deutsche Regierung anstrebt, durch unsern Willen, unsere Tatkraft, unsern Kampf in einen allgemeinen Frieden zu verwandeln. Fort mit dem Separatfrieden! Hoch der allgemeine Friede! Nieder mit dem Krieg!"

Im Jahre 1928 schrieb der Feldherr zu diesem Treiben:

„Damit ging die Deutsche Arbeiterschaft nach der Weisung ihrer von den überstaatlichen Mächten, insonderheit der Freimaurerei, abhängigen Führer in ihr Unglück und zog Land und Volk und Heer mit sich. Vielen mag es mit dem Glauben an die Berechtigung ihres Weges ernst gewesen sein. Aber der Weg führte über viel Blut und Unehre zur Versklavung des Volkes und der Deutschen Arbeiterschaft in die Gewalt der überstaatlichen imperialistischen Mächte.

Ein in seinem Gefüge nicht erschüttertes Volk, ein in seinem Gefüge noch festes Heer würden die Siege, die das schon erschütterte Heer erfochten hat, zur siegreichen Kriegsentscheidung ausgestaltet und sich die Lebensbedingungen in einem Frieden erkämpft haben, ohne anderen Völkern das Leben zu nehmen. Die blutigen Verluste bei einem solchen kürzeren Kriegsverlauf wären geringer gewesen als bei einem Hinziehen des Krieges bis zum November ... Die von ihnen beabsichtigte Revolution war im Januar zwar nicht zur Durchführung gekommen, aber eine schwere Erschütterung des Volkes war zurückgeblieben, die Revolutionierung des Volkes und des Heeres wurde weitergeführt, und das Gerede, daß jeden Augenblick von dem Feinde ein Verständigungfrieden zu erlangen sei, weitergezüchtet.

Vergeblich suchte ich immer wieder dieses Trugbild zu zerstören und zu zeigen, daß selbst ein solcher Frieden nur möglich sei, wenn wir das Bestimmungrecht besäßen, also gesiegt hätten, daß zum Frieden zu kommen eben zwei gehören, und daß der Krieg kein Streik sei, der jeden beliebigen Augenblick abgebrochen und der ursprüngliche Zustand wiederhergestellt werden könnte."

In den „Kriegserinnerungen" führt der Feldherr, an die inhaltschweren in Homburg gesprochenen Worte anknüpfend, aus:

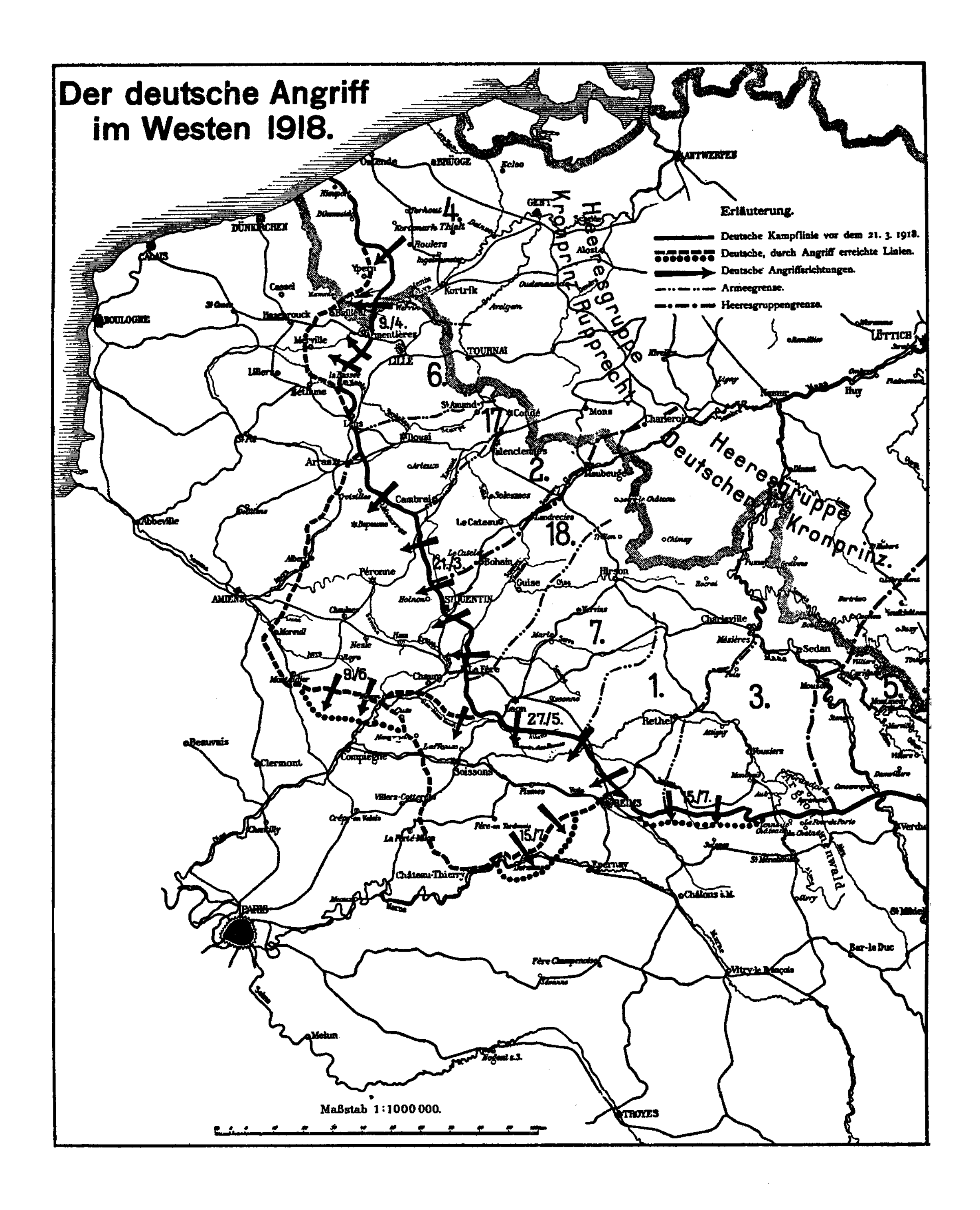
„Die Krone des Erfolges war die Operation, in der wir unsere ganze Überlegenheit zur Entfaltung bringen konnten. Sie anzustreben blieb das letzte Ziel. Wenn es nicht beim ersten Angriff gelang, so mußte es bei späteren gelingen; allerdings war die Lage dann schon ungünstiger, in welchem Umfange, hing von dem Eintreffen und dem Wert der amerikanischen Verstärkungen und den Verlusten ab, die die bevorstehenden Kämpfe uns und den Feinden bringen würden. Alles war darauf angelegt, daß wir hierbei günstig abschnitten, auch wenn ich naturgemäß mit einer Schwächung des eigenen Heeres rechnete. Sie mußte nur geringer sein als die des Feindes. Wir sicherten uns durch weiteren Angriff zugleich die Vorhand. Mehr konnte ich nicht erstreben.

Ich meldete dem Kaiser, daß das Heer versammelt und wohl vorbereitet ‚an die größte Aufgabe seiner Geschichte' herantrete."

Die schwerwiegende Wahl der Angriffsfronten hatte der Feldherr nach eingehenden Besprechungen mit den Herren seines Stabes und den Heeresgruppenführern getroffen. Gewaltige Vorarbeiten waren dort nötig gewesen, um nicht nur die erheblichen Kampfmittel bereit zu stellen, sondern auch den Nachschub zu sichern und durch entsprechende Vorkehrungen das völlig unwegsame Grabengelände des Gegners nach dem Sturm schnell für Artillerie und Nachschub wegsam zu machen. Wie alle diese staunenswerten Maßnahmen fast unbemerkt vollzogen wurden, wie diese Vorbereitungen „klappten", welche gewaltige organisatorische Arbeit hier trotz größter Schwierigkeiten geleistet wurde, wird vielleicht nur derjenige voll würdigen können, der diese Angriffe selbst mitgemacht und mit aufgeschlossenen Sinnen erlebt hat. Drei Abschnitte — so schreibt der Feldherr — kamen für den Angriff in Frage. „In Flandern, von Ypern bis Lens, zwischen Arras und St. Quentin oder La Fère und beiderseits Verdun unter Aussparung der Festung. Alle drei Richtungen hatten, wie es immer in solchen Fällen ist, vieles für und gegen sich." Der Feldherr entschied sich aus bestimmten, in den „Kriegserinnerungen" erläuterten Gründen für den mittleren Angriff. Seit Januar waren die Arbeiten in dieser Richtung durchgeführt. Als der Angriff greifbare Formen angenommen hatte, hatte der Feldherr die Reichsregierung davon in Kenntnis gesetzt.

Der Feldherr schreibt:

„Anfang März verließ das Große Hauptquartier Kreuznach, wo es über ein Jahr gewesen war. In Spa war das neue Quartier inzwischen eingerichtet. Wir


Der deutsche Angriff im Westen 1918.
Erläuterung.
Deutsche Kampflinie vor dem 21. 3. 1918.
Deutsche, durch Angriff erreichte Linien.
Deutsche Angriffsrichtungen.
Armeegrenze.
Heeresgruppengrenze.
Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht
Heeresgruppe Deutscher Kronprinz
4.
6.
17.
2.
18.
7.
1.
3.
5.
9./4.
21./3.
27./5.
9./6.
15./7.
ANTWERPEN
GENT
Ostende
BRÜGGE
DÜNKIRCHEN
CALAIS
BOULOGNE
Ypern
Roulers
Kortrik
Cassel
Hazebrouck
Armentières
Merville
LILLE
TOURNAI
Alost
Mons
Charleroi
Namur
LÜTTICH
Huy
Dinant
St Amand
Condé
Valenciennes
Maubeuge
Lens
Douai
Arras
Cambrai
Le Cateau
Landrecies
Bohain
Péronne
Abbeville
AMIENS
ST QUENTIN
Guise
Hirson
Charleville
Mézières
Sedan
Chauny
La Fère
Laon
Rethel
Compiègne
Soissons
Beauvais
Clermont
Villers-Cotterêts
REIMS
Château-Thierry
Epernay
Châlons s.M.
PARIS
Chantilly
Verdun
St Mihiel
Bar-le-Duc
Vitry-le-François
Fère Champenoise
Melun
TROYES
Maßstab 1:1000000.

sind dort sehr gut untergekommen ... Spa lag der Front erheblich näher und bot mit Verviers Raum für alle Teile der Obersten Heeresleitung. Für die Leitung der Schlacht, für die Operation, war es aber von der Front noch zu entfernt. Ich hatte deshalb als Quartier für die verstärkte Operationabteilung Avesnes in Aussicht genommen. Von hier waren im Kraftwagen alle Stellen der Front leicht zu erreichen. Ich beabsichtigte, selbst viel zu sehen und die Herren meines Stabes zu den Ereignissen zu entsenden, um durch sie ebenfalls unmittelbare Eindrücke zu bekommen.

Am 20. März früh standen auf der ganzen Angriffsfront die Batterien und die Minenwerfer mit ihren Munitionmassen hinter, in und sogar auch vor den vordersten Linien. Es war eine bedeutende Leistung, zugleich ein Wunder, daß der Feind nichts gesehen, auch den Verkehr nachts nicht gehört hatte. Wohl schlug zuweilen Störungfeuer in unsere Batterien, Munitionstapel gingen in die Luft. Alles dies mußte die Aufmerksamkeit des Gegners erregen. Er sah es aber auf allen Teilen der langen Fronten und konnte darum keinen genauen Anhalt finden.

Die Infanterie-Divisionen, die seit mehreren Tagen zunächst weitläufig hinter den Angriffsfronten untergebracht waren, standen in Fliegerdeckung, dicht zusammengedrängt, hinter der Sturmausgangsstellung in unseren vordersten Linien. Auch das Zusammenziehen der 40 bis 50 Divisionen war vom Feinde nicht bemerkt, noch war es ihm durch sein ausgedehntes Spionagesystem gemeldet worden."

Wegen der den Gasbeschuß beeinträchtigenden Witterung trat noch einmal die schwere, eine letzte Entscheidung fordernde Frage an den Feldherrn heran, ob der Angriff nicht auf Grund der Wettermeldung noch aufzuschieben sei. Der Feldherr schreibt: „Das wäre mir ganz ungemein schwer gefallen. Ich war deshalb in großer Sorge, wie die Meldung ausfallen würde. Obwohl sie nicht besonders günstig lautete, ließ sie dennoch den Angriff möglich erscheinen. Um 12 Uhr mittags erging an die Heeresgruppen der Befehl, daß der Angriff planmäßig stattfände. Er war jetzt nicht mehr aufzuhalten. Alles mußte seinen Gang nehmen. Oberste Heeresleitung, höhere Führer und Truppe hatten ihre Schuldigkeit getan ...

Am 21. März gegen 4 Uhr früh begann mit einem gewaltigen Feuerschlage auf 70 Kilometer Frontbreite zwischen Croisilles und La Fère die Schlacht ...

Zwei Stunden etwa lag unsere ganze Artillerie auf den feindlichen Batterien, dann nahm die Mehrzahl der Geschütze die Bekämpfung der feindlichen Gräben auf, gegen die auch die Minenwerfer wirkten. 9 Uhr 40 Min. vormittags zog sich starkes Artilleriefeuer — nur ein Teil lag noch auf den feindlichen Batterien und

besonderen Stützpunkten — zur Feuerwalze zusammen. Unsere Infanterie schritt zum Sturm."

Der Kriegsberichterstatter der „Köln. Volksztg.", Hermann Katsch, schreibt am 25. 3. 1918 seinem Blatte über seinen Eindruck von der Leitung der Schlacht:

„Es ist tief in der Nacht. In seinem mäßig großen Arbeitszimmer steht Exzellenz Ludendorff hochaufgerichtet, straff. Er spricht zu uns. Drei Tage der größten Schlacht des größten Krieges liegen hinter ihm, drei Tage, in denen jede Minute Meldungen brachte und Befehle heischte, die für das Ringen der Millionen Kämpfer und für ihre Völker das Schicksal von Jahrhunderten entschieden. Solch Tun prägt das Bild des Mannes uns. Der General, der vor 14 Tagen ernst, aber im Plauderton die Dinge mit uns besprach, stand, getragen von der allerschwersten Verantwortung, getragen aber auch von sieghaftem Kraftgefühl einer genialen Persönlichkeit, vor uns wie der Wille selbst.

Nur wenige Worte waren es, die er uns zwischen den Weisungen an die Heerführer geben konnte, und wieder alles ohne Streben nach äußerem Schmuck des Ausdrucks. Ruhig, sachlich, aber auf das Tiefste erschöpfend. ‚Der Verlauf der Schlacht vollzieht sich genau, wie es gedacht und erhofft war. Die Infanterie hat sich herrlich geschlagen, wie man es herrlicher nicht denken kann, getragen von den anderen Waffen. Der Schwung, mit dem sie 1914 in den Kampf ging, ist voll erhalten geblieben, und er wird sie weiter tragen, trotzdem der Gegner stark ist und entschlossen kämpft. Das ungeheuer Schwere ist gelungen, den Kampf aus dem Stellungs- in den Bewegungskrieg überzuführen, wo der Angreifer alles gegen sich, der Verteidiger die starken Abwehrmittel monatelang ausgebauter Stellungen für sich hat . . ."

Aber nicht bei allen Armeen verlief der Kampf so planmäßig. Der ursprüngliche Schlachtgedanke mußte durch die nicht zu erreichende Abschnürung des Feindes im Cambrai-Bogen und die durch Aufenthalte beim Sommeübergang entstehende Lage geändert werden. „Noch hoffte ich" — so schreibt der Feldherr — „wir würden zu einer Operation gelangen, und verfolgte diesen Gesichtspunkt in den Weisungen an die Armeen. Die 17. Armee kam aber nicht mehr vorwärts, die 2. und 18. Armee gewannen noch Gelände. Ich bemühte mich auch weiterhin, den linken Flügel der 2. Armee zu verstärken und ihn wie die 18. Armee auf Amiens vorzuführen.

Gegen den sich nun auch hier verdichtenden und selbst angreifenden Feind reichte die eigene Angriffskraft nicht mehr aus. Der Munitionnachschub war nicht ergiebig genug, auch Verpflegungschwierigkeiten traten ein. Die Wiederherstellung der

Straßen und Eisenbahnen kostete trotz aller vorausschauenden Vorbereitungen zu viel Zeit..."

Angriffe zwischen Montdidier und Noyon am 30. und bei Albert in Richtung Amiens blieben ergebnislos. „Der feindliche Widerstand" — so schreibt der Feldherr — „war stärker als unsere Kraft. Eine Zermürbungschlacht durfte nicht geschlagen werden. Dies schloß unsere strategische Lage ebenso wie die taktische aus. Die Oberste Heeresleitung mußte in Übereinstimmung mit den in Betracht kommenden Kommandobehörden den so überaus schweren Entschluß fassen, den Angriff auf Amiens endgültig einzustellen.

Die Schlacht war mit dem 4. April beendet. Sie war eine glänzende Waffentat und wird als solche immer in der Weltgeschichte dastehen. Was Engländern und Franzosen nicht gelungen war, hatten wir erreicht, und noch dazu im vierten Kriegsjahr!

Strategisch war das nicht gewonnen, was am 23., 24. und 25. erhofft werden konnte. Daß wir auch Amiens nicht bekommen hatten, dessen Gewinn die Verbindung zwischen der feindlichen Front nördlich und südlich der Somme ungemein erschwert hätte, war eine besondere Enttäuschung. Beschießen der Bahnanlagen von Amiens mit weittragender Artillerie bot keinen vollgültigen Ausgleich. Unsere Truppen hatte aber doch die Engländer und Franzosen geschlagen und sich ihnen überlegen gezeigt...

Über die strategische Lage in der neuen Stellung war noch kein abschließendes Urteil zu geben, an und für sich war sie keineswegs günstig. Wie sich die Oberste Heeresleitung später damit abfand, war jetzt noch nicht zu übersehen, wo wir am Beginn der Operationen standen.

Unsere Verluste waren nicht unerheblich, wir hatten lange mit starken Massen gekämpft. Der Prozentsatz bei der 17. Armee war zu hoch, der Abgang an Offizieren durchweg schwer. Wir hatten aber neben reicher Beute rund 90000 unverwundete Gefangene gemacht, außerdem war der blutige Ausfall des Feindes groß...

Beim Feinde war der Eindruck der Niederlage ein gewaltiger. Wir taten trotz meiner Bitte nichts, dies diplomatisch auszunutzen. Frankreich erbebte. Es wollte über die militärische Unterstützung Englands und Amerikas klar sehen. Clemenceau wandte sich an die Verbündeten. In England wurden viele Zehntausend Arbeiter aus dem Kohlenbergbau und der Kriegsindustrie in das Heer eingestellt, und doch konnten etwa zehn Divisionen zunächst nicht wieder aufgefüllt werden. Sie verschwanden aus der Front und traten größtenteils erst im Herbst wieder auf. Die

Dienstpflicht wurde verlängert; an ihre Einführung in Irland wagte man indes noch immer nicht zu denken. Lloyd George ging sonst aufs ganze. Er bat, wie aus einer seiner Reden nach Abschluß des Waffenstillstandes hervorgeht, Wilson dringend um Hilfe und sandte allen verfügbaren Schiffsraum — ganz gleichgültig ob England darunter litt oder nicht — nach Amerika, um die Neuformationen zu holen. Was taten wir? Gaben wir alles her? Es ist gut, Vergleiche zu ziehen, damit die Lehren dieses Krieges von dem deutschen Volke später beherzigt werden. Nur die höchste Energie ist im Kriege am Platze."

Der U-Bootkrieg wirkte jetzt doch sehr empfindlich auf England und zeitigte eine schwere Transportkrise. Im November 1918 erklärte ein englischer Staatsmann im Unterhaus: „Im April waren die Deutschen U-Boote so erfolgreich, daß England in neun Monaten ruiniert gewesen wäre, wenn die Zerstörungen in demselben Tempo fortgedauert hätten." Auf die Franzosen machte neben der Niederlage als solches die Beschießung von Paris durch ein 120 Kilometer weit tragendes Geschütz großen Eindruck, so daß Teile der Bevölkerung die Stadt bereits verließen.

Wie sich die Lage der Entente gestaltete, zeigen die nachstehenden Äußerungen des amerikanischen Generals Pershing in den Zeitungen „World" und „Globe":

„Als am 21. 3. 1918 das deutsche Heer an der Westfront eine Reihe von Angriffen begann, war es bei weitem die mächtigste Truppe, welche die Welt je gesehen hat. An Kampftruppen und Geschützen besaß es eine große Überlegenheit; aber das war von geringerer Wichtigkeit, als der Vorteil, den Moral, Erfahrung, Ausbildung und die Einheitlichkeit des Kommandos für den Bewegungkrieg brachten ... Die erste deutsche Offensive am 21. 3. 1918 überrannte beim ersten Anlauf jeden Widerstand. Die bei den französischen und britischen Reserven angerichteten Verluste waren derartig, daß ihnen die Niederlage ins Gesicht starrte, wenn die frischen amerikanischen Truppen sich nicht sofort verfügbar zeigten, viel mehr, als alle Optimisten zu hoffen wagten.

Kaum hatte sich die Schlachtlinie bei Amiens gefestigt, als am 9. 4. 1918 die Deutschen erneut erfolgreich losbrachen. Die Verluste waren sehr schwer und die Briten nicht imstande, sie vollkommen zu ersetzen. Sie machten daher außerordentliche Anstrengungen, um den Schiffsraum für unsere Truppentransporte zu vermehren.

Der nächste Angriff der Deutschen erfolgte am 27. 5. 1918 zwischen Oise und Berry au Bac ... und hatte bemerkenswerten Erfolg, da die deutschen Heere in vier Tagen nicht weniger als 50 Kilometer vorrückten. In den ersten Tagen entstand

eine panikartige Flucht aus Paris. Nach Schätzung sollen im Frühjahr 1918 etwa eine Million Menschen die Stadt verlassen haben."

Die „Basler Nationalztg." v. 26. 3. 1918 schrieb lt. „Köln. Volksztg.":

„Die Ententemauer im Westen wankt bedrohlich. Bricht sie zusammen, so liegen Frankreich und England im Staub. Wird England schwach in diesen Tagen, dann sinkt es herab, wie Spanien und Holland als Weltmächte herabsanken."

Während die 7. Armee die Franzosen am 6. 4. über den Oise-Aisne-Kanal zurückwarf und so die Sicherung der Südflanke der 18. Armee verbesserte, hatte die 17. Armee mit dem Schwerpunkt nördlich Scarpe bereits um die Monatswende in der Richtung auf Arras angegriffen. „Sie sollte sich" — so schreibt der Feldherr — „in den Besitz der entscheidenden Höhen östlich und nördlich Arras setzen, von Lens her sich tags darauf die 6. Armee anschließen, um auch hier die Höhen zu ersteigen. Ich legte auf beide Angriffe den größten Wert. Es mußte für jeden Kampf in der Lys-Ebene von ausschlaggebender Bedeutung sein, wenn das Höhengelände in unserer Hand war."

Diese Kämpfe hatten keinen Erfolg. Der Angriff des Südflügels der 6. Armee wurde aufgegeben und der Stoß in der Lysebene zwischen Armentières und La Bassée geführt.

Am 7. 4. weilte der Feldherr nochmals beim Generalkommando 55 der 6. Armee und gewann den Eindruck, daß der Angriff am 9. 4. beginnen könnte. Der Feldherr schreibt:

„Die Nachrichten, die bis zum Mittag einliefen, waren günstig. Es war diesmal für mich eine andere Geburttagsfeier als im Jahr vorher mit der schweren Schlappe bei Arras. Seine Majestät hörte sich den militärischen Vortrag in Avesnes an und blieb auch zum Frühstück. Er gedachte in einigen Worten meiner, auch meiner beiden gefallenen Söhne, und schenkte mir seine Statuette aus Eisen von Betzner. Mich trennte von Seiner Majestät vieles, unsere Naturen waren zu verschieden. Er war mein kaiserlicher Herr, und ich diente ihm und damit dem Vaterlande in treuester Hingabe. Die Statuette wird mir stets ein heiliges Erinnerungzeichen sein an meinen Kaiser und Obersten Kriegsherrn, der seine Soldaten liebte, das Beste seines Landes und seines Volkes wollte und seiner ganzen innersten Natur nach dem Kriege abgeneigt war — an einen Mann, der in seinem Wesen den Typ eines Deutschen nachbismarckischer Zeit darstellte. Der Monarch, in dessen Person sich so ungeheure Verantwortung vereinigte, fand nicht, wie sein kaiserlicher Großvater, Männer, die gleich Bismarck und Roon in der Konfliktszeit, entschlossen waren, vom

Lande alles zu fordern, was die Kriegführung erheischte. Hierin lag das Verhängnis für Kaiser und Land in diesem Kriege."

Der Angriff nahm seinen Fortgang. Er drang in der Richtung Armentières—Estaire—Merville vorwärts. Der Feind verteidigte sich zäh und die Bekämpfung der M.G.-Nester bereitete der Truppe viele Schwierigkeiten. Am 11. fiel Armentières, am 25. wurde die beherrschende Höhe des Kemmel genommen. Dann trafen französische Truppen zur Verstärkung ein, und es begann sich wieder eine neue Front zu bilden. Der Feldherr schreibt:

„Ende April hatte die am 21. März begonnene Offensive ihren Abschluß erreicht. Versuche, unsere Stellung hier und da zu verbessern, und Gegenangriffe des Feindes verlängerten die Kämpfe indes bis in den Mai hinein. Brennpunkte waren hierbei die Gegend des Kemmel und Bailleul, Albert sowie das Gelände südlich der Somme bis zum Luce-Bach.

Wir hatten große Erfolge errungen, das darf unter dem Druck der später eingetretenen Ereignisse nicht vergessen werden. Wir hatten die englische Armee geschlagen. Nur wenige britische Divisionen waren noch unberührt . . .

Im weiteren operativen Handeln war keine Zeit zu verlieren. Die Initiative, die wir an der Westfront an uns gerissen hatten, mußten wir beibehalten und dem ersten großen Schlage einen zweiten sobald wie nur irgend möglich folgen lassen . . ."

Es folgte jetzt der zweite Deutsche Angriff in Frankreich, der mit der Schlacht von Soissons und Reims begann. Der Feldherr schreibt:

„Am 27. Mai begann der Angriff zwischen Vauxaillon und Sapigneul. Er hatte wiederum einen glänzenden Erfolg. Ich hatte geglaubt, es würde uns nur gelingen, die Gegend von Soissons und Fismes zu erreichen. Diese Ziele waren bereits am zweiten und dritten Tag stellenweise weit überschritten. Wir hatten namentlich über Fismes, weniger über Soissons Gelände gewonnen. Es war tief bedauerlich, daß von einer Kommandobehörde die Gunst der Lage bei Soissons nicht erkannt wurde. Wir stießen hier nicht so tatkräftig wie bei Fismes vor, obschon es möglich gewesen wäre. Sonst hätte sich unsere Lage nicht nur westlich Soissons, sondern auf der ganzen Angriffsfront erheblich günstiger gestaltet . . . Die oberste Führung sitzt und sinnt und kann alles vorbereiten, die Ausführung selbst liegt nicht mehr in ihrer Hand. Sie muß auf dem Schlachtfelde mit vollendeten Tatsachen vorliebnehmen.

Die 7. Armee stieß mit der Mitte in südlicher Richtung bis zur Marne vor. Ihr linker Flügel und der rechte der 1. Armee, der den Angriff nach Reims zu, wie beab-

sichtigt, links verlängert hatte, drangen zwischen Marne und Vesle gegen den Reimser Bergwald vor und trafen hier bald auf nicht mehr überwindbaren Widerstand. Der rechte Flügel der 7. Armee gewann zwischen Aisne und Marne südwestlich Soissons und bis zum Ostrand des Waldes von Villers-Cotterêts Gelände und nahm Château-Thierry. General Foch zog starke Reserven südwestlich Reims und gegen Soissons zu vergeblichen Gegenangriffen zusammen, die sich später bis Château-Thierry ausdehnten. Wir stellten Anfang Juni unser Vorgehen ein. Nur zwischen der Aisne und dem Walde von Villers-Cotterêts, südwestlich Soissons, beabsichtigte die Oberste Heeresleitung noch weiter anzugreifen. Wir wollten in Rücksicht auf die östlich Soissons aus dem Aisne- in das Vesletal führende Bahn mehr Gelände nach Westen zu gewinnen und den Angriff der 18. Armee über die Linie Montdidier—Noyon taktisch unterstützen. Unsere Truppen blieben in Angriff und Verteidigung trotz einiger unvermeidlicher, vorübergehender Krisen Herren der Lage. Sie zeigten sich den Franzosen und Engländern auch da überlegen, wo diese mit Tanks arbeiteten. Bei Château-Thierry hatten Amerikaner, die schon lange in Frankreich waren, tapfer aber nicht gut geführt, in dichten Massen unsere nur dünn besetzten Fronten erfolglos angegriffen. Auch hier blieb unserm Mann das Gefühl, der Stärkere zu sein. Unsere Taktik hatte sich nach jeder Richtung hin bewährt, unsere Verluste waren gegenüber den feindlichen und der hohen Gefangenenzahl überaus gering, wenn auch an und für sich schmerzlich ..."

Am 9. 6. erfolgte noch ein größerer und erfolgreicher Angriff bei Noyon. Gespannt wartete der Feldherr, wie sich die französische Regierung unter dem Eindruck der Niederlage und den vermehrt aus Paris abwandernden Massen verhalten würde. Sie zeigte sich jedoch keinesweg in irgendeiner Weise friedenswillig. Der österr.-ung. Angriff an der italienischen Front hatte keinen Erfolg. Dies war auch für die Zukunft im Westen sehr schwerwiegend, denn — so schreibt der Feldherr — „auf eine Entlastung der Westfront in Italien selbst konnte ich nicht mehr hoffen".

„Ich schlug nunmehr dem verbündeten Armee-Oberkommando sofort vor, alle verfügbaren Kräfte nach dem Westen abzugeben. General v. Arz stimmte zu. Er hatte in dieser Frage wohl mit seinem kaiserlichen Herrn zu kämpfen, der solchen Entsendungen abhold war. Die Verstärkung, die Österreich-Ungarn der Westfront brachte, belief sich nach langem Drängen auf vier Divisionen ... An der Westfront hatte das Deutsche Heer demnach wie bisher ohne wesentliche Hilfe den Kampf mit dem weiterzuführen, was die Oberste Heeresleitung zusammenbrachte und was ihm die Heimat gab."

Was die Heimat an Kraft gab, wurde jedoch nicht nur weniger, sondern, was die Heimat gab, erwies sich mehr und mehr als schädliche, als eine den Geist des Heeres zersetzende Propaganda. Gewiß litt die Heimat, aber sie litt lange nicht in dem Maße wie das Heer, das nicht nur jahrein, jahraus die Grenzen geschirmt hatte, sondern jetzt unter der Führung seines Feldherrn unter Aufbietung aller Kraft den Feind friedenswillig zu machen suchte, um die Heimat zu retten. Wie oft hatte der Feldherr die Regierung gemahnt, den Geist der Heimat durch geeignete Aufklärung zu heben und zu festigen. Es war nichts geschehen! Im Gegenteil, seit dem Frieden mit dem bolschewistischen Rußland konnte dieses seine Propaganda in Deutschland von Berlin aus offen betreiben, und diese wirkte mehr gegen uns, als es die russischen Heere je gekonnt hatten. Der Feldherr hatte daher gewarnt, den russischen Botschafter Joffe nach Berlin kommen zu lassen.

„Als ich wieder einmal" — so schreibt der Feldherr — „das Auswärtige Amt auf das Arbeiten des Herrn Joffe und auf die Gefährlichkeit seines Aufenthalts in Berlin hinwies, wurde mir geantwortet, er wäre besser in Berlin aufgehoben als anderswo. Man hätte ihn hier unter Augen. Leider waren diese Augen aber blind. Herr Joffe konnte, während der Bolschewismus sich offiziell Deutschland willfährig zeigte, die Kampffähigkeit des Deutschen Volkes erschüttern, wie es der Entente allein trotz Blockade und Propaganda nie möglich gewesen wäre."

Während die Regierungen der Ententestaaten die größten Anstrengungen machten, während ihre maßgeblichen Staatsmänner jeden Gedanken eines Friedens mit einem ungebrochenen Deutschland zurückwiesen, wurde im Deutschen Volk von einem Frieden der Verständigung und Versöhnung gesprochen. Abgesehen davon, daß dieses fortgesetzte, in allen Schichten und Kreisen der Bevölkerung wiederholte Gerede von Deutscher Seite beim Gegner kriegsfördernd wirkte, wirkte es auf die Stimmung und Entschlossenheit in der Heimat niederdrückend. Auf den verschiedenen, im neutralen Auslande stattgefundenen Freimaurertagungen wurde gegen Deutschland gewirkt. „Eine besondere Friedenspropaganda" — schreibt der Feldherr — „entwickelte Rom." Der Italiener Pacelli war als päpstlicher Nuntius nach München gekommen und ersetzte einen Deutschen. Er sprach, wie der Feldherr schreibt, „in allen seinen Äußerungen für den Frieden, und zwar für einen Frieden, der gegen das Deutsche Volk gerichtet war". Ende Juni 1917 war er auch in Berlin und im Großen Hauptquartier. Alle diese Friedensbestrebungen bezweckten aber einzig und allein, die Unterwerfung Deutschlands unter den Willen der überstaatlichen Mächte (vgl. „Der Feldherr und die Politik"), deren Hörige und Mitglieder

der Geheimorganisationen — damals noch unerkannt — an den wichtigsten Posten saßen. „Die überstaatlichen Mächte", schrieb der Feldherr, nachdem er diese und ihr Wirken erkannt hatte, in „Kriegshetze und Völkermorden", waren sich völlig klar über die sich für sie immer drohender gestaltende Kriegslage. Sie wußten, daß die Entente-Heere ihr Schicksal nicht wenden konnten, da die Truppen der Vereinigten Staaten noch nicht zur Stelle waren. So arbeiteten sie weiter und mit immer stärkerer Kraft am Niedergang des Kriegswillens des Deutschen Volkes und der übrigen Staaten des Vierbundes."

Weiter schreibt der Feldherr in jenem Werke:

„Immer mehr floß jüdisch-jesuitisch-freimaurerische Arbeit zusammen. Vor der Gefahr eines Sieges Deutschlands hatten Jude und Freimaurer mit dem Jesuiten sich völlig geeinigt und jeden brüderlichen Zwist vergessen. Aus dem kanonischen Gesetzbuch waren alle Stellen gestrichen worden, die nach einer Judenfeindschaft der römischen Kirche aussehen konnten. Nichts stand nun mehr für ein enges Zusammengehen im Wege, was für den römischen Papst um so nutzbringender erschien, als mit der beginnenden Herrschaft der Juden in Rußland die orthodoxe Kirche zur Unterwerfung unter die römische reif werden konnte ...

Während die Deutschen Truppen im Westen so um die Entscheidung im Weltkrieg für das Deutsche Volk rangen und immer näher dem Ziele kamen, verstärkte sich entsprechend wachsend in Deutschland die ‚Arbeit' zur Zerschlagung des Siegwillens und zur verbrecherischen Irreführung des Deutschen Volkes über die Möglichkeit eines ‚Verständigungfriedens'. Das Wort Erzbergers, er brauche nur zwei Stunden mit Lloyd George zu sprechen, der Friede wäre fertig, fand im Volk Glauben. Sein Zorn wurde von Juden, Jesuiten und Freimaurern scharf gegen mich als vermeintliches Friedenshindernis geleitet, weil diese Mächte in mir das einzige Hindernis für die Durchführung ihrer Pläne fürchteten."

Auf solche Weise geriet die Heimat mehr und mehr unter den Einfluß der feindlichen Propaganda und die von der Reichsregierung nicht abgestellten Mißstände im Verein mit den infolge des Krieges unabänderlichen Leiden bereiteten eine Stimmung im Volke, welche für solche verräterische Arbeit nur zu günstig war. Außerdem wich die Regierung vor den revolutionären Bestrebungen in entgegenkommendster Weise zurück und verlor somit allmählich jede Autorität. Der Feldherr schreibt in den „Kriegserinnerungen" gelegentlich einer Besprechung über Ersatzfragen, wo das Kriegsministerium wieder versagte, und einer Beratung mit dem Reichskanzler:

Im Jahre 1924

Und nun erst recht — trotz Hochverratsprozeß!

Oben: Ludendorff begrüßt 1924 in Weimar die Teilnehmer der nationalsozialistischen Freiheitbewegung



Rechts: Ludendorff begrüßt die alten Kriegskameraden auf dem Landesparteitag der Deutschvölkischen Freiheitpartei in Mecklenburg 1924

Tannenbergfeier am 28. August 1926 in Königsberg



Abschreiten der Ehrenkompanie am Bahnhof



Die Bismarckjugend ist angetreten



Meldung des Grafen zu Dohna-Seepothen

„Ich äußerte mich nochmals überaus ernst zu der Notwendigkeit, Ersatz zu schaffen, gegen Drückeberger und Deserteure in der Heimat mit den schärfsten Maßnahmen vorzugehen und vor allem auf die Kampfentschlossenheit des Volkes zu wirken, wobei ich wieder auf die Gefahren eines Teils unserer Presse, der feindlichen Propaganda und des Bolschewismus hinwies.

Ich habe über alle diese Punkte noch viel öfter gesprochen, als ich es hier in dieser Niederschrift anführe. Auch diesmal wurde mir viel zugesagt. Die Zustände aber änderten sich nicht. Ich weiß nicht, ob die Herren meine Angaben für übertrieben oder für eine Ausgeburt meines ‚Militarismus' hielten. Auch mein Wunsch, Arbeitgeber und Arbeitnehmer in gemeinsamer Zusammenkunft über die Notwendigkeit aufzuklären, Reklamierte frei zu bekommen, wurde vom Kriegsamt nicht verwirklicht."

Diese und ähnliche Propaganda, losgelassen von den damals unerkannten überstaatlichen Drahtziehern, kroch wie ein ekles Gewürm an die Front. Es kroch schleichend und heimtückisch von der Heimat in die Etappe und von dort über Schützengräben und granatenzerfetztes Gelände nach vorn, bis zu dem letzten Posten des Vorfeldes. — Unheimlich — ungreifbar — teuflisch —!

Zunächst vereinzelt mitgebracht durch Ersatzformationen, durch Urlauber und aus den Lazaretten zurückkehrende Kameraden, fraß sich dieser Giftwurm in die Seelen der Schwachen und Schwankenden, die Kräfte der Volksseele zernagend und zerstörend. Bald begann die zweckbeherrschte Vernunft, annehmbare und beruhigende Ausflüchte für feiges Verhalten und für das Zurückweichen zu erklügeln. Wo bisher mutiges Handeln und tatfrohe Pflichterfüllung eine Selbstverständlichkeit war, entschied im Widerstreit mit dem Raunen und Mahnen der Volksseele der selbstsüchtige Selbsterhaltungwille des Einzelnen und bestimmte mehr und mehr das Verhalten im Kampfe.

Aber das Heer war noch gesund, wenn auch, wie der Feldherr schreibt, „Krankheiterscheinungen nicht mehr zu verkennen" waren. Unentwegt traf der Feldherr seine Maßnahmen. Ein neuer Angriff am 15. Juli beiderseits Reims führte zu der glänzenden militärischen Leistung des Marneübergangs, obgleich die feindliche Abwehr genau darauf vorbereitet und eingestellt war. Es war kein Zweifel mehr möglich, und es wurde durch die feindlichen Funksprüche bestätigt, daß hier ein Kriegsverrat geübt worden war, welcher dem Feinde den Deutschen Angriffsplan rechtzeitig, trotz sorgfältigster Geheimhaltung selbst bei der Truppe, zur Kenntnis brachte, so daß er seine Maßnahmen traf.

Wie kritisch die Lage damals für die Entente war, zeigen die Ausführungen des französischen Generalstabschefs, General Buat, nach dem Kriege in der „Revue des Deux Mondes":

„Wir haben Stunden gekannt, in denen Ludendorff uns in eine Lage versetzte, ähnlich der, die wir soeben beschrieben haben" (Herbst 1918). „Das war Juni 1918 ... wo wir fürchten konnten, nicht mehr genügend Divisionen in Reserve zu haben. Hätten die Deutschen in diesem Zeitpunkt einen dritten starken Angriff an irgendeinem anderen Punkt unserer Front gemacht, so kann niemand sagen, wie es gekommen wäre."

Dieser Angriff war leider im Juni nicht sofort möglich, weil nicht alle Deutsche Kraft rechtzeitig ausgenützt war und nicht restlos zur Verfügung stand. Aber die Bemerkung zeigt, wie wichtig es für die Entente war, weitere Angriffsabsichten zu erfahren, um sie mit den rechtzeitig herangebrachten Kräften vereiteln zu können. Somit erscheint der Verrat des dritten Angriffs bei Reims am 15. Juli in ganz besonderem Lichte und hat sich dann auch zugunsten der Entente kriegsentscheidend ausgewirkt. Der Feldherr schrieb später:

„Als der Angriff am 15. Juli 1918 infolge Verrats, den Foch durch Verleihung der Ehrenlegion dankte, zusammenbrach, und die Deutsche Front am 8. 8. 1918 zu wanken begann, sahen die überstaatlichen Mächte die Durchführung ihrer Ziele gesichert.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo sie hemmunglos ‚arbeiten' konnten."

Es mußte der schwere Entschluß gefaßt werden, den Angriff über die Marne einzustellen, während der Angriff nördlich der Marne — in der Hoffnung, das bereits bedrohte Reims doch noch zu nehmen — fortgeführt wurde.

Da die übrigen Fronten als gefestigt angesehen werden konnten, wurde der bereits vorgesehene Angriff auf dem alten blutgetränkten flandrischen Kriegsschauplatz vorbereitet. Der Feldherr war selbst zu der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht gefahren, um die Vorbereitungen zu leiten. Da traf die erschütternde Nachricht von dem südlich Soissons erfolgten Einbruch der Franzosen ein. Der Feldherr schreibt:

„Ich führte die Besprechung bei der Heeresgruppe Rupprecht — selbstverständlich in größter Nervenanspannung — zu Ende und fuhr nach Avesnes zurück ...

In Avesnes traf ich 2 Uhr nachmittags ein. Der Generalfeldmarschall holte mich vom Bahnhof ab. Wir begaben uns sofort in das Geschäftszimmer. Die Lage auf dem linken Flügel der 9. und dem rechten der 7. Armee war ernst geworden."

Am 22. konnte der feindliche Angriff zunächst als abgeschlossen gelten, aber es war nicht nur durch die jetzt möglich werdende wirksame Beschießung der Bahnstrecke östlich Soissons die rückwärtige Verbindung bedroht, sondern auch die strategische Lage war bedenklich und konnte bei einem neuen Angriff von weittragender Bedeutung werden. Daher wurde die Front hinter die Vesle zurückgenommen. Der Angriff auf Reims war nun nicht mehr möglich. Ebenso mußte der Angriff in Flandern unterbleiben und auch hier — wie überall — die Fronten auf die Abwehr der zu erwartenden Angriffe der Entente eingestellt werden. Der Feldherr schreibt:

„Der Versuch, die Völker der Entente durch Deutsche Siege vor Ankunft der amerikanischen Verstärkungen friedenswillig zu machen, war gescheitert. Die Schwungkraft des Heeres hatte nicht ausgereicht, den Feind entscheidend zu treffen, bevor der Amerikaner mit bedeutenden Kräften zur Stelle war. Ich war mir klar bewußt, daß dadurch unsere Gesamtlage sehr ernst geworden war.

Anfang August standen wir auf der ganzen Front in Abwehr, wir hatten den Angriff eingestellt. Wenn die an den letzten Kämpfen beteiligten Divisionen wieder aufgefrischt waren, konnten neue Entschließungen gefaßt werden ..."

Die Schwungkraft des Heeres war durch die Propaganda des Feindes direkt wie auch durch jene, welche ihren Weg über die Heimat nahm, beeinträchtigt. Sie wurde nicht besser. Es kam der 8. August. Der Feldherr schreibt:

„Der 8. August ist der schwarze Tag des Deutschen Heeres in der Geschichte dieses Krieges. Schlimmeres erlebte ich nur noch in den Ereignissen, die vom 15. September ab sich an der bulgarischen Front abspielten und das Schicksal des Vierbundes besiegelten."

In der Frühe des 8. August griffen die Engländer mit überlegenen Kräften und Tankgeschwadern zwischen Albert und Moreuil an und hatten überraschende Erfolge. Der Feldherr „gewann bereits in den ersten Vormittagsstunden des 8. August ein vollständiges Bild der Lage. Es war sehr trübe. Ich sandte sofort" — schreibt er — „einen Generalstabsoffizier auf das Kampffeld, um eine Anschauung von dem Zustand der Truppe zu erhalten ... Die Lage war ungemein ernst. Falls der Feind weiterhin nur einigermaßen scharf angriff, konnten wir uns westlich der Somme nicht mehr behaupten. Ich ließ mir Divisionkommandeure und Offiziere aus der Front nach Avesnes kommen, um mit ihnen die näheren Ereignisse zu besprechen. Ich hörte von Taten glänzender Tapferkeit, aber auch von Handlungen, die ich, ich muß es offen aussprechen, in der Deutschen Armee nicht für möglich gehalten habe: wie sich unsere Mannschaften einzelnen Reitern, geschlossene Abtei-

lungen Tanks ergaben! Einer frisch und tapfer angreifenden Division wurde von zurückgehenden Truppen ‚Streikbrecher' und ‚Kriegsverlängerer' zugerufen, Worte, die auch später noch fallen sollten. Die Offiziere hatten an vielen Stellen keinen Einfluß mehr, sie ließen sich mitreißen. Bei einer Sitzung des Kriegskabinetts des Prinzen Max im Oktober machte mich der Staatssekretär Scheidemann auf den Bericht einer Division über die Vorgänge am 8. August aufmerksam, der ähnliche trübe Bilder enthielt. Ich kannte diesen Bericht nicht, konnte seinen Inhalt aber nur aus eigener Wissenschaft bestätigen. Ein Bataillonsführer von der Front, der kurz vor dem 8. August mit Ersatz aus der Heimat eingetroffen war, führte diese Zustände auf die Zuchtlosigkeit der Leute und auf den Geist zurück, den unsere Soldaten mitbrächten. Alles, was ich befürchtete, wovor ich so unendlich oft gewarnt hatte, war hier an einer Stelle zur Wahrheit geworden. Unser Kampfinstrument war nicht mehr vollwertig. Unsere Kriegsfähigkeit hatte Schaden gelitten, auch wenn sich die bei weitem größere Mehrzahl unserer Divisionen heldenhaft schlug. Der 8. August stellte den Niedergang unserer Kampfkraft fest und nahm mir bei solcher Ersatzlage die Hoffnung, eine strategische Aushilfe zu finden, welche die Lage wieder zu unseren Gunsten festigte. Ich gewann im Gegenteil die Überzeugung, daß die Maßnahmen der Obersten Heeresleitung, die ich bisher, soweit dies im Kriege möglich ist, auf sicherer Grundlage aufbauen konnte, dieser jetzt entbehrten. Das Kriegführen nahm damit, wie ich mich damals ausdrückte, den Charakter eines unverantwortlichen Hazardspieles an, das ich immer für verderblich gehalten habe. Das Schicksal des Deutschen Volkes war mir für ein Glücksspiel zu hoch. Der Krieg war zu beendigen."

Die in den kommenden Wochen erfolgenden Angriffe der Entente führten zu weiteren Deutschen Rückzügen. Die Truppen wurden überall in günstigere, teils vorbereitete Stellungen zurückgezogen. Wenn sich das Heer in den größten Teilen auch im großen und ganzen mit altgewohnter Tapferkeit und Zuverlässigkeit schlug, so war bei der durch die eintreffenden amerikanischen Verstärkungen täglich wachsenden Zahl der Feinde die Kraft für irgendwelche Angriffe nicht mehr ausreichend. Es war nur noch eine Abwehr mit einer zeitlich begrenzten Widerstandskraft möglich. Friedens- und Waffenstillstandsverhandlungen wurden eingeleitet. Im September brach Bulgarien und damit die Balkanfront zusammen.

Der Feldherr schreibt in dem Werke „Kriegshetze und Völkermorden" auf Grund seiner nach dem Kriege erhobenen Feststellungen und betriebenen Forschungen:

„Ende September 1918 hatten sich in Deutschland die Verhältnisse so gestaltet, daß die überstaatlichen Mächte auf Durchführung ihrer Pläne drangen. In der

Woche vom 23. bis 28. September wurden in Berlin die entscheidenden Entschließungen von Juden, Jesuiten und Freimaurern gefaßt. Am 29. 9. sollte im Großen Hauptquartier in Spa die Revolution von oben durchgeführt werden. Der Kaiser sollte seiner Macht entkleidet, mit Friedensverhandlungen begonnen und Waffenstillstand geschlossen werden. Ich nenne von den Beteiligten nur die Namen Erzberger, Vizekanzler von Payer, Scheidemann, von Hintze, der Staatssekretär des Auswärtigen, mit dessen Verhalten die überstaatlichen Mächte ganz besonders zufrieden sein werden. Graf Hertling wußte nichts von dieser Verschwörung. Br. Prinz Max von Baden erschien in der Nähe Berlins, um sich für die Übernahme des Postens als Reichskanzler bereit zu halten, vielleicht um von hier aus, wie 1910 freimaurerisch bestimmt war, den höheren Posten als Reichspräsident zu erhalten.

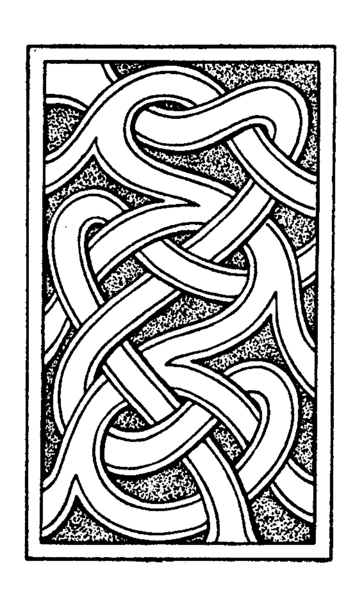
Unabhängig und ohne Kenntnis dieser Ereignisse faßte die Oberste Heeresleitung am 28. September in klarem Verantwortunggefühl gegenüber Kaiser, Volk und Heer den Entschluß, dem Kaiser und dem Reichskanzler ein Friedens- und Waffenstillstandsangebot als notwendig zu erklären."

In seinen „Kriegserinnerungen" sagt der Feldherr, diesen Abschnitt seines Wirkens und Strebens für die Rettung des Deutschen Volkes abschließend:

„Ich hatte mich langsam zu dem schweren Entschluß durchgerungen und fühlte nun die Pflicht und den inneren Drang zu handeln, gleichgültig, was andere sagten, die über die Kriegslage weniger unterrichtet waren. Ich bin bei allen großen Entschlüssen dieses Krieges in vollem Verantwortungbewußtsein meiner Auffassung gefolgt. Daß ich noch mehr verunglimpft und für alles Unglück verantwortlich gemacht werden würde, das wußte ich. Diese persönlichen Bitternisse konnten meinen Entschluß nicht beeinflussen.

Am 28. September 6 Uhr nachmittags ging ich zum Generalfeldmarschall in sein Zimmer, das eine Treppe tiefer lag. Ich legte ihm meine Gedanken über ein Friedens- und Waffenstillstandsangebot vor. Die Lage könne sich durch die Verhältnisse auf dem Balkan nur noch verschlechtern, auch wenn wir uns an der Westfront hielten ... Das, was ich durchgemacht hatte, geht an keinem Menschen spurlos vorüber. Ich war in die Oberste Heeresleitung berufen worden, nicht um den Frieden zu schließen, sondern um den Krieg zu gewinnen, und hatte an nichts anderes als daran gedacht. Ähnlich wie Clemenceau und Lloyd George hatte ich das ganze Volk hierzu aufbieten wollen, war aber nicht, wie man so gern und der Wahrheit zuwider, immer von neuem erzählte, Diktator. Lloyd George und Clemenceau verfügten über die souveränen Parlamente ihrer Länder, denn es waren ‚ihre'

Parlamente. Sie standen gleichzeitig an der Spitze der gesamten Verwaltung-, also Ausführungbehörden. Ich hatte umgekehrt keinerlei verfassungrechtliche Möglichkeit, auf die öffentlichen Gewalten Deutschlands unmittelbar einzuwirken, um die Durchführung meiner Gedanken über die Kriegsnotwendigkeiten zu sichern, und fand bei den berufenen Instanzen häufig nicht die erforderliche Erkenntnis und Tatkraft. Ein Friede war nicht zu erreichen gewesen, so hatte ich versucht, den Krieg zu einem guten Ende zu führen, das uns allein von dem Schicksal retten konnte, das wir jetzt erleiden. Ich erkannte nun, daß dies gute Ende unmöglich sei, und sah das Unglück nahen, das abzuwenden die Arbeit meines Manneslebens gewesen war."



Ein Blick in das Große Hauptquartier

Dr. Wilhelm Crone, ehem. Angehöriger des Großen Hauptquartiers*)

Die vorangegangenen Abschnitte über den Feldherrn und Staatsmann Ludendorff im Weltkrieg haben uns eine so übermenschliche schöpferische Leistung Erich Ludendorffs, wenn auch nur in gedrängter Kürze, vor Augen geführt, so daß es die Menschen, die den großen Feldherrn ehren, vor allen Dingen wohl drängt, einen Schritt näher zu ihm hin, zu dem Großen Hauptquartier zu finden, die Schöpferwerkstatt dieses Schaffens betreten zu dürfen und des Feldherrn Wirken für ein Millionenheer in dem schwersten aller Kriege miterleben zu können. „Kopf, Wille und Herz des Heeres ist der Feldherr", so hat Ludendorff es selbst in seinem Werke: „Der totale Krieg" geschrieben. Was dies im Weltkrieg mit seinen Frontenausdehnungen bedeutet hat, was von dem Feldherrn an übermenschlicher Leistung vollbracht wurde, das lassen die heute still und fast vergessen liegenden Stätten des Großen Hauptquartiers nicht mehr ahnen. Pleß, Kreuznach, Spa und Avesnes sind jene Orte gewesen, an denen die fiebernde Regsamkeit herrschte, an denen des Feldherrn Geist plante, von denen seine Befehle an alle Fronten gingen, an denen er übermenschlich stritt und — litt.

Von früh um 7 Uhr bis tief in die ersten Stunden des neuen Tages saß der General in seinem Arbeitzimmer, nur von der kurzen Zeit der Mahlzeiten war seine angespannte Tätigkeit am Schreibtisch unterbrochen. Wie manche Nacht wartete ich mit dem Chef der Telegraphendirektion bis zwei Uhr in der Frühe. „Nein, ich kann noch nicht fort", sagte Ohnesorge zu mir, „Exzellenz arbeitet noch, erwartet noch telephonische Meldungen." Um 7 Uhr 30 Min. morgens aber ging schon wieder die Frage des Direktionchefs an den diensttuenden Herrn in der Operationabteilung im Generalstabsgebäude: „Hat Exzellenz schon gesprochen?"

So war Ludendorff der unsichtbare Geist, der über allem schwebte, er war und blieb bis zum bitteren Ende Vorbild und Halt für alle, die mit ihm arbeiteten.

Noch ehe sich das Generalstabsgebäude mit einem Heer von Feldgrauen aller Gattungen und Ränge bevölkert hatte, führte der Feldherr in den ersten 1½ Stunden ununterbrochen Gespräche mit den Armeechefs, die gegen Ende des Krieges sogar manchmal bis herab zu einzelnen Regimentskommandeuren ausgedehnt

*) Verfasser von: „Das ist Ludendorff!", Traditionsverlag Kolk & Co., Berlin.

werden mußten. Diese fernmündlichen Unterhaltungen trugen rein informatorischen Charakter. Die Zeit zu langen Auseinandersetzungen oder Erteilung von Befehlen war noch nicht gekommen, aber die meist wenigen aber zuversichtlichen und hoffnungfrohen Worte des Generals an die Frontkommandeure waren für sie im Laufe der Zeit eine Selbstverständlichkeit von unschätzbarem Wert geworden. Schließlich, in den kritischen Zeiten des letzten Kriegsjahres sehnte man sich förmlich nach diesen Worten, man bedurfte ihrer, um neuen Mut und neue Kraft zu schöpfen, denn der Feldherr war der Hort, zu dem alle in gläubigem und unerschütterlichem Vertrauen emporsahen. Ludendorff war der unumstritten willensstärkste, eiserne Mann, der nicht locker ließ, der immer wieder plante und neue Hoffnungen weckte, der immer wieder einen Ausweg fand, der den Sieg, nichts als den Sieg suchte und wollte.

Wie der Strom einer Kraftzentrale pflanzte sich dieser „Ludendorffgeist" fort bis in die entferntesten Winkel der Schützengräben, in das Herz der Deutschen Kämpfer unter dem verdrecktesten und zerschundensten feldgrauen Rock.

Und das war wiederum der Geist, der der Mutlosigkeit bis zuletzt kraftvoll entgegentrat. In vollkommener Verkennung und unter Verdrehung der Tatsachen setzte man nach dem Kriege in unverantwortlicher Weise die Legende in die Welt, daß „Ludendorff seine Nerven verloren habe". Das war eine bewußte, von seinen Gegnern immer wieder aufgefrischte, geschichtliche Lüge! Nicht die Nerven waren es, die ihn verließen, es war das Unfaßbare, das dieser Geist nicht glauben, nicht begreifen wollte, weil er selbst nicht wankte, daß ein Volk, von dem Vernichtungwillen der Feinde in Waffen umzingelt, nach solchen Heldenleistungen den schmachvollen Friedensbedingungen nicht eiserne Abwehr entgegenstellte.

So manches verzweifelte, kummervolle Stirnrunzeln und Händeringen, so manches Kopfzerbrechen hat die ernste, feste und doch mitteilsame menschliche Art Ludendorffs zu glätten, zu lindern und fortzuwischen vermocht. Und wenn die harte Pflicht dem Soldaten Ludendorff als verantwortlichem Vorgesetzten auferlegt hatte, hier zu fordern und rücksichtlos zu befehlen, so wußte der Mensch und Kamerad Ludendorff anderswo zu beruhigen, zu verstehen. Da er selbst aus der Lauterkeit seines Wesens und Charakters heraus nur in allem das Reinste und Edelste sah und danach handelte, so sah er auch in jedem seiner Mitarbeiter und Untergebenen diese für ihn selbstverständliche Pflichterfüllung. Er kämpfte hart, weil er kämpfen mußte, weil sein Amt dazu zwang, nicht aus einem aggressiven Charakter heraus. Sein Kampf war ein Überzeugungkampf und damit ein reiner, heiliger.

In diesem Manne lagen steinerne Verschlossenheit, Schweigsamkeit, Unnahbarkeit, Strenge und Schroffheit aller Halbheit gegenüber neben Vertrauen, Mitfühlen, Teilnahme, Anerkennen, Herzenswärme.

Nach einem Vortrag des Ersten Generalquartiermeisters im Dienstzimmer des Chefs des Generalstabes hörte der Feldherr anschließend die Vorträge seiner Abteilungchefs. Da erschienen dann die von der Operationabteilung, politischen Abteilung, vom Geheimen Nachrichtendienst, von der Zentralabteilung, der Abteilung „Fremde Heere" und andere mehr mit ihren dicken Mappen. Den breitesten Raum nahmen natürlich die Besprechungen mit dem Ia, dem Oberstleutnant Wetzell, ein. An Hand der Karte entwarf der Feldherr neue Pläne, gab seine großen Gedanken, zeichnete hier und dort mit rotem oder blauem Stift, sah hier und dort vom strategischen oder taktischen Standpunkte eines Feldherrn mit klarem Blick eine vorteilhafte Auswirkung neuer Operationen. Er ließ sein scharfes Auge gleiten über die Fronten hinweg im Westen, im Osten, in Italien, auf dem Balkan und im Orient. Seine nervige, sehnige Hand deutete bald dorthin, bald hierhin, ruhte dann wieder auf den Kuppen der gekrümmten Finger auf dem knisternden Kartenblatt. Von fest zusammengepreßten Lippen lösten sich da die wenigen Worte: „Eine Operation muß es dieses Mal werden wie keine andere vorher! Wir müssen zu einer Entscheidung kommen, der Krieg muß ein Ende nehmen! Wir werden die Feinde auf die Knie zwingen!"

Dann rasselte der Fernsprecher wieder und immer wieder während der Besprechung. „Hier spricht Kriegszentrale Charleville!" Da dröhnte die Stimme des Fernsprechoffiziers aus dem Lautsprecher über Ludendorffs Arbeittisch: „Hallo, hallo, Exzellenz, es verlangt AOK. 17!"

Draußen aber wartete schon wieder ein Generalstabsoffizier, um seinen Vortrag halten zu können. Major Nicolai, der Chef des Nachrichtendienstes des Großen Generalstabes kam mit Anliegen und mit neuen, manchmal sehr unangenehmen Nachrichten. Der Lügenfeldzug der Entente brach nicht ab. Er gewann an Niederträchtigkeit und Gemeinheit und stellte Tag für Tag neue, große Anforderungen, um die nötigen Gegenmaßnahmen zu treffen. Da gerade dieses Gebiet zu Anfang des Weltkrieges bei uns noch sozusagen in den Kinderschuhen steckte, galt es, den Geheimen Nachrichtendienst auszubauen. Der Nachrichtendienst selbst an den Fronten, die Deutschen Nachrichtenquellen in der Heimat, die Deutsche und ausländische Presse mußten kontrolliert und verwertet werden. Es galt, die feindlichen Streitkräfte festzustellen, ihren Zustand, die Bewaffnung, Ausrüstung und

ihren Ersatz auszukundschaften. Die Absichten und Vorbereitungen der Feinde waren auszuspionieren, und waren die militärischen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Inneren der feindlichen Länder nicht auch von größter Wichtigkeit?

Wie verhielt sich das neutrale Ausland? Wie wirkte sich nach Eintreten des uneingeschränkten U-Bootkrieges die Blockade auf dieses aus? Würden diese Länder unter dem wirtschaftlichen Druck sich dem Feindbund anschließen, oder würden die nationalen Parteien dort der Sozialdemokratie die Stirn bieten und dem schmutzigen Treiben der internationalen Verbrüderungklique nicht unterliegen? Tausend Fragen, aber auch Antworten traten so auf allen Gebieten an den Feldherrn heran. Er mußte sie hören, weil er auch, wenn er so oder so entschied, die volle Verantwortung dafür trug.

Noch hatte sich die Tür hinter dem Chef der Nachrichtenabteilung nicht geschlossen, da bat der Chef des Admiralstabes vorgelassen zu werden. Die Kriegsmarine hatte einen großen Tag. Soundsoviel Tausend Brutto-Registertonnen waren versenkt worden. Ein Sieg war das, aber längst nicht groß genug! England und Frankreich bauten und bauten immer neue Schiffe. Ihre Anzahl verdoppelte und verdreifachte sich. Die Verluste aber wurden den Völkern jenseits der Grenzen verschwiegen, und so erhöhte sich ihre Zuversicht und ihr Siegeswillen.

Eine neue große Sorge hob damit für den Feldherrn an. Seine Stirn zog sich in Falten, neue große Hoffnungen schienen sich nicht zu erfüllen. Warum setzte man nicht auch schon viel früher die Seestreitkräfte ein? Warum ließ man die Deutsche Marine, die doch für den Krieg in langen Friedensjahren und unter der besonderen Gunst des Kaisers ausgebaut und ausgerüstet worden war, tatenlos in den Häfen liegen? Warum setzte man nicht alle Kräfte ein, soweit sie doch da waren? Unverständlich war das für einen General Ludendorff, den Führer der Deutschen Armeen, der mit jedem Deutschen Mann zu rechnen hatte, wenn der Sieg unser sein sollte.

War es in der Heimat nicht ebenso? Stand nicht die Politik, standen nicht die politisierenden Parteien vielfach im Vordergrunde des Interesses? Verdarben nicht parteipolitische Reden und geschwätzige Reichs- und Landtagsabgeordnete das, was der Frontsoldat mit seinem Blut und seinem Schwert heraushieb?

Es war die Aufgabe des Generals v. Bartenwerffer, dem Feldherrn über die politischen Angelegenheiten im Innern des Reiches Bericht zu erstatten. Mochten die Sorgen um den Bestand des Reiches des Feldherrn Herz ergreifen, größer,

viel größer noch war das Leid über die Unzulänglichkeit der Deutschen Staatsführung, das Verbrechen der internationalen Verbrüderungparteien, welches die klarblickenden Augen des Generals trüben mußte. Heiligen Zorn und helle Empörung aber packten ihn, als das Manöver in der Schaukelpolitik eines Reichskanzlers v. Bethmann-Hollweg, sich zur Lächerlichkeit vor aller Welt auszuwirken schien, nichtachtend der Gefahr, die durch die Friedensresolution, die wie ein Todesschrei in die Welt hinausklang, für Deutschland heraufbeschworen worden war. Mit seinem Abschiedsgesuch an den Kaiser mußte der Feldherr die Entscheidung herbeiführen: Bethmann oder ich, Euer Majestät!

Nach wenigen Stunden stand der Sonderzug bereit zur Fahrt Ludendorffs nach Berlin. Ein neuer Reichskanzler übernahm am nächsten Tage mit Einverständnis des Feldherrn die Staatsgeschäfte. —

Eine Gleichförmigkeit im Tagesverlauf im Großen Hauptquartier konnte schon darum nicht als etwas Selbstverständliches hingenommen werden, weil ein Feldherr mit einer derartigen Verantwortungfülle, wie sie General Ludendorff aufgebürdet war, nicht allein bestimmen konnte, was die nächsten Stunden und Tage in der im Kriege katastrophal fortschreitenden Weltgeschichte von ihm verlangten. Die Arbeiteinteilung wurde daher plötzlich durch irgendeine Wendung in der Politik, durch unvorhergesehene Einflüsse außerhalb des eigenen Arbeitgebietes unterbrochen. Die Vielseitigkeit der Aufgabengebiete des Feldherrn, in die er mehr oder weniger gewollt oder ungewollt mit hineingezogen wurde, erforderten manchmal von Minute zu Minute eine Umstellung von Grund aus. Hier mußte Ludendorff seinen Gedankengang, den er für eine augenblickliche Frage oder Besprechung begonnen hatte, plötzlich abbrechen und durch ein Telephongespräch oder ein Ereignis einschneidender Art gedanklich auf ein neues, nicht einmal immer militärisches Gebiet umschalten.

Wer das vermag, viereinhalb lange Jahre hindurch, fast ohne Unterbrechung den Tag mit sechzehn bis achtzehn Arbeitstunden gerechnet, ganz abgesehen von der zermürbenden Sorge und der Einsicht etwa um die Mitte des Jahres 1918, trotz aller Opfer, aller Siege und trotz aller getaner Arbeit, nicht zum ersehnten Endsieg finden zu können, hat so Übermenschliches geleistet, daß es ein Außenstehender niemals zu fassen vermag.

Daß der Feldherr das alles leisten konnte, verdankte er wahrlich nicht nur seiner Gesundheit, auch nicht nur seinem Organisationtalent, weit mehr seinem weitschauenden Führerblick, seiner Unerbittlichkeit, seiner Energie und seinem geball-

ten Willen, das Volk zu retten. Er war alles in einem: ein Genie, ein Charakter, deren es auf diesem Erdenball nur wenige gegeben hat. Und darum blieb er meist unverstanden und stand einsam und allein wie ein Fels in der Brandung. Die einzigen, die seine Leistung würdigen konnten, waren seine engsten Mitarbeiter. Mit diesen verband ihn ein persönlich gutes und kameradschaftliches Verhältnis.

Der Kreis der Mitarbeiter um Ludendorff war zahlenmäßig klein, um so größer aber war die Aufgabe, die der Feldherr auf den Einzelnen lud. Die wenigen Männer, die täglich um ihn waren, standen in unverbrüchlicher Treue zu ihrem großen Meister, und es liegt in der Natur der Sache, daß man als Genie ein gutes Verhältnis nicht zu vielen haben kann. Ein Kreis von wenigen Menschen, eine kleine in Treue und Glauben geeinte Gemeinschaft wird immer fester miteinander verbunden sein, als eine an Zahl größere. Darum besaßen des Feldherrn Mitarbeiter auch sein unbedingtes Vertrauen, und er trat für sie rückhaltlos ein. Gegen Ende des Krieges, als ein Prinz Max von Baden Reichskanzler geworden war und dieser an Ludendorff die Forderung richtete, sich von seinen drei tüchtigsten Abteilungchefs zu trennen, da empörten sich in dem Feldherrn gekränkter Stolz und sein Gerechtigkeitgefühl gegen den „freimaurerischen und prinzlichen Totengräber der Monarchie". Doch verfolgen wir weiter das Tagesgeschehen!

Mittags punkt zwölf Uhr fand alltäglich eine Besprechung des Chefs des Generalstabes des Feldheeres und des Ersten Generalquartiermeisters über die Tagesereignisse beim Obersten Kriegsherrn statt. Auf dem Wege zu dem Quartier des Kaisers waren Hindenburg und Ludendorff oft Gegenstand begeisterter Huldigungen. Der eine oder andere Spaziergänger, der hier stundenlang gestanden und gewartet hatte, überreichte dem Feldherrn einen Blumenstrauß und wurde dafür von ihm mit einem dankbaren und freundlichen Wort bedacht. Ein kleiner Junge in feldgrauer Uniform schrie eines Tages aus Leibeskräften sein „Hurra!" Als General Ludendorff, der ihm am nächsten war, wiedergrüßte und dem Kleinen die Hand drückte, ging dabei ein leichter Glanz von Freude und Glück über das ernste Gesicht des Feldherrn. Und dann kam ihm wohl im Eilflug die Erinnerung aus der eigenen Jugendzeit, als er in das rosige, strahlende Antlitz des kleinen Feldgrauen schaute, die Erinnerung, wie er als junger Selektaner in Berlin Moltke sah.

Zwei Offiziere, die soeben von der Front gekommen waren und sich eines dienstlichen Auftrages hier im Großen Hauptquartier zu entledigen hatten, standen ein wenig abseits und grüßten, die rechte Hand am Helm. Schon lange war

es ihr sehnlichster Wunsch, einmal einen Blick aus den Augen des Mannes zu erhaschen, auf dessen Schultern das Geschick Deutschlands ruhte, dessen starke Hände das Streitroß lenkten und leiteten, aus den sprühenden und doch so gütigen Augen des Mannes, von dem gesagt wurde, daß er, gerade er „derjenige — welcher" sei: Ludendorff.

Und sie sahen es. Aus seinen Augen sprach Hoffen, Wohlwollen, aber auch unbeugsamer Wille zur Tat, zur Vollendung. Ergreifend war dann der Augenblick, als er die beiden Offiziere zu sich winkte, ihnen kameradschaftlich die Hand schüttelte, nach ihrem Namen, Truppenteil und Begehr fragte und sie dann mit Einverständnis des Feldmarschalls an der Mittagstafel teilzunehmen einlud.

„Ich bin sehr neugierig, ich muß alles wissen, wie es dort draußen steht, das ist nun mal so, wenn man hier der verantwortliche Leiter ist!"

So hörte man ihn kurz und bestimmt zu den Frontoffizieren sprechen. Diese waren verblüfft und erfreut zugleich, und das beklemmende Gefühl, vor einem hohen Vorgesetzten zu stehen, war gewichen, als sie in dieses großen Mannes Augen sahen, in welchen sich sein ganzes Herz offenbarte. Ohne jede Aufmachung und ohne Gepränge gab sich der Feldherr. Die Begegnung mit ihm war ungeheuer eindrucksvoll und unvergeßlich und griff tief in die Seele dessen, der sie erleben durfte.

In der Kaiservilla angekommen, ging man gemeinsam an den großen Kartentisch, hinter dem die vielen riesigen Generalstabskarten von allen Kriegsfronten und -abschnitten an einem besonderen Gestell befestigt waren und nach Bedarf an Rollzügen laufend über diesen ausgebreitet werden konnten. Der Kaiser richtete zu Beginn der Besprechung stets seinen Blick auf den Feldherrn Ludendorff und bat ihn mit den Worten: „Mein lieber General, ich bitte Sie, mir nun eine kurze Orientierung über die Kriegslage an den Fronten zu geben", seinen Vortrag zu beginnen.

Während der Feldmarschall und Oberstleutnant Wetzell ein wenig abseits standen, trat Ludendorff, sein Einglas zwischen den Fingern wischend und dann einklemmend, heran. „Selbst dabei sein können", mag er oft gedacht haben, „wie damals bei Lüttich, jetzt mit den Deutschen Stürmern gegen diese Feindfront, die in dicker, roter Linie sich hier hinzieht, anrennen dürfen!" Er folgte den blauen Pfeilen der Linien, die die Marschrouten skizzierten. Mit seinen kurzen Worten unterstrich er die Handbewegungen auf der Karte, deutete mit dem Zeigefinger auf diese oder jene Stellung, auf diesen oder jenen strategisch wichtigen Punkt. — Mit

der einen Karte war es nicht getan. An allen Fronten Europas stand unsere tapfere Wehr.

Nach der Audienz beim Kaiser ging der Feldherr wieder an seinen Arbeittisch, wo er noch wichtige Meldungen von der Front erwartete und noch wichtigere Befehle zu geben hatte. Sein Hirn arbeitete, sein unerschütterlicher Wille stemmte sich gegen Zweifel und Bangen. Er war „Kopf und Herz des Weltkrieges". Besser als Waldemar Müller-Eberhart vermag keiner Ludendorffs Feldherrntum im Großen Hauptquartier auszudrücken.

Auch während des Frühstücks, das gemeinsam mit allen Generalstabsoffizieren eingenommen wurde, ruhte die Arbeit für den Feldherrn nicht. Um den vielen Besuchern aus den Kreisen der Politik, Industrie, Kunst und Wissenschaft Gelegenheit zu geben, mit den Deutschen militärischen Führern Fühlung zu nehmen und sich zwanglos mit ihnen über schwebende Fragen zu unterhalten, lud sie der Feldmarschall gern zu sich zu Tisch. Während sich Hindenburg lebhaft mit ihnen aussprach, führte Ludendorff Unterredungen, die ernste Probleme zu lösen hatten. Die Zeit des Essens wurde häufig durch Ferngespräche für Ludendorff unterbrochen.

Um 3 Uhr 30 Min. begann wieder die Arbeit am Schreib- und Kartentisch, und sie hielt an bis tief in die Nacht. In diesen Stunden empfing der Feldherr auch mitunter Politiker, Diplomaten, Abgeordnete und Wirtschaftführer, die das Bedürfnis empfanden, sich in allen hochpolitischen und wirtschaftpolitischen Fragen an ihn zu wenden, obschon er gar nichts von Politik verstehen sollte! Immer wieder baten sie ihn um Rat und seine Unterstützung. Wir wissen heute, daß das Fehlen einer einheitlichen Deutschen Kriegsleitung durch Ludendorff seine gewaltigen Leistungen als Staatsmann und Politiker nicht zur Durchführung kommen ließ. Die militärische und politische Führung lag in verschiedenen Händen. Das Schlimmste aber war, daß die politische Führung noch nicht einmal das gleiche Ziel hatte wie die militärische, nämlich Rettung des Volks durch Sieg unter Einsatz des ganzen Volkes. Das war ein großes Unglück, das sich später bitter rächen sollte. Im Ausland war während des Krieges das bedeutsame Wort geprägt worden: Deutschland gewinnt die Schlachten, und die Entente gewinnt den Krieg. Heer, Marine, Politik und Wirtschaft hätten in einer starken Hand vereinigt sein müssen. Der Siegeswille, der Siegesimpuls durften nicht allein auf die Heerführung beschränkt bleiben. Eine solche Totalität wäre möglich gewesen, auch ohne der Monarchie damit zu nahe zu treten.

Die Armee stand, die Politik versagte. Einer nur, der das Schicksal hätte meistern können, war der Feldherr Ludendorff und „allein ein Reichskanzler Ludendorff", so sagt General v. Eisenhart-Rothe, „wäre imstande gewesen, alle Kräfte des Volkes einheitlich zusammenzufassen zu dem einen großen Ziele, der einen gewaltigen Aufgabe, den Vernichtungwillen der Feinde zu brechen, ... daß der Reichskanzler oder Diktator Ludendorff allein der Mann wäre, den Siegeswillen des Deutschen Volkes dem feindlichen Ausland gegenüber klar, unverrückbar und überwältigend zum Ausdruck zu bringen."

Da dieser von so vielen Deutschen durch den Mund des ehemaligen Generalintendanten des Feldheeres ausgesprochene Wunsch leider nur ein Wunsch blieb, so blieb nur der eine Weg allein übrig: die völlige Vernichtung des Feindes auf militärischem Gebiete zu suchen.

Hierzu bot sich erstmalig die Gelegenheit gegen Ende des Jahre 1917. Der Zusammenbruch des gewaltigen Zarenreiches brachte neue Hoffnungen. Die lange Ostfront konnte an Truppen alles Verfügbare abgeben, und dem Feldherrn, der mit seiner ihm eigenen Willenskraft an die Vorbereitung für eine Entscheidung im Westen herangehen konnte, standen, wie im Vorangegangenen schon berichtet ist, etwa vierzig Divisionen mehr zur Verfügung, um sie im Westen dem Feinde entgegenzuwerfen.

In wochenlanger zäher Arbeit saß General Ludendorff Tag und Nacht, um alle Möglichkeiten für den letzten großen Waffengang auszunützen, aus den Erfahrungen des jahrelangen Stellungkrieges Erfolgversprechendes mit ganz neuen taktischen Angriffsmethoden zu verschmelzen, Führer und Truppe durch Schriften und Vorträge und technische Ausbildung zu schulen und so die Basis zu schaffen für den so oft schon erhofften Endsieg.

Neben der Tätigkeit im Generalstabsgebäude wechselten jetzt häufiger persönliche Fühlungnahme mit Armeeführern und Fahrten in die Hauptquartiere mit Besprechungen in kleinen Orten hinter der Front und Inspektionreisen zu Truppenteilen, die mit den neuen Angriffsweisungen und -methoden vertraut gemacht wurden. Auch für Ludendorff hatte der Tag nur vierundzwanzig Stunden, aber sie reichten nicht für die Fülle der Arbeit, die täglich auf die Erledigung harrte.

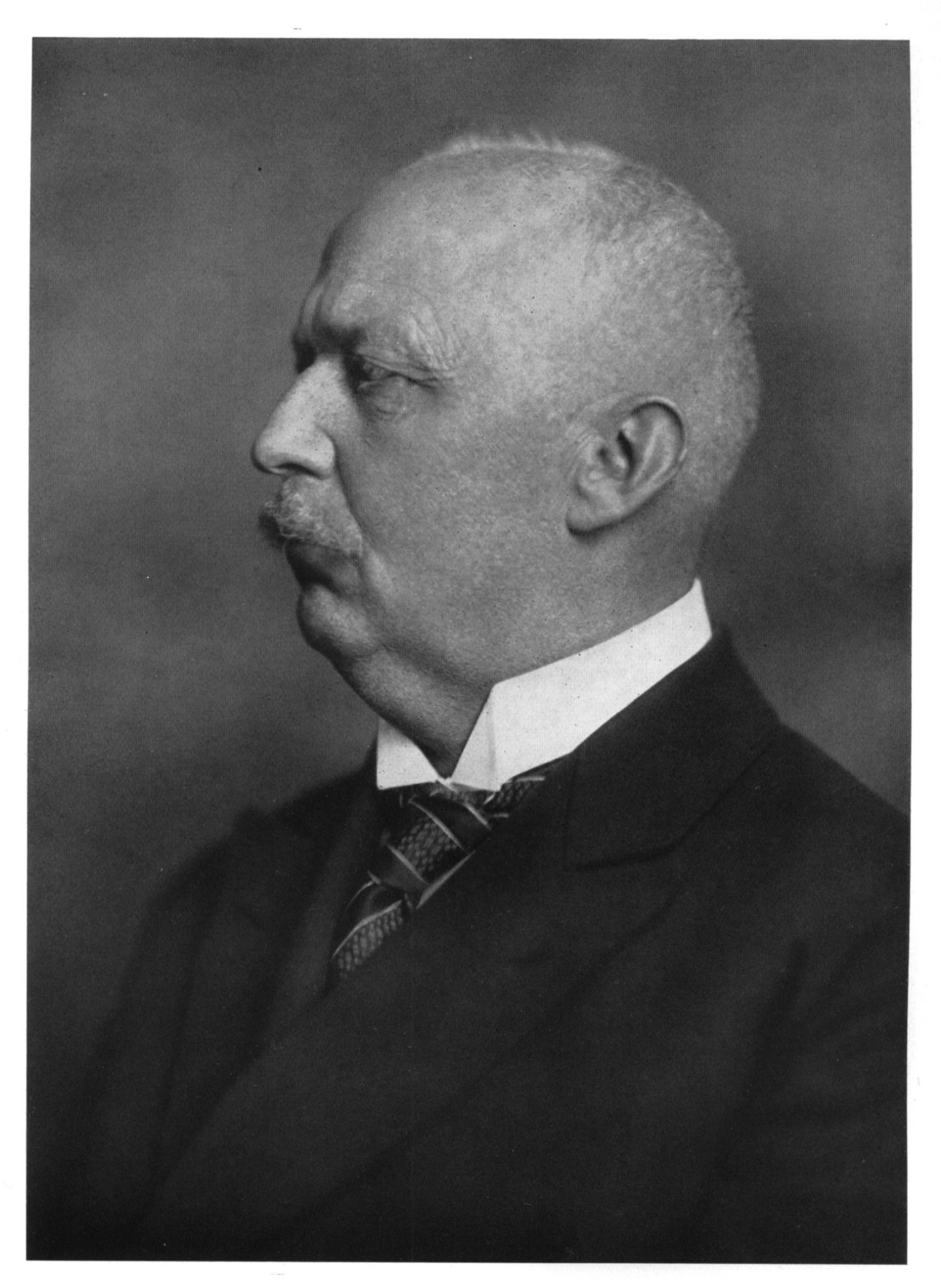
Nach dem nassen langen Winter 1917/18, der die Vorbereitungen des Transportes der gewaltigen Deutschen Heeresmassen und diesen selbst sehr erschwerte, der doch unter allen Umständen dem Feinde verborgen bleiben mußte, fuhr der Feldherr am 19. März 1918 nach einem vorherigen kurzen Aufenthalt in Spa

über die belgisch-französische Grenze nach Avesnes, wo eine Art vorgeschobene Befehlsstelle der Obersten Heeresleitung für die Dauer der Offensive eingerichtet worden war.

In diesem kleinen alten Städtchen, das schon früher einmal eine kriegsgeschichtliche Rolle gespielt hat, vollendete sich Ludendorffs Feldherrntum zu ungeahnter und unauslöschlicher Größe, hier fand es seine ewige Krönung, hier aber besiegelte auch der Verrat im Volke den nur aus reiner Vaterlandsliebe beschrittenen Weg des vortrefflichsten, willensstärksten, bis ins letzte Glied seines Körpers eisernen, energievollen, vorwärtsstrebenden Generals und Feldherrn Ludendorff.

Das neue Heim der Operationabteilung war ein verhältnismäßig kleines Haus aus rotem Ziegelwerk mit gelben Sandsteinverzierungen am Rande der Stadt. Ludendorffs Arbeitplatz lag in einem nicht großen, breitfenstrigen, spartanisch nüchternen Raum. Eine kleine Lampe mit grüner Porzellanhaube warf ein dürftiges Licht auf die ausgebreiteten Generalstabskarten. Kein Wandschmuck war in diesem Zimmer, keine noch so bescheidene Behaglichkeit atmete es. Ein Stuhl nur noch und ein eiserner Ofen in einer Ecke, der bei jedem Windhauch seinen stickigen, blauen Qualm in das Innere des Raumes ergoß, waren das einzige Inventar. Von hier aus sollte die bevorstehende, weltgeschichtliche Bedeutung gewinnende entscheidende Schlacht an der Westfront geleitet werden. Von diesem kleinen Zimmer aus mußten Divisionen und Armeen befehligt werden. Ein gewaltiges, noch nie dagewesenes Aufbäumen aus der Starrheit der kilometerlangen Frontlinien sollte im Sturm durch Überrumpelung die feindlichen Stellungen überrennen, um dann wie 1914 in offenem Bewegungkrieg die Franzosen und Engländer zu fassen und entscheidend zu vernichten.

Für den Feldherrn begann schon in den ersten Stunden nach der Ankunft in Avesnes eine harte Nervenprobe. Der Blick aus seinem Zimmer ging auf einen kleinen, mit Bäumen bestandenen Garten. Das hatte zwar, wie er selbst sagte, etwas Beruhigendes, aber grau in grau lag der Himmel, und es regnete unaufhörlich. Das war die schlechteste Vorbedingung für den Beginn des Angriffs, denn Regen und Wind, der zudem aus der verkehrten Richtung kam, verdarben die Wirkung des Gasschießens. Die Truppenmassen aber waren auf einem etwa 70 Kilometer sich hinziehenden langen Raum dichtgedrängt zusammengezogen worden. Auf die Dauer war der Aufenthalt ohne viel Deckung und Schutz unmöglich, und auch dem Feinde konnte diese Zusammenballung eines guten Tages durch sein weitverbreitetes Spionagenetz erkennbar werden.



Im Jahre 1925



Der Feldherr bei der Einweihung des Tannenberg-Denkmals im Jahre 1927

Nun, nachdem doch alles mit der Präzision einer Maschine geordnet und ausgearbeitet war, blieb nichts anderes übrig, als zu warten, immer wieder zu warten und auszuharren. Und Ludendorff saß und wartete, wartete einen ganzen Tag. Immer wieder griff seine Hand nach dem Telephongerät, um den Rat des „Wetteroffiziers" zu hören. Welche Geduld und welch ungeheure Spannung verursachte dieses Zögern und Abwartenmüssen! Mit seinem Kopf und der Arbeit seiner Hände vermochte der Feldherr Übermenschliches zu vollbringen. Hier konnte seine Genialität nichts ausrichten. Der Augenblick des Angriffsbefehls hing jetzt vom Schicksal ab. Aber auch in diesen Stunden zeigte sich die menschliche Größe des Mannes, der Last und Verantwortung „wie Atlas auf seinen Schultern trug". Der Feldherr erkundigte sich nach dem Befinden eines jeden seiner Mitarbeiter, nach ihrer Unterkunft, ihrer Verpflegung. Er hatte ein gütiges Wort für die Mannschaften und ließ sich auch von den Bewohnern des Ortes berichten, ob sie auch nicht zu sehr unter der Einquartierung zu leiden hätten. Die vielen Deutschen Verwundeten, die in den Lazaretten untergebracht waren, durften durch einengende Befehle oder Maßnahmen nicht in ihrer Bewegungfreiheit behindert werden. Nichts, gar nichts entging seinem Auge. Seine stündliche und tägliche Sorge galt seinen Soldaten.

Dann endlich war es soweit. Leutnant Dr. Schmaus, der Meteorologe, hatte dem Feldherrn geraten, mit dem Angriff zu beginnen, nachdem am Vorabend der Regen nachgelassen hatte. Wie von einem schweren Alpdruck befreit, legte Ludendorff den Hörer auf die Gabel, und dann begann in der Frühe des 21. März 1918 Punkt 3 Uhr 30 Min. die Große Schlacht in Frankreich, wie sie bis dahin die Weltgeschichte noch nicht erlebt hatte. Der Feldherr wachte. Das Donnern der Geschütze, das wie fernes Gewittermurmeln an unser Ohr drang, aber auch einzelne Schläge deutlich erkennen ließ, war die Begleitmusik zu dem Hasten und Schaffen, das Feldherrn und Untergebene nun über Wochen und Monate an den Arbeittisch und das Telephongerät fesseln sollte. Die moderne Schlacht sieht den Feldherrn nicht hoch zu Roß auf einem Feldherrnhügel, von dort aus den Gang des Kampfes befehligend und leitend, vor sich stürmende Infanterie, attackierende Kavallerie. Der Fortschritt der Technik hat ihn weit ab vom Kampfplatz an Schreibtisch und Fernsprechapparat gebannt. Hier treten statt des Scherenfernrohrs Kilometerzirkel und Feder in Funktion. Nicht in pulverdampfgeschwängerter Weite des offenen Schlachtfeldes, nein, in der stickigen, dicken Luft eines engen Raumes, kaum drei bis vier Meter im Geviert, sitzt der Führer und Lenker. Sein Auge sieht

nicht das helle Aufblitzen der Geschütze, die aufsteigenden weißen Wölkchen krepierender Schrapnells und Granaten — vor der Karte mit ihren vielen blauen, roten Strichen, Krümmungen, Kreuzen, Pfeilen, dem genauen Spiegelbild der Truppen und ihrer Stellungen stützt der Feldherr seinen Kopf, läßt seine Gedanken spielen, überlegt, sinnt, rechnet, mißt, zeichnet.

Stunde um Stunde verging. Nachrichten kamen nicht sogleich. Als das erste Tageslicht dem Schwarz einer langen Nacht zu weichen begann, und die dunklen Bäume des Gartens wie große Gespenster im Grau des kommenden Morgens dastanden, ging der Feldherr auf und ab in seinem Zimmer. Die Hände auf dem Rücken verkrampft, den Blick geradeaus gerichtet, ab und zu hinausschauend, so wartete er. Die Ungewißheit über den Stand der Operationen, die bangen Fragen: Wird es gelingen? Werden die Berechnungen richtig, die Vorbereitungen dem Feinde verborgen geblieben sein? Werden Wind und Wetter unser Bundesgenosse, oder werden sie uns neue Feinde sein? Solche Gedanken, Sorgen lasteten auf jedem, erfüllten das Herz aller Mitarbeiter, die sich in Geduld fassen mußten.

Es war 9 Uhr 40 Min. geworden. In einer Breite von 70 Kilometern trat nun von Arras bis La Fère die Deutsche Front zum Angriff an. Eine tiefe Erregung war in allen, die in der Befehlsstelle vor ihren Karten saßen oder unruhig hin und her gingen. Dann kam die Sonne durch. Sie lag auf den Fensterscheiben und ließ das Glas in allen Farben flimmern. Ihr Licht drang in den kahlen Arbeitraum des Generals, ging über die Karte hin und hing auf seiner starken Hand. Draußen begann ein Vogel sein Lied, es war ja Frühlingsanfang. Dann plötzlich fiel in diese Schwüle und nervenspannende Stille das Rasseln des Fernsprechers. Ludendorffs Augen weiteten sich, seine Stimme war leise belegt, als er dann sagte: „So hatte ich mir das gedacht, Ihre Zweifel waren also unbegründet, geben Sie bald weitere und gute Nachrichten.“

Es ging vorwärts, alles drängte nach vorn, die ersten feindlichen Gräben waren überrannt. Traumhaft, fremd, unwahrscheinlich war das alles für die, die das gewaltige Geschehen nun vor sich sahen. Suchend, fragend, tastend hatten die Gedanken durch viele Wochen hindurch an dieser Stunde gehangen. Jetzt war sie, aller Hüllen entkleidet, plötzlich scharf umrissen in das Blickfeld getreten. Konnte man jetzt aufatmen?

Vielleicht. Der Feldherr — nein. Über die Karten gebeugt meisterte er die von diesem Augenblick an gesteigerte Arbeit. Unermüdlich stürzte sich Ludendorff hinein, rechnete zwischen Tabellen und Zahlen, zeichnete, schrieb, gab Befehle, ergriff

den Hörer des immer wieder schrill tönenden Fernsprechers und stand so dauernd mit der Front in Verbindung. Nach und nach kamen dann die Meldungen. Seit einigen Stunden war bei La Fère die Oise überschritten, die erste Linie zwischen Bullecourt und Moeuvres war in den Händen unserer Truppen. Langsam kamen die Nachrichten, zu langsam, wie Tropfen. Unter der Wucht der Geschosse waren die Drähte zerfetzt, neue mußten im Feuer gelegt werden.

Gegen ein Uhr mittags nahm der Feldherr Mütze und Degen, unter dem Arm hielt er eine zusammengelegte Karte. Er ging zum Kaiser und zum Feldmarschall, um zu berichten. Mit dem, was bisher erreicht worden war, konnte er zufrieden sein. Ein Sieg konnte es werden, mußte es werden um Deutschland willen, ein echter Ludendorffsieg! Der französische Generalstabschef General Buat schrieb selbst nach dem Kriege darüber:

„... Die drei hervorragendsten strategischen Gedanken des ganzen Krieges waren Tannenberg, Lodz und der Angriff auf Goughs 5. Armee am 21. 3. 1918. Sie alle drei waren Deutsche Siege, erdacht und ausgeführt von Ludendorff... In der Geschichte der Zukunft wird Ludendorff seinen Platz haben als der größte Heerführer des Weltkrieges."

Der Kampf ging weiter. Nicht immer waren die Nachrichten von vorn nach dem Wunsche der Obersten Heeresleitung. Noch an demselben Abend des 21. März mußte entgegen dem ursprünglichen Plan des Feldherrn der größeren Stoßkraft des linken Flügels Rechnung getragen und der großartige Sieg der 18. Armee ausgenutzt werden.

General Ludendorff sah sich täglich, ja stündlich vor einer neuen Lage, in der immer wieder neu geplant und entschieden werden mußte. Nicht alles ging so programmäßig, wie es sein Wunsch gewesen war. Jeder Augenblick erforderte andere Entschlüsse. Damit wuchs die Arbeit für den Feldherrn ins Unermeßliche. Die Nervenprobe, die er zu bestehen hatte, war übermenschlich.

Waren nicht Vorträge bei dem Obersten Kriegsherrn und am Kartentisch, dann saß der Feldherr allein, ganz allein in Gedanken versunken vor dem Gewirr der riesigen Generalstabskarten. Aber das war es nicht allein. Seine Gedanken konnten sich nicht nach Belieben auf das konzentrieren, was sich zur Zeit hinter seiner hohen Stirn zu formen begann. Dutzende Male in einer Stunde rasselte der Fernsprecher. Jeder höhere Führer wandte sich persönlich an ihn oder versuchte es zumindest, von ihm Rat und Hilfe zu erbitten. Der Feldherr war nun mal die Kraftzentrale, von der aus Heer und Heimat gespeist wurden.

Jedes seiner Worte, war es befehlend, ermunternd oder bittend, wirkte wie ein erfrischender Hauch nach Gewitterschwüle oder wie Balsam. Ein Wanken oder Zweifeln gab es für ihn nicht, nie. Immer sah er sein Ziel fest vor Augen und verfolgte es mit Zähigkeit und unbeirrbarer Energie. General v. Eisenhart-Rothe schilderte als engster Mitarbeiter des Feldherrn in Ober-Ost und im Großen Hauptquartier die starke Persönlichkeit Ludendorffs:

„... Dafür war er eben der Ludendorff mit den mächtig flammenden Augen, mit der ihm, Gott sei Dank, verliehenen Initiative im Denken und Handeln, der in seiner stahlharten Willenskraft und der unerbittlichen Logik, die sich und anderen nie etwas vormachte, stets auf fester Grundlage und nach konsequenten Richtlinien arbeitete und zu arbeiten verlangte, der jeden Schein sofort durchsah und glatt verwarf ..."

Jedes Wort des Generals war Mut und unerschütterliche Festigkeit, und jeder Satz und jeder Befehl, der aus seinem Munde kam, schon ein Erfolg. Und als er dazu überging, aus der Befehlsstelle in Avesnes täglich jüngere Generalstabsoffiziere an die einzelnen Frontabschnitte zu senden, die sich ein wahrheitgetreues Bild vom Stand der Operationen an Ort und Stelle formen sollten, und diese vorn berichteten, sie kämen im Auftrage General Ludendorffs, um ihm abends über alle Einzelheiten, Wünsche und Sorgen getreulich Mitteilung zu machen, dann ging denen dort in vorderster Front das Herz auf, ihre Augen leuchteten, man merkte ihnen den festen Willen an, nun erst recht durchzuhalten, weiter vorwärts zu stürmen.

Kamen die Verbindungoffiziere abends zurück, so war ihr erster Gang zum Feldherrn in sein Arbeitzimmer, in dem er bis 1 oder 2 Uhr früh saß. In diesen Gesprächen unter vier Augen wurde nichts übertrieben oder beschönigt, aber auch nichts verschwiegen. Wie atmete der General dann auf, wenn er Gutes hörte, wie ernst und doch stark konnte er sein, wenn die Nachrichten Schlimmes befürchten ließen. Mochte es sein, wie es wollte: in diesem kleinen, ungemütlichen, engen Raum im „roten Haus" am Stadtrand von Avesnes wirkte nicht nur einer der größten Feldherren der Weltgeschichte, hier lebte auch monatelang hindurch in einsamer, stiller, unsagbar schwerer Arbeit ein Mensch von seltensten Charaktereigenschaften. Hier paarten sich ungewöhnliches Können mit tiefem menschlichem Empfinden, unendliche Arbeitlast und eiserner Wille mit seltener Güte und Wärme.

„Glühende Vaterlandsliebe, loderndes Temperament, Achtung vor jeder Autorität, Ritterlichkeit der Frau gegenüber, absolute Verachtung alles Unwahren,

echte Kameradschaftlichkeit, neidlose Anerkennung der Verdienste anderer, Treue gegen sich selbst und sein Amt mit seinen Pflichten, männliches Selbstbewußtsein, strengste Ehrlichkeit, altpreußische Einfachheit, enorme Arbeitkraft, kristallklarer Verstand, echte Frömmigkeit*), und dem Ganzen der Kuß des Genius aufgedrückt, so steht seine Gestalt vor den vielen, die als Mitarbeiter in gewaltiger Zeit ihn kennenlernen durften."

Wiederum ist es General v. Eisenhart-Rothe, der hier in kurzen, treffenden Worten und in selten soldatischer und in menschlicher Verehrung das urdeutsche Charakterbild des Feldherrn entwirft.

In diesen einsamen Nachtstunden hat der große Deutsche Feldherr wohl einmal sein Schweigen, seine völlige Verschlossenheit für eine kurze Weile abgelegt. Nur sehr wenige, ganz wenige, sind dieser Ehre einmal teilhaftig geworden. Aber die, die es erleben durften, bewahren diese Erinnerung wie ein unvergängliches, köstliches Gut, das zu den schönsten und höchsten ihres Lebens gehört. Sie teilen es nicht jedem mit, wenn von Ludendorff die Rede ist. Einen seltenen und kostbaren Schatz behält man gern für sich. In diesen Tagen aber, als der allzu frühe Tod des Feldherrn jeden erschüttern mußte, gehen die Gedanken unwillkürlich und immer wieder um zwanzig Jahre zurück zu diesen wenigen Nachtstunden, in denen ein großer Deutscher seine Sorge und Hoffnung erahnen ließ. Es war, als seien die, die er so hoch überragte, Kameraden. Ja, vielleicht waren sie es auch wirklich, in dem Sinne von Gefährten der größten und ernstesten Zeit. Ein Band war geknotet, das durch nichts all die bitteren Nachkriegsjahre hindurch bis auf den heutigen Tag zu lösen war und je zu lösen sein wird. Einer, ein früherer Adjutant des Feldherrn, Oberstleutnant Wilhelm v. Grolman, sprach auch für die Kriegskameraden die schönen Worte:

„Viele Tränen sah ich in diesen Tagen. Auch auf mir lastet der Druck einer tiefen Trauer. Jedoch stärker als alle wehmütigen Gefühle ist der Stolz und die Dankbarkeit, daß ich dem größten Soldaten und vornehmsten Deutschen persönlich dienen durfte."

Doch zurück zu des Feldherrn gigantischer Kriegsleistung in Avesnes. Nicht nur im Westen tobte der Kampf, auch im Osten war noch manches zu ordnen, obschon der Russe in die Knie gezwungen war. In Rumänien hatte man ebenfalls

*) Ludendorff hat mündlich und schriftlich mitgeteilt, daß er mit dem christlichen Glauben niemals Fühlung hatte, ihn ablehnte und einen innigen Deutschen Einklang mit dem Göttlichen stets über sein Leben und Handeln stellte, was ja für einen Deutschen gern „echte Frömmigkeit" genannt werden kann. Der Herausgeber.

reinen Tisch gemacht, doch verlangte die Zentrale in Bukarest auch hier des Feldherrn Rat, sein persönliches Urteil und seine Ansicht über die Weiterführung der Kriegsabschlußverhandlungen mit den Rumänen. In der Türkei, in Mazedonien, in Kleinasien und in Italien konnte jeden Augenblick ein Ansturm der Feinde erwartet werden, um zu versuchen, die Westfront dadurch zu entlasten. Jeder Schritt, der eine Entscheidung und damit eine Verantwortung erheischte, geschah auf Ludendorffs Befehl, oder aber er bedurfte seiner Einwilligung oder Ablehnung. Selbst Berlin wußte mit sich nichts Rechtes anzufangen, ob Kriegsministerium, Stellvertretender Generalstab, Kriegswirtschaft- oder politische Führung. Der Ruf nach dem „starken Mann", der immer, auch in der verwickeltesten Lage, einen Ausweg wußte, erging dringend und dringlicher an Erich Ludendorff, den Feldherrn mit dem unerschöpflichen Quell seines Wissens, seines Könnens, seiner Kraft. Notgedrungen wandte man sich offen oder durch Mittelsmänner auf Umwegen an ihn, obschon der General in diesen Kreisen wegen seiner Geradheit und Unbeirrbarkeit höchst unbeliebt war. Alle Halbheit fürchtete, ja haßte ihn, aber brauchte ihn doch!

Lebendig stehen die Bilder noch vor denen, die sie sahen: die Überreichung des Großkreuzes des Eisernen Kreuzes an den Feldherrn am 24. 3. und die kleine Feierstunde zu Ehren des 53. Geburttages Ludendorffs am 9. 4. 1918, dem Tage des Beginns der Schlacht von Armentières. In seinen Ansprachen feierte der Oberste Kriegsherr den Helden.

Ernst und schweigsam stand der Feldherr. Ab und zu zuckte es um seine Mundwinkel. Seine Augen ruhten auf den Blumen, auf den Geschenken, die man vor seinem Platz im Kasino der Operationabteilung aufgebaut hatte. Fast unangenehm war ihm dieses Loben und Danken. Seine rechte Hand strich über den kurzen Schnurrbart hin. Alles, was er tat und leistete, und was er noch zu schaffen bereit war, war ihm ja nur Soldatenpflicht, mit starken Schultern trat er gern und ohne Zögern und verantwortungbewußt, so wie er es ja bei seiner Berufung in die Oberste Heeresleitung gefordert und gewünscht hatte, vor jede Tatsache, die zu decken war; aber es lag so in seiner Art, zurückzutreten und sich allein in sein Zimmer zurückzuziehen, wenn alles planmäßig vorwärtsging. Erhabenheit über jeden Ruhm und Einfachheit waren ihm eigen.

„In der Not allein bewährt sich der Adel großer Seelen!" sagt Schiller. Dieses Wort trifft bei dem Feldherrn wie bei kaum einem anderen zu. Die Größe Ludendorffs wuchs noch und erschien unerreichbar — menschlich und gefühlsmäßig wenigstens — bei denen, die um ihn waren in den Wochen und Monaten nach dem

Zeitpunkt, an dem es für die Oberste Heeresleitung ersichtlich war, daß der Krieg für Deutschland strategisch und militärisch nicht mehr zu gewinnen sei, und den der damalige Chef des Generalstabes v. Hindenburg mit den Worten „über unsere Kraft" bezeichnete. Hier war es angebracht, von der wirklichen „Größe im Unglück" zu sprechen, die an jenem Tage dann ihre Krönung fand, als man dem Feldherrn den immergrünen Lorbeerzweig entriß.

Als ich mich aus einem inneren Bedürfnis heraus dazu verpflichtet fühlte, im Jahre 1936 das Buch „Das ist Ludendorff" (Ausschnitte aus der Feldherrnarbeit des Ersten Generalquartiermeisters im Großen Hauptquartier) zu schreiben, übergab ich dieses Werk dem Feldherrn mit der Widmung und den Worten: „... Es geschieht an dem Tage, an dem vor genau achtzehn Jahren dem größten Feldherrn durch das gemeingefährliche Schandwerk eines jüdisch-freimaurerischen Gesindels der Stuhl vor die Tür gesetzt, dem Deutschen Heere und damit Deutschland nach einem unendlich schweren und ehrenhaften Kampfe sein größter, unersetzlichster Führer genommen wurde ..."

Dieser Schandtag in Deutschlands großer Geschichte war der 26. 10. 1918.

Der Feldherr stand vor seinem Kaiser in den Räumen des historischen Schlosses Bellevue am Nordrand des Tiergartens in Berlin, um aus seinem Munde die harten Worte entgegenzunehmen, die nicht einmal der Ausfluß seiner eigensten Meinung und Überzeugung sein konnten. Der Oberste Kriegsherr war Einflüsterungen zugänglich gewesen jener treibenden politischen Kräfte, jener unerkannten überstaatlichen Mächte, die ihr Gift aus dem Hinterhalt verspritzten, deren Werkzeug er dann wurde: „Mein Generalstab hat mich um die Errungenschaften meines Kaisertums gebracht ..." Mit zorngerötetem Gesicht und flackernden Augen richtete der Monarch seine Blicke nur auf Ludendorff. „... Der Kanzler wird die Kabinettsfrage stellen, wenn ich Sie nicht entlasse ... Von Ihrer Entlassung hat der Prinz sein Verbleiben als Reichskanzler abhängig gemacht ...!"

Zwei Gründe waren an den Haaren herbeigezogen worden und wurden gegen Hindenburg und Ludendorff ins Feld geführt: der berechtigte Entschluß seitens der Obersten Heeresleitung als Antwort auf die Wilsonsche Waffenstillstandsnote, den Kampf bis zum äußersten weiterzuführen, da die Forderungen des amerikanischen Präsidenten mit der tatsächlichen militärischen Lage ebensowenig wie mit der Ehre und den Lebensnotwendigkeiten des Volkes in Einklang zu bringen waren, und der weitere eigene Entschluß, in Berlin Kaiser und Regierung gegenüber durch ihr persönliches Erscheinen ihren unabänderlichen Standpunkt zu vertreten.

Des Feldherrn Faust umklammerte den Degenknauf. Sein Auge wich nicht von dem des Kaisers. „Mein Generalstab ..." War er es allein, der Feldherr? Stand nicht da der Chef des Generalstabes des Feldheeres von Hindenburg neben ihm?

Auf und ab vor ihnen beiden schritt der Kaiser, die rechte Hand auf dem Rükken mit der linken verkrampft und dann wieder vor Ludendorff vorwurfsvoll erhoben. Eiskalt ging es dem General über den Rücken: also ich, nur ich! Er hatte schon am frühen Morgen unter dem Eindruck der ihm zugetragenen Nachrichten sein Abschiedsgesuch geschrieben und es nur auf Bitten des Feldmarschalls zurückgehalten.

Dabei stammte der Entwurf für die an die Armee ergangene Kundgebung nicht einmal von Ludendorffs Hand, sondern von Generalstabshauptmann Kröger, sie war nicht einmal dem Feldherrn zuerst, sondern Hindenburg zur Unterschrift und dann erst ihm zur Gegenzeichnung vorgelegt worden. War nicht Hindenburg gleich ihm seit dem August 1916 in allem mitverantwortlich gewesen, die Siege waren ihm zugesprochen. Und jetzt, im Augenblick der sich überstürzenden Ereignisse, jetzt war es anders? Am Morgen noch hatte der Feldmarschall den General gebeten, Kaiser und Heer nicht zu verlassen. Wo blieb die Stimme dessen, der den Ruhm der Siege gern getragen hatte? Wo das erlösende Wort des Kameraden? Des Feldherrn Blick fiel auf den Feldmarschall. Hatte er nichts zu entgegnen, dem Kaiser nichts zu erklären? Er schwieg. Hatte der General nicht stets durch seine geniale Feldherrnleistung den Generalfeldmarschall in das helle Schlaglicht der Weltöffentlichkeit und des Ruhmes gestellt und ihn die Idealgestalt des Deutschen Volkes werden lassen? All diese Enttäuschung und dieses Unrecht ließen den Feldherrn, „den neuen Ahnherrn unsterblichen Ruhmes im gewaltigsten Völkerringen" wie aus weiter Ferne auf die beiden Männer blicken.

Damit begann für den Feldherrn die bitterste Stunde seines Lebens. Warum hatte sie ihm der Feldmarschall nicht erspart? So straffte sich denn die hohe Gestalt Erich Ludendorffs, und ohne viele Worte bat er den Kaiser um seine Entlassung. Und — der Oberste Kriegsherr opferte den befähigtesten, den genialsten Heerführer, „seinen General", wie er zu sagen pflegte, nicht ahnend, daß des damit in die Deutsche Geschichte eingegangenen größten Feldherrn Worte: „In 14 Tagen haben wir keinen Kaiser und kein Kaiserreich mehr!" so bald Wahrheit werden würden. Ja, nicht einmal um einen einzigen Tag hatte sich unser Feldherr verrechnet!

Am 27. 10. 1918 drahtete Prinz Max von Baden an Ludendorff:

„... Ich schätze mich glücklich, daß ich Sie kennengelernt habe und daß wir uns in Offenheit begegnet sind. Ich empfinde mit Ihnen das Schicksal, das Sie tragen. Meine Verehrung und Sympathie und meine Dankbarkeit für das Große, das sich an Ihren Namen knüpft, werden stets mit Ihnen sein ..."

Ja, dieser Kanzler hatte noch die Stirn, den General um einen kurzen Besuch zu bitten, der den Zweck haben sollte, sich mit ihm zu versöhnen. Der große Feldherr des Weltkrieges hatte es nicht nötig, einem solchen Ansinnen nachzukommen. „Er gönnte dem Kanzler des Deutschen Reiches keinen Blick mehr", sagte Major Frentz aus dem Kriegsministerium, „nicht einmal einen verächtlichen."

Und noch ein zweites Telegramm mag hier angeführt werden. Am 29.10.1918 wandte sich der Kaiser an seinen Kanzler: „Ludendorff hat, um Dir die Situation zu erleichtern, gehen müssen. Sein Fortgehen ist militärisch ein schwerer Verlust für das Heer ..."

Zu spät auch hier. Lag nicht in dem Wortlaut ein schwerer Vorwurf des Kaisers an seinen ersten Reichsbeamten? Sah der Kaiser bereits das eigene Grab, welches er sich hatte schaufeln lassen? Gedachte er vielleicht erst jetzt der Worte, die er einmal während einer erregten Debatte ausgesprochen hatte: „Und wenn ich alle fortschicken muß, es bleibt mein bestes Pferd im Stall: Ludendorff!"

Ludendorff war Deutschland, Ludendorffs Sturz war Deutschlands Ende. Wie der Körper seines Kopfes beraubt, so stand die Deutsche Armee ohne eine für sie so bitter notwendige und geniale Führung jetzt vereinsamt auf verlorenem Posten. Ihr war das Rückgrat gebrochen, das wußten die Feinde.

Noch einmal sahen wir den Feldherrn im Hauptquartier an jenem unvergeßlichen 27. 10. 1918. Ich vermag die Stunden nicht besser wiederzugeben, als es in meinem schon erwähnten Buche geschah:

Am Südrand von Spa lag mit dem freien Ausblick auf die Hügel der Ardennenausläufer im Sonnenglast eines hellen Herbstsonntages das kleine, hübsche Landhaus Hill Cottage, das Ludendorff während seines Aufenthaltes in dieser Stadt als Wohnung diente. Der General suchte sich seinen Weg zwischen Koffern und Kisten hindurch.

Er war soeben von Berlin gekommen, um seine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen. Hier stand eine eiserne Bildnisstatuette des Kaisers, der Monarch in ganzer Figur, in Helm und Umhang, die der Feldherr vor einem halben Jahre in Avesnes zu seinem 53. Geburttage vom Obersten Kriegsherrn als Geschenk er-

hielt. Dort lagen auf der Tischplatte aufgeschichtet kleinere und größere, braune und schwarze Saffiankästchen. Auf weichem Samt ruhten darinnen die vielerlei Auszeichnungen, die Ludendorff von Deutschen Bundesfürsten und den Oberhäuptern der verbündeten Staaten verliehen wurden: Ordenssterne, Kreuze und Medaillen in Gold, Silber und Eisen. Daran die vielfarbenen Bänder vom hellleuchtenden Rot und Blau und Grün bis zum schlichten Schwarz.

Ein heller Mittagssonnenstrahl fiel auf den Stern des Großkreuzes des Roten Adlerordens mit Eichenlaub und Schwertern, den er für die Einnahme von Riga bekam.

Dann klappte Ludendorff Kästchen auf Kästchen wieder zu und legte sie zu den anderen neben die Dokumentenmappen mit Ehrenbürgerbriefen und Doktordiplomen. So wanderte alles das in die bereitstehenden Koffer und Kisten.

Draußen wartete der Wagen auf dem breiten Kiesweg. Zum Abschied drückte der General jedem der im Hause Anwesenden die Hand. Für jeden hatte er noch ein dankbares Wort. Jedem schaute er noch einmal tief in die Augen, und mit fester Stimme rief er ihnen allen zu: „Macht's gut, Jungs, bleibt treu und tapfer und auf Wiedersehen in glücklicheren Tagen!"

So sprach auch aus diesen Worten das „rein menschlich-verstehende Herz, das sogar von einer gewissen schönen Weichheit nicht freizusprechen ist".

Leicht gedämpftes Licht lag in dem breiten Treppenhaus des Hotels Britannique, und eine schwere, eigene, kühle Luft füllte seine weiten Gänge. Die sonstige Vielgeschäftigkeit in diesem geheimnisvollen Hause war einer auffallenden Ruhe gewichen. Nur hier und dort huschten ein paar Gestalten vorüber, unter deren Schritten der mit dicken Teppichen belegte Parkettboden leise knarrte.

Was bedeutete diese unheimliche Ruhe? War man in einem Sterbehause? Diese Fragen würden sich jedem aufgedrängt haben, der vordem dieses Gebäude betreten hatte. Die Tür zu einem Arbeitzimmer öffnete sich, und der auf den Korridor herausquellende Lichtkegel umfaßte die hohe Gestalt Ludendorffs. Ganz allein stand er, von der Lichtfülle umgossen, ein unvergleichliches und unvergeßliches Bild, nur einige Sekunden, dann war es fort und den Augen des zufällig hier Beobachtenden entzogen.

Und dann ging der Feldherr von einem Mitarbeiter zum anderen, um sich zu verabschieden. Da senkten die einen in verbissenem Schmerz die Augen und preßten nur ein letztes Lebewohl zwischen zusammengezogenen Lippen hindurch.

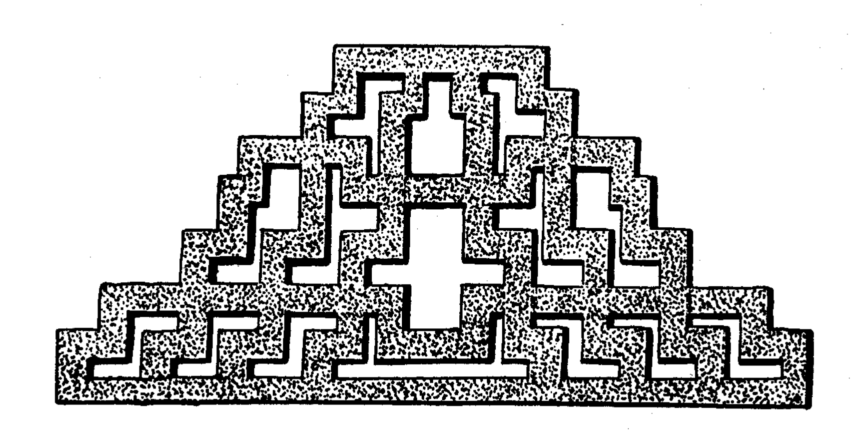
Zu später Nachmittagsstunde desselben Tages stieg General Ludendorff die Antrittsstufen des Sonderwagens des fahrplanmäßigen Zuges Spa—Berlin hin-

auf. Sein Blick ging über die Hügel und ein letztes Mal über die Häuser der Stadt, die nach einem sonnenhellen Tage ein graues Wolkendach überdeckte. Ein leiser Wind spielte mit den braunen Blättern der kleinen Bäumchen und dem Buschwerk am ansteigenden Ufer der Gleisanlagen, und leise begann es zu regnen. Wie eine Bildsäule stand Hauptmann Reiß, der Bahnhofskommandant, die Rechte grüßend am Helmrand. Ein kurzer Pfiff, der Zug begann zu gleiten — und hinab nach Pepinster fuhr der Feldherr Ludendorff allein der Deutschen Grenze zu.

Am Abend dieses Tages schrieb ich in tiefster seelischer Niedergeschlagenheit in mein Tagebuch:

„27. Oktober 1918. Ludendorffs Abschied im Großen Hauptquartier. Das ist das Ende!"

Seitdem haben wir unseren unvergeßlichen Feldherrn in unseren Gedanken oft gesucht, und immer wieder fanden wir ihn in seinem Kampf um unsere Seele, um das Wohl eines jeden unter unseren Deutschen Volksgeschwistern, um die Größe und Freiheit unseres Vaterlandes. Wir Feldgrauen von damals, die wir unter dem größten Feldherrn dienen und in seiner Nähe weilen durften, hielten ihm die Treue. Mit dieser Treue ehrten wir uns selbst.



Ludendorff als Neuschöpfer der Kriegskunst

Staatsminister Professor Dr. Paul Schmitthenner, Major a. D.*)

Wir stehen alle auf den Schultern unserer Ahnen. Im geistigen und künstlerischen Leben ist es nicht anders. Auch der Feldherr ist fast immer der Schüler eines älteren Meisters. So erhob sich das kriegerische Werk des Generalfeldmarschalls von Moltke auf dem Vorbild Friedrichs des Großen und Napoleons I. und auf der geistigen Arbeit Carl von Clausewitz'. So wurde Schlieffen der Erzieher des Deutschen Führertums durch das Einfühlen in das Werk bedeutender Soldaten und durch das Versenken in die Feldzüge großer Meister.

Diese Abhängigkeit, so schicksalhaft sie sein mag, besagt indessen für die eigentliche T a t des Feldherrn nichts. Denn diese bedeutet ja kriegerisches Handeln. Ein solches aber kann nie zustande kommen wie das Rezept eines Apothekers, sondern nur wie das Werk eines Künstlers, aus souveränem schöpferischem Geist geboren und von hartem Willen und hellem Wirklichkeitsinn geschaffen. Wohl mögen Lehre, Beispiel und Wissen unentbehrlich sein und unbewußt mitschwingen. Doch entscheidend für die Tat ist der Charakter und der Geist des Feldherrn selbst. Nicht nur eine Idee, sondern ihre glanzvolle Verwirklichung ist sein Meisterstück, das aus dem künstlerischen Wesen heraus erwachsen muß.

„Wie jeder Künstler", so schreibt Ludendorff, „muß der Feldherr das ‚Handwerk' beherrschen, das zu seiner Kunst gehört. Aber ebenso wie bei jedem anderen Künstler entscheiden beim Feldherrn neben Beherrschen des ‚Handwerks' geniales und schöpferisches Können und, was von keinem anderen Künstler unmittelbar gefordert wird: Kraft, unbeschreibbare Verantwortung zu tragen, Wille und Charakter und jenes unwägbare Mitreißende, das von großen Menschen ausgeht, wenn sie Gestaltungkraft und Willen bei höchstem Verantwortunggefühl gegenüber Heer und Volk und jedem Deutschen im vollsten Einsatz ihres Geistes und ihrer Seele und — ihres Herzens betätigen. Nie kann Kriegsgeschichte den Feldherrn heranbilden, auch nicht sein Innenleben wiedergeben. Das ist persönliches Gut und wird auch von ihm nur in Stunden höchster Spannung erlebt."

So ist jeder Feldherr souverän, original und von einmaliger Prägung.

---

*) Verfasser von „Krieg und Kriegführung im Wandel der Weltgeschichte", Ak. Verlagsgesellschaft Athenaion 1929, und „Volkstümliche Wehrkunde", Julius Beltz, Langensalza 1937.

Dort nun erhebt sich das Feldherrntum zu letzter Größe, wo es ohne Abhängigkeit von einem Meister aus sich selbst heraus, aus eigener Erkenntnis die Leistungen vollbringt. Dann entstehen die großen Feldherrn, die das Gesicht der Welt verwandeln und Schöpfer neuer Kriegskunst werden*). Ein solcher Verwandler der Welt war Napoleon Bonaparte. Darin lag seine den Zeitgenossen lange unbegreifliche dämonische Kriegsgewalt, daß er die von der Mitwelt noch nicht erfaßte neue Möglichkeit des beweglichen Massen- und Vernichtungkrieges erkannte und brutal benutzte. Ein solcher Neuschöpfer war Hellmuth von Moltke; denn es blieb seinem strategischen Genius vorbehalten, in der zweiten Jahrhunderthälfte zu erkennen, daß die technische Wandlung der Zeit durch Eisenbahn, gepflasterte Chaussee und Telegraph die Kriegskunst von den örtlichen Fesseln noch mehr befreite, den konzentrischen Anmarsch ermöglichte sowie die Wahrung des inneren strategischen Zusammenhanges über große Räume hin. Damit wurde es seiner neuen Kriegskunst erst möglich, getrennt zu marschieren und vereint zu schlagen; es entstand das moderne Verfahren der Niederwerfungstrategie, das Moltke bei Königgrätz und Sedan gegen den Widerspruch seines Jahrhunderts aus der Feuertaufe hob. Zwar bleiben auch bei einer neuen Kriegskunst die soldatischen Grundsätze des kriegerischen Handelns die gleichen. Denn wie der kriegerische Genius eine einmalige göttliche Schöpfung ist, die sich immer wieder in genialen Soldaten erneuert, so sind auch die Grundsätze der Großen Kriegführung und des kriegerischen Erfolges unveränderlich durch die Zeiten hindurch. Wohl aber sind diese veränderbar, und da sich das kriegerische Handeln in ihnen vollziehen muß, muß es ihren Voraussetzungen und Grundbedingungen Rechnung tragen. Sonst bleibt es lebensfern und wird dem anderen Feldherrn erliegen, der die Zeitbedingungen erkennt und mit den ewigen Grundsätzen des kriegerischen Handelns zu einer neuen Kriegskunst zu verschmelzen weiß. Die Feldherren, die solches vollbringen, sind nicht nur militärische, sondern auch politische Naturen und stellen die höchste Vollkommenheit soldatischen Wesens dar.

Wenn wir das Werk des Feldherrn Ludendorff diesen Tatsachen gegenüberstellen, so erkennen wir, daß es sich mühelos in sie eingliedert. Ludendorff war zunächst ein Schüler Schlieffens, und er selbst hat dies im Weltkrieg dankbar anerkannt. Der unvollendete Feldmarschall, den der Tod ein Jahr vor Beginn des großen Weltringens hinwegraffte und hinderte, sein Feldherrntum zu beweisen,

*) Vgl. Paul Schmitthenner, Krieg und Kriegführung im Wandel der Weltgeschichte, Ak. Verlagsgesellschaft Athenaion 1929.

hat im Weltkrieg gleichsam die Bande seines Grabes gesprengt. Denn als die ersten Schlachtendonner sieglos über Europa dahingerollt waren, ist er auferstanden aus dem Grabe in ihn überragender Gestalt: Ludendorff. Wie wenn aus dem tiefen Meere, dem Schlieffen vergleichbar war, ein riesiger Vulkan emporschösse: Ludendorff. Wie wenn die gebändigte Kraft und der gefesselte Tatwille des unvollendeten Feldmarschalls, gesteigert und zusammengeballt, der Bande ledig, sich tatenhungrig in die Adern eines Jungen ergösse, so stieg der Geist- und Willensmensch, der Feldherr des Weltkrieges empor: Ludendorff. Die Führung des Millionenheeres, der Mehrfrontenkrieg, das Ringen gegen eine Übermacht und als höchstes Ziel die Vernichtung des Stärkeren durch den Schwächeren, alle diese Deutschen Probleme, mit denen Schlieffen im Frieden gerungen hatte, traten nunmehr im Kriege an Ludendorff heran, um von ihm gemeistert zu werden. Zwar war Schlieffens Geist hundert- und tausendfältig im Heere ausgestreut, und alle die ruhmvollen Deutschen Führer des Weltkrieges waren seine Träger; nur die beiden Männer fehlten unter ihnen, die in den zwei ersten Jahren das Ganze führten, Moltke und Falkenhayn. Doch dafür war in jener Reihe der Mann, der vom Schicksal herangebildet schien, um, wenn auch spät und in tragischer Bindung, doch noch an oberster Stelle Schlieffens Vermächtnis zu verwirklichen und darüber hinaus durch schöpferische Kraft Neugestalter der Kriegskunst zu werden: Ludendorff auf den Schultern Schlieffens. Auch deshalb sah er schon vor dem Kriege so weit. Doch wie jener seinen Meister überwuchs, so er den seinen. Einsam ragte er aus der Reihe der Deutschen Heerführer. Er war über sie emporgehoben in eine Aufgabe von gigantischem Ausmaß, in einen Ruhm von tausendjährigem Klang und in ein Leid von übermenschlichen Maßen. Die Weltgeschichte geizt mit solchen grandiosen Schauspielen. Seit Hannibals Tagen hat es kein Soldatenschicksal gegeben von ähnlich überirdischer Tragik und Gewalt. Und doch wie anders dort und hier! Dort der große Karthager, ein Irrtum der Vernunft, ein Mißgriff der Natur, ein Genius, hineingeboren in eine dem Untergang geweihte Welt, eine jener Verschwendungen des Lebens, das sich manchmal nicht scheut, seine höchsten Erzeugnisse in den Strudel einer vergehenden Zeit sinnlos hineinzuwerfen. Hier aber der große Deutsche, eine Gnade der Natur, ein Licht der Vernunft, der Deutsche Genius, hineingeboren in die durch dunkle Katastrophen wirbelnde und einer noch fernen Vollendung entgegenbrausende Deutsche Welt, dazu bestimmt, in den Wundern und Leiden ihrer Geburt, in den Schauern und Gewittern ihres durchbrechenden Lebens zu sein: die Kraft, der Stoff, das Gerüst, der Geist, der Wille, der

Sinn, der Wert, dazu da, sich zu verschwenden, zu verbrennen, hinzuopfern: das war Ludendorff, der Retter unseres Volkes im Weltkrieg. Daß der Führer nach 1918 noch festen Boden fand, auf den er treten konnte mit seinem großen Gedanken und seiner rettenden Tat, verdanken wir Ludendorff und seinem unerhörten Feldherrnschicksal.

Den Zugang zu diesem Tempel unsterblichen Ruhmes mußte sich der Feldherr selbst erkämpfen. Bei der Mobilmachung auf einem Nebenposten kaltgestellt, riß er bei Lüttich herrisch die Führung an sich und erzwang dadurch seine Verwendung an hoher Stelle. So kam er nach dem Osten, wo er in der wohl glücklichsten Zeit seines Soldatenlebens seinem Genius Denkmale baute, eines neben dem anderen: Tannenberg, die Schlacht in Masuren, die Schlacht um Lodz, soldatische Kunstwerke höchsten Stiles, bei aller geistigen Verwachsenheit mit seinem toten Lehrer Taten von höchster Originalität, aus dem schöpferischen Geist des kriegerischen Genius geboren*). Und dieser höchste kriegerische Ruhm verschmolz mit dem gewaltigen weltgeschichtlichen Verdienst, Europa vor Asien gerettet zu haben. So trat Ludendorff durch diese Taten nicht nur in die Reihe der größten Feldherrn aller Zeiten, sondern auch in die heilige Schar jener Erretter des Abendlandes, die seit den Tagen des Hunnensturmes über Karl den Großen, Otto den Großen, den Herzog Heinrich von Liegnitz, den Prinzen Eugen und Friedrich den Großen die europäische Kultur siegreich gegen asiatische Barbarei verteidigten.

Schon bisher waren die kriegerischen Taten gewaltig. Mochte auch Schlieffenscher Geist in ihnen wehen, — wir wissen ja — auf die schöpferische Verwirklichung kommt es an, und die war von Ludendorff vollbracht in einer Reinheit der Form, mit einer Kraft des Willens, einer Originalität des Geistes, die jene Operationen an die Seite der denkwürdigsten Kriegstaten der Weltgeschichte stellen. Doch nun, in der zweiten Hälfte des Krieges, in später Stunde, wurden noch höhere Anforderungen vom Schicksal an ihn gestellt, als er endlich zur obersten militärischen Führung emporstieg. Es war eine tragische Berufung, denn die Zeit der großen Mög-

*) Der Herausgeber begrüßt diese Feststellung, da sie den Tatsachen gerecht wird, daher denn auch mit dem Urteil des Feldherrn selbst übereinstimmt. Es war Ludendorff-Geist, angesichts der fast hoffnungslosen Lage im Osten, die er vorfand, die Vernichtung der einen der russischen Armeen ins Auge zu fassen. Es war Ludendorff-Geist, die Front der einen Feindarmee gegenüber fast völlig zu entblößen, um in denkbar größter Schnelligkeit die andere in der Schlacht von Tannenberg zu vernichten. Es war Ludendorff-Geist, in dieser Schlacht angesichts der allzu großen feindlichen Übermacht, die eine völlige Umfassung unmöglich machte, bei Usdau ein feindliches Armeekorps durch Durchbruch abzusprengen und dann erst die anderen Armeekorps der Feindarmee zu umfassen. Die gleiche eigenste Schöpferleistung erweisen die übrigen Schlachten. Der Herausgeber.

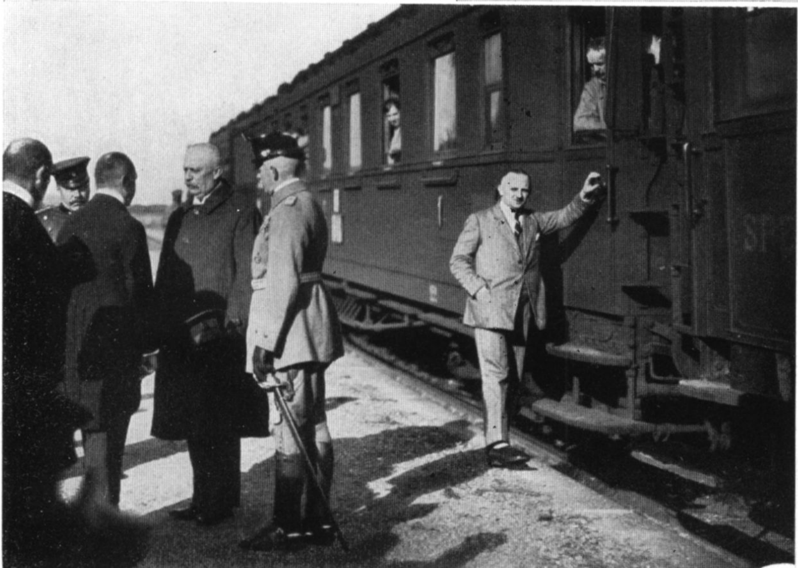
lichkeiten war vorbei. Der Krieg war erstarrt, und die Vernichtung des Stärkeren durch den Schwächeren, die große Deutsche Aufgabe im Weltkriege, war zu einem kaum mehr lösbaren Problem geworden. Schlieffen versank, einsam auf sich gestellt stand erst recht jetzt der Feldherr da, die neue gewandelte Welt zu bezwingen. Immer wird es wunderbar bleiben und für eine der größten kriegerischen Taten gelten, wie es ihm gelang, der lebensgefährlichen Krisis des Sommers 1916, die sein Vorgänger zu verantworten hatte, Herr zu werden und sich Raum und Freiheit zu schaffen für sein aufbauendes und erlösendes neues kriegerisches Werk. In gewaltigen Schlägen napoleonischer Prägung wurde Rumänien überwältigt, Rußland niedergeworfen, Italien in die Knie gezwungen, die Abwehr an allen Fronten vollbracht und die Initiative wieder errungen bis zu jenem Tage im März 1918, der, den Rükken im Osten frei, den Entscheidungangriff im Westen erlaubte.

Während dieser Taten und über sie hinaus bis an das Ende seines militärischen Führertums wuchs die neue schöpferische Kriegskunst des Feldherrn immer großartiger heran. Sie war seinem umfassenden Geist und dem Zwang der Zeit gemäß militärisch und politisch zugleich. Zunächst brannte die militärische Not auf den Nägeln. Der Sieg gegen die gewaltige Übermacht konnte nur errungen werden, wenn man das Kampfverfahren des Heeres in Verteidigung und Angriff den neuen Bedingungen unseres technischen Jahrhunderts anpaßte. Während für das Jahr 1917 die Abwehr im Vordergrunde stand, trat vom Frühjahr 1918 ab der Angriff beherrschend hervor. Auch das Deutsche Heer war 1914 mit zum Teil veralteten Kampfgrundsätzen in das Feld gezogen*). Erst jetzt, als unsere zahlenmäßige Unterlegenheit durch die Blutopfer stürmischer Angriffe und eines veralteten Abwehrverfahrens unausgleichbar geworden war, wurde unter Ludendorffs Führung von seiner 3. OHL. der eigentliche Hauptkampfzweck der Abwehr zu seinem Recht gebracht. Der Feldherr stellte den Grundsatz auf, daß nicht das Festhalten des Geländes an sich der Zweck der Schlachtverteidigung sei, sondern die größtmögliche Schädigung des Feindes unter Schonung der eigenen Kräfte. So entstand, vermittelt durch die neuen Vorschriften seit Dezember 1916, jenes neue Abwehrverfahren, das mit der bisherigen starren Verteidigung in einer einzigen Kampflinie brach und die Abwehr auf den Grundsatz der Flächenverteidigung stellte durch möglichst viele Maschinen, durch Gliederung nach Breite und Tiefe und durch den Gegenstoß. Nicht mehr in, sondern um die vorderste Linie sollte sich der Abwehrkampf vollziehen, ja schließlich in der letzten Prägung beweg-

*) Vgl. Mil.-wiss. Rundschau 1938, Heft 3.

1923 in Völkermarkt in Kärnten





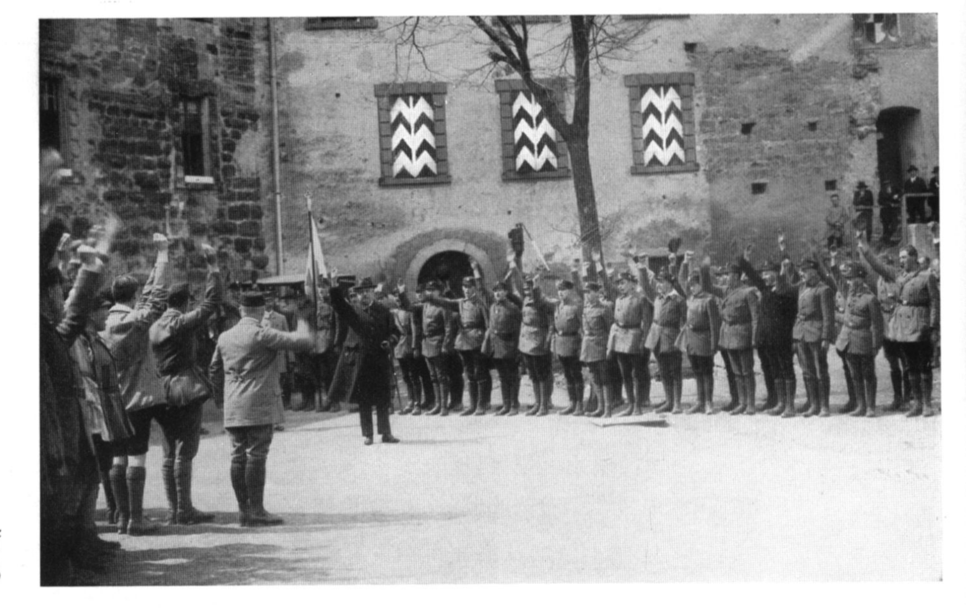
„Deutsche, schafft Euch Volk und Reich, aber solch Volk und Reich, die alle Deutschen Mitteleuropas umfassen und den Auslandsdeutschen Rückhalt sind.“
Erich Ludendorff (1930)

In Osterode am 30. August 1924



Bei den aus Polen vertriebenen Deutschen im August 1925 in Schneidemühl

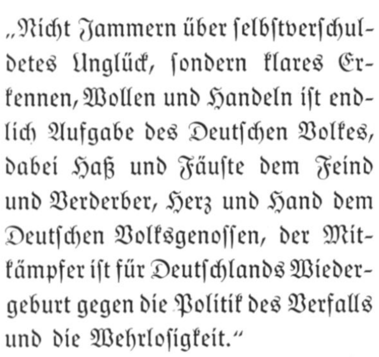
Im Kampf um die völkische Einigung Deutschlands



Bei einer vaterländischen Feier auf Burg Hoheneck im Jahre 1926



Gründung des Tannenbergbundes am 6. Sept. 1925 in Regensburg. Die Teilnehmenden auf der Befreiunghalle bei Kehlheim



„Nicht Jammern über selbstverschuldetes Unglück, sondern klares Erkennen, Wollen und Handeln ist endlich Aufgabe des Deutschen Volkes, dabei Haß und Fäuste dem Feind und Verderber, Herz und Hand dem Deutschen Volksgenossen, der Mitkämpfer ist für Deutschlands Wiedergeburt gegen die Politik des Verfalls und die Wehrlosigkeit."

Ludendorff (1927)



lich und offensiv in einem tiefen Kampffeld um eine Fläche. Innigste Zusammenarbeit mit der Artillerie, deren Wirkung in das neue Kampfverfahren eingewoben wurde, Tiefengliederung, gegenseitige Flankierung, Ausweichen in feuerarme Räume, bewegliches Kampfverfahren, offensive Abwehr durch sofortigen Gegenstoß aus der Tiefe waren die neuen Grundsätze. An die Stelle der Schützenlinie trat der Stoßtrupp, an den Platz des linearen Schützenfeuers das Feuer, vor allem auch der M.-G., aus den Anklammerungpunkten der einzelnen Kampfgruppen. Dieses neue Abwehrverfahren raubte dem Angriff das Angriffsprivileg und übertrug es genial auf die Verteidigung. Wie ein elastisches Gebilde von Stahlbändern zog sich die Abwehr während des feindlichen Trommelfeuers in breite und tiefe Lockerung auseinander, um im Augenblick des feindlichen Infanterieangriffs kraftvoll nach vorne zu schnellen und den Angriff durch Angriff zu überwältigen. Es war eine dynamisch zum Angriff gewandelte Abwehr, die sich vom vordersten Stoßtrupp bis zur Eingreifdivision steigerte und organisch vollendete. Das neue Ludendorffsche Abwehrverfahren war so in Abkehr von den alten Kampfgrundsätzen eine neue taktische Kriegskunst, die dem Deutschen Heere die Kraft verlieh, die großen Verteidigungsiege in der zweiten Kriegshälfte zu erringen. Und in gleicher Weise schuf Ludendorff für die letzte Entscheidung ein neues Angriffsverfahren. Unter Ausnutzung aller Erfahrungen der ersten Kriegszeit baute er dabei vor allem auf der Überraschung auf. Er verfiel nicht dem Fehler der Entente-Generale, die im Materialismus des Massenfeuers erstickten und schon aus diesem Grunde nicht zur Lösung des großen Durchbruchproblems vorzudringen vermochten. Der Feldherr griff vor allem die seelisch-geistigen Werte auf und suchte sie mit dem notwendigen Materialismus des Maschinenkampfes zu vermählen. Nicht der langsame würgende Zerstörungakt, durch den die Entente niemals zum Durchbruchsiege durchdrang, sondern der überraschende Entscheidungakt wurde das Ziel seiner neuen schöpferischen Angriffstaktik. Im ausgesprochenen Gegensatz zu den sieglosen Zerstörungverfahren der Entente suchte der Feldherr, ganz im Geiste Friedrichs des Großen, und doch völlig original in seiner modernen Formung, den Sieg durch einen Durchbruchsstoß zu erringen, dessen übergeordnete Idee bis in den kleinsten Sturmtrupp hinein waltete und die vielfältigen Einzelgeschehnisse zu einem einheitlichen, vom Willen geprägten Entscheidungakt größten Stiles zusammenpreßte. Um die Überraschung zu wahren, ermöglichte er der Artillerie durch Anwendung des Pulkowskischen Verfahrens, das jedes Einschießen entbehrlich machte, überraschend aufzutreten und durch einen kurzen nur mehrstündigen ge-

waltigen Feuerschlag dem Überraschungeinbruch der Infanterie den Weg zu öffnen. Diese stürmte im Stoßtruppverfahren vor. Man übertrug die Durchführung ihres Feuerkampfes den für die Feuerunterstützung geeigneten Truppwaffen der Infanterie, den Maschinengewehren, Geschützen und Minenwerfern. Die Stoßkraft der Infanterie aber sollte das Feuer dieser Nahkampfwaffen ausnutzen, um unter möglichst geringen Verlusten an den Feind heranzukommen und seine Stellungen zu durchstoßen. Die Form des Vorgehens richtete sich nach dem Feuer und dem Gelände und war an keinerlei Schema mehr gebunden. Auch der Angriff wurde aufs engste mit der artilleristischen Wirkung verschmolzen. Mit dem Vorbruch der Infanterie schritt ihr die artilleristische Feuerwalze voraus, hinter deren Schutz der weitere Angriff und die Säuberung des Geländes sich vollzog, bis schließlich nach dem Durchstoßen der feindlichen Abwehrtiefe das freie Beobachtungfeuer der Artillerie einsetzte zur weiteren Unterstützung der Infanterie, die ihrerseits nunmehr im freien Felde gleichsam im Begegnungverfahren weiterdrang. Um dieser neuen taktischen Kriegskunst im Angriffsverfahren genügen zu können, wurden die Truppen der Artillerie und Infanterie sowie die übrigen Waffengattungen eingehend geschult. Das neue Verfahren errang die gewaltigen Angriffserfolge im Jahre 1918, die alles, was sich bisher auf gegnerischer Seite zugetragen hatte, weit in den Schatten stellten. Das Problem des Durchbruchs, um das sich die Entente-Generale jahrelang umsonst bemüht hatten, war durch die neue Kriegskunst Ludendorffs grundsätzlich gelöst.

Wirkte schon in dieser rein militärischen neuen Kriegskunst der Abwehr und des Angriffs der schöpferische Geist des Feldherrn, der die Truppenführung und -verwendung aufs engste mit den technischen Bedingungen der Zeit vermählte, so erstieg seine schöpferische Fähigkeit den Höhepunkt in dem gleichzeitigen Bestreben, auch die Führung des Krieges im Großen mit den Zeiterfordernissen zu verschmelzen. Entsprang die erste Tat dem militärischen Geist des Feldherrn, so entstieg die zweite und entscheidende seinem politischen Ingenium. Es kam wie einst bei Napoleon und Moltke darauf an, die von der Zeit gestellte Aufgabe für den Großen Krieg zu erkennen und zu lösen. Die Technisierung und Maschinisierung hatte im Gegensatz zum späteren 19. Jahrhundert ein Zeitalter heraufgeführt, das zum ersten Male in der Weltgeschichte die zauberische Kraft besaß, Zeit und Raum in bisher unerhörter Weise zu beherrschen. Die Fortschritte der Technik erhöhten die Waffenwirkung, verzögerten eine schnelle Entscheidung und machten nach dem Siege eine Verfolgung im alten Sinne schwer. Die gleiche Wirkung war mit den

Millionenheeren verbunden. Der ungeheure Widerstand, den ein zusammengeballtes Volk leisten konnte, mußte gleichfalls eine rasche Entscheidung verhindern und den Krieg aus dem Kampf der Heere in einen Kampf der Völker verwandeln. Gewaltige technische Möglichkeiten harrten der Erweckung. Diese mußte bei einer kriegerischen Entladung notwendig erfolgen und alle Schranken zerbrechen. Auch die völkerrechtlichen Bindungen mußten zerreißen. Denn wenn der Krieg die Schonung der Völker anerkannt hatte, solange deren wirksame Bekämpfung außerhalb seines technischen Vermögens lag, so mußte gerade die Vernichtung der Völker sein eifrigstes Bestreben werden, als er hierzu die technischen Fähigkeiten erlangte. Der Krieg, der aus diesen riesenhaften Spannungen geboren wurde, war der totale Krieg, der nicht nur mit der Wehrmacht, sondern mit der ganzen Volkskraft geführt werden mußte. Um nicht zu versagen, war es notwendig, Politik und Kriegführung in straffer Wehrpolitik zu einer unzerstörbaren Einheit zu verbinden.

„Der totale Krieg", so schreibt der Feldherr in seiner Schrift gleichen Namens, „der nicht nur Angelegenheit der Streitkräfte ist, sondern auch unmittelbar Leben und Seele jedes einzelnen Mitgliedes der kriegführenden Völker berührt, war geboren, nicht durch eine veränderte Politik allein ..., sondern durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bei den steigenden Bevölkerungzahlen und von Kampfmitteln, deren Wirkung sich immer vernichtender gestaltete. Die Zeit der Verschiedenartigkeit der Kriege war gewesen. Der totale Krieg hat seitdem mit der Verbesserung und Vermehrung der Flugzeuge, die Bomben aller Art, aber auch Flugblätter und sonstiges Propagandamaterial über die Bevölkerung abwerfen, und durch Verbesserung und Vermehrung der Rundfunkanlagen, die Propaganda feindwärts verbreiten, und anderes mehr, noch an Vertiefung gewonnen."

An einer anderen Stelle heißt es:

„‚Die Führung des politischen Verkehrs'" (d. h. des Krieges; der Verf.) „sollte nicht nur Einsicht in das Kriegswesen haben ..., sondern vor allem in das Wesen, das der Krieg angenommen hat, und wie sich daraus die Aufgaben gestalten, die die Führung des gesamten Volkes, d. h. die Politik, für die Lebenserhaltung des Volkes auf allen Gebieten zu erfüllen hat."

In den Kriegserinnerungen des Feldherrn lesen wir:

„Größeres wurde noch von keiner Deutschen Regierung gefordert, als die geeinte Kraft des Deutschen Volkes dem Kaiser zum Siege auf dem Schlachtfeld zur Verfügung zu stellen ... Es war nicht anders: die Kraft der Kriegführung ruhte in der Heimat, die Kraftäußerung lag an der feindlichen Front."

Für die Führung dieses totalen Krieges war das Deutsche Reich und Volk in keiner Weise vorbereitet. Im Gegenteil, seine seelische Zerrissenheit hatte schon vor 1914 die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Führung des totalen Krieges fast ganz zerstört*). Die Niederlage im Weltkrieg wäre daher nur dann vermeidbar gewesen, wenn sich noch in letzter Stunde der Führer einstellte, der die Forderungen des totalen Krieges erkannte und die ihnen entsprechende neue Kriegführung durch straffste Vereinheitlichung von Politik und Krieg vollbrachte. Doch der oberste Kriegsherr versagte, und die politische Seite blieb unfruchtbar. Niemand war da, der den Geist und den Willen besessen hätte, den totalen Krieg und seine Erfordernisse zu erkennen und die ihm entsprechende Einheitführung zu erzwingen. So blieb nur die militärische Seite übrig. Wenn kein Politiker in den totalen Krieg hineinwuchs, so mußte ein Soldat in die Politik hineinwachsen. So wurde Ludendorff, der Feldherr des Weltkrieges, der Schöpfer der neuen Kriegskunst, die dem totalen Kriege entsprach. Bis zum Sommer 1916 waren in der Führungzeit der beiden ersten Obersten Heeresleitungen Politik und Krieg schon in häufigen Gegensatz, nicht aber in scharfen Kampf geraten. Diese wohltemperierte Haltung entsprach jedoch nicht politischer Weisheit, sondern dem Mißverkennen des totalen Krieges und seiner Erfordernisse. Sie schob die unvermeidbare kämpferische Entscheidung im Innern hinaus in die Spätzeit des Krieges, in der das vom Hunger zermürbte Deutsche Volk nicht mehr die seelische Kraft besaß, diesen inneren Entscheidungkampf zu ertragen. So nahm Ludendorff, tragisch spät berufen, den schweren Kampf auf. Er hatte in voller Klarheit erkannt, daß die Stunde des totalen Krieges geschlagen hatte, daß dessen Notwendigkeit eisern war und mit übermenschlicher Kraft gemeistert werden mußte. Er sah den inneren Zwang zum totalen Staate, dessen Gestaltung mit der Deutschen Selbstbehauptung gleichbedeutend war. Er war zur hellen Einsicht durchgedrungen, daß das bisherige unorganische Nebeneinander von militärischer und politischer Führung in der Epoche des totalen Krieges verderblich war, und daß an die Stelle der schmalen militärischen Kriegskunst der Vergangenheit eine neue treten mußte, die das Politische und das Militärische zur neuen Kriegskunst des totalen Krieges verschmolz. In ihm lebte der gewaltige Wille, die politische Organisierung der inneren Kräfte nach dem äußeren Lebensgebot einzurichten, den Riß zwischen Politik und Krieg zu schließen und mit einer neuen großartigen Kriegskunst, die

*) Vgl. Paul Schmitthenner, Politik und Kriegführung in der neueren Geschichte. Hanseatische Verlagsanstalt 1937, und Paul Schmitthenner, Volkstümliche Wehrkunde, Julius Beltz, Langensalza 1937.

alle Kräfte des Volkes aufgriff und verwertete, das drohende Unheil zu überwinden. So wurde Ludendorff vom Schicksal aufgerufen. Nicht der Soldat riß Unzugehöriges an sich, sondern der politische Retter Deutschlands schritt zur Errichtung der Einheitführung, um dadurch die Grundlagen zu gewinnen, die neue Kriegskunst, die der totale Krieg erforderte, zu betätigen. Was er vollbrachte, war nicht ein Bruch der Einheit, sondern der tragische, vom Deutschen Volk letztlich selbst verhinderte Versuch, die zerrissene Einheitführung wieder herzustellen und das Reich zu retten. In dem Feldherrn erwachte jenes wahre und ganze politische Soldatentum, wie es der totale Krieg der Gegenwart erforderte. Er war der endlich wieder zur Ganzheit des Lebens zurückkehrende, mit der Politik verwachsene General, nicht der parteipolitische, nicht der politisierende, nicht der intrigierende, sondern der politische Soldat im edelsten Sinne: der den Krieg erkannte als eine politische Handlung von sinnvoller Einheit, der den totalen Krieg und den einzigen Weg der Rettung sah: die Verschmelzung von Politik und Krieg zu einer neuen Kriegskunst. Es war ein tragisches Verhängnis, daß der Feldherr im Weltkriege nur als Erster Generalquartiermeister an die Seite Hindenburgs gestellt wurde und nicht, mit allen Vollmachten ausgestattet, neben den Kaiser an die Spitze des Reiches. Da dies nicht geschah, sah er sich genötigt, gleichsam von der ungünstigsten Stellung aus zum Angriff anzusetzen, um seiner neuen Kriegskunst gegen die inneren Widerstände zum Durchbruch zu verhelfen. Es war der großartige Versuch eines Sehenden und Erleuchteten, die schon im Frieden zerbrochene und im Krieg aufs schwerste zerborstene Einheitführung für die Zwecke des totalen Krieges und der Deutschen Rettung wiederherzustellen. So ist seine Forderung zu verstehen, daß die Gesamtpolitik dem Kriege zu dienen habe, eine Forderung, die darin ihre Begründung fand, daß das politische Leben der Völker im totalen Kriege untergegangen war, und daß es nur dann eine Rettung gab, wenn man alle Kraft des Reiches und Volkes der neuen Kriegskunst dienstbar machte.

Das Wesen dieser neuen Kriegskunst bestand darin, daß sie das Politische und das Militärische zur Einheit verband und zu einer sich gegenseitig tragenden und steigernden Kraft erhöhte. Sie ist nicht mehr wie alle bisherige Kriegskunst rein militärischer Natur, sondern sie wandelt alle politischen Werte des Volkes um in nutzbare militärische Kraft. Die innere Geschlossenheit des Volkes und die Einheit seiner Führung sind die wichtigsten Voraussetzungen für ihre Betätigung. Die Widerstände während des Weltkrieges und der Verrat an seinem Ende verhinderten den Feldherrn, die neue Kriegskunst zu verwirklichen und zum Siege zu führen.

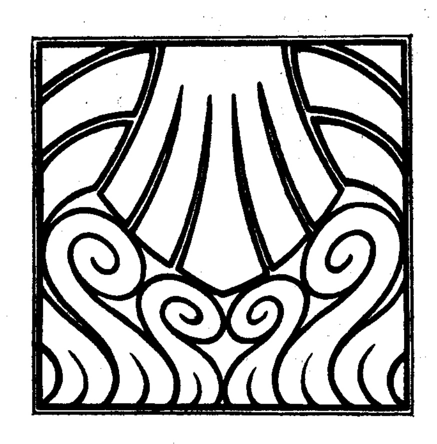
In gigantischem Kampf strebte er danach. Aber das Schicksal entschied anders. Doch noch in der Spätzeit seines Lebens hat er sich mit diesem Problem beschäftigt und in seiner Schrift „Der totale Krieg" die Grundsätze der totalen Kriegführung niedergelegt. Um ihren Erfolg zu sichern, werden hier äußerste Forderungen aufgestellt. So heißt es hier:

„Der Mann, der mit Kopf, Willen und Herzen den totalen Krieg für die Lebenserhaltung des Volkes zu führen hat, ist der Feldherr ... Der Mann, der Feldherr ist, hat an erster Stelle zu stehen ... Nur von erster Stelle aus kann er allein die Einheitlichkeit und den Nachdruck seinem Wirken verleihen, das bestimmt ist, den Feind niederzuringen und das Volk zu erhalten. Dieses Wirken ist allumfassend, wie der totale Krieg lebenumfassend ist. Auf allen Gebieten des Lebens muß der Feldherr der Entscheidende und sein Wille maßgebend sein ... Der Feldherr ist schon im Frieden für sein hohes Amt zu bestimmen, um damit die Verantwortung übernehmen zu können, die er im totalen Krieg selbst zu tragen hat. Er ist dafür verantwortlich, daß ihm für den Kriegsfall die gesamte Kraft des Volkes entweder unmittelbar in der Wehrmacht oder in der Heimat zur Verfügung steht. Er hat sich im Frieden zu überzeugen, daß die Geschlossenheit des Volkes auf gegebenen völkischen Grundlagen herbeigeführt, in ihnen die Jugend erzogen und das erwachsene Geschlecht ... gefestigt wird. Er hat dafür zu sorgen, daß die Kenntnis von der Bedeutung der Geschlossenheit eines Volkes für den totalen Krieg Gemeingut der Regierenden, der Staatsverwaltung, ja, des Volkes selbst ist. Nachprüfung der hier für den Krieg gegebenen Richtlinien ist Pflicht des Feldherrn. Der Feldherr hat zu prüfen, daß Finanzen und Wirtschaft den Anforderungen des totalen Krieges entsprechen und für ihn Maßnahmen getroffen sind, die die Aufrechterhaltung des Volkslebens und der Wirtschaft und die Versorgung des Volkes und der Wehrmacht sicherstellen. Der Feldherr befehligt die gesamte Wehrmacht, regelt ihre Ausbildung und Ausrüstung im Frieden und ihren einheitlichen Einsatz im Kriege durch die Weisungen für Mobilmachung, die ersten Unternehmungen und den Aufmarsch. Er ist Haupt der Kriegführung und hat die feindlichen Heere und die feindlichen Völker durch Kampf und Propaganda vernichtend zu treffen. Er sorgt dabei für die Erhaltung und Entwicklung der Kampfkraft der Wehrmacht auf Grund eintretender Kriegserfahrung und für die Erhaltung des Volkes und seiner seelischen, kampffreudigen Geschlossenheit in der Heimat. Er legt in der Politik die Richtlinien fest, die sie in dem Dienst der Kriegführung zu erfüllen hat."

Diese Grundsätze stellen die äußersten Forderungen dar, die überhaupt erhoben werden können. Dennoch darf man darunter nicht eine Vergewaltigung der politischen durch die militärische Seite sehen. Denn der totale Krieg kennt den Gegensatz dieser beiden Mächte nicht mehr, und wenn er in ihm aufklafft, ist er so gut wie verloren. Sein Wesen besteht ja gerade in der unbedingten Einheit der Führung. Dieses entscheidenden Grundsatzes wegen hat wohl der Feldherr Ludendorff jene äußersten Forderungen gleichsam als ein ideales Gesetz aufgestellt.

Wir sind heute durch Erfahrung und Erziehung mit dem totalen Krieg und seiner Führung vertraut geworden, und gerade auch der Feldherr Ludendorff hat durch sein Wirken dabei Entscheidendes getan. Dies darf nicht die Wahrheit überschatten, daß er es war, der die neue Kriegskunst aus eigener Erkenntnis in sich schuf und als erster zu verwirklichen strebte. Einer unserer ehemaligen Gegner, General Buat, der eine der maßgeblichen Persönlichkeiten der französischen Heeresleitung im Weltkriege war, hat das Wort geprägt:

„Ludendorff wird als der Feldherr des Weltkrieges in die Geschichte eingehen. Er ist doch der Größte unter uns."



Der Feldherr als Staatsmann in Ober-Ost

Karl v. Unruh, Hauptmann a. D.

In seinem Buche „Politik und Kriegführung in der neueren Geschichte", sagt Paul Schmitthenner:

„Ihm gegenüber vertrat Ludendorff jenes wahre und ganze politische Soldatentum, wie es der totale Krieg der Gegenwart und Zukunft erfordert. Er war der endlich wieder zur Ganzheit des Lebens zurückkehrende, mit der Politik verwachsene General, nicht der parteipolitische, nicht der politisierende, nicht der intrigierende, sondern der politische Soldat im höchsten Sinne: der das Soldatentum wieder auffaßte als eine vom politischen Gesamtleben unablösbare Wesensform seines Volkes, der den Krieg erkannte als einen der zwei möglichen Lebenszustände und als eine politische Handlung von sinnvoller Einheit."

Er hat damit klar herausgestellt, was den Feldherrn ausmacht. Nie wird die Geschichte diese Bezeichnung denen zulegen, die im „Nur-Soldatentum" ihre Aufgabe sehen.

So sehen wir in der Geschichte, daß die wirklichen Feldherren auch stets Staatsmänner und Organisatoren waren.

Schwerlich könnte diese Feststellung auf irgend jemanden besser treffen, als auf den Feldherrn Erich Ludendorff. Noch heute steht ein recht großer Teil des Deutschen Volkes seinem gewaltigen Werk mit der Meinung gegenüber, daß er ein guter Feldherr gewesen sei, daß ihm aber zu einem Staatsmann schlechterdings alles gefehlt habe. Und doch hat dieser Mann in wenigen Monaten in einem Lande, das vom Kriege durchzogen und in seinen Grundfesten erschüttert, dessen Verwaltung und Versorgung vollkommen zerstört waren, einen Staat aufgebaut, der in jeder Hinsicht mustergültig geordnet, dessen Finanzen so geregelt waren, daß sie jedem Ansturm noch standhielten, als die Währungen in anderen Ländern rings umher bereits zerschlagen waren.

An den Fronten tobte der Kampf. Jeder Tag, jede Stunde forderte von der Führung gewaltige Leistung. Entschlüsse waren zu fassen, ihre Ausführung zu überwachen. Die kriegerischen Maßnahmen mußten dem Gesamtrahmen eingepaßt werden. Eben waren die Russen unter schweren Kämpfen weiter zurückgeworfen, und die Deutschen Heere gingen daran, den eroberten Besitz zu sichern. Weites,

fruchtbares Land lag im Rücken der Sieger. In der Heimat begann der Mangel an Lebensmitteln spürbar zu werden. Da griff derselbe Mann, dessen weitausschauende Pläne und unerhörte Tatkraft die Deutschen Truppen beflügelt hatte, hinein in das wirtschaftliche Getriebe, dessen Räder langsamer zu laufen begonnen hatten. In kurzer Zeit schuf er aus dem eroberten Lande ein Deutsches Verwaltunggebiet, dessen Erträge halb Deutschland versorgten. Zu derselben Zeit, zu der die Kriegsgesellschaften unseligen Angedenkens anfingen, die Deutsche Wirtschaft in die Hände des überstaatlichen Kapitals zu spielen, zu dieser Zeit baute der Feldherr einen ganzen Staat auf. Ob es sich um die Nutzbarmachung des Bialowiczer Holzreichtums handelte, um das Anlegen von Straßen oder einer beständigen Währung für das unterstellte Gebiet — immer wußte der praktische Blick das Richtige zu finden, der bewegliche Geist alle zu höchster Arbeitleistung anzuspornen. So entstand mitten im Kriege durch die Hand des einen Mannes, der die Schlachten entwarf und lenkte, ein mustergültiges Staatswesen mit dem Namen „Ober-Ost". Es umfaßte Kurland, Litauen und den Bezirk Bialystock-Grodno. Als die Operationen des Jahres 1915, die die Deutsche Front weit nach Rußland hinein vorgeschoben hatte, abgeschlossen waren, galt es hier, wie der Feldherr in seinen „Kriegserinnerungen" sagt, „... mehr stille Arbeit zu leisten." Sie wurde geleistet, wurde so geleistet, daß nur Staunen und Bewunderung uns erfüllen kann über die Staatsschöpfung, die hier in so kurzer Zeit aus den Händen des Feldherrn hervorging.

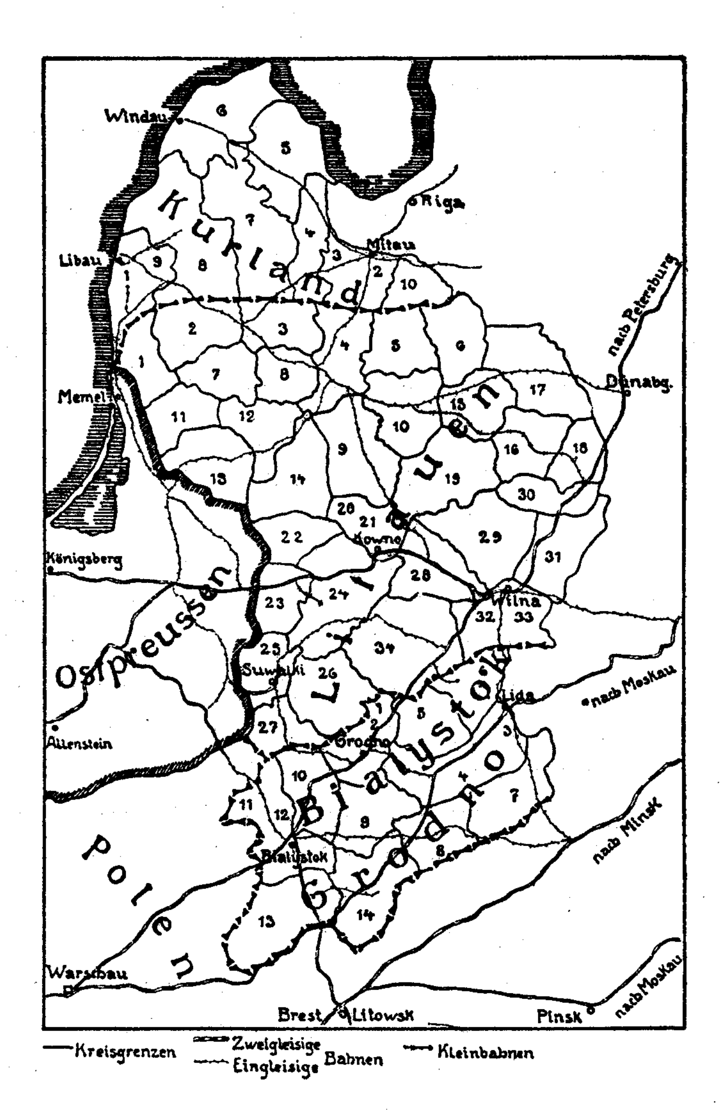
Von dem Militärgouvernementsgebäude der litauischen Stadt Kowno aus vollbrachte Erich Ludendorff diese Tat. Er sagte in „Meine Kriegserinnerungen" über die Lage:

„Die Verhältnisse, in denen sich die Ostarmee bei Abschluß der großen Operation befand, waren nach jeder Richtung hin unfertige, ebenso bedurften die Zustände des Landes, das wir im Laufe der Ereignisse besetzt hatten, der Regelung."

Wie er aber die ihm gewordene Aufgabe auffaßte, wie er auch hier Deutsche Geschichte bewußt gestaltete, indem er Vergangenheit und Zukunft miteinander verknüpfte und dieser Zukunft einen gewaltigen Inhalt zu geben suchte, das finden wir in seinen eigenen schönen Worten:

„Kowno ist der Typ einer russischen Stadt mit niedrigen, unansehnlichen Holzhäusern und verhältnismäßig breiten Straßen. Von den Höhen, die die Stadt eng umschließen, hat man einen interessanten Blick auf die Stadt und den Zusammenfluß des Njemen mit der Wilija. Jenseits des Njemen liegt der Turm eines alten

Verwaltunggebiet Ober-Ost. Einteilung der Kreise und Eisenbahnlinien



Kurland

1. Libau (Stadtkreis)
2. Mitau (Stadtkreis)
3. Doblen
4. Tuckum
5. Talsen
6. Windau
7. Goldingen
8. Hasenpot
9. Grobin
10. Bauske

Litauen

1. Russisch-Krottingen
2. Siady
3. Okmjany
4. Schaulen
5. Johanischkele
6. Birshi
7. Telsze
8. Kurschany
9. Kiejdany
10. Poniewiez
11. Wiezajcie
12. Skaudwile
13. Pojurze
14. Rossienie
15. Kupzischki
16. Uzjany
17. Rakischki
18. Saldugischki
19. Wilkomierz
20. Kowno (Stadtkreis)
21. Kowno (Landkreis)
22. Wladisalwow
23. Wylkowyschki
24. Mariampol
25. Suwalki
26. Sejny
27. Augustow
28. Koschedary
29. Schirwinty
30. Maljaty
31. Podbrodzie
32. Wilna (Stadtkreis)
33. Wilna (Landkreis)
34. Olita

Grodno-Bialystok

1. Grodno (Stadtkreis)
2. Grodno (Landkreis)
3. Lida (Stadtkreis)
4. Planty
5. Wasilischki
6. Radun
7. Ost (Zdzienciol)
8. Wolkowysk
9. Alekszyce
10. Sokolka
11. Bialystok (Stadtkreis)
12. Bialystok (Landkreis)
13. Bielsk
14. Swislocz

Nach „Das Land Ober-Ost".

Deutschen Ordensschlosses als ein Zeichen Deutscher Kulturarbeit im Osten und nicht weit von ihm ein Markstein französischer Weltherrscherpläne, jene Höhe, von der Napoleon 1812 den Übergang der großen Armee über den Strom beobachtete.

Gewaltige geschichtliche Eindrücke stürmten auf mich ein!

Ich beschloß, die Kulturarbeit, die die Deutschen während vieler Jahrhunderte in jenen Ländern getan hatten, in dem besetzten Gebiet aufzunehmen. Aus sich heraus schafft die buntgemischte Bevölkerung keine Kultur, auf sich allein angewiesen, verfällt sie dem Polentum.

Ich war stolz darauf, daß wir vor über hundert Jahren nach Zeiten echt Deutscher Schwäche und bitterster Not fremdes Joch abgeschüttelt hatten. Jetzt stand dasselbe Deutschland, von Napoleon, weil morsch, zerschlagen, dann durch große Männer geeint, in diesem Weltkriege dem überlegenen Feinde siegreich gegenüber und hatte glänzende Erfolge davongetragen. Ich hoffte auf den Sieg. Anders konnte es nicht kommen. Das Deutsche Volk hatte schon zu Schweres erlebt, um noch einmal sich so furchtbarem Geschick auszusetzen. Die Männer, die Deutschland führten, brauchten nur dessen Kräfte zu entfalten und das heilige Feuer zu schüren, das in aller Deutschen Herzen — so meinte ich damals — lebte.

Eine glückliche Zukunft gesicherter Wohlfahrt schien sich für das Vaterland aufzutun."

Welche Zuversicht und Kraft beseelte in jenem Augenblick den Feldherrn, welchen Willen zu großer Kulturtat offenbaren die Worte, aus denen die ganze Freude des Mannes spricht, der sich solcher Schöpfertat gewachsen weiß. Freilich — in seinen nach dem Kriege niedergeschriebenen Erinnerungen mischt sich dem Stolz die schmerzliche Erfahrung, daß das „heilige Feuer" nur zu bald erloschen war, weil „die Männer, die Deutschland führten", es nicht schürten und weil sie die Kräfte nicht entfalteten, die im Deutschen Volke immer lagen und liegen werden, solange sein Erbgut nicht zerstört ist. Damals waren weder die Seelengesetze bekannt, nach denen der Einzelne wie das Volk handeln, noch die Wirksamkeit der „in dreifache Nacht" gehüllten überstaatlichen Mächte.

In jenem Herbst 1915 ging der Feldherr mit seiner unermüdlichen Arbeitkraft, mit seinem ganzen Vertrauen auf den Deutschen Menschen daran, aus dem eben eroberten Gebiet ein Staatsgebilde zu schaffen, das sowohl dem Heere wie der Heimat neue Kraft zuführen als auch Deutscher Kultur Möglichkeiten erschließen sollte, sich im besten Deutschen Sinne auszuwirken. Ein Beginnen, das um so größer ist, als seine Ausführung mitten im Kriege, unter denkbar ungünsti-

gen Verhältnissen erfolgen mußte und als der, der die Aufgabe stellte und löste, der durch die militärische Leistung voll beanspruchte Feldherr selbst war.

Werfen wir zuerst einen kurzen Blick auf das Gebiet, das von dem Staatsaufbau in Ober-Ost erfaßt wurde. Die Front der dem Oberbefehlshaber Ost unterstehenden Armeen (12., 10., 8.) war Ende Scheidings 1915 in der ungefähren Linie nördlich Gorodischtsche—Krewo—Narotsch-See, westl. Dünaburg—Jakobstadt — westl. Riga zum Stehen gekommen. Ein dahinterliegender Streifen blieb den Armee-Oberkommandos als Operationgebiet unterstellt. Westlich davon lag als weites Etappengebiet eine Fläche von fast 120000 Quadratkilometer. Dieses Gebiet bestand in der Hauptsache aus Kurland, Litauen und den Bezirken Suwalki, Wilna, Grodno, Bialystock. Später wurden diese so zusammengelegt, daß als Verwaltungbezirke nur Kurland, Litauen und Bialystock-Grodno blieben. Über die Verhältnisse, die die Deutschen Truppen vorfanden, sagt der Feldherr in „Meine Kriegserinnerungen":

„Das Land befand sich durch den Krieg in einem verwahrlosten Zustande, nur da, wo wir länger gestanden hatten, herrschte bereits Ordnung. Die Bevölkerung war dem weichenden Russen teils freiwillig vorausgezogen, teils von ihm mitgeführt. Sie hatte sich stellenweise in den großen Waldungen versteckt und kehrte nun wieder heim. Viele ländliche Besitzungen blieben jedoch verlassen. Die Felder waren noch nicht abgeerntet. Wie es mit der Bestellung werden würde, ließ sich nicht übersehen. Jede Obrigkeit fehlte. Die russischen Regierungbeamten und die russischen Richter, der ganze russische Erobererstaat und fast die gesamte heimische Intelligenz hatten das Land verlassen. Eine Polizei oder Gendarmerie war nicht da, nur die Geistlichkeit besaß eine gewisse Autorität.

Das flache Land hatte zu leben; in den Städten, namentlich in Wilna, Kowno, Grodno, traten gleich zu Beginn der Besetzung ernste Verpflegungschwierigkeiten auf, die sich steigern und auch auf die anderen Städte ausdehnen mußten. Holz für Heizzwecke war nicht genügend vorhanden.

Die Bevölkerung stand uns, bis auf die Deutschen Teile, fremd gegenüber. Diese, insbesondere die Balten, hatten die Deutschen Truppen gut aufgenommen. Der Lette, als Opportunist, verhielt sich abwartend. Der Litauer glaubte, nun schlüge für ihn die Befreiungstunde; als die erhoffte bessere Zeit infolge der eisernen Notwendigkeit des Krieges nicht gleich eintrat, wandte er sich wieder ab und wurde mißtrauisch. Der Pole stand abseits in feindlicher Haltung, denn er befürchtete von uns mit Recht eine litauische Politik. Der Weißruthene kam nicht in Be-

tracht, die Polen hatten ihm seine Nationalität genommen, ohne ihm irgend etwas dafür zu geben. Ich wollte mir im Herbst 1915 ein Bild über die Verteilung der Weißruthenen machen. Sie waren buchstäblich zunächst nicht aufzufinden. Später erst zeigte es sich, daß sie ein ganz verbreiteter, aber äußerlich polonisierter Stamm sind, der auf so niedriger Kulturstufe steht, daß ihm nur bei langer Einwirkung geholfen werden kann. Der Jude wußte noch nicht, welches Gesicht er zeigen sollte, er machte uns aber keine Schwierigkeiten, wir konnten uns auch sprachlich mit ihm verständigen, während den Polen, Litauen und Letten gegenüber das fast nirgends der Fall war. Diese sprachlichen Schwierigkeiten fielen sehr erschwerend ins Gewicht und können nicht hoch genug eingeschätzt werden. Wir kannten auch infolge Mangels jeder einschlägigen Deutschen Literatur im übrigen die Verhältnisse von Land und Leuten nur wenig und sahen uns einer neuen Welt gegenüber.

In einem Gebiet, so groß etwa wie Ost- und Westpreußen, Posen und Pommern zusammen, standen wir vor einer ganz gewaltigen Aufgabe: alles war neu aufzubauen und einzurichten. Zunächst waren im Rücken der Armee Ruhe und Ordnung zu gewährleisten und die Spionage auszuschließen. Das Land mußte aus dem Lande selbst ernährt und für die Lebensmittelversorgung der Armeen und der Heimat sowie für die sonstige Ausrüstung der Truppen und unsere Kriegswirtschaft nutzbar gemacht werden. Unsere wirtschaftliche Lage machte dies bei der feindlichen Blockade gebieterisch zur Pflicht.

Kulturaufgaben sollten, so rasch es ging, in Angriff genommen werden, zur Lösung irgendwelcher politischen Probleme war die Zeit noch nicht gekommen."

Schon während des Sommers 1915 waren bei der fortschreitenden Besetzung des Landes einzelnen Etappeninspektionen Verwaltungchefs mit dem erforderlichen Personal beigegeben worden, um die Verwaltung zu ordnen, die durch die Etappeninspektionen nicht zu bewältigen war. Das neue Aufgabengebiet mußte aus eigenem Können gemeistert werden. „Gott sei Dank fehlte ‚der Vorgang', der Totengräber freier Entschlußkraft", sagt General Ludendorff und kennzeichnet damit schon, wie er die Arbeit selbst anfaßte und wie er sie angefaßt wissen wollte.

Um die Einheitlichkeit der Verwaltung zu sichern, mußte die Regelung, die bisher bei den einzelnen Etappen und oft in verschiedener Weise getroffen war, nun von einer Stelle erfolgen. Es mußten für die weitgreifenden Aufgaben aus der Heimat wie auch aus der Truppe Männer herangezogen werden, die imstande waren, die Absichten und Anregungen des Feldherrn auszuführen und durch ihr fachliches Können zu unterstützen. Das war nicht immer leicht; aber der Feldherr

wußte jeden da einzusetzen, wo er die ihm eigenen Kräfte besonders entfalten konnte. Und wie er selbst überall mit einer unbeschreiblichen Arbeitkraft und Leistung voranging, so gab jeder freudig her, was er konnte. Niemals arbeitet es sich leichter und lieber, und nie wird der Einzelne mehr über sich hinausgehoben, als unter der Leitung eines solchen Mannes, der stets anregt und jede selbständige Tat begrüßt.

In „Meine Kriegserinnerungen" sagt der Feldherr über die Auswahl der Persönlichkeiten:

„Bei der Größe der Aufgabe und der Ausdehnung des zu verwaltenden Gebiets war trotz möglichsten Sparens eine hohe Anzahl Männer für die Verwaltung nötig. Wenn ich sonst die Ansicht vertrete, daß es nicht auf die Menge, sondern auf den Wert des einzelnen ankommt, so hat dies doch seine Grenze. Ich konnte nicht unter eine gewisse Zahl heruntergehen, sie wäre übrigens bei keiner anderen Organisation geringer gewesen. Die Arbeitleistungen blieben für jeden einzelnen sehr hohe und erforderten die volle Manneskraft.

Ich legte Wert darauf, daß der militärische Charakter, wie es allein im Rahmen der Etappeninspektion möglich war, gewahrt und vornehmlich Angehörige des Soldatenstandes ausgewählt wurden, die nicht mehr frontverwendungfähig waren. Ich nahm aber auch Nichtmilitärs. Es kam mir naturgemäß darauf an, fachtechnisch ausgebildete Persönlichkeiten zu bekommen, denn den Glauben, daß die Mehrzahl der Menschen befähigt ist, jedes Amt zu verwalten, kann ich nicht teilen. Wie schon allein eine gewisse Arbeittechnik die Arbeit zum Nutzen des Ganzen erleichtert, habe ich oft gesehen. Für die reine Verwaltung mußte ich auch Herren ohne fachtechnische Vorbildung nehmen, hier konnten klarer Wille, allgemeines Wissen und gesunder Menschenverstand Fehlendes ersetzen. Für Landwirtschaft und Forsten, Gericht, Finanzen, Kirche und Schule waren Leute vom Fach unbedingt nötig. Bei der außerordentlichen Beanspruchung des Menschenbestandes durch Heer und Heimat war es namentlich im Anfang schwierig, die nötigen Männer zu erhalten; später, als die Verwaltung des Oberbefehlshabers Ost einen gewissen Ruf bekam, wurde es leichter ... Ich wollte zuverlässige Menschen in dem fremden Land haben. Einheimische wurden nur in Kurland, aber auch hier mit Zurückhaltung angestellt.

Jeder machte sich gleich mir mit Eifer an seine schwere und mühevolle Arbeit. Wir wirkten in uns bis dahin vollständig unbekannten Verhältnissen, dazu in einem durch den Krieg zerrütteten Lande, in dem alle staatlichen und wirtschaft-

lichen Bande zerrissen waren. Wir sahen uns einer fremden Bevölkerung gegenüber, die aus verschiedenen sich gegenseitig befehdenden Stämmen zusammengesetzt war, uns sprachlich nicht verstand und größtenteils innerlich ablehnte. Der Geist treuer und selbstloser Pflichterfüllung, das Erbteil hundertjähriger preußischer Zucht und Deutscher Tradition beseelte alle."

An die Spitze der Verwaltungbezirke trat ein Verwaltungchef, der selbständig, aber dem Etappeninspekteur und dem Oberbefehlshaber Ost gegenüber voll verantwortlich das Land verwaltete. Der Feldherr hat über die Persönlichkeiten der einzelnen Verwaltungträger in „Meine Kriegserinnerungen" ausführlich gesprochen. Die — zunächst sechs, später drei — Verwaltungbezirke wurden in Kreise aufgeteilt. Sie wurden verwaltet durch Kreishauptleute. Bei ihnen lag der Schwerpunkt der Verwaltung, ebenso bei den ihnen gleichgestellten Stadthauptleuten der größeren Städte.

„Unter den Kreishauptleuten betätigten sich Bürgermeister und Amtsvorstände für die kleineren Städte und das flache Land. Die Amtsvorstände verkehrten wiederum mit den Ortsvorständen. Für die landwirtschaftliche Ausnutzung des Landes waren den Kreishauptleuten besondere Wirtschaftoffiziere angegliedert, denen die Überwachung der Bebauung des Landes, die Bewirtschaftung der Güter sowie die Sorge für Produktionsteigerung und die Verwertung der Ernte oblagen. Andere Organe dienten den Kreishauptleuten für das Aufbringen der Kriegsrohstoffe aller Art." („Meine Kriegserinnerungen.")

Der vorstehend geschilderte Aufbau vollzog sich allmählich, wie er sich durch die entstehenden Aufgaben als notwendig herausstellte. Am 7. Juni 1916 wurde dann die Verwaltungordnung erlassen, wie sie sich in den vorhergehenden Monaten als zweckmäßig erwiesen hatte. Der bei Ober-Ost eingerichtete Verwaltungstab trug durchaus den Charakter einer Staatsregierung. Das „Ministerium" dieser Regierung umfaßte nachstehende Abteilungen*):

1. Eine politische Abteilung. Ihr oblag die gesamte Landesverwaltung, das Verordnungwesen und die politische Fragenbehandlung, wie die Nationalitätenpolitik und der politische Zusammenhang mit den obersten Heeres- und Reichsstellen, Bearbeitung aller Personalangelegenheiten. Angegliedert war dieser Abteilung die Druckerei von Ober-Ost, die sogar die Banderolen für das Zündholz-

*) Siehe „Das Land Ober-Ost", Deutsche Arbeit in den Verwaltungsgebieten Kurland, Litauen und Bialystok-Grodno, Herausgegeben im Auftrage des Oberbefehlshabers Ost. Verlag der Presseabteilung Ober-Ost.

und Zigarettenmonopol und zum Teil die Darlehenskassenscheine druckte, die im Verwaltunggebiet herausgegeben wurden.

2. Die Finanzabteilung. Von ihr wurden Etats- und Kassenwesen, direkte und indirekte Steuern, Zölle und Monopole bearbeitet.

3. Die Landwirtschaftabteilung, die die Landbestellung und die Nutzbarmachung der landwirtschaftlichen Vorräte des Landes sowohl für das Heer als auch für die Bevölkerung des besetzten Gebietes organisierte.

4. Die Forstabteilung, der die Verwaltung, Ausnutzung und Verwertung der gesamten Waldbestände unterstand.

5. Die Kirchen- und Schulabteilung. Sie hatte das Kirchen- und Schulwesen zu leiten, den Schriftverkehr der Geistlichkeit zu regeln und Kunst und Wissenschaft zu betreuen.

6. Die Justizabteilung.

7. Die Postabteilung. Sie diente der Einrichtung und Überwachung des Postverkehrs für die Zivilbevölkerung.

8. Die Handelsabteilung. Außer der Belebung von Handel, Gewerbe und Industrie im besetzten Gebiet und Nutzbarmachung für die Deutsche Wirtschaft hatte sie die vorhandenen Rohstoffe ihrer Verwertung zuzuführen und das Geld- und Kreditwesen zu überwachen.

9. Die Landeskulturabteilung. Obst- und Gemüsebau, Pflanzenschutz und Landverbesserungen zu fördern war neben der Bearbeitung allgemeiner Fragen der Landeskultur Aufgabe dieser Abteilung.

Zur Erfüllung der polizeilichen Aufgaben wurde ein Gendarmeriekorps gebildet. Da hierzu geeignete Kräfte nur in geringem Maß zur Verfügung standen, mußte durch Ausbildung aus der Front abkommandierter Mannschaften ausgeholfen werden. Der Feldherr selbst sagt hierüber:

„Die ganze Einrichtung blieb ein Notbehelf. Vielleicht haben einzelne Gendarmen bedauerlicherweise zu der späteren Mißstimmung beigetragen. Wie sollten sie im fremden Lande einer unfreundlich gesinnten Bevölkerung gegenüber ohne genügende Sprachkenntnisse auftreten und irgend etwas durchsetzen? Ich will durch diese eine Frage nur die ganzen Schwierigkeiten vor Augen führen, mit denen die Deutschen Männer im fremden Lande zu rechnen hatten. Unredlichkeiten und ehrloser Gewinn sind nie und nimmer zu entschuldigen. Viele Gendarmen haben ihre Treue im Kampf gegen die zahlreichen Banden mit dem Tode bezahlt. Das soll ihnen unvergessen bleiben." („Meine Kriegserinnerungen.")



Frau Dr. Mathilde Ludendorff
Aufnahme aus dem Jahr 1937

Ludendorff in Frankfurt am Main im Jahre 1927



Unten: Regimentsappell in Düsseldorf
am 13. Juni 1926

In diesen wenigen Sätzen hat der Feldherr nicht nur die Schwierigkeiten umrissen, denen die gesamte Aufbauarbeit bei Ober-Ost begegnete, sondern sie offenbaren sein Eindringen in die Einzelheiten ebenso, wie sein warmes Herz, das in steter Fürsorge für die ihm unterstellten Männer schlug und ihnen gerecht wurde.

Es soll kurz auf die im einzelnen geleistete Arbeit eingegangen werden. Gab der Feldherr der Verwaltung bei ihrer Gründung die Weisung mit: „In altpreußischer Pflichttreue und Sparsamkeit mit wenigem viel erreichen!" — so enthielt die Verwaltungordnung die Aufgabe:

„1. Aufgabe der Verwaltung ist die Herstellung und Erhaltung geordneter politischer und wirtschaftlicher Verhältnisse im besetzten Gebiet.

2. Die Interessen des Heeres und des Deutschen Reichs gehen stets denen des besetzten Landes vor"*).

In wirklich vorbildlicher Weise wurden diese Grundsätze erfüllt, weil an der Spitze ein Mann stand, der mit umfassendem Blick, mit der genialen Fähigkeit des geborenen Staatsmannes die wesentlichen Dinge erkannte und sie durchführte oder durch dazu geeignete Persönlichkeiten in dem von ihm gewollten Sinne zu fördern wußte.

„Ich sah allmählich bei näherer Kenntnis des Landes, daß dies und jenes nicht durchzusetzen war, und mußte ändern. Gewiß ließ sich auch dann noch hier und dort etwas Besseres machen oder mehr erreichen, das ist selbstverständlich. Es war aber meine Aufgabe, in unbekannten Verhältnissen kurz und tatkräftig zu handeln. Auch in diesem Fall wog in den wirtschaftlichen Fragen ein Unterlassen schwerer als ein Fehlgriff, der immer noch berichtigt werden konnte. Erst nachdem eine Sache angefaßt war, konnte ich Klarheit gewinnen." („Meine Kriegserinnerungen.")

Eine der ersten Maßnahmen zur Herbeiführung geregelter wirtschaftlicher Verhältnisse war die Barzahlung und die Einlösung der Requisitionscheine, die die Truppe für die entnommenen Lebensmittel und Waren ausgestellt hatte.

„Ich wollte damit eine Hebung der Produktion erreichen, an der mir sehr viel lag, und dem Lande helfen." („Meine Kriegserinnerungen.")

Das Vertrauen der Bevölkerung zur Verwaltung mußte hergestellt werden. Nur wenn sie wenigstens zu einem Teil mitarbeitete, war ja die Bewältigung der vielerlei Aufgaben, wie gerade z. B. Land- und Forstwirtschaft, Handel und Rohstoffversorgung in dem gewollten Umfange möglich. Alle Maßnahmen, die der

*) Aus „Das Land Ober-Ost".

Feldherr traf oder anregte, waren immer auf das für Front und Heimat Notwendige und auf das Erreichen des Möglichen gerichtet. Stets kommt dabei die Rücksicht auf die Gesamtlage des Deutschen Volkes und auf die Entfaltung und Förderung der in dem unterworfenen Lande vorhandenen Kräfte zum Ausdruck. Es zeugt ganz besonders für die hohe staatsmännische Einsicht des Feldherrn, daß die getroffenen Einrichtungen den gesamten äußeren und inneren Aufbau so erfaßten, daß wohl eine für Deutsche Zwecke betriebene, aber dem Lande und der Bevölkerung angepaßte, nach Grundsätzen Deutscher Ordnung und Wirtschaftlichkeit durchgeführte Verwaltung entstand. Der Staat, der so geschaffen wurde, erfüllte seinen Sinn für das Leben des Deutschen Volkes, aber auch für die im besetzten Gebiet lebende Bevölkerung. Er war ein Gebilde, das bei sinngemäßer Fortführung hätte unabhängig sein können von einem Wechsel der verwaltenden Regierung. Wenn die späteren Machthaber nicht imstande waren, es zu erhalten, so haben sie sich selbst wertvollsten Besitzes beraubt.

Der Feldherr gibt in „Meine Kriegserinnerungen" in knapper Klarheit die Darstellung des Aufbaues, wie er durch die verschiedenen Abteilungen geleistet wurde. Wir können die gewaltige Arbeit nicht eindringlicher zeigen als durch die Wiedergabe seiner eigenen Ausführungen. So sagt er über die landwirtschaftliche Arbeit:

„Für uns kam es darauf an, die landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu erfassen sowie für einen geregelten Betrieb der Landwirtschaft und die Ausnutzung des Grund und Bodens zu sorgen. Dies wurde durch die geringe Einwohnerzahl des Landes — der Kreis Bauske zählte z. B. nur 4 Einwohner auf einen Quadratkilometer — erschwert. In dem Wunsche, der Heimat zu helfen, und auf ihr Drängen hin muteten wir uns in bezug auf das zu bestellende Areal zuviel zu. Wir zogen auch Deutsche Gesellschaften heran, die in dem dünnbevölkerten Lande mit ihren Mitteln die Bestellung fördern sollten. Wir nahmen große Güter in eigene Bewirtschaftung, Motorpflüge und landwirtschaftliche Maschinen aller Art wurden geliefert, Saatgetreide wurde verausgabt. Truppenpferde halfen bei der Bestellung aus. Die Hauptsache aber war, durch richtige Preisbildung neben der Barzahlung auf die ländliche Bevölkerung anregend zu wirken.

Die Preise, die wir bewilligten, blieben unter denen im Generalgouvernement Warschau, waren aber durchaus genügend. Wir trugen den ungeheuren Ausgaben unserer Staatskasse Rechnung. Die Regierung des Prinzen Max erhöhte die Preise sofort; die Gründe hierfür übersehe ich nicht. Dank hat Reichskanzler Prinz Max hierfür jedenfalls nicht geerntet.

Die Erträgnisse des Bodens waren im allgemeinen gering und enttäuschten unsere Hoffnungen. Er ist nicht drainiert, die Bestellung kann erst spät beginnen. Die Sortenauswahl wurde nicht mit Sorgfalt durchgeführt. Künstliche Düngung kannte man nicht. Günstig waren nur die Ergebnisse der Klee- und Gras-Heuernte sowie der Raps- und Flachsgewinnung.

Der Antransport der Vorräte zur Bahn oder anderen Sammelstellen machte besondere Schwierigkeiten. Auf schlechten Wegen mit kleinen ein- und zweispännigen Wagen mußten die ländlichen Produkte oft tagelang zur Abgabe dorthin gefahren werden. Wir zahlten Anfuhrprämien, aber die Eigentümlichkeiten jenes Kriegsschauplatzes konnten nur gemildert, nicht ausgeschaltet werden. Vieles kam nicht zur Abgabe.

Die Einrichtung von Kartoffeltrockenanstalten wurde sofort vorbereitet und auch das Stroh- und Holzaufschließung-Verfahren verfolgt.

Bei der starken Inanspruchnahme des heimischen Viehstapels war die Ausnützung der Bestände des besetzten Gebietes besonders wichtig. Natürlich hatten sie durch den Krieg stark gelitten. Es mußten Zählungen abgehalten werden. Die Arbeit war schwer. Die Rinder wurden in Kellern versteckt oder in die Waldungen getrieben, aber die Bestandsaufnahme gelang doch nach und nach, trotzdem jeder Kataster fehlte. So konnten wir allmählich in eine regelrechte Bewirtschaftung eintreten

Dem Gemüse- und Obstbau wurde große Beachtung geschenkt; es entstanden Fabriken für Marmelade- und Konservenbereitung. Pilze wurden in großen Mengen gesammelt und getrocknet."

Hier ist hinzuzufügen, daß der Feldherr persönlich fünf Marmeladenfabriken durch die Landeskulturabteilung gründen ließ, da bis dahin nichts derartiges in dem Lande vorhanden war. Es sollen kurz einige Zahlen zeigen, was der Befehl des Feldherrn zur Organisation der Obsterfassung und Obst- und Gemüseverwertung in dem Jahre der Gründung 1916 schon an Lieferungen u. a. hervorbrachte: 300000 Zentner Marmelade, 22000 Liter Obstsäfte, 5200 Einkilodosen Pilze, 3000 Zentner getrocknete Pilze, 1900 Zentner frische Pilze, 120000 Zentner frisches Gemüse, 3700 Zentner frisches Obst. Im Spätherbst 1916 zeigte eine reichbeschickte Ober-Ost-Obstausstellung in Berlin frisches Obst und alle Arten verarbeiteten Obstes und Gemüses.

An diesem einen Beispiel für viele ist dargetan, wie die Persönlichkeit und der Befehl des Feldherrn Werte in kürzester Zeit zu schaffen wußte, die von unermeßlicher Bedeutung für die Kriegführung und die Versorgung der Heimat waren.

„Der Fischfang in den zahlreichen großen Landseen wurde verpachtet, von Libau aus der Seefischfang organisiert.

Alles, was irgendwie für die Ernährung auszunutzen war, wurde gewonnen." („Meine Kriegserinnerungen.")

Wieder war es auch hier der Feldherr selbst, der schon im Herbst 1915 auf die Nutzbarmachung des Fischreichtums hinwies und dadurch eine Quelle erschloß, aus der reiche Nahrung für Front und Etappe gewonnen wurde. Und wie des unerschöpflich tätigen Geistes Anregung überall Neues hervorbrachte, so entstanden hier Räuchereien für Süßwasserfische, die in seenreichen Kreisen eingerichtet und in denen alle Arten von Süßwasserfischen geräuchert wurden*).

War 1915/16 im Winter die Not noch so groß, daß der städtischen Bevölkerung der besetzten Gebiete aus den Proviantämtern geholfen werden mußte, so war bereits im Sommer 1916 ein Umschwung dahin eingetreten, daß nicht nur Front und besetztes Gebiet von dem Ertrage erhielten, sondern auch der Stadt Berlin ausgeholfen werden konnte. In welchem Maße später das Land Ober-Ost zur Versorgung der Heimat beitrug, ist jedem bekannt, der jene schweren Jahre miterlebt hat!

Erreicht konnte dies nur durch die wahrhaft großzügige Unterstützung werden, die der Feldherr allen landwirtschaftlichen Fragen und Dingen zuteil werden ließ. Wieder ist es eine kurze Bemerkung in dem schon mehrfach erwähnten Buche „Das Land Ober-Ost", die uns einen tiefen Einblick tun läßt. Im Abschnitt „Landwirtschaft und Volksernährung" überschreibt Dr. Haepke eine Seite „Feldherren als Landwirte" und schildert, wie „der Schöpfer der Verwaltung, Exzellenz Ludendorff", regsten Anteil an allen Maßnahmen nahm, die zur Hebung der Produktion führen sollten. Dort finden wir dann die Worte:

„Jene Episode, als der Generalstabschef" (der Feldherr) „noch während unsere Geschütze der russischen Märzoffensive ein Halt zuriefen, sich um die Bestellung der brachliegenden Kownoer Gärten bemühte, wird denen, die darum wissen, unvergessen bleiben, als Zeichen dafür, wie hoch und ernst die wirtschaftliche Forderung der Stunde an maßgebender Stelle bewertet wurde."

Besondere Aufmerksamkeit widmete der Feldherr der Versorgung der Landwirtschaft Ober-Ost mit künstlichem Dünger. Er war es auch, der schon im Kriege eindringlich den Ausbau des Leunawerkes forderte und förderte. Ging sein Streben doch dahin, die Gewinnung des Stickstoffes aus der Luft so zu steigern, daß die

*) Siehe „Das Land Ober-Ost".

Landwirte nach dem Kriege diesen wichtigen Dünger umsonst oder zu ganz niederem Preise erhalten sollten. Wie hat der Feldherr gerade hier mit wahrhaft staatsmännischem Weitblick dem Bauern helfen und dem Deutschen Volke die Möglichkeit zu eigener, vom Auslande unabhängiger Versorgung geben wollen! Wenn seine großzügigen Gedanken und Pläne damals nicht Wirklichkeit wurden, so wissen wir heute, daß neben der Unfähigkeit kleiner Zeitgenossen stets die Mächte, denen aus dem Zusammenbruch Deutschlands die Befriedigung ihrer verbrecherischen Weltherrschaftgelüste erwachsen sollte, sich hineinmengten und die Auswirkung der rettenden Deutschen Taten des Feldherrn verhinderten. So wurde es möglich, daß im Gegensatz zu des Feldherrn Absichten und in Erfüllung der Wahnsinnsforderungen unserer Feinde diese den Stickstoff jahrelang billiger erhielten als der Deutsche Bauer, für den der Feldherr den Ausbau des Leunawerkes gedacht hatte. Wahrlich, die Deutsche Geschichte ist reich an Beispielen dafür, wie schwer das Deutsche Volk Undankbarkeit und Gleichgültigkeit gegen seine Großen durch eigene Not zu büßen hatte. Wer weiß aber heute noch von dieser so wesentlichen Tat des Staatsmannes Ludendorff! Wer hat je davon gewußt?

In engem Zusammenhang mit den Maßnahmen zur Sicherstellung der Ernährung stand die Bewirtschaftung der riesigen Waldbestände, die außer dem Holzbedarf für die Truppe, für Eisenbahn-, Brücken- und Straßenbau Holz für die verschiedensten Zwecke zu liefern und zu verarbeiten hatte. Unter der Leitung erfahrener Forstbeamten entstanden Sägewerke und Anlagen, die das Holz gleich an Ort und Stelle schnitten oder chemisch verarbeiteten.

„Zellulosehol3 für die Pulver- und Papierfabrikation wurde Deutschland in recht beträchtlichen Beständen zugeführt. Wir gaben den Handel mit diesem Holz in den besetzten Gebieten sehr bald frei. Die Heimat und wir sind dabei gut gefahren. Ich freute mich, die Papierlieferung an die Zeitungverlage der Heimat erleichtern zu können." („Meine Kriegserinnerungen.")

Ein anderer Zweig der Holznutzung bestand in der Harzgewinnung von den Bäumen, die kurz vor dem Abtrieb standen. Das gewonnene Harz wurde in einer dazu errichteten Fabrik in Kowno verarbeitet. So flossen der Heimat reiche Hilfemittel und wichtige Rohstoffe zu, ohne daß irgendwelcher Raubbau im Gebiet Ober-Ost getrieben werden durfte.

„Die wirtschaftliche Ausnutzung des Landes war nach allen Richtungen hin sehr gründlich und, soweit möglich, mit der Schonung des Landes und seiner Bewohner verbunden." („Meine Kriegserinnerungen.")

Weit schwierigere Aufgaben als die wirtschaftliche Bearbeitung stellten der Militärverwaltung die Finanz- und Rechtsfragen.

„Es war keine einfache Aufgabe, die ganze Verwaltung zu finanzieren", schreibt der Feldherr. Aber die Lösung gelang. Die Reichskasse sollte nicht belastet werden. So mußten Abgaben gefunden werden, die Einnahmen brachten.

„Sämtliche Abgabensysteme mußten technisch auf der denkbar einfachsten Grundlage aufgebaut werden. Kompliziertere und damit gerechtere Systeme wären bei dem Mangel an geschultem Personal, dem Fehlen aller Unterlagen aus der Russenzeit und der Ungewohntheit der Bevölkerung, in ihnen sich zurechtzufinden, einfach undurchführbar gewesen. Der Schwerpunkt der Abgaben wurde in Anlehnung an die russischen Verhältnisse auf die Zölle, indirekten Steuern und Monopole gelegt."

Die Zölle, ein Einfuhrzoll auf die für die Bevölkerung bestimmten Sendungen, und ein Ausfuhrzoll auf Zelluloseholz, waren nicht ergiebig. Bei den Steuern war es besser. Hier wurde eine „roh gestaffelte Kopfsteuer", eine Grund- und Hausbesitz- wie eine Gewerbesteuer geschaffen. Durch das Branntwein-, Tabak-, Süßstoff-, Salz- und Zündholzmonopol wurde dieses System ergänzt. Während das Brantweinmonopol nicht den Sinn hatte, große Einnahmen zu erzielen, sondern in der Hauptsache zu bewirken, daß aller Branntwein für den Heeresbedarf sichergestellt wurde, flossen aus dem Zigarettenmonopol erhebliche Gewinne.

Durch sinnvolle Steuerzuweisung wurden die Kreise in ihrer geldlichen Verwaltung selbständig gemacht oder unterstützt.

Eine besonders wichtige Frage war die der Währung. Die Bevölkerung hing am Rubel, der aber außerordentlichen Valutaschwankungen unterworfen war. Das vom Ober-Ost ausgegebene Geld — Darlehenskassenscheine — war auf Rubel ausgestellt. Allmählich aber zeigte sich, daß die schwankenden Rubelkurse die Umstellung auf Markwährung notwendig machten. Die Einlösung erfolgte in Deutscher Reichsmark mit einem feststehenden Kurse von 2 Mark. Der Feldherr sagt, daß dies Geld „bald gern genommen wurde". Es hielt erheblich länger als die Deutsche Reichsmark und erwies schon dadurch, welches Vertrauen die Deutsche Verwaltung Ober-Ost sich erworben hatte. Darum erinnerte General Ludendorff gerne und mit stolzer Freude gerade an die Schaffung dieser Ober-Ost-Währung.

Große Schwierigkeiten bereitete naturgemäß die Einführung geordneter Rechtspflege. Als Grundlage diente die Haager Landkriegsordnung, die besagt,

daß die Bewohner nach ihren Landesgesetzen abgeurteilt werden sollen. Diese Gesetze mußten aber erst festgestellt werden!

„Das war bei den verworrenen russischen Verhältnissen, die auch auf diesem Gebiete vor dem Kriege geherrscht haben, nicht leicht. Nachdem die Gesetze gefunden waren, mußten sie ins Deutsche übersetzt werden, damit die Deutschen Richter danach Recht sprechen konnten."

Da das in Rußland herrschende Recht bis auf das Strafrecht uneinheitlich war, so ergeben sich schon die Schwierigkeiten, die von den Deutschen Juristen zu überwinden waren. Die russischen Gerichte waren fast durchweg unter Mitnahme der wichtigsten Akten und der Gerichtsarchive geflohen. Am günstigsten lagen die Verhältnisse in Kurland, wo das „Privatrecht Liv-, Esth- und Kurlands" galt, das ein „durchaus modernes Deutsches Recht" war. Hier waren auch Juristen zurückgeblieben, die Verwendung in der Deutschen Gerichtsbarkeit fanden, und den durch die Militärverwaltung eingesetzten Beamten fiel das Einarbeiten leicht. Im Bezirk von Suwalki galt vorherrschend das französische bürgerliche Handels- und Wechselrecht. In den übrigen Gouvernements galt das Zivilgesetzbuch und das Handelsgesetzbuch der russischen Gesetzsammlung. Das Strafrecht beruhte auf dem Gesetz über die kriminellen und korrektionellen Strafen, dem Gesetz betreffend die von dem Friedensrichter zu verhängenden Strafen und einigen Abschnitten des am 22. März 1903 bestätigten, aber noch nicht vollständig eingeführten russischen Strafgesetzbuches. Die Deutsche Verwaltung wandte dieses Gesetzbuch allgemein an.

Ebenso bunt wie das Bild des geltenden Rechts war das der Gerichtsverfassung, die am 1. 3. 1916 durch eine neue Gerichtsverfassung ersetzt wurde, die zwar die russischen Bezeichnungen beibehielt, aber die bis dahin vorhandenen Sondergerichte beseitigte und die Gerichtsbarkeit erheblich vereinfachte. Es gab von da ab ein Friedensgericht bei dem Landkreise, ein oder mehrere Bezirksgerichte bei dem Verwaltungbezirk und ein Obergericht in Kowno. Der Schwerpunkt lag wie in der Verwaltung auch hier bei den Landkreisen, also den Friedensgerichten. Zur Entlastung der ordentlichen Gerichte war ein Verwaltungstrafverfahren eingeführt worden, das den Kreis- (Stadt-) Hauptleuten die Aburteilung der weniger schweren Straffälle überließ und gegen dessen Entscheidung kein Rechtsmittel zulässig war. Da das russische Prozeßverfahren sehr umständlich war, wurden die Vorschriften der Deutschen Zivil- und Strafprozeßordnung angewandt.

Das Vertrauen der Bevölkerung, die die Gerichte gerne auch für ihre teilweise weit zurückliegenden Privatstreitigkeiten beanspruchte, legt Zeugnis ab von dem

Geist, der in der Regierung „Ober-Ost" herrschte. Von der umfassenden Leitung dieses Staatswesens durch den Feldherrn, der in „Meine Kriegserinnerungen" die kurzen Ausführungen über die Rechtspflege mit den stolzen Worten schließt:

„Ich glaube, kein anderes Volk als das Deutsche wird solche Umstände mit im Kriege genommenen Gebieten machen ... Der Deutsche Richter hat hier in armen, verlausten litauischen Städtchen nach fremden Gesetzen mit gleicher Objektivität und gleichem Ernst Recht gesprochen wie in Berlin nach den eigenen Gesetzen. Wer macht uns dies nach?"

Die gleiche Frage ließe sich bei jedem Zweige der Verwaltung stellen. Sie liegt besonders nahe bei der Betrachtung der hygienischen Maßnahmen und Erfolge, die auch wieder beispielhaft sind. Der Feldherr geht nur kurz darauf ein:

„Besondere Aufmerksamkeit schenkten wir den hygienischen Verhältnissen der Bevölkerung. Der Kampf gegen das Fleckfieber, das an vielen Stellen herrschte, wurde erfolgreich durchgeführt. Es kostete uns große Opfer an Ärzten."

Spricht nicht aus diesen wenigen Worten der ganze Wille, diesen Kampf zum Siege zu führen, sei es auch mit Opfern — weil es so sein mußte zum Wohl von Heer und Bevölkerung? Und es spricht aus ihnen zwar die Befriedigung, daß der Kampf gewonnen wurde, aber auch der Schmerz über die großen Opfer an Männern, die heldenhaft dem Grauen der Seuchen zu Leibe gingen.

Einige Zahlen sollen sprechen. Die Verwaltung fand vor 41 Krankenhäuser mit 810 Betten, 5 Irrenanstalten mit 40 Betten. 1½ Jahre später sind es 6000 Betten in Krankenhäusern, sind es 9 Irrenanstalten mit 920 Betten, die auf 1020 erhöht werden können. Als die Verwaltung begann, herrschte Cholera, Ruhr, Typhus, Pocken und Fleckfieber. Ungesunde Wohnverhältnisse, schlechtes Wasser, keine oder ungenügende ärztliche Versorgung, Verheimlichung der Krankheitfälle, Unsauberkeit überall — da sollte Ordnung geschaffen werden! Es wurde erreicht. Schon Ende 1915 war die Cholera beseitigt, die Zahl der anderen Seuchenfälle wesentlich verringert. Seuchentrupps, Anmeldepflicht, Impfung, Entlausung — das sind Marksteine des Weges, der gegangen wurde. Dazu kam die Verbesserung der vorhandenen Wasseranlagen oder ihr Ausbau, Abdeckung der Schöpfbrunnen, Umbau und Neuanlage von Brunnen und andere hygienische Maßnahmen, von denen die Zwangsreinigung der Häuser und der Kampf gegen die Prostitution hervorgehoben seien.

Verworren und unzulänglich wie andere russische Zustände waren auch die Schulverhältnisse, deren Entwicklung eng mit dem Kirchenwesen zusammenhing.

In Kurland herrschte die lutherische, in Litauen und Polen die römisch-katholische Kirche vor. Staat und orthodoxe Kirche wollten deren Einfluß immer schärfer zurückdrängen; so kam es zu einem immerwährenden Kampf, der sich auf dem Gebiete des Schulwesens verheerend auswirkte. In Kurland lagen die Bedingungen naturgemäß günstiger. Doch hatte auch hier die Zurückdrängung der Deutschen Sprache und die Anstellung russischer, zu junger Lehrer schweren Schaden getan. Trotzdem war in Kurland bei der Anstellung Deutscher Lehrkräfte durch die Militärverwaltung leichteres Arbeiten als in den anderen Gebieten, wo die Bevölkerung nicht Deutsch verstand, geschweige denn sprach.

Das gesamte Unterrichtswesen wurde durch die Kirchen- und Schulabteilung bei der Verwaltung Ober-Ost neu eingerichtet. Von den Richtlinien für die Schulen sagt der Feldherr:

„Sie sind von hoher Warte geschrieben und ließen jedes Bekenntnis und jeden Stamm zu seinem Rechte kommen. Hier, wie überall, sollte alles ausgeschlossen werden, was als Nadelstichpolitik wirken konnte."

Die Schulen gliederten sich in Volksschulen, die konfessionell waren, Mittel- und höhere Schulen, die den Angehörigen aller Bekenntnisse offenstanden. Dazu traten noch Lehrerbildung- und Fachschulen. Der Besuch der Schulen war freiwillig. Dem Mangel an geeigneten Lehrkräften wurde durch „Landsturmleute aus dem Lehrerstande" und durch Abhaltung von Lehrer- und Lehrerinnenkursen abgeholfen, soweit das möglich war. Sehr beschäftigte den Feldherrn die Frage der Lehrmittel:

„Auch der Schulbücherfrage wurde Aufmerksamkeit geschenkt; wie durch Lehrmittel ein nationales Empfinden großgezogen werden kann, das zeigten mir verschiedene polnische Lesebücher. Da waren Danzig, Gnesen, Posen, Wilna polnische Städte. Diese Tatsache machte auf mich einen gleich tiefen Eindruck wie die Folgerichtigkeit, mit der Frankreich seine Jugend in ähnlicher Weise in dem Revanchegedanken erzog. Polen und Franzosen haben damit ein starkes Nationalgefühl in sich wach gehalten, das ihnen jetzt zugute kommt. Wir haben eine solche Schulpolitik nicht getrieben und leiden darunter, daß unsere Jugend nicht zum starken nationalen Denken angehalten ist. Ein solches Empfinden ist notwendig, wenn ein Land Krisen überwinden will, wie wir sie seit 1914 und namentlich jetzt" (1919 d. Verf.) „erleben". („Meine Kriegserinnerungen.")

Mit klarem Blick erkannte hier der Staatsmann die überragende Bedeutung, die der Schulerziehung in einem Volke zukommt, und es ist nur der Ausdruck sei-

ner völkischen Haltung und des Bejahens dieser Bedeutung, wenn verfügt wurde, daß die Unterrichtssprache die Muttersprache sein solle. So atmete jede Maßnahme die ihm eigene großzügige Erfassung der seelischen Bedingtheiten. Der Erfolg der Schulpolitik zeigte sich bald in der Anteilnahme der Bevölkerung. Sie hat viel auch zur Förderung des Vertrauens in die Verwaltung beigetragen.

Wurde so auf diesem von der russischen Regierung unglaublich vernachlässigten Gebiet*) Ordnung geschaffen und dem Kampf um die Schulen ein Ende bereitet, so brachte die Besetzung auch in religiöser Hinsicht Frieden für die Bevölkerung.

„Die Bekenntnisse wurden in ihrer Ausübung durch nichts beschränkt ..."

Duldsamkeit in Glaubensdingen ist Deutsche Art. Erst das Christentum hat darin Wandel geschaffen, als es das Erbgut verdeckte und verschüttete. Während die evangelische und auch die litauische katholische Geistlichkeit die Militärverwaltung unterstützten oder sich mit ihr auf guten Fuß stellten, zeigte die polnisch-katholische die gleiche Feindschaft, die sie auch unter den polnisch sprechenden Teilen des Deutschen Reiches so unheilvoll betätigte.

„Die polnische Geistlichkeit war die Trägerin der nationalen polnischen Propaganda."

Als die Polen ihre Universität in Wilna, eine ursprünglich jesuitische Gründung, die nach dem litauisch-polnischen Aufstand 1830 aufgehoben wurde, wieder haben wollten, lehnte es der Feldherr ab. Der Staatsmann in ihm wußte klar die Grenzen der Duldsamkeit zu ziehen, wo das Gedeihen des Ganzen berührt wurde.

Ein Gebiet, das dem Staatsmann Ludendorff besonders am Herzen lag, war das Pressewesen. Er wußte die Notwendigkeit der Presse wie ihre Bedeutung richtig zu schätzen und rief daher die Presseabteilung Ober-Ost ins Leben, die mit ihren verschiedenen Unterabteilungen Hervorragendes leistete. War es zunächst eine Notwendigkeit, Befehle und Verordnungen in besonderen Verordnungblättern bekanntzugeben, so entwickelten sich in kurzer Zeit Zeitungen, von denen die bedeutendste die in Deutscher Sprache erscheinende „Kownoer Zeitung" war. Aber auch fremdsprachige Zeitungen erschienen, so daß jeder Volksstamm seine eigene Zeitung hatte, die unter der Zensur der Presseabteilung stand. Darüber hinaus hatte jeder Heeresangehörige das Recht, selbst andere Zeitungen zu halten, und sogar die Bewohner des besetzten Gebietes durften bestimmte Deutsche und fremdsprachige Zeitungen wie ihre Briefe durch die Post beziehen.

*) Der Besuch der Gymnasien wurde z. B. den litauischen Bauern und den ärmeren Volksklassen verboten — aus Angst vor der Sozialdemokratie. (Siehe „Das Land Ober-Ost".)

Der Feldherr schreibt:

„Trotz der erforderlichen Verkehrsbeschränkungen ließ ich für die Bevölkerung den Briefverkehr in gewissem Umfange zu. Ich richtete mit Unterstützung des Reichspostamtes eine Landespost ein."

Sie wurde im Anschluß an die Feldpostämter geschaffen und umfaßte zuletzt Ober-Ost, das Generalgouvernement Warschau, Deutschland und Österreich-Ungarn als Verkehrsbereich.

So tat General Ludendorff schnell und gründlich alles, um das durch den Krieg erschütterte Land zu beruhigen und der Bevölkerung Vertrauen einzuflößen, ohne das eine befriedigende Regelung des ganzen wirtschaftlichen und kulturellen Lebens nicht zu denken war.

Durch Einrichtung von Rohstoff- und Handelsabteilungen bei den Verwaltungen, einer Abteilung Handel und Gewerbe bei dem Verwaltungstab Ober-Ost wurde die Erfassung der vorhandenen Rohstoffe gesichert und die Handelsbeziehungen geordnet. Zum freien Handel war lediglich das Holz zugelassen, das ja im Überfluß vorhanden und gerade in Deutschland dringend benötigt war. Ein Ausfuhrzoll auf Zelluloseholz brachte der Verwaltung Einnahmen. Der Handel mit Lebensmitteln innerhalb des besetzten Gebietes und ihre Ausfuhr in geringem Umfange im kleinen Grenzverkehr waren genehmigungpflichtig. Die Versorgung der Heimat geschah durch die Behörde selbst, wie auch die Einfuhr der geringen Lebensmittelmengen (Salz, Süßstoff u. a.) durch sie erfolgte. Als sehr segensreich erwiesen sich Preisprüfungstellen, um den Kettenhandel und Preiswucher zu verhindern. Während in Deutschland jüdische Händler 50 v. H. und mehr Gewinn unter den Augen der Verantwortlichen einsteckten, ohne daß der notleidenden Bevölkerung geholfen wurde, unterdrückte der Feldherr jeden Versuch der Preisüberschreitung mit aller Schärfe. Als einmal eine Fliegerabteilung 3000 Eier um 1 Pf. zu teuer verkaufte, ordnete er selbst am Fernsprecher die sofortige Abgabe der Eier wegen Wuchers an. Wie viel anders wäre es in Deutschland gegangen, wenn die „Staatsmänner" die Bedeutung dieser Frage ebenso erkannt und entsprechend gehandelt hätten, wie es der Feldherr als Staatsmann tat! So aber konnte in Deutschland das Judentum durch diese Wuchergewinne sich an die Spitze des Staates setzen und den schmählichen Ausgang des Krieges vorbereiten und herbeiführen.

Den Verkehr zwischen den Kaufleuten in Deutschland und im besetzten Gebiet vermittelte eine im Jahr 1916 eingerichtete Amtliche Handelsstelle Deutscher

Handelskammern. Diese sorgte außerdem für Einziehung von Außenständen aus der Vorkriegszeit und bereitete die künftigen Handelsbeziehungen vor.

Die an sich nicht sehr umfangreiche Industrie in dem verwalteten Gebiet war zum großen Teil dadurch stillgelegt, daß die zurückgehenden Russen das leitende Personal, die Motoren, Kupfer- und Messingteile der Maschinen und die Rohstoffe mitgenommen oder entfernt hatten. Erst allmählich wurden die Betriebe in Gang gesetzt, neue, wie die Militärwerkstätten und ein Drahtwerk Ober-Ost, geschaffen. Die Aufnahme der Arbeit in den Fabriken richtete sich nach den verfügbaren Rohstoffen. Sie geschah aber, wo irgend möglich, um die Erwerbslosigkeit der Fabrikarbeiter zu beheben. Bedeutend war die Bialystocker Textilindustrie, die in knapp einem Jahre durch Verarbeitung von Lumpen und Kunstwolle ihren im März 1916 wieder aufgenommenen Betrieb annähernd verdoppeln konnte. Im Hartung 1917 arbeiteten wieder 179 Webereien, 47 Spinnereien, 13 Appreturanstalten, 12 Reißereien (zum „Reißen" der Lumpen) und 19 Tuchfabriken. Hier wurden vornehmlich Wolldecken und Tuche im Auftrage des Kriegsministeriums hergestellt. Nach der vorwiegend für Heereszwecke arbeitenden und in Deutschem Besitz befindlichen Eisenindustrie in Libau und Kowno ist als Schöpfung der Verwaltung Ober-Ost die umfangreiche Holzverarbeitungindustrie zu nennen, die im Laufe der Jahre 1916 und 17 geschaffen wurde. Sägewerke, Schneidemühlen, Fabriken entstanden. Durch Neuanlage von Wegen, von Förderbahnen, Schiffbarmachen der Wasserwege wurde die Ausnutzung der gewaltigen Vorräte möglich, die nun in jeder Form dem Heere wie der Heimat zugeführt werden konnten.

Nur schwer läßt sich in diesem kurzen, aber notwendigsten Überblick sagen, welche Fülle von Leistungen hervorgebracht wurde. Wie sehr gilt dies auch von der Arbeit, die Eisenbahner und Pioniere ununterbrochen unter schwersten Verhältnissen zu bewältigen hatten, um die zerstörten Brücken wieder herzustellen, neue zu bauen, die Bahnstrecken in Ordnung zu bringen, Straßen zu bauen und auszubessern. Einen Eindruck geben Worte des Feldherrn:

„Der Russe hatte überall die Bahnen gründlich zerstört. Die Brücken über den Njemen und die anderen größeren Flüsse waren durchweg gesprengt, die Bahnhöfe verbrannt, die Wasserversorgunganlagen vernichtet, die Telegraphenleitungen umgelegt. Der Bahnkörper war zum Teil aufgerissen, die Schwellen und Schienen waren entfernt. Die Militär-Eisenbahnbehörden mit ihren Bau- und Betriebstruppen, unterstützt von Telegraphentruppen für den überaus wichtigen Leitungbau, hatten eine ganz ungeheure Arbeit zu leisten."

Aber auch von den Fortschritten lesen wir:

„Von größter Bedeutung wurde die Fertigstellung der Eisenbahnbrücke bei Kowno. Sie war Ende September benutzbar und ist lange Zeit der einzige Zubringer für die 10. und 12. Armee und den rechten Flügel der Armeegruppe Scholtz gewesen . . .

Die anderen Njemen-Brücken wurden nach und nach fertig. Der Ausbau der Bahnen schritt fort. Der Betrieb lebte sich ein, und im Gebiet des Oberbefehlshabers Ost wurde die Eisenbahnlage gefestigt. Die großen Neubauten: die Bahnen Tauroggen—Radsiwilischki und Schaulen—Mitau wurden im Mai und August 1916 beendet, die Bahn Swentzjany—Richtung Narotsch-See erst später.

Die erstgenannten beiden Bahnen haben das Land auch in kultureller Beziehung erschlossen. Es steht dadurch in unserer Schuld."

Hier sei darauf hingewiesen, daß der Feldherr auch die erste regelmäßige Fluglinie begründete, und zwar die von Libau nach Brest-Litowsk. So ist sein Name mit dem heute selbstverständlichen Luftverkehr eng verbunden.

Die Straßen wurden ausgebaut, soweit es möglich war. Die Aufräumung der Wasserwege zur Entlastung der Eisenbahn durch Flößerei wurde auf den großen und einer Reihe von kleineren Flüssen durchgeführt. Der Schöpfer all solcher Kulturarbeit, der seine Aufgabe darin erblickte, die Härte des Krieges für Heer und Heimat und auch für die ihm anvertraute Bevölkerung zu lindern, freute sich „in diesem Gedanken . . . bei seinen gelegentlichen Erholungspaziergängen am Njemen des Anblicks der friedlich flußabwärts treibenden Holzflöße". („Ludendorff" von Dr. Wilhelm Spickernagel.)

Unablässig kreisten die Gedanken des Feldherrn um das Ergehen des Deutschen Soldaten. Wie er dauernd darauf bedacht war, Urlauberzüge einlegen zu lassen —

„Mit Beurlaubungen wurde begonnen, sobald es nur irgend möglich war. Sie hielten mit der Verbesserung der Eisenbahnlage dauernd Schritt",

wie er die Schnelligkeit der Brief- und Zeitungsendungen prüfte —

„Es lag mir daran, Soldat und Heimat einander so nahe wie möglich zu bringen",

wie er hinter der Front und in den größeren Städten Soldatenheime einrichten ließ —

„Mir konnte darin so leicht nicht genug geschehen",

wie er durch Feldbuchhandlungen und Büchereiwagen für die Befriedigung des Lesebedürfnisses sorgte —

so beschäftigte er sich unausgesetzt mit der Lösung der Frage, wie dem heimkehrenden Kämpfer die Zukunft sicherzustellen sei. Siedlungland für ihn wie für den tatkräftigen, gesunden Deutschen Menschen wollte er schaffen. So begann hier der Staatsmann das große Werk, das eine den überstaatlichen Mächten gehörige Regierung nicht zu werten wußte: die Boden- und Siedlungpolitik.

„Wir wollten namentlich in Kurland Deutsches Siedlungland gewinnen. Ich verbot den Verkauf von Grund und Boden, um hiermit die Grundlage für eine gesunde Boden- und Siedlungpolitik zu erhalten und dem Landwucher vorzubeugen. Ich dachte damals an ähnliche Bestimmungen, wie sie die Marine in Kiautschou mit großem Erfolg durchgeführt hatte."

In den 1926 herausgegebenen „Aufbaufragen" schreibt der Feldherr:

„Es geht bei Lösung der beiden Fragen" (Wohnung- und Siedlungfrage d. V.) „nicht allein um Vermehrung der Besitzenden und Zufriedenen und Versorgung geeigneter Kriegsbeschädigter, sondern um die physische, sittliche und soziale Gesundung breitester Volksteile und ihre Zurückgewinnung für Volksgemeinschaft, Wirtschaft und Staat und ihre höhere Wertung für die Volksversorgung, es geht um die Heiligkeit der Familie und die Erziehung eines starken Geschlechts, das engverwachsen mit der Scholle und fähig ist, der Rasse wieder neue Kraft zuzuführen und Deutsche Art zu fördern, daß sie wieder lebenspendend die Erde befruchtet. In diesem Zusammenhange steht die Schicksalsaufgabe vor dem Deutschen Volk, den Grenzen im Osten einen Damm zu errichten gegen Slawenansturm und eine Basis, von der aus die Deutschen ihre große Kulturaufgabe des Mittelalters wieder aufnehmen können, Zurückgewinnung allen Deutschen Bodens für Deutsches Blut und Deutsche Kultur."

Am 17. Juni 1918 wurde von der OHL. die „Verordnung betr. Landabgabe und Siedlung in Kurland" herausgegeben, nachdem der Feldherr wieder und wieder die Regierung dazu gedrängt hatte, ein Reichsgesetz über Heimstättenrecht und Kriegerheimstätten zu bringen. Die genannte Verordnung des Feldherrn schließt an jene ersten Maßnahmen in Kurland an, die er in Ober-Ost 1916 traf.

Nur wenige Sätze aus der einleitenden Verfügung zu dieser Verordnung, die die Abgabe des Landbesitzes behandeln, sollen hier zeigen, in welcher wahrhaft volkschaffenden Gesinnung sie vom Feldherrn gedacht war.

„Nicht einer dünnen Schicht von Besitzenden soll vorbehalten bleiben, die Vorteile der Neuordnung für sich vorweg zu nehmen, indem sie den durch Deutschlands Siege erhöhten Wert des Bodens in spekulativen Verkäufen ausnutzen."

„... Volkswohlstand besteht nicht in einer kleinen Zahl von Großkapitalisten, sondern in einer möglichst großen Zahl leistungfähiger, selbständiger, heimischer und heimfroher Staatsbürger, die dem Staate das liefern, was er an erster Stelle braucht: Menschen, gesund an Leib und Seele."

Mit dieser Tat krönt Erich Ludendorff den Aufbau des Staatswesens Ober-Ost. Weitschauende, Deutsche Politik, die darauf sann, in friedlicher Kulturarbeit, ein von Deutschen Menschen bewohntes und in zäher Arbeit errungenes Land zu halten und dem Andringen des Ostens ein unüberwindliches Bollwerk Deutscher Kraft entgegenzustellen! Und das zu der Zeit, da an den Ostgrenzen dieses Landes Deutsche Männer in heldenmütiger, harter Abwehr des slawischen Angreifers standen. Der Feldherr verband sie mit dieser neuen Heimat.

Während vorne an der Front die Geschütze unaufhörlich zum Tode riefen, während die Leitung des Kampfes die seelischen und geistigen Kräfte des Feldherrn aufs äußerste anspannten, schuf er dies Ober-Ost und gab ihm seine Deutsche Bestimmung.

Weithin drang der Ruf des vorbildlich aufgebauten und verwalteten Staatswesens. In seinem Buche „Im Banne der Persönlichkeit" sagt General v. Eisenhart-Rothe, der damalige Oberquartiermeister Ober-Ost:

„Alles dies wurde erreicht und glänzend gelöst dank der zähen unermüdlichen Arbeit und Hingabe der meist kriegsbeschädigten Männer aller Berufsarten, die in der Verwaltung Ober-Ost tätig waren, dank aber vor allem der ebenso weitsichtigen, zielklaren, energischen und fortreißenden Leitung durch General Ludendorff",

um dann fortzufahren:

„Wenn man an die begeisterten Huldigungen denkt, die dem General damals von allen Seiten entgegengebracht wurden — und es verging fast kein Tag, an dem sich nicht Minister oder andere hohe Beamte, Parlamentarier, Industrielle, Landwirte, Journalisten usw. in Kowno, dem Hauptquartier von Ober-Ost und Sitz seiner Verwaltung einfanden —, wenn man ferner an die vielen Tischreden (Georg Bernhard!), Zeitungsartikel und Broschüren denkt, die ihn damals feierten und gar nicht hoch genug preisen konnten, dann muß es eigenartig berühren, wenn man jetzt von vielen derselben Männer statt des damaligen Hosianna das ‚Kreuzige ihn!' zu hören oder zu lesen bekommt. Immer dasselbe Schauspiel, und die breite Masse der nichts als Zeitungsleser betet beides gläubig und unbekümmert nach."

So war es damals und so blieb es. Auch der, der diese Worte schrieb, nahm keinen Anteil an dem gewaltigen völkischen Kampf des Großen, als er nicht mehr die Erfolge sah, die ihm in täglicher Arbeit bei Ober-Ost das Vertrauen in die Persönlichkeit des Feldherrn leicht machten. Was der Staatsmann aber im fremden Lande so schuf, daß es Bestand hatte und dem später entstehenden litauischen Staate zur Grundlage seines Staatsaufbaues wurde, das offenbarte erst in vollem Umfange der Kampf gegen die überstaatlichen Feinde seines Volkes wie aller Völker und sein Ringen um die seelische Geschlossenheit, die er als die Voraussetzung der Lebenserhaltung eines Volkes erkannt hatte. Er war allen denen weit voraus, die nun „seine Wege" nicht mehr begreifen konnten.

So kam es, daß jene die sein Deutsches Wesen mit Schrecken erfüllte, die „alle Schuld auf Ludendorff zu wälzen" bestrebt waren, um dem Volke Glauben und Vertrauen zu ihm zu nehmen, daß jene Leute der römisch-jüdisch-freimaurerischen Nachkriegsgewalten den Namen des Verhaßten aus Verordnungen und Verfügungen von Ober-Ost entfernten, die dem Volke einmal von diesem Werke hätten Kunde geben können! Es war umsonst. Die Persönlichkeit des Feldherrn steht fest in der Geschichte und wird von Tag zu Tag stärker von der Nachwelt erfaßt werden. Dann wird auch die in kürzester Zeit geschaffene Staatsschöpfung Ober-Ost ihre volle Würdigung als eine unvergleichliche und von höchstem staatspolitischem Können zeugende Tat des Feldherrn finden.

Seine Worte aus den Kriegserinnerungen, mit denen er seine Eindrücke von den Höhen um Kowno 1915 schildert (S. 409 f. dieser Abhandlung), waren mehr als erfüllt. Er hatte nicht nur die Kulturarbeit der Deutschen vieler Jahrhunderte in jenen Ländern wieder aufgenommen, sondern sie weit darüber hinausgeführt und klare Wege für eine reiche Zukunft gewiesen. Mit stolzer Freude dachte er des Erreichten:

„Wir sahen mit Genugtuung, daß die Verhältnisse im Lande sich festigten und das Leben dort wieder in geregelte Bahnen kam. Der Ordnungsinn des Deutschen und sein Verständnis für Hygiene setzten sich durch. Der Landmann verdiente mehr als in russischer Zeit. Der Handel in den Städten stellte sich neu ein.

Die Bevölkerung wurde mit ruhiger Sicherheit geleitet ...

Das, was die Verwaltung des Oberbefehlshabers Ost in jener kurzen Zeit bis Anfang August 1916, als ich das Land verließ, geschaffen hat, bleibt eine Kulturtat. Sie war frei von Schlagworten, dafür um so reicher an praktischer Arbeit."



Erich und Mathilde Ludendorff nach ihrer Trauung in Tutzing am 14. September 1926



Bei Einweihung des Tannenbergdenkmals im Jahre 1927
Im Gespräch mit Generalfeldmarschall von Mackensen und General Hell

Des Feldherrn Entlassung und Revolution von oben

Walter Niederstebruch

Vorangegangene Abschnitte dieses Werkes haben Wesen und Werk des Feldherrn Ludendorff im Weltkriege in flüchtigen Bildern nur streifen können, und dennoch ist uns die gigantische, übermenschliche Leistung voll bewußt geworden. Um so tiefer erschüttert uns die Betrachtung des furchtbaren Endes: der Entlassung des großen, von allen Feindvölkern gefürchteten Feldherrn, der Entlassung des kraftvollen Staatsmannes, der die Revolution in letzter Stunde noch hätte hindern können, hätte man ihm auf Grund seiner Leistungen den Befehlsbereich auch im Inneren des Landes zugeteilt. Statt dessen erfolgt am 26. 10. 1918 die Entlassung Ludendorffs, das Chaos im Innern, der Triumph der Feinde trotz aller vorausgegangenen Siege konnten nun folgen. Deutschlands Versklavung durch den Versailler Schandpakt war die Antwort auf das furchtbare Geschehen der Entlassung des Retters in der höchsten Stunde der Gefahr! Versuchen wir es, uns die tieferen Ursachen des fast unmöglich vor der Geschichte dastehenden Ereignisses bewußt zu machen, wie es nachträglich, besonders nach der gründlichen Forschung, die der Feldherr selbst sich abforderte und dem Volke als Frucht schenkte, vor uns liegt, in einer im Rahmen dieses Werkes kurz gehaltenen Betrachtung bewußt zu machen. Wir beschreiten hiermit zugleich die Brücke zu dem Freiheit- und Kulturkampfe Erich Ludendorffs, den der dritte Teil dieses Werkes im einzelnen schildern wird. Sind es doch die Erfahrungen des Zusammenbruchs 1918, die der Feldherr umsann, als er den „Schlüssel zur Weltgeschichte" suchte.

„Der Ausgang des Weltkrieges mit den Revolutionen in vielen Orten in Deutschland und am 9. November in Berlin und im Großen Hauptquartier in Spa, mit der Auflösung des Heeres und den tiefen Volksspaltungen im Angesicht des unerbittlichen Feindes, ja, mit einem Zusammenspiel mit ihm, ist mir die ernsteste Kriegserfahrung geworden. Das war der Anlaß, daß ich diesen Erscheinungen nachging, ihr Werden erkannte und die Grundlagen nachwies, aus denen heraus solch Werden möglich war. Wenn Mathilde Ludendorff es für die Philosophie festgestellt hat:

‚Nicht das Sein gibt die Erkenntnis,
Nur das Werden birgt das Rätsel',

so gilt das entsprechend für die Lehren, die die Geschichte und Kriegsgeschichte so eindringlich den Völkern gibt."

So schrieb der Feldherr einst über das bittere Ende von 1918. Immer wieder hat er uns das Werden der Revolution von oben gezeigt und damit die Hintergründe aufgedeckt, die solch ein teuflisches Spiel gegen unser Volk möglich machten. Uralt ist das Wirken geheimer überstaatlicher Mächte. Ihre Zielstrebigkeit hat ihnen manchen Erfolg gebracht, und vor allem da, wo sie unerkannt arbeiten konnten. Dank dem völkischen Kampf des Feldherrn stehen sie heute im Scheinwerferlicht. Wir wissen, daß die Verhinderung der größeren Wehrhaftigkeit Deutschlands und die damit verbundene Versetzung Ludendorffs aus dem Generalstab 1912 ihre Arbeit war. Der Krieg gegen Deutschland war lange vorher beschlossen, und so mußte die Stärke Deutschlands in Grenzen gehalten werden. Beim Volk der „Dichter und Denker" fanden die Überstaatlichen für ihre Ziele einen besonders guten Boden. Kaiser, Reichstag und die geistige Führerschicht lebten in einer gleichgerichteten Welt. Schon diese Gleichschaltung der weltanschaulichen Gesinnung gehörte mit zur Kriegsvorbereitung. Man träumte so schön vom Völkerfrieden, lebte in sogenannten internationalen „Idealen", sprach recht viel von Humanität, von Weltbürgertum und Menschheitveredelung. Alles das war mit dem Christentum in eine so schöne Harmonie zu bringen, weil letzten Endes alles aus dem propagandistischen Warenhause Judas stammte. Dazu trat nun noch das alte römische Ziel, die Zerschlagung des protestantischen Herrscherhauses zwecks Zurückgewinnung Deutschlands.

Viele der Männer, die Deutschland vor und im Weltkriege führen sollten wollten es nicht zugrunderichten, nein, es sollte der „ideale" Wegbereiter dieser „hohen" Ziele sein. Daher hielten sie auch im Kriege diese Hoffnungen aufrecht und verfolgten sie. Man sah nicht und wollte es nicht sehen, daß im Auslande ganz anders gehandelt wurde, als man es Deutschland vorredete. Dazu führe ich nur ein Beispiel aus England an. Der englische Kriegsminister Haldane schwärmte mit Worten auch von Deutscher Geisteswelt. Daher hatte er manche Feinde in England. Er aber war es, der bald nach der Übernahme seines Amtes die größte Aufrüstung Englands im Parlament vorschlug und durchsetzte. Nach einer zündenden Rede Haldanes für sein Werk ging der damalige Premierminister auf ihn zu und sagte: „Ich hatte keine Idee, daß Schopenhauer auf dem Kasernenhof eine so gute Figur machen würde." Er selbst sprach oft scherzend von seiner „Hegel-Armee". Der Deutsche wäre zu dergleichen Zwiespältigkeit unfähig. Er nahm es ernst mit seinen Idealen.

„Der Deutsche pflegt bei allem, was er in Angriff nimmt, auf den Grund zu gehen, selbst wenn er dabei schließlich bei der Revolution ankommen sollte. Das ist eine große Kraft, eine große Hoffnung", sagte 1913 ein Hochgradfreimaurer.

Diese Hoffnung hat leider nicht getrügt.

Juda und Rom waren sich einig im Sturz des bestehenden Deutschlands. In den schwersten Schicksalstagen Deutschlands, im Oktober 1918, brachte ein völkerbeglückender Prinz Max von Baden es zuwege zu sagen:

„... auf der anderen Seite sind sich die aufrichtigen Anhänger des Völkerbundes vollständig klar darüber, daß der Grundgedanke des neuen Glaubens seine entscheidende Probe besteht."

Das war die Welt eines Nachfolgers Bismarcks im gewaltigen Schicksalsringen Deutschlands!

Roms Denken in den Jahren ist uns durch seine eigene Presse im Jahre 1924 enthüllt. Wir lasen in der Germania:

„Wer die grundsätzliche Haltung der Zentrumspartei seit 1917 aufsuchen wolle, möge sich bewußt sein, daß diese Haltung prominente Katholiken bestimmten, die mit ihrem politischen Wollen und Handeln aus der katholischen Grundhaltung herausgefallen seien ... Gerade der Katholik in Preußen hätte in einer anderen Umwelt gestanden als etwa der Katholik in Bayern. Seine Arbeit seit 1917 sei als eine Überwindung der brandenburg-preußischen Geschichtspsychose zu verstehen und als ein Versuch zur Rückkehr zu den Toren des mittelalterlichen Deutschlands."

Das jüdisch-marxistische Wollen der Linksparteien blieb auch im Kriege das gleiche: „Proletarier aller Länder vereinigt euch!" August Winnig schrieb über sozialistische Kongresse:

„Die deutsche Revolution im Falle eines Krieges, das war der Sinn der Bemühungen, die Haltung der sozialistischen Internationale im Kriegsfalle festzulegen, der Bemühungen auf dem Kongreß zu Stuttgart 1907, zu Kopenhagen 1910. Man wußte, daß die Deutschen es mit der Ausführung internationaler Beschlüsse bitter ernst nehmen."

Überall das gleiche erschütternde Bild.

Diesem planmäßigen Wirken stand nun eine andere Welt gegenüber. Es war das Denken und heldische Wollen der Deutschen Armee, das dem Volke von den Volksfeinden als „Militarismus" verzerrt und verlästert wurde. Die reinste und edelste Verkörperung dieser Welt war Ludendorff; wie Urgestein aus fernen Zeiten ragt er aus seiner Mitwelt hervor.

Wir erkennen daher schon früh das planmäßige Handeln der Volksverräter gegen diesen Mann, der später wie Atlas diese Welt trug. In diesem Werke wurde schon gezeigt wie die Entfernung Ludendorffs aus dem Generalstabe vor dem Kriege glückte, wie nach Lüttichs Erstürmung Ludendorff erst dank dem Ernst der Kriegslage zur Rettung der Lage im Osten an führende Stellung berufen wurde. Nach den siegreichen Schlachten war der Feldherr, obwohl man ihn kaum nannte, in die Herzen seines Volkes eingezogen. Trotzdem machte man aber auch in diesen Tagen noch den verbrecherischen Versuch, ihn aus seiner Stellung in Ober-Ost zu drängen. Zwar erhob Hindenburg damals keinen Widerspruch, aber diesmal ließ sich Ludendorff nicht „beseitigen". Er erhob Einspruch und blieb! Eins aber glückte den Hintermännern doch wieder. Trotz der genialen Feldherrnleistungen im Osten hielt man ihn von der Stelle fern, die ihm allein zugekommen wäre, nämlich der Leitung der gesamten Deutschen Wehrmacht. Erst in der verzweifelten Lage von 1916, als die wache Volksseele es forderte, wurde er „Kopf, Willen und Herz" der größten Kriegsmacht, die je die Welt gesehen hat. Seine Feinde ahnten, was nun die Stunde geschlagen hatte. Sie sahen schon alle ihre Pläne stürzen, wenn jetzt nicht mit doppelter Kraft gegen den Mann gearbeitet wurde. Wir sahen denn auch bald einen ganz zielklaren Einsatz der Wühlarbeit. Es gab nur einen Weg, das Volk mußte von diesem Manne getrennt und all sein zielbewußtes staatsmännisches Wollen zum mindesten sabotiert werden. Seinen rettenden Maßnahmen mußte allerorts Widerstand entgegentreten. Solches Wirken beherrschte die Zeit 1916 bis 1918.

Ludendorffs gewaltige Reformen bei der Übernahme der Obersten Heeresleitung sind bekannt. Er wollte verwirklichen, was er später in seinen Kriegserinnerungen schrieb:

„Heer und Marine wurzeln im Vaterland, wie die Eiche im Deutschen Boden. Sie leben von der Heimat und schöpfen aus ihr die Kraft. Sie können erhalten, aber nicht erzeugen, was sie bedürfen, und nur mit dem kämpfen, was ihnen die Heimat an seelischen, materiellen und physischen Kräften gibt . . .

Der Seelenzustand und der Kriegswille waren zu festigen; wehe uns, wenn sie Schaden litten. Je länger der Krieg dauerte, desto größer wurden hierfür die Gefahren, desto mehr gab es zu überwinden, desto zwingender wurde gleichzeitig das Verlangen des Heeres und der Marine nach seelischer und sittlicher Stärkung."

Klarer konnte keiner erkennen, wie Vieles und Entscheidendes von der Heimat abhing, da sämtliche Kriegsfabriken der Welt gegen uns arbeiteten. Ernste Wünsche

und Forderungen und weise Anregungen brachte er jetzt an die Regierung heran. Da erkannten seine Gegner sofort, wie der Titan zu fällen war. Nichts fand bei ihnen Widerhall, und so folgten bald ernste Mahnungen zur Durchführung der Erfordernisse für das Heer. Energisch mußte der Feldherr oft ungewollt in politische Dinge eingreifen. Das aber gebrauchten die eingeweihten Politiker sofort wieder zur Hetze und brandmarkten es als Eingriffe in ihre Befugnisse. So versagten die Herren nicht nur die Mitarbeit, sondern sabotierten sogar. Es war ihre Überzeugung, daß so die geniale Feldherrnleistung Ludendorffs aufgehoben werden konnte. Es läßt sich leicht nachweisen, daß hier nicht Unvermögen oder Verständnislosigkeit vorlagen, sondern ein feindliches Wollen wirkte; denn zu offen liegen heute ihre Karten vor uns. Der Feldherr charakterisierte dieses Handeln mit folgenden Worten:

„Es war ein Verbrechen gegen die heiligen Gesetze unseres Lebenskampfes, daß nicht das gesamte Volk, sondern nur der Soldat am Feinde und ein kleiner Volksteil daheim selbstlos und schweigend für den Sieg arbeiteten. Ich hatte versucht, durch den bekannten Antrag auf Einführung einer allgemeinen Dienst- und Arbeitpflicht da verbessernd einzugreifen und zugleich die Raffgier und das parteipolitische Machtstreben in der Heimat zu hemmen. Das, was der Reichskanzler statt dessen gab, vertiefte die Schäden, da es die Macht der unserem Siege feindlichen Sozialdemokratie durch das Hilfdienstgesetz stärkte und der Raffgier und Begehrlichkeit auf allen Gebieten freien Lauf ließ."

So zerstörte man die materiellen Hilfkräfte für die Armee. Nun mußte noch das Volk seelisch gewonnen oder wenigstens zermürbt werden. Es hing an seinen Soldaten und vollbrachte Wunder des Aushaltens. Daher wurde Zersetzung des Volkes und Ablenkung von seinen Aufgaben die Parole. Schon 1915 hatten die Linksparteien langsam damit angefangen, und der französische Sozialist Sembat konnte mitteilen:

„Glücklicherweise habe ich sehr beruhigende Nachrichten aus Deutschland, daß sich dort ein großer Umschwung vorbereitet."

Ja, immer wieder sind unsere Feinde in ihrem Vernichtungwillen ermutigt worden, weil sie Kenntnis von der Wühlarbeit in unserem Volke hatten. Nie suchten die Volksverführer die große Not unseres Volkes zu lindern, nie kämpften sie entschlossen für die Beseitigung der Ungerechtigkeiten, die der arme Mann zu tragen hatte, sondern all das benutzte man nur zur Verhetzung und Aufwiegelung des Volkes.

Dazu begann die Arbeit der Überstaatlichen, die sich an die Gebildeten wandte. Hier sollte das Wort „Verständigungfrieden" die Geister verwirren und so die Re-

volution von oben vorbereiten. Man verstieg sich zu der unglaublichen Behauptung, der Kriegsschluß würde nur von dem „Militarismus" Deutschlands verhindert. Ludendorff wäre der Mann der unersättlichen Kriegsziele. Systematisch wurde diese Lüge von oben ins Volk getragen — und von oben geduldet. Nicht der haßsüchtige Clémenceau oder Lloyd George seien die Kriegsverlängerer, sondern Ludendorff! Das Bild dieses Mannes mußte im Volke zerstört werden, und so wurden alle Register gezogen bis zum Worte „Bluthund". Doch was soll man vom irregeführten Arbeiter sagen, wenn uns Generalleutnant von Stein in seinen Erinnerungen (S. 168) berichtet: „Der Kaiser (Karl! D. V.) bezeichnete Hindenburg und Ludendorff in Gesprächen als ‚Schweine'."

Dazu sei noch eine kleine Aufzählung der politischen Mittel gegeben, die zur Ablenkung des Volkes von seinen ernsten Lebensfragen dienten.

1. April 1917 Gründung der unabhängigen Sozialdemokratie.
2. Treffen der Linksparteien in Stockholm.
3. Februar 1917 Treffen der „Internationalen katholischen Union" in der Schweiz.
4. Kampf für das gleiche Wahlrecht, sogar noch im Juli 1918.
5. Aufhebung des Jesuitengesetzes.
6. April 1917, katastrophale Darstellung der Lage Österreichs durch Czernin. Erzberger verwendet dieselbe.
7. Erzbergers Friedensresolution.
8. Streiks und vor allem der Munitionstreik Januar 1918.

Man kleidete allerdings auch diese „Aufgaben" in schöne Worte. Man sprach im Reichstage davon, man wolle durch solche Arbeiten die Stimmung des Volkes heben. Der einfache Arbeiter oder Katholik hat diese Forderung nie gestellt. Es ist eine starke Beleidigung dieser Kreise, zu sagen, ihre Vaterlandsliebe wäre durch die Wahlrechtsreform oder auf der anderen Seite durch die Aufhebung des Jesuitengesetzes gehoben worden. Der Deutsche erfüllte seine Pflicht ohne Lohnverheißungen. Nein, das alles waren ausschließlich Ziele der Überstaatlichen für „höhere Interessen". Der Feldherr schreibt über diese Wühlarbeit, nachdem er die Machenschaften des Papstes anprangert (s. „Rettung und Sabotage im Jahre 1917", Seite 325 ff.):

„... Der Papst drohte mit einer Kundgebung gegen die Rechtmäßigkeit des eben begonnenen U-Bootkrieges; er war ja bekanntlich im Weltkriege immer ‚neutral', genau so ‚neutral', wie er sich im Ruhrkampf gegen die Deutschen Abwehr-

handlungen wandte. Statt den römischen Papst in militärischen Dingen schreiben zu lassen, was er schreiben wollte, wich die Deutsche Regierung, wie ich heute sage, selbstverständlich vor dieser Drohung zurück. Der letzte Paragraph des Jesuitengesetzes fiel. Der Jesuit zog triumphierend in Deutschland ein, um es als zuverlässigste Provinz dem römischen Weltreich einzugliedern.

Ich weise auf den bekannten Brief des Kronprinzen Rupprecht an den Grafen Hertling von Mitte Juli 1917 hin. Man lese über alles dies das Buch des Professors Dr. Fester: ‚Die Politik Kaiser Karls'."

Dann schildert der Feldherr die Wühlarbeit der marxistischen Parteien im Dienste der jüdisch-freimaurerischen Revolution und legt den Sinn und Zweck der berüchtigten Friedensresolution des Deutschen Reichstages vom 19. Juni 1917 dar.

Im Herbst 1917 meldete das Generalkommando in Karlsruhe:

„Die gesamte der Zentrumspartei zur Verfügung stehende Organisation korrumpiere die Stimmung des deutschen Volkes ... Die Organisation dieser Flaumacher sei im Volke, vom kirchlichen Sinne der kleinen Leute getragen, allmächtig durch den Nimbus Erzbergers."

Mit seinen stets klaren und treffenden Worten charakterisierte der Feldherr einmal das Treiben dieser Kreise:

„Es war ein Verbrechen gegen die heiligen Gesetze unseres Lebenskampfes, daß wir den Kampf gegen den Geist des Deutschen Volkes und der Völker des Vierbundes nicht mit einem gleichen Kampf beantworteten. Reichskanzler und Auswärtiges Amt versagten vollständig. Sie durften einen solchen Kampf nicht führen. Sie kämpften nur allein gegen mich erfolgreich und versuchten mir das Vertrauen des Volkes zu rauben, was gleichbedeutend mit einer Schwächung des Siegwillens des Volkes war.

So nur durfte in Deutschland regiert werden. Schon damals waren die überstaatlichen Mächte und die Hilfetruppe des jüdischen Volkes, die Freimaurerei, übermächtig in Deutschland. Sie wollten, so lange Deutschland noch stand, keine Niederlage Deutschlands, aber erst recht nicht dessen Sieg. ‚Kein Sieger, kein Besiegter!' war die törichte und volkverführerische Parole, die der große Betrüger und armselig geschobene Präsident der Vereinigten Staaten, Wilson, dem Deutschen Volke verkündete, um es so williger in das Garn seiner Verderber zu treiben."

So stand gegen den Titanen und Helden Deutschlands Ludendorff draußen die ganze Welt in Waffen und im Inlande die Meute der Verräter im Bunde mit dem Feinde. Wahrlich ein heldenhafteres Ringen hat keiner auf dieser Erde geführt!

In seinem grandiosen, friderizianischen Siegeswillen suchte er dann im Westen im Jahre 1918 die Entscheidung herbeizuführen. Trotz aller Stahlvorräte der Feinde versetzte er diesen so gewaltige Schläge, wie die Gegner sie in 4 Jahren nicht zuwege gebracht hatten. Die Feinde haben nach dem Kriege bekannt, daß es „beinahe" zu Ende gewesen wäre. Es hing alles nur noch an einem dünnen Faden. Was aber wäre daraus geworden, wenn die Regierung in den Monaten und Jahren vorher Ludendorffs Forderungen erfüllt hätte? Der Erfolg ihrer Arbeit war der 8. August, der schwarze Tag. Deutschlands Heldenkraft war in der Gesamtheit nicht mehr da.

Klipp und klar erklärte Ludendorff nun, daß ein Sieg nicht mehr möglich sei, aber auch dem Feinde würde die Vernichtung nicht glücken — wenn die Heimat sich endlich besinnen würde. Von diesem „Wenn" hing jetzt alles ab. Doch das „Wenn" überhörte man, wollte es nicht hören, weil man nicht handeln wollte. Sah man doch jetzt Ludendorffs Stellung wanken und konnte so wieder Hoffnung für die Durchführung der eigenen Ziele hegen. Verfall und Verrat gingen weiter. Das zeigte sich noch besonders bei den Vorgängen zur Waffenstillstandsforderung. Ich folge hier den Ausführungen, die der Feldherr über diese Wochen gemacht hat.

„In der zweiten Septemberhälfte 1918 wurde in Berlin unter Leitung des Staatssekretärs des Auswärtigen von Hintze und des Vizekanzlers v. Payer diese Revolution von oben vorbereitet, noch bevor von mir der Entschluß zu einem Waffenstillstand gefaßt war. Im Auswärtigen Amt befindet sich eine Aufzeichnung vom 28. September 1918 nachstehenden Inhalts, der das Wollen der Revolutionäre von oben auf Grund vorangegangener Besprechungen mit Vertretern der revolutionären Reichstagsmehrheit klar zeigt:

‚Wichtigste Voraussetzung für die Einleitung des Friedens ist die sofortige Bildung einer neuen Regierung auf breiter nationaler Basis auf freie Initiative Seiner Majestät des Kaisers. Hierzu wäre erwünscht, daß möglichst schon morgen abend ein Telegramm in Berlin eintrifft, das die Annahme der von Graf Hertling erbetenen Demission mitteilt und den Vizekanzler von Payer beauftragt, dem Kaiser sofort wegen der Person des neuen Kanzlers und der Zusammensetzung der neuen Regierung Vorschläge zu machen. Das neue Kabinett soll alle Kräfte des Volkes auf breiter nationaler Grundlage zusammenfassen und der Verteidigung des Vaterlandes nutzbar machen.

Die auf diese Weise neu gebildete Regierung würde im gegebenen Moment an den Präsidenten Wilson heranzutreten haben mit dem Ersuchen, die Herstellung des

Friedens in die Hand zu nehmen und zu diesem Zwecke allen kriegführenden Parteien die Entsendung von bevollmächtigten Delegierten nach Washington vorzuschlagen.

Je nach den Wünschen unserer militärischen Stellen würde dem Präsidenten nahezulegen sein, die Kriegführenden eventuell gleichzeitig zum Abschluß eines sofortigen Waffenstillstandes einzuladen. Unsere Aufforderung an Herrn Wilson wäre von der Erklärung zu begleiten, daß Deutschland, eventuell der Vierbund, bereit ist, den Friedensverhandlungen als Programm die bekannten 14 Punkte des Präsidenten zugrunde zu legen.'

Ich nenne die Aufzeichnungen ‚das Programm der Revolution von oben'.

Herr von Hintze selbst hat sie auch als das Programm der Revolution von oben angesehen. Er schrieb hierüber im Sommer 1919 in der Frankfurter Zeitung eine Abhandlung oder gab derselben für sie seine Aufzeichnungen. Ich habe in meiner Schrift ‚Das Friedens- und Waffenstillstandsangebot im August 1918' folgendes festgelegt:

Darstellung der Frankfurter Zeitung / v. Hintze über den 28. September und die vorhergehenden Tage:

‚In dieser Situation' (nach dem Zusammenbruch Bulgariens. Der Verfasser) ‚zogen der Vizekanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen den einzig möglichen Schluß, daß durch rasches Handeln neben der Niederlage auch der Zusammenbruch im Innern verhindert werden könnte. Sie verabredeten ein festes Programm: Revolution von oben und sofortiger Friedensschluß. Als Herr v. Hintze diese Pläne dem Kanzler unterbreitete und ihm meldete, daß er damit zum Kaiser fahren wolle, stieß er auf einen mißtrauischen und argwöhnischen Mann, dem seine Umgebung eingeredet hatte, er sollte von seinem Posten verdrängt werden. v. Hintze reiste am 27. September (am 28. Der Verfasser) aus eigenem Antrieb und nicht als Zitierter, wie es Oberst Bauer darzustellen beliebt. Der argwöhnische Graf Hertling folgte ihm nach und nahm als Kandidaten für den Kanzlerposten gleich den Grafen Roedern mit'."

Diese Revolution von oben sollte also durch „rasches Handeln" durchgeführt werden, das aber war nicht möglich mit Ludendorff. Um ihn nun zu Fall zu bringen, begann man jetzt allerwärts von einer katastrophalen militärischen Lage zu faseln. Damit belastete man jedoch Ludendorff, obwohl er die Lage ganz anders beurteilte, wie wir aus Antworten, die er auf Fragen der Reichsregierung gab, wissen. (Oktober 1918.)

„Die eine Frage lautete: ‚Wie lange kann die Armee den Feind jenseits der Deutschen Grenzen halten, sei es in der jetzigen Stellung, sei es in allmählicher Rückwärtsbewegung?'

Darauf habe ich geantwortet: ‚Grenze, die von der (heutigen) Westfront weit ab, können wir lange schützen, Angriff in Lothringen möglich, Gefahr für lothringische Grenze sehe ich jedoch nicht.'

Ferner wurde gefragt: ‚Würde die OHL. empfehlen, daß wir die Forderung einer Räumung Belgiens und Frankreichs bedingunglos annähmen?'

Darauf ich: ‚Keine bedingunglose Annahme, sondern Gegenbedingungen. Die Forderung, Metz zu räumen, geht gegen unsere militärische Ehre.'

Ich glaube, daraus geht hervor, daß die Reichsleitung sich für ihre Schritte kaum auf eine katastrophale Stimmung der OHL. berufen konnte."

Wer aber redete nun von einer Katastrophe? Das waren, wie wir heute leider wissen, nicht nur die politische Führung, sondern auch Herren der OHL. Der Feldherr geht in einer Erwiderung an Oberst Schwertfeger darauf ein:

„Für die Vorbereitung von Friedensbesprechungen bildete der Staatssekretär v. Hintze damals die wichtigste Instanz. Verschiedene Nachrichten, die ihm Ende September zugekommen waren' (ich frage erstaunt, von wem), ‚hatten ihn zu dem Glauben gebracht, daß das Heer einer Katastrophe entgegeneile, daß die OHL.' (d. h. also ich) ‚sich aber sträube, diese Tatsache sich selbst und anderen einzugestehen. Das war jedenfalls auch die Auffassung des Vertreters des Auswärtigen Amtes bei der OHL. Freiherr von Lersner, der am 26. September an Hintze telegraphierte: ‚Ich halte baldigstes Herkommen Euer Exzellenz, das die gesamten Generale erbitten, für das Wichtigste.' Hintze antwortete, er werde kommen, sobald die Sitzung des Hauptausschusses dies gestatten würde.'

Ich muß bei dieser Darstellung des Oberst Schwerdtfeger verweilen. Warum sagt er nicht, wer denn bei Herrn v. Hintze diesen Glauben, daß das Heer einer Katastrophe entgegeneile, hervorgerufen hat. Ist ihm denn nicht aufgefallen, daß das von ihm angeführte Telegramm des Herrn v. Lersner von ‚gesamten Generalen' spricht. Wer waren denn die ‚gesamten Generale'? Ich hatte, glaube ich, die Leitung fest in der Hand, und für Herrn v. Lersner war ich die amtliche Stelle, mit der er in entscheidenden Lagen zu verkehren hatte. Er hat auch sonst in seinen anderen Telegrammen meinen und des Generalfeldmarschalls Namen genannt oder von der ‚OHL.' gesprochen. Hier spricht er aber von ‚gesamten Generalen'. Das ist sehr ‚bemerkenswert'. Ebenso ‚bemerkenswert' ist, daß dieses Telegramm nicht in den

Dokumenten ‚Amtliche Urkunden zur Vorgeschichte des Waffenstillstandes 1918' enthalten ist. Was ist es mit diesem Telegramm, und was bedeutet der Ausdruck ‚gesamte Generale'?

‚Die Auffassung der Generalstabsoffiziere im Großen Hauptquartier war schon seit längerer Zeit sehr ernst. Nach Ansicht des Obersten v. Mertz, des späteren Präsidenten des Reichsarchivs, teilte auch General Ludendorff diese Auffassung. Leider aber habe, meint Mertz, ein hinreichendes vertrauensvolles Verhältnis zwischen Ludendorff und Hintze nicht bestanden.'

Der damalige Oberst v. Mertz täuscht sich über meine Beziehungen zu Herrn v. Hintze völlig. Ich habe Herrn v. Hintze voll vertraut. Mein Vertrauen schwand erst, als ich ihn als einen der Führer der Revolution von oben nach Ausgang des Weltkrieges durch sein wiedergegebenes Selbstgeständnis erkannt und ihn entsprechend bezeichnet hatte. Damals sandte er mir eine Forderung. Ich wies den Überbringer auf die ‚Fr. Z.' und hörte nichts mehr. Oberst Schwerdtfeger fährt fort:

‚Für die Verbindung zwischen dem Staatssekretär Hintze und dem Großen Hauptquartier' (vereint mit mir und dem Generalfeldmarschall), war Frhr. v. Lersner die entscheidende Persönlichkeit. Als die schwersten Nachrichten von der Orient-Armee eintrafen' (die zu dem Arbeitgebiet des Obersten v. Mertz gehörten), ‚war er auf das Tiefste über den Ernst der nunmehr entstandenen Kriegslage erschüttert. In der Zeit bis zum 29. September stand er ebenso wie verschiedene Angehörige der OHL. in einem schweren inneren Zwiespalt, indem man einerseits die Katastrophe sah und sie andererseits nicht begreifen konnte und wollte.' (Bekundungen des Obersten v. Mertz.)

‚Im Gegensatz zum Reichskanzler Grafen Hertling, der Hintze gegenüber immer bekundete, daß er nur zuverlässige Berichte von der Armee habe, gelangte Hintze jetzt zu der Auffassung, daß eine militärische Katastrophe unmittelbar bevorstehe, und entschloß sich zu einer möglichst baldigen Reise in das Große Hauptquartier'."

Nirgendwo hören wir, daß Ludendorff schwarz sah, sondern noch im letzten Absatz steht: „Graf Hertling, also der Reichskanzler, hatte nur zuverlässige Berichte von der Armee." (Also von Ludendorff. M.L.) Wir müssen aber aus den obigen Veröffentlichungen leider erkennen, daß die politischen Intrigen doch bis in die OHL. reichten. Dazu schreibt Ludendorff:

„Ich begrüße, daß ich auf Grund der Darstellung des Obersten Schwerdtfeger in der Lage bin, das Wirken gewisser Offiziere der OHL. deutlicher zu erkennen

und in ihr den berüchtigten Kronzeugen des Freimaurersohnes Elze, General v. Mertz, feststellen kann. Es kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, woher die Geschichtelügen von einem angeblichen Nervenzusammenbruch meiner Person stammen, in dem ich Herrn v. Hintze von Katastrophen des Heeres gesprochen haben soll, die den sofortigen Waffenstillstand nötig machten. Die meuternden Herren mit ihrer verlogenen ‚Arbeit' sind jetzt deutlich gekennzeichnet. Und eines der Mitglieder hat sich besonderen Vertrauens erfreut, so daß er zur Arbeit an dem Buche des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg ‚Aus meinem Leben' herangezogen wurde und Präsident des Reichsarchivs wurde.

Die verlogenste Darstellung über meinen angeblichen Nervenzusammenbruch leistete sich vor Jahren in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung Major Gilardone. Man hätte Wasser herbeiholen müssen, um mich aus dem mir angelogenen Zusammenbruch zum Leben zurückzuführen usw. usw. Ich habe in dem ‚Am Heiligen Quell' Folge 2/36 S. 65 hierüber geschrieben. Major Gilardone war damals auch im Großen Hauptquartier."

Das war die Umgebung Ludendorffs vor dem 29. September! Der Feldherr erkannte auch, daß eine Gleichschaltung des Denkens dieser Kreise mit dem seinen nicht möglich war. In klarer Überzeugung dieser Sachlage forderte er am 29. September das Waffenstillstandsangebot, und nachdem der Entschluß einmal gefaßt war, auch seine schnelle Durchführung, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Wer aber die Urkunden dieser kritischen Tage studiert, erkennt eindeutig, daß das „Drängen" Ludendorffs nicht darin seine Ursache hatte, daß er einer „Katastrophe" vorbeugen wollte, wenn auch die Armee nach den Vorgängen des 8. August — also ohne Ludendorffs Verschulden — nicht mehr als gleich fest beurteilt werden konnte. Den Kreisen der Revolution von oben ging es aber gar nicht um die Wahrheit, sondern um eine neue Diffamierung Ludendorffs. Der Fels des Siegeswillens und der unbesiegbaren Deutschen Armee mußte gestürzt werden, bevor die „höheren Interessen" durchgeführt werden konnten. Dazu mißbrauchte man auch den schweren, ernsten Schritt Ludendorffs, den er in tiefster Sorge um Deutschland gehen mußte. Der Feldherr sagte einst in einer Rede darüber:

„Das alles war geschehen, bevor die Oberste Heeresleitung ihren Antrag auf ein Waffenstillstandsangebot stellte. Es ist eine ungeheuerliche Tatsache, daß Herr von Hintze am 29. früh der OHL. nicht die geringste Mitteilung machte, sondern nur seine Furcht vor einer Revolution von unten ausdrückte. Es ist also ein ungeheuerliches Spiel mit der OHL. getrieben worden. (Mit Ludendorff. W. N.) Ich

kann nur an das Wort Rathenaus erinnern: ‚Es ist uns im letzten Augenblick gelungen, alle Schuld auf Ludendorff zu wälzen‘."

Über die politischen Vorgänge, die dem Waffenstillstandsangebot folgten, schreibe ich weiter unten. Doch will ich ein Telegramm vorwegnehmen, das uns wieder beweist, wie auch militärische Stellen hinter dem Rücken Ludendorffs gearbeitet haben. Es wundert uns dann gar nicht mehr, daß Gröner der Nachfolger Ludendorffs wurde. Dieses Telegramm lautet:

„Berlin, den 25. Oktober 1918 nachm.

Herr v. Lersner telephoniert mir, daß die Oberste Heeresleitung, die heute nachmittag zusammen mit Herrn v. Hintze eintreffen werde, sehr ‚wild‘ sei und auf einer Ablehnung des Wilsonschen Waffenstillstandes bestehen werde. Auf Grund seiner langjährigen Erfahrung im Großen Hauptquartier und seiner über die gegenwärtige militärische Lage gemachten Beobachtungen und eingezogenen Informationen, könne er aber nur auf das dringendste davor warnen, etwaigen Versprechungen der Obersten Heeresleitung Glauben zu schenken und uns in der einmal eingeschlagenen Friedenspolitik auch nur im geringsten beirren zu lassen. Die militärische Lage sei heute mindestens ebenso hoffnungslos wie vor drei Wochen, da eine Besserung nicht zu erwarten und es nur eine Frage von Wochen, höchstens wenigen Monaten sei, wann der Feind bei uns im Lande stehe.

Auf meine Frage, wie ein Wechsel in der Obersten Heeresleitung auf die Front wirken würde, sagte Herr v. Lersner, daß bei einem Teil der Armee dies vielleicht ungünstig, bei dem größeren Teil aber günstig wirken würde, da man das Vertrauen in die gegenwärtige Oberste Heeresleitung verloren habe. gez. Haniel."

Danach würde also der Abgang Ludendorffs „auf den größeren Teil der Front günstig" wirken. Ja, so „günstig", daß nach wenigen Tagen kein Kaiser und keine Armee mehr da waren, sondern ein 9. November 1918 kam! Grausamer sind die Dinge in der Welt nie entstellt worden. In seiner kurzen Art sagte Ludendorff dazu: „Das Heer hat eine andere Antwort gegeben, die der Wahrheit entsprach."

Durch alle Vorgänge hatte man aber das Vertrauen des Kaisers zu Ludendorff nicht erschüttern können, hatte er doch auch in diesen schweren Tagen bei seinem Feldherrn nur Festigkeit und Klarheit gesehen. Es setzte daher jetzt — Oktober 1918 — ein fein und listig gesponnenes politisches Spiel ein. Die berühmten Telegramme des „idealen" Völkerbundsapostels Wilson trafen ein. Da lernte man die „Psyche der fremden Völker" kennen, die man nach Ansicht unserer Regierung nur zu ergründen braucht, um einen guten Frieden zu erhalten. Die Psyche der Feinde

forderte nun vor allem die Entfernung Ludendorffs. Der Feldherr hat diese besondere Feindschaft des Auslandes bis zu seinem Tode immer als Ehre empfunden. Die Gegner kannten ihn besser als sein von ihm so heiß geliebtes Volk. Bei nüchterner Betrachtung der völkerbeglückenden Telegramme mußte aber jeder einsehen, daß die andere Welt sich plötzlich sehr, sehr grausam offenbarte. Entweder zeigte man jetzt seine Entrüstung, lehnte die entehrenden Forderungen ab und handelte als Deutscher, oder aber man ließ bewußt die Dinge ihren internationalen Verlauf nehmen. Das letzte durfte man nicht öffentlich zugeben und trieb daher ein Doppelspiel.

Herr Fehrenbach vom Zentrum tat am 5. Oktober äußerlich sehr entrüstet über die Forderungen der Gegner und sprach von trotzigem Endkampf Deutschlands. Am 9. November aber bewies er, daß er stets wie sein Freund Erzberger gedacht hatte, und wie es später im „Stolz der Erfüllung" das amtliche Jesuitenblatt 1919 offen enthüllte:

„Die traditionellen Sympathien und die realen Interessen des Papstes ließen ihn keineswegs einen Sieg der Zentralmächte wünschen. Nicht ohne Schrecken konnte er an die Perspektive eines endlichen Sieges Deutschlands denken."

Es sei auch daran erinnert, daß Morgan dem Papste als Freund besonders nahestand. Nun stellte aber der Senatsausschuß in Washington vor einigen Jahren fest, daß Morgan einer der größten Kriegstreiber in Amerika gegen Deutschland gewesen ist!

Aus anderem Kreis erwähne ich den Vizekanzler Herrn von Payer. Auch er redete noch am 17. Oktober vom letzten heroischen Widerstand. Doch als von ihm wenige Tage später die Tat gefordert wurde, da enthüllte er sein wirkliches Denken in übelster Form. Im Laufe einer Besprechung am 25. Oktober 1918 mit General Ludendorff fiel das Wort „Soldatenehre". Payer erwiderte: „Ich kenne keine Soldatenehre." Darauf Ludendorff: „Dann werfe ich Ihnen und Ihren Kollegen die ganze Schmach des Vaterlandes ins Gesicht. Und ich warne Sie, wenn Sie es jetzt so gehen lassen, dann werden Sie in wenigen Wochen den Bolschewismus im Lande haben." „Nun, nun, Eure Exzellenz", erwiderte Payer, „ich hege diese Befürchtung nicht. Die Beurteilung der Verhältnisse müssen Sie schon mir überlassen, das verstehe ich nun besser." „Es hat keinen Zweck, mit Ihnen, Herr von Payer, weiterzureden", so schloß Ludendorff, „wir beide, Sie und ich, wir verstehen uns nicht und werden uns niemals verstehen, niemals zusammenkommen, wir leben in verschiedenen Welten. Ich breche das Gespräch ab."

Diese verschiedenen Welten sind durch des Feldherrn unermüdliche Forscherarbeit nach dem Kriege ergründet.

Die Linksparteien waren in den Tagen des Oktober 1918 in der Erwartung ihres baldigen Sieges offener. Sie wußten ja auch am besten, was sie von den „mannhaften Reden" ihrer Regierungfreunde zu halten hatten, und schrieben schon am 20. Oktober im Vorwärts: „Deutschland soll, das ist unser fester Wille als Sozialisten, seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie das letzte Mal siegreich heimgebracht zu haben."

Prinz Max von Baden trat in allen Konferenzen als ganz besondere Stütze von Thron und Reich auf. „Kraftvoll" wollte er eintreten für den heroischen Endkampf Deutschlands, wenn der Feind die Vernichtung anstrebte. So klangen seine Worte. Sollte dieser Reichskanzler das Ziel des Auslandes immer noch nicht gemerkt haben? Gewiß wußte er es, sonst hätte er seinem Geistesverwandten Wilson nicht Ende Oktober mit folgenden „weltfremden" Sätzen geantwortet:

„Aber wenn wir eingesehen haben, daß der Sinn dieses furchtbaren Krieges vor allem der Sieg der Rechtsidee ist" (die Vergewaltigung Deutschlands ist also für den Prinzen Max eine Rechtsfrage!), „und wenn wir uns dieser Idee nicht widerstrebend unterwerfen, nicht mit inneren Vorbehalten, sondern mit aller Freiwilligkeit, so finden wir darin ein Heilmittel für die Wunden der Gegenwart und eine Aufgabe für die Kräfte der Zukunft. An dieser Aufgabe wird das deutsche Volk mit allem sachlichen Ernste und aller Gewissenhaftigkeit mitarbeiten, die unser Erbteil sind."

Mit dieser Freiwilligkeit und Gewissenhaftigkeit schaufelte die Regierung dem Deutschen Volke das Grab. Als nämlich am 24. Oktober das niederschmetternde Telegramm Wilsons eintraf, das die Kapitulation des Heeres forderte, da erließ die Oberste Heeresleitung in der Zusicherung der vorher gegebenen Versprechungen der Regierung einen kraftvollen Aufruf an die Soldaten (24. Oktober), der zum letzten heroischen Widerstand mahnte. Dieser wurde aber von den Linksparteien zurückgehalten, soweit war es schon gekommen. Auf einmal zeigte nun Max von Baden, daß auch er handeln konnte, aber nicht im Sinne Deutschlands, sondern nach den „höheren Idealen" der Überstaatlichen und den damit verbundenen Zielen der Revolution von oben, und forderte Ludendorffs Abgang. Doch wagte dieser Prinz nicht, dem Feldherrn mit dieser Gesinnung vor die Augen zu treten. Er meldete sich krank. Ludendorff berichtet über die letzten Stunden folgendes:

„Wir hatten damals den Waffenstillstand gefordert in der klaren Erkenntnis: entweder einen annehmbaren Frieden in Ehren oder Weiterkampf. So war es bis

zum 20. Oktober gegangen. Von da ab spaltete sich der Weg. Es sollte kapituliert werden, das konnte ich nicht mitmachen. Das war gegen meine Soldatenehre. So schrieb ich auf meinem Büro mein Abschiedsgesuch. Darauf kam der Feldmarschall zu mir in mein Zimmer, sah mein Abschiedsgesuch liegen, und ich meldete ihm diese meine Absicht, da ich die Unhaltbarkeit der Situation vollkommen erkannte. Er bat mich, davon Abstand zu nehmen, es würde gleich Herr von Berg kommen, mit dem wir noch über die ganze Lage sprechen sollten. Ich war einverstanden. Da kam Oberst von Haeften und sagte, wir würden gleich zu seiner Majestät dem Kaiser bestellt, und es würde sich darum handeln, daß ich verabschiedet würde, ob auch der Feldmarschall, das stünde noch dahin. Es wurde antelephoniert, und wir fuhren hin.

Der Kaiser war im Vergleich zum Vortage wie umgewandelt, er äußerte, nur zu mir sprechend, sich namentlich gegen den Armeebefehl vom 24. abends. Es folgten einige der bittersten Minuten meines Lebens. Ich sagte seiner Majestät in ehrerbietiger Weise, ich hätte den schmerzlichen Eindruck bekommen, daß ich nicht mehr sein Vertrauen besäße und daher bäte, mich zu entlassen. Seine Majestät nahm das Gesuch an. Ich fuhr allein zurück."

Es war erreicht! Der Mann, der in den letzten schweren Monaten nicht einen Augenblick seinen Kopf, seine Nerven verlor, wie Verleumder später schrieben, um ihr eigenes Tun zu verbergen, und von dem man wußte, daß er die Revolution, so wie sie später gekommen ist, nicht geduldet haben würde, mußte verabschiedet werden! Damit verlor aber das Vaterland seinen einzigen genialen Kopf und der Kaiser seine einzige Stütze.

Als Ludendorff beim Schreiben seiner Kriegserinnerungen das ganze Geschehen noch einmal an seiner Seele vorbeiziehen ließ und den ewigen Gegensatz zwischen Wort und Tat feststellen mußte, da schrieb er: „Es ist dies für mich ein ungelöstes, unheilvolles Rätsel." Dieses Rätsel ließ ihn nach dem Kriege nicht ruhen, und dank seiner wahrheittreuen und lückenlosen Forschungen ist heute die Lösung des Rätsels möglich. Niemand kann nämlich letzten Endes das Geschehen mit den Worten „Unfähigkeit, politische Verblendung, falscher Idealismus und verkehrte Politik" abtun. Wir wissen, daß wir es mit den überstaatlichen Drahtziehern zu tun hatten und diese ihr Tun in „dreifache Nacht" einhüllten. Da geheime Eide und Okkultismus bei ihnen herrschen, können wir nicht immer genau feststellen, ob die uns bekannten Persönlichkeiten die obersten Eingeweihten waren oder nur vorgeschobene Handlanger. Das spielt auch keine Rolle, ihre Taten und ihre späteren Enthüllungen genügen, um das Wollen dieser geheimen Kräfte zu zeigen.

Einweihung des Tannenbergdenkmals 1927

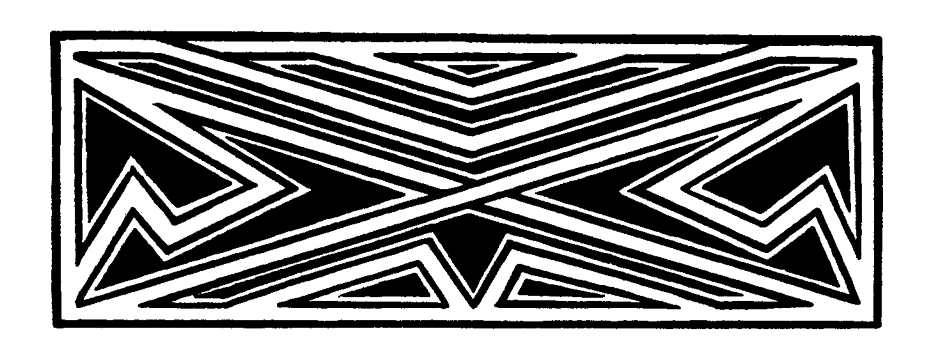
Empfang- und Arbeitzimmer Ludendorffs im Tutzinger Haus

Er ward, wie dies der nun folgende Teil des Werkes zeigen wird, zum Forscher nach dem Schlüssel des rätselhaften Geschehens, ward zum Freiheitkämpfer und Kulturkämpfer und beschenkte uns nach den rettenden Weltkriegtaten, trotz alles Undankes, den er erfahren hatte und weiter erfuhr, mit den Geisteswaffen, die eine Wiederholung solchen Unheils verhindern können, wenn wir treu zu seinem großen Ringen seine Worte beherzigen:

„Zu Beginn des Weltkrieges haben das Erwachen der Volksseele und geeinte Deutsche Kraft den Erfolg der Machenschaften Judas und Roms gefährdet. Mit beiden hatten sie nicht gerechnet.

Das einsetzende Rasseerwachen des Volkes ist eine wahrlich von den überstaatlichen Mächten nicht gewollte Folge des Weltkrieges. Möge es sich nur die Kräfte, die es zeitigt, nicht wieder verschütten lassen, wie es mit der Volksseele im Weltkriege geschah.

Nur arteigenes Gotterleben, wehrhafte Kraft und Verwurzelung der Deutschen in ihrem Volkstum und der kompromißlose Abwehrkampf gegen die überstaatlichen Mächte, sowie das Bewußtsein, daß keine ‚Vorsehung', keine ‚göttliche Fügung', kein ‚Karma', keine ‚übersinnlichen Mächte' unser Geschick bestimmen, sondern wir selbst es in widriger Umwelt zu gestalten haben, werden dies verhindern und uns Rettung sein."



Du hehrer Held, Jahrtausenden geweiht,
Der Hauch der Ewigkeiten weht
Um Deine Schritte, Deine Stirn,
Um Deiner Augen feierliches Leuchten.

Vor Deines Willens urgewalt'ger Kraft,
Vor Deines Geistes heil'gen Siegen
Erbebten alle Heere dieses Sternes.
Es sank die Übermacht, wo Dein Blitz traf.

Die Helden aber Deines eig'nen Volkes,
Sie fühlten sich in väterlicher Hut,
Betreut, beraten in den schwersten Kämpfen,
Entflammt von Deines Siegeswillens Macht.

Verräterbrut betörte Dir Dein Volk,
Verlockte es zur Meintat an dem Siege.
Sie raubt' den Helden sieggeweihte Waffen
Und höhnt' gehässig über Dich und sie.

Da forschte Dein vom Leid geschärfter Blick
Nach der geheimen Brut der Völkerfeinde.
Und nun zum zweiten Mal erbebten die Enthüllten
Vor Deines Siegeswillens, Deines Geistes Kraft.

Dein Wort ward Schwert,
Vor dem die Feinde zittern.
Ihr Hohngeschrei konnt' ihre Angst nicht bannen.
Da wollten sie verbieten, daß Du bist und schaffst.

Ruft doch dem Meere, daß es nicht mehr brause,
Ruft doch den Felsen, daß sie nicht mehr sind,
Wenn ihr des Helden Stimme bannen möchtet,
Die ewig leben wird wie seine Taten!

Du lächelst nur ob solchen Mühens
Und prägst indes nach Deines Willens Zielen
Das Schicksal der Jahrtausende des Volks,
Das noch nicht ahnt den Wandel, den Du wirkest.

Mathilde Ludendorff 1931

3.

Der Freiheitkämpfer und Kulturgestalter

Der Freiheitkämpfer und Kulturgestalter

Dr. Mathilde Ludendorff

„Wir führten die größte Revolution, die die Welt seit Jahrtausenden sah, die Befreiung der Völker und der Menschen aus Priesterhand und auch aus Judenhand und aus tief zerstörenden Weltanschauungen hin zu einer Volksschöpfung, hin zu einer Geschlossenheit der Menschen, beruhend auf der Einheit von Rasseerbgut und Glaube."

So schrieb Erich Ludendorff in seinem Vermächtnis an die Mitkämpfer von dem großen Geistesringen der letzten Zeit seines Lebens.

Der Feldherr des Weltkrieges war Weltrevolutionär geworden, leitete die Weltenwende ein, die Befreiung der Völker aus jedweder Priesterknechtung mit Hilfe von Wahnlehren und an erster Stelle die Befreiung seines eigenen Volkes.

Ein Feldherr ward Weltrevolutionär? Wann je in der Geschichte der Völker hätte sich dies ereignet, wann erst recht wäre dies bei dem Feldherrn eines „stehenden Heeres", wie die alte Armee es war, möglich gewesen? Machen wir uns, um ganz das einmalige Geschehen der Geschichte, das hier vor uns liegt, zu erfassen, bewußt, was dies besagt. Ein Heer, wenn anders es nicht Landsknechtstum oder Parteiinstrument, wie die rote Armee Rußlands, sondern ein Vertreter des gesamten Volkes in der ernstesten Todesgefahr an der Front ist, ist seinem inneren Wesen nach das völligste Gegenstück revolutionären politischen Denkens. Ein solches Heer schöpft seine Schlagkraft vor dem Feinde ganz im Gegenteil im wesentlichen aus allem lange unabgewandelt Bestehenden. Es pflegt die „Tradition", nicht etwa wie eine äußerliche Gewohnheit, nein, es pflegt sie als inneren Kraftquell. So wie die Ausbildung des Soldaten das Erstarren im Stillstehen und die rhythmische Festigkeit im Marsche als Hilfe zur äußersten Beherrschung des Körpers pflegen muß, damit der Selbsterhaltungwille im einzelnen Menschen in Erfüllung der Befehle an der Front zuverlässig überwunden wird, so sieht das Heer in einer gewissen Starrheit seiner Sitten, im zähen Festhalten an alten Gepflogenheiten, die einst in der Todnähe entstanden sind und denen meist ein tiefer Sinn innewohnt, den Quell der zuverlässigen Leistungfähigkeit im Kriege.

So ist es zu erklären, daß die großen Menschen, die sich dem Heeresdienst widmen, die Notwendigkeit solchen eisernen Festhaltens an eingeführten, erprobten

Arten der Ausbildung und der Dienstordnung im vollen Ausmaße erkennen und deshalb auch überhaupt im Leben einer „konservativen", d. h. das Herrschende bewahrenden Haltung mehr huldigen. Die kleineren Geister, die Durchschnittsmenschen, die sich dem Offiziersberuf widmen, geraten durch die gleichen Ursachen nur zu leicht in einen Zustand seelischer Erstarrung, in eine Hochschätzung blinden, zähen Festhaltens am Gewohnten um jeden Preis. So übersteigert sich in ihnen der Eindruck des Wertes des Altgewohnten im Heere. Ja, die meisten von ihnen werden geradezu unfähig, neue Erkenntnisse rasch auf ihren Wert zu prüfen oder überhaupt zu prüfen. Die engsten Geister unter ihnen sind unfähig, selbst unter den bittersten Erfahrungen „etwas hinzuzulernen".

Aus solchem Lager, aus dem Offizierskreis des alten Heeres, der die konservative Gesinnung in jeder Richtung, ganz besonders aber auch in bezug auf die christliche Einstellung, fast bis zur Erstarrung pflegte, erwächst in Erich Ludendorff dem Deutschen Volke und den Völkern der Erde der Weltrevolutionär! Wir erkennen, welche außergewöhnliche, einmalige Genialität hier vor uns steht, wir begreifen aber auch, daß es eben nicht nur die Hetze der überstaatlichen Mächte, sondern die genannten Zusammenhänge waren, die Offiziere des alten Heeres zu der vor der Geschichte so schmachvoll dastehenden Haltung dem unsterblichen großen Feldherrn gegenüber verführte, als dieser zum Freiheitkämpfer für das Deutsche Volk geworden war und im November 1923 als Revolutionär mit an der Spitze des Zuges an der Feldherrnhalle schritt. Für sie hatte er damals „seinen Feldherrnruhm durch die Gosse gezogen". Sie kündigten ihm die Kameradschaft, die Kleinen, weil sie den Großen derselben nicht mehr für würdig hielten! Ein Gelächter wird ob solchen Geschehens durch die Jahrhunderte hallen. Als einzigen mildernden Umstand solcher Ereignisse, den wir nicht zu erwähnen vergessen dürfen, haben wir die grundsätzlich konservative Haltung der großen, so heldisch kämpfenden alten Armee in all ihren führenden und unterführenden Stellen anzusehen. Wir sind es dem Heere schuldig, dies besonders zu erwähnen, wenn wir schon das klägliche Verhalten vieler Kriegskameraden des Feldherrn nicht verschweigen dürfen. Ist doch gerade diese grundsätzliche konservative Haltung eine gewisse Erklärung für das so völlige moralische Versagen so vieler in ihrem Verhalten dem Feldherrn gegenüber.

Weit unfaßlicher als dieses mag es aber kommenden Geschlechtern erscheinen, daß der Feldherr dieses alten Heeres nach dem Zusammenbruch der vorurteilsloseste Revolutionär wurde. Außergewöhnliche Ereignisse, der Zusammenbruch

eines so siegreichen Volkes, während die Feinde es mit Vernichtungwillen in Waffen umzingelten, waren Anlaß zu diesem einmaligen weltgeschichtlichen Ereignis. Er, der Feldherr dieses durch und durch konservativen Heeres, ward mit Adolf Hitler und anderen Frontsoldaten zum Freiheitkämpfer, die den Umsturz der volksverräterischen Regierung zur Rettung des wehrlos gemachten Volkes herbeizuführen trachteten. Dann stand der Feldherr des Weltkrieges, des Hochverrates angeklagt, vor Gericht und mußte monatelang sein Handeln verteidigen, sein Handeln, das nur die erste Stufe seines Weltenwende bedeutenden Kampfes dargestellt hat. Nach diesen Ereignissen sehen wir ihn noch weiter von seinem ursprünglichen Amte wegrücken, zum Kulturgestalter werden und mit mir den größten Geisteskampf führen, der je die Völker bewegte, den Kampf zur Befreiung von allem Okkultwahn, allen Priesterkasten, die die Nutznießer solcher Wahnlehren sind, und für die Deutsche Gotterkenntnis.

Fragen wir uns zunächst, wie so etwas nur möglich ist, liegen doch Feldherrnamt und das Amt des Kulturgestalters so weit auseinander, wie dies nur irgend denkbar, so weit, daß gewöhnlich die Tatmenschen, die große Soldaten sind, den Kultur gestaltenden Menschen nicht voll gerecht werden und sie oft ebenso unterschätzen, wie diese wiederum jene. Hier aber wird der größte Soldat des Weltkrieges Geisteskämpfer auf kulturellem Gebiete und setzt sich für die alle herrschenden Werte stürzende und neue Werte schaffende Deutsche Gotterkenntnis ein.

Nun, es war deshalb möglich, weil Erich Ludendorff nicht irgendein Feldherr war, sondern die Idee des Feldherrntums in sich vollendete. Als höchste Enthüllung solcher Tatsächlichkeit nannte ich in dem Abschnitt „Der Feldherr des Weltkrieges" seine stete und unmittelbarste innerseelische Verwebung mit der Einheit, mit der großen Idee, die über diesem Weltringen stand; die Niederringung der Feinde durch Sieg, der auf der anderen Seite nur die Vernichtung des unsterblichen Deutschen Volkes gegenüberstand. Ein Feldherr, der in dieser seelischen Verfassung alles Geschehen unter die höchste Einheit der Idee zwang, alle seine Taten von ihr allein leiten ließ, wird ihr auch nicht mit einem Male untreu, wenn der Weltkrieg in Revolution geendet hat und man ihn kurz zuvor seines Amtes enthob! Für irgendeinen anderen großen Feldherrn hätte es eines bewußten, vollständigen Berufswandels bedurft, er hätte vom militärischen Denken in ein völlig anderes umlernen müssen, hätte er Freiheitkämpfer und Kulturgestalter werden wollen. Für Erich Ludendorff, der im steten Zusammenhang mit der Einheit der Idee des Weltkrieges gestanden hat, bedeutete es überhaupt kein Umdenken, er er-

kannte aus den Tatsachen des Zusammenbruchs, daß außer den bewaffneten Feinden an den Fronten noch andere, und zwar die maßgebendsten und gefährlichsten, ohne Waffe in der Hand in den Völkern und Fronten gewirkt hatten, feindlich vor allem gegen den Sieg unseres Volkes. Nach solcher Einsicht bedeutete es für den Feldherrn, der in sich die Idee des Feldherrntums vollendete, nichts anderes als einen selbstverständlichen Wechsel der Waffen. Diese Feinde hatten gesiegt durch Vertarnung und durch das Wort, so mußte das Wort die Waffe werden, und die Vertarnung mußte heruntergerissen werden. Diese Feinde hatten mit Hilfe einer Glaubenslehre gesiegt, die das Volk aus seinem Erbgute völlig entwurzelte, ihm die Denk- und Urteilskraft lähmte, es gegenüber volksfeindlichen Bestrebungen wehrlos machte, so ward das Feldherrnamt Abwehr dieser Lehre und Einsatz für die rettende Deutsche Gotterkenntnis. Alles war nichts anderes als ein Wechsel der Waffen, die allein für die nun erkannten Feinde tauglich waren. Für ihn, den genialen Feldherrn, war seine Teilnahme an den Befreiungkämpfen vor und im Herbst 1923, aber auch die Erweiterung seiner Revolution zum Kulturkampfe nichts anderes als die weitere Ausübung seines Feldherrnamtes kraft eigenen Rechtes aus dem klaren Erkennen heraus, daß der Kampf mit den eigentlichen Feinden nun erst begann und sich vielleicht noch über Geschlechter hinziehen wird. War ihm auch das politische Außenziel, die Wiedererlangung der Wehrhoheit, das elementarste Nahziel, das er auch in seinen Kampfzielen aufstellte, so verschloß sich der geniale Feldherr nach erkannter Lage keinen Augenblick länger der Tatsache, daß Wehrhoheit den Kampf gegen die Völker meistern muß und meistern kann, daß aber die Todfeinde, die zum Krieg gehetzt und den Zusammenbruch bewirkt hatten, die überstaatlichen Mächte, vor allen Dingen mit der geeigneten Waffe enthüllt und überwunden werden müssen, da sie ein wehrhaftes Großdeutschland unterhöhlen würden. Die einzige Waffe war die der Volksaufklärung durch Wort und Schrift und das Hinführen des gesamten Volkes zur klaren Gotterkenntnis, die es vor neuen Verstrickungen in Priesterwahnlehren beschützen kann. Die erste Stufe dieser Erweiterung seines genialen Feldherrnamts auf seinen Freiheitkampf gegen die Revolutionregierung, die dann mit der Anklage wegen Hochverrats abschloß, wird in einem besonderen Abschnitte geschildert. Wir aber wollen hier das allmähliche Werden des Freiheitkämpfers und Kulturgestalters an Hand seiner eigenen Lebenserinnerungen überblicken, um uns dann bewußt zu machen, welche Charakterzüge des Feldherrn dem Weltrevolutionär so ganz besonders zugute kamen.

Ich erwähnte schon, daß der Feldherr wenige Wochen nach seiner Verabschiedung drei Monate lang nach Schweden ging. Den Juden und den übrigen überstaatlichen Mächten wäre es willkommener gewesen, er hätte sich wehrlos von den verhetzten Kommunisten, die, sobald sie seine Wohnung erspäht hatten, ihm nachstellten, ermorden lassen. Das einzige, was er in dieser Zeit für das zusammengebrochene Volk tun konnte und was auch, wie wir alle wissen, das Volk auf das nachdrücklichste aufgerüttelt hat, das war die Werkgestaltung der Kriegsereignisse, so wie sie vom Feldherrn aus überblickt wurden. Unter geradezu grauenvollen Umständen, den Entrüstungworten der Auslandsbotschaften über die schandbare Hetze, die die Deutschen gegen ihren eigenen Feldherrn trieben, ausgesetzt, fuhr er Ende November zunächst nach Dänemark. Obwohl er die größten seelischen und körperlichen Strapazen hinter sich hatte, fand er unmittelbar nach seiner Ankunft die seelische Ausgeglichenheit, die erhabene Ruhe und die Schöpferkraft, eines der herrlichsten Werke, die die Deutsche Literatur besitzt, das Werk „Meine Kriegserinnerungen", zu beginnen. In seinen Lebenserinnerungen schreibt er darüber:

„... Irgendwelche Schwierigkeiten hatte ich beim Verlassen Deutschlands nicht, ebensowenig bei meiner Ankunft in Kopenhagen ...

Hier stieg ich in einem Hotel ab und begann sofort an meinen ‚Kriegserinnerungen' zu schreiben ... Ich glaube, Graf v. Rantzau war herzlich froh, als ich Kopenhagen ohne Zwischenfall verließ und nach Malmö dampfte. Ende November traf ich in meiner neuen Unterkunft in Hesleholmgard unfern der Bahnstation Hesleholm an der Bahn Malmö—Stockholm, noch in Schonen, dem Südteil Schwedens, gelegen, ein, und wurde sehr herzlich aufgenommen ...

So blieb ich denn bei der Familie Olson, die mir bis zu Ende meines Aufenthaltes in Schweden, Ende Hornung 1919, mit gleichbleibender Ehrerbietung und wohltuendem Takt, zugleich auch mit warmem Empfinden für die Geschicke Deutschlands und des Deutschen Volkes entgegenkam. Mein Zimmer war ein Giebelzimmer mit Ausblick auf die Schneelandschaft Schonens. Ich rückte den Tisch an das Fenster und fuhr mit dem Schreiben meiner Kriegserinnerungen fort ..."

Es gibt ein ergreifendes Bild Erich Ludendorffs aus diesen Wochen. Er sah wie um Jahrzehnte gealtert aus, tiefer Gram lag auf seinen Zügen. Was wunder auch! Tagtäglich stürmten die furchtbarsten Nachrichten des restlosen Zusammenbruchs und Verfalls des Volkes auf ihn ein. Es kam der schwärzeste Tag, den er dort in der Fremde erleben mußte. Die Zeitungen meldeten, daß das stolze Heer,

dem seine ganze Lebensarbeit gegolten hatte, durch die „Friedensbedingungen" völlig zertrümmert wurde. Weiß wie der Schnee draußen, der um das einsame nordische Gutshaus lag, war das Antlitz, das seine Gastgeber an diesem furchtbaren Tage sahen. In ihm selbst aber ward der große Gram zu doppelter Schaffenskraft. Er ward ihm zur tiefen Einsicht, daß dies Werk und nur dies Werk die Besten im Volke wieder wachrütteln konnte, den Willen zum Aufstieg, die Hoffnung der Möglichkeit eines Wiederfreiwerdens zu wecken vermochte. Wie sehr hat sich diese Hoffnung erfüllt. Seine Frontsoldaten, seine besten Frontoffiziere und viele des Volkes wurden zum heldischen Wollen durch dieses Werk wachgerüttelt, denn trotz der Inflationverarmung gingen gleich in der ersten Zeit nach dem Erscheinen 150000 Exemplare in das Deutsche Volk. Der Feldherr schreibt in seinen Kriegserinnerungen:

„... Und während die Nachrichten aus der Heimat auf mich einstürmten, saß ich in meinem Giebelzimmer in Hesleholmsgard und schrieb und schrieb an ‚Meinen Kriegserinnerungen' mit immer steigender Hingabe. Jede Nachricht zeigte mir ja, wie notwendig es war, dem zusammenbrechenden Volke etwas zu geben, woran es sich aufrichten konnte, mochte im Volke noch so gegen mich gehetzt werden und es dieser Hetze willig sein Ohr leihen."

Viele hundert Seiten betrug das Manuskript dieses Werkes schon, und noch immer schrieb der Feldherr ununterbrochen an ihm, so wie er zuvor ununterbrochen die große Kriegsleistung vollbracht hatte. Nun sollte es sich vor aller Zukunft zeigen, wie tief alles Geschehen des Krieges sich in seine Seele eingebrannt hatte, weil er mit ganzer Seele jede Kriegshandlung geleitet hatte. Ohne irgendwelche Tagebuchaufzeichnungen hat er das viele hundert Seiten umfassende Werk, das alle Kriegshandlungen, alle Namen der Unterführer, alle Truppenteile, alle wichtigen Einzelhandlungen auf Tag und Stunde angibt, in kaum drei Monaten auf dem einsamen Gut vollendet. Täglich gönnte er sich eine halbe Stunde stiller Wanderung durch die nordische Schneelandschaft als einzige Rast. Dann aber, als die letzten Bogen zum Abschreiben mit der Schreibmaschine nach Kopenhagen gesandt waren, zog es ihn wieder hin zu seinem unselig verhetzten Volke. Was galt ihm nun noch die persönliche Bedrohung, er hatte sein rettendes Werk vollendet und konnte wenig Hoffnung haben, mit starker Wirkung für des Volkes Rettung zu solcher Zeit noch etwas zu tun. Als er dann nach seiner Rückkehr einem Generalstabsoffizier das Manuskript auf dessen Bitte übergab, der mit Bestimmtheit annahm, es müßten sich Irrtümer einzelner Daten aus dieser Art Verfassung des

Werkes ohne Tagebuchaufzeichnungen eingeschlichen haben, da erwies sich die in die Seele eingebrannte Erinnerung des Feldherrn als genau so zuverlässig wie die Generalstabsaufzeichnungen der ganzen Jahre. Es ward kein einziger Irrtum der Einzelangaben entdeckt!

Die wenigen schöpferischen Wochen auf dem einsamen Gute in Schweden sollten aber auch der Beginn zu den völkerrettenden geschichtlichen Erkenntnissen des Feldherrn werden, die allem Undank des Volkes und aller Hetze der Feinde eine so sinnvolle Antwort waren. Wäre das Volk seinem Herzog des Krieges dankbar gewesen, hätte es ihn berufen, ihn, den Feldherrn und Staatsmann, als den durch Taten bewährten Heimherrn aller Deutschen im Frieden, wie es einst zur Zeit der Ahnen geschah, so wäre des Feldherrn seelische und körperliche Kraft restlos in Anspruch genommen gewesen, um das Volk im Jetzt wieder zur Macht und Ehre zu führen, es „kraft eigenen Rechtes" wieder wehrhaft zu machen, all den Schandpakten zum Trotz. Niemals aber hätte der Feldherr dann Muße gefunden, seinen klaren Geist auf den Erfahrungen der Weltgeschichte und den Erfahrungen seines eigenen Lebens ruhen zu lassen und immer weiter nach den tiefsten Ursachen des unheilvollen Zusammenbruches zu forschen, nach den tiefsten Anlässen der Völkergeschichte, und so hätte der völkerrettende Geisteskampf nicht anheben können.

Es war dort in Schweden in den langen Nächten, in denen die Feder ruhte, aber der Geist in tiefem Gram wachblieb, daß er noch einmal an Hand der Ereignisse über all jene unglaublichen feindlichen Hemmungen nachsann, die ihm in seinem Feldherrnamt von politischer Seite, aber auch von mancher militärischen Seite bereitet wurden. Er schreibt in seinen Lebenserinnerungen:

„Das alles zog an meinem durch das furchtbare Leid der Gegenwart noch geschärften Auge vorüber, und Fragen auf Fragen stiegen in mir auf, zu deren Beantwortung ich bei meiner Beanspruchung durch die Führung des Krieges, bei dem Ringen mit viel Widerständen nicht gekommen war.

Warum war z. B. der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg mir überall hemmend entgegengetreten? War er doch für den Wechsel in der Obersten Heeresleitung im Herbst 1916 besonders stark eingetreten. Wie hatte mich sein Handeln, ja, das der gesamten Regierung enttäuscht! Warum versagte er sich jedem meiner nur zu berechtigten Wünsche, den Geist des Volkes zu heben und dem Heere neue Kraft zuzuführen? Warum ließ er in Regierungkreisen die Propaganda gegen mich zu, ich bedränge ihn durch meine diktatorischen Gelüste? Obschon ich ja nichts anderes wollte, als dem Kriege zu geben, was des Krieges ist, nämlich die gesamte Volks-

kraft im buchstäblichen Sinne des Wortes. Darum hatte ich ja die allgemeine Dienstpflicht von Mann und Frau in der Heimat und am Feinde vorgeschlagen. Warum hatte der römische Papst Benedikt XV. sich nach Eröffnung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges gegen diesen wenden wollen? Welche Kräfte waren Anlaß, auf die Beibehaltung des letzten Paragraphen des Jesuitengesetzes zu verzichten, um den römischen Papst von solchem unerhörten Schritte fernzuhalten? Warum traten gerade in dem Augenblick, als im Sommer 1917 die Lage an der Front sich günstig für uns entwickelte, das römische Zentrum und die in der Hand der Juden befindliche Sozialdemokratie unter Führung des römischgläubigen Erzberger und des Herrn Scheidemann mit ihrer Friedensresolution vom 19. 7. 1917 in Erscheinung? Warum entsandte der römische Papst den Nuntius Pacelli nach Berlin und in das Große Hauptquartier? Warum trat der römische Papst in diesem Augenblick mit seinem Friedensangebot vom 1. 8. hervor, das so unerhörte Friedensbedingungen für Deutschland vorsah, nachdem er das Friedensangebot des Deutschen Kaisers und des Kaisers von Österreich vom 12. 12. 1916 nach der Niederwerfung Rumäniens so kühl ablehnend aufgenommen hatte?

Was hatte denn der Jude, Herr Walter Rathenau, im April 1917 bei mir gewollt, als er mir ans Herz legte, ich möchte mich dem Umbau der preußischen Verfassung nicht versagen? Was hatte er mit seinen unklaren Andeutungen gemeint, die mir im einzelnen nicht in Erinnerung sind, die mich aber damals staunen ließen? Ich hatte sie unter der Last der damaligen Tage, es handelte sich um die Abwehr des englisch-französischen Angriffs auf die Westfront, in meiner Erinnerung zurückgedrängt, jetzt aber tauchte die Erinnerung an diese Zusammenkunft wieder auf in Verbindung mit den unklaren Mitteilungen, die mir derselbe Jude Anfang Oktober 1918 hatte machen lassen und seinem heuchlerischen Aufruf, eine Levée en masse in Deutschland zu veranstalten, ähnlich wie 1870/71 der Jude Gambetta in Frankreich. War denn dem Juden Walter Rathenau nicht bewußt, daß wir doch endlich im Weltkriege nach und nach, leider ja nur viel zu spät, zu dieser Levée en masse gekommen waren? Ich sah vor mir die glatte, weltmännische Gestalt dieses Juden. Und daneben tauchte vor mir ein anderer Berliner Jude auf, der mich im Hauptquartier in Kowno besuchte, um für seine Glaubensgenossen die Auswanderung aus Litauen nach Amerika zu erreichen. Was war das für ein Zusammenhalt in diesem Volk, den auch der Feldrabbiner Rosenak bei Ober-Ost betätigte! Wie kam ich diesen Männern entgegen, und mit welch haßerfüllten Augen betrachtete mich der Berliner Jude trotzdem! Nach meiner Erinnerung war das der Jude Nathan

vom jüdischen Hilfwerk des Bne Brith Ordens. Wie hatte die Balfour-Erklärung vom 2. 11. 1917 sich auf die Handlungen des jüdischen Volkes ausgewirkt, als es durch diese Erklärung die Errichtung einer jüdischen Heimstätte in Palästina nach der Niederlage des italienischen Heeres durch unseren Angriff am Isonzo in Aussicht gestellt erhielt. Und weiter, wie standen die Freimaurer mit unserem Unheil in Verbindung! Oberstleutnant Bauer hatte mir Warnungen vor ihrer Tätigkeit von einem Weseler Bekannten, Herrn Müller v. Hausen, nach Kreuznach überbracht, ohne daß dieser indes mir wirkliche Anhaltspunkte gab, die bei meiner Unkenntnis über das Wesen der Freimaurerei nötig gewesen wären, um mich zu überzeugen und hierdurch meine Aufmerksamkeit voll zu beanspruchen. Aber diese Angaben hatten genügt, in meinem Erinnern jetzt die Freimaurerfrage wieder aufsteigen zu lassen; sie ist seitdem nicht mehr aus meiner Gedankenwelt gekommen. Ich fand damals noch nicht die Lösung von alledem. Das war späterer Zeit vorbehalten. Ich schrieb weiter an den Kriegserinnerungen jener Jahre und schrieb und schrieb zu Ehren des Heeres und des Volkes."

In dem Abschnitt „Der Feldherr des Weltkrieges" deutete ich schon an, daß die psychologische Begabung, die Ludendorff vom Feldherrn fordert, in ihm gewaltet hat, wo immer es ihm um seiner Ziele willen wesentlich war, einen Menschen auf seine seelischen Werte hin prüfend zu betrachten. Ich erwähnte schon, daß bei ihm diese Begabung auch als erste die Ahnung in ihm weckte von einem geheimen feindlichen Treiben bis dahin unerkannter Volksfeinde im Volk. Aus diesen Aufzeichnungen des Feldherrn erweist es sich: nicht eingehende Literaturforschung über die Judenfrage und Freimaurerfragen, nein, der persönliche Eindruck, den einzelne Juden und Freimaurer, unter ihnen vor allem der jüdische Fürst Walter Rathenau, einer der Leiter der jüdischen Weltrevolution, auf ihn gemacht hatten, enthüllten ihm die Gesinnung. Jene Menschen haben ihm diesen großen Dienst selbst getan, ihm durch ihren Blick die Todfeindschaft zu verraten.

Das überwache Sinnen des Schaffenden, der „vom Leid geschärfte Blick", waren also schon in Schweden zu einem Erkennen gedrungen, das dem Volke noch auf ganz andere Weise als das Werk „Meine Kriegserinnerungen" zur Rettung werden sollte. Es waren fruchtbare drei Monate in Schweden gewesen, sehr fruchtbar war diese Zeit, sehr bedeutsam für des Volkes Zukunft. Was wunder, daß überstaatliche Volksfeinde sich in gehässigen Zerrbildern über die „feige Flucht Ludendorffs mit der blauen Brille" in der Presse überschlugen, an die das Volk hochbefriedigt glaubte und die es eifrig verbreitete!

Der Feldherr hatte nach seiner Heimkehr in Berlin bei Freunden Wohnung gefunden und erlebte nun neben manchem zaghaften Erwachen völkischen Wollens und Wehrwillens das grauenvolle Treiben der Volksverräter, die an der Macht waren und hörte die immer tollkühneren entehrenden Bedingungen der äußeren Feinde.

Es war in den Tagen, in denen dem Deutschen Volk die Schmach der Auslieferung der „Kriegsverbrecher" zugemutet wurde, als wieder einmal die überstaatlichen Feinde dem Feldherrn den Hilfedienst leisteten, sich selbst zu enthüllen, wie einst Mime vor Siegfried: „Ich will Dir den Kopf abhauen", so sprachen sie, allerdings in listreicher Einkleidung zu ihm. Sie hatten sich etwas anscheinend Sinnvolles ausgedacht, da die Angst vor Ludendorff sie plagte. Der vom jüdischen Fürsten Walter Rathenau schon sehr früh als „Sündenbock" ausgewählte Deutsche Held und Retter sollte, an seiner Volks- und Vaterlandsliebe gepackt und überlistet, sich in den sicheren Tod begeben, nachdem weder die Verhetzung der Kommunisten noch der jüdische Untersuchungausschuß die ersehnte Beseitigung des gefährlichen Volksretters erreicht hatte.

Tief empörte sich der Feldherr um die Jahreswende 1919/20 über die „Strafbestimmungen" den „Kriegsverbrechern" gegenüber. Andererseits hatte er auch Anlaß genug, sich gleich in den ersten Tagen daran zu freuen, wie weit von den Gegnern hier der Bogen überspannt war, wie prächtig das Deutsche Volk zur nationalen Gesinnung angesichts solchen Verhaltens zurückfand. Auch Juda, Rom und ihre Hörigen hatten ihre Dummheit bald eingesehen, erkannten, daß sie diesen Plan wohl wieder aufgeben müßten, wollten aber offenbar wenigstens den „gefährlichen Ludendorff" bei dieser Gelegenheit „erledigt" sehen. Der Feldherr erzählt uns in seinen Lebenserinnerungen ein Geschehen ungeheuerlicher Art, das ihn einen großen Schritt weiter zur Erkenntnis der überstaatlichen Geheimmächte führte:

„Mir gegenüber trieb die Frage eigenartige Blüten. Eines Tages erschien bei mir Professor Max Weber, Heidelberg, und stellte an mich das Ansinnen, ich möchte mich sozusagen als ‚Sündenbock' der Entente stellen. Ich glaubte, ich hörte nicht recht. Wußte ich doch, daß unsere Kriegsführung sich durchaus im Rahmen des Völkerrechts abgespielt hatte, und daß wir in Belgien zum Einschreiten gegen die belgische Bevölkerung gezwungen waren, die den Franktireur-Krieg in unerhörtem Ausmaß geführt hatte. Ihr ‚Landsturm', ihre ‚garde civique', war nicht in Uniform, sondern nur zu oft im bürgerlichen Gewand aufgetreten. Ich selbst hatte ja Belgier in Zivilkleidung mit Jagdgewehren bewaffnet gesehen. Ich hatte sie

Vortragsreise am 31. Mai 1930



Erich und Mathilde Ludendorff auf einer ihrer Vortragsreisen, die sie in ihrem völkischen Aufklärungkampf durch ganz Deutschland führten

Unten: Ludendorff u. Lehrer Peithmann

In solchen Zelten mußten Erich und Mathilde Ludendorff sprechen, da große geschlossene Räume entweder nicht vorhanden waren oder wegen entsprechender gegnerischer Propaganda nicht zur Verfügung gestellt wurden



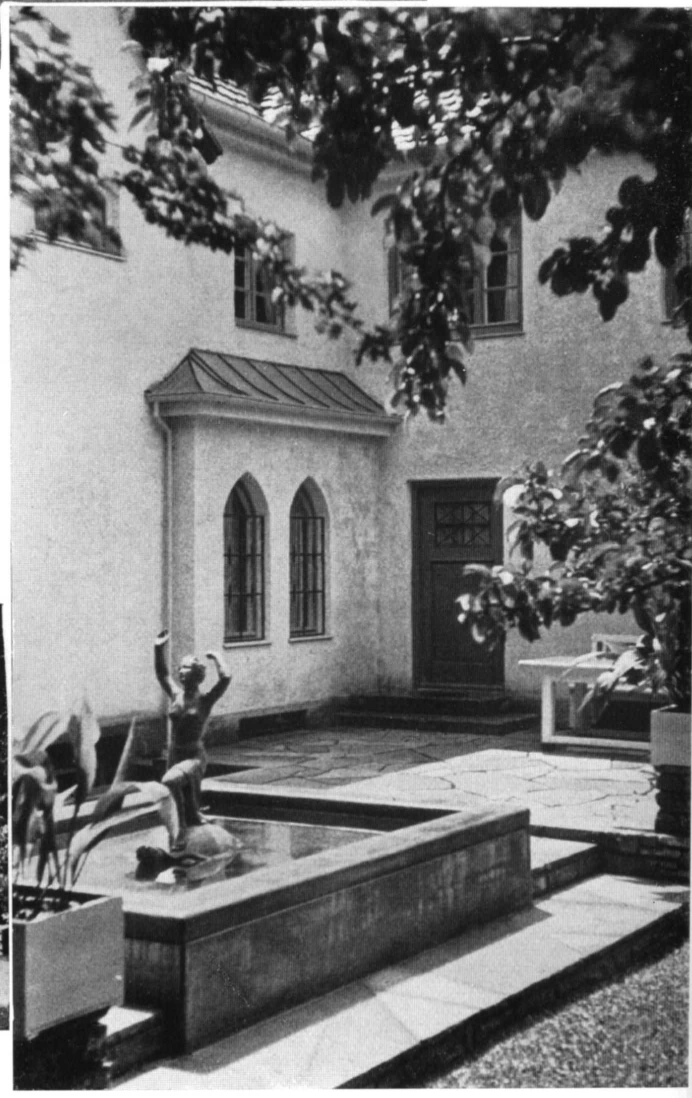
Das Vortragszelt



Haus Ludendorff in Tutzing

Das im Jahre 1921 von Frau Dr. M. von Kemnitz erbaute Haus wurde im Jahre 1931 nach Wünschen und Angaben des Feldherrn in seiner jetzigen Form umgebaut. Seit dieser Zeit war der schlichte und doch geschmackvolle, am Starnberger See gelegene Wohnsitz dem Feldherrn bis an sein Lebensende liebster Aufenthaltsort

Rechts: Gartenpartie mit Springbrunnen





Eingangtür mit Blick nach Süden

laufen lassen. Der ganze Rummel mit den ‚Kriegsverbrechern' war ja auch nur aufgezogen, um die Propaganda der Feindstaaten, die die Deutschen als ‚Hunnen' dargestellt hatte, zu rechtfertigen. Die ‚Khaki-Wahlen' in England nach Kriegsschluß hatten ja nach den aufpeitschenden Reden Lloyd Georges diese Stimmung gerade jetzt zu deutlich gezeigt. Ich sehe ihn noch vor mir, den Professor Weber, wie er mich in höchsten Tönen pries, um mich zu gewinnen:

‚Exzellenz, krönen Sie das Große, was Sie Ihrem Volke geleistet haben, tun Sie etwas, was noch größer ist als der Heldentod fürs Vaterland. Ich komme im Namen vieler der Besten im Volke, die auf Ihre große Liebe für Ihr Volk bauen und Sie bitten, bringen Sie Ihrem Volke das große Opfer, liefern Sie sich an Stelle der übrigen Offiziere den Ententegerichten aus. Die Feinde werden durch dieses Opfer milde gestimmt, Ihr Tod wird das Volk retten.'

Das waren recht seltsame Worte, und weil sie mir so unfaßlich waren, behielt ich sie. Mein Auge prüfte dann auch diesen Mann schärfer und länger, als es meine Gewohnheit war. Seine Augen sprachen anders, sprachen Haß, ganz wie im Weltkriege jene des Juden Nathan, der mich in Kowno um Rechte für die Juden Litauens bat. Ganz wie damals fuhr es mir durch den Kopf, daß hinter den weltgeschichtlichen Ereignissen unerkannte Zusammenhänge stehen und Verbrechen an den Völkern vollzogen werden, und während er noch sprach, dachte ich, wie einst Schiller in Rudolstadt, als er den ‚Abfall der Niederlande' schrieb, den ich gerade kürzlich gelesen hatte: ‚Ich will den Schlüssel der Weltgeschichte finden', und die unerkannten Zusammenhänge der Weltgeschichte, die bestehen müssen, kennen. Auch aus dem Manne vor mir sprach anderes als Weltfremdheit, dann aber sagte ich scharf:

‚Sie tun recht, wenn Sie meiner Liebe zu meinem Volke vertrauen, die aber behütet mich, ihm je die Schande zu bereiten, daß ich mich dem Feinde ausliefere. Sie und Ihre Freunde scheinen merkwürdige Begriffe von Volksehre und Volksschande zu haben, Herr Professor. Uns trennt eine Welt in unseren moralischen Begriffen.' Ich verabschiedete ihn, und als er gegangen war, öffnete ich die Fenster; es kam reine Luft ins Zimmer. Das Ereignis wurde mir eine weitere fruchtbare Anregung zu meinen späteren Forschungen. Freimaurer und Juden waren so liebenswürdig gewesen, mir selbst durch den Haß, der aus ihren Augen sprach, den Weg zur Forschung über ihr Tun zu weisen."

Die alte Sage unseres Volkes, daß sich Niedertracht dem reinen Charakter, der die reinen Ziele im Auge hat, in der Stunde der Entscheidung selbst enthüllt, hatte

sich also voll erfüllt. Siegfried verstand des Vogels Stimme! Nach der Sage unserer Ahnen kündet ja der Vogelsang die Weisheit des Erbgutes, und die Lauteren verstehen in der Stunde höchster Gefahr das Mahnen der Volksseele. Der Feldherr erkannte an dem Blicke der Juden und Freimaurer gerade dann, wenn sie sich ihm in der teuflischsten Absicht nahten und ihm unter listreichen Hüllen die verbrecherischen Ziele gegen sein eigenes Leben zu verbergen trachteten, ihre Pläne. Aus ihrem Blicke merkte er ihre feindlichen Absichten. Erst nach solchem Erkennen begann das Forschen Erich Ludendorffs. Müller v. Hausen brachte ihm in Berlin Geheimschriften, die das politische Treiben der Freimaurer enthüllen. Als der Feldherr nach München übersiedelte, begann er sein Wissen über den Juden noch zu bereichern, vor allem aber wurden seine Blicke auf das Treiben Roms gelenkt. Welche Ereignisse von dieser Arbeit umrahmt waren, und was sich ihm da alles enthüllt hat, das hat er in seiner Schrift „Mein Weg zur Feldherrnhalle" zum Teil veröffentlicht. Ausführlich ist es in seinen Lebenserinnerungen niedergelegt. Wir aber möchten uns nun der Begabungen und der Charaktereigenschaften des Feldherrn bewußt werden, die ihm so ganz besonders in seinem Freiheitkampf und Kulturkampf zustatten kamen. Hierbei behalten wir in Erinnerung, aus seinem eigenen Munde erfahren zu haben, daß es nicht Studium in Enthüllungschriften, sondern zunächst sein psychologischer Scharfblick war, der ihn das feindliche Wollen in Vertretern der überstaatlichen Mächte erkennen ließ. Keiner Eigenschaft hätte es aber in dem ernsten Kulturringen mit den weltbeherrschenden Geheimmächten dringlicher bedurft, als der Fähigkeit, die Gesinnung aus dem Blick zu erkennen.

Für den Freiheitkämpfer und Revolutionär sollte es aber noch bedeutsamer werden, daß nicht nur die Genialität seines Feldherrnamtes ihn zu dem Aufgeben irgendwelcher altgewohnter Vorurteile veranlaßt hat, sondern daß es ihm überhaupt seit je offenbar unmöglich war, sich den Blick durch Vorurteile einengen zu lassen. Selbstverständlich war ihm das Erhabensein über dem Stand, dem er angehörte. Es fehlte aber auch, was weit wichtiger ist, jedes Überschätzen des Adelsstandes, in dem er nicht geboren war. Es entsprach voll dieser Auffassung, daß er während des Krieges seine Erhebung in den Adelsstand, die sein Oberster Kriegsherr ihm verliehen hatte, mit Worten des Dankes abgelehnt hat. Er sagte damals unter anderem: „Der Name Ludendorff hat einen guten Klang. Ich möchte keinen anderen Namen führen als den, den mein Vater getragen hat." Hat er solche Vorurteilslosigkeit hierdurch schon im Kriege bewiesen, so bot ihm sein Amt als Freiheitkämpfer und Weltrevolutionär erst recht die Gelegenheit, Gleiches durch sein

Verhalten zu bekunden. Er nahm mit allen Ständen des Volkes Fühlung auf und wertete jeden nach seinem Charakter und dem Grade seiner Begeisterung für den Freiheitkampf. Weil er wie alle genialen Menschen nie mit irgendwelchen Standesschwächen oder Vorurteilen behaftet war, so sah er in dem unsterblichen Volk eine ideelle Einheit und prüfte alle Stände auf ihre Schwächen und ihre Tauglichkeit zum Dienste am Volke hin. So sprach er denn auch, als er Freiheitkämpfer geworden war, das für viele erlösende Wort aus, daß „von den oberen Zehntausend Rettung des Volkes nicht zu erwarten" sei. Er räumte damit die stärkste Hemmung hinweg, die sonst der Befreiung von den überstaatlichen Feinden des Volkes im Wege gestanden hätte. Es kann mancher ein solches Urteil ausgesprochen haben, der diesen oberen Zehntausend durch Geburt und Stand fern war. Ein anderes bedeutet es aber, so vorurteilsfrei den Stand zu beurteilen, dem das Leben einen selbst zuteilte. Das aber ist eine Einstellung, die allein zum volkrettenden Freiheitkampfe befähigt.

Die Vorurteilslosigkeit des Reformators hatte er gegenüber den bestehenden Fragen der Kriegstechnik und Kriegsführung gezeigt. Wir erkannten gerade in dieser Einstellung, verbunden mit den neuschöpferischen Fähigkeiten, die Genialität des Feldherrnamtes in Ludendorff und erinnerten dabei an seine gewaltigen Reformen, so die Auflockerung der Front und ferner an sein zielklares Wollen, jeden einzelnen Soldaten zu größtmöglicher Selbständigkeit und Selbstverantwortung zu erziehen. Was stellt dies aber anderes dar, als daß er schon in jedem einzelnen Frontkrieger während des Krieges die wichtigen Seelenkräfte „mobilisierte", auf denen jeder Freiheitkampf und vor allem auch jede Kulturschöpfung beruht. Nur in solcher seelischen Verfassung gelingt es einem Volke neue Ewigkeitwerte zu schaffen und zu entfalten. Er war also schon im Weltkriege, ohne sich dessen bewußt zu sein, Reformator und Kulturgestalter und hat solche seelische Haltung erst recht in seinem Geisteskampf allerorts betätigt.

Alles, was wir als Können Erich Ludendorffs bewundert haben, ward ihm zum Segen in seinem Freiheit- und Kulturkampf, den er in mancher Beziehung als den größeren und den schwereren bezeichnet hat. Sein erstaunlicher Weit- und Tiefblick auf allen Gebieten, in die sich sein Geist nun einarbeitete, die er als „Kopf" des Heeres im Kriege gezeigt hatte, machte ihn auch nun zum Schrecken seiner Feinde, der überstaatlichen Mächte, die ihre Ziele „in dreifache Nacht gehüllt" verfolgen. Die Wahlkraft des Wesentlichen, die wir an ihm bewunderten, gestattete ihm in dem neuen Kampfe die unermeßliche Fülle der Arbeit sieghaft zu

meistern und oft in wenigen Stunden aus großen, viele hundert Seiten langen Büchern das für den Enthüllungkampf Wesentliche herauszugreifen und viele Zusammenhänge intuitiv zu erfassen.

Die unermeßliche Bürde der Verantwortung über Leben und Tod des Volkes, die im Weltkriege freudig von ihm getragen ward, die titanische Arbeit- und Willenskraft, die er in den schwersten Gefahren bekundete, die übermenschliche Spann- und Tragkraft aufreibendsten Lagen an den Fronten gegenüber waren in diesem Geisteskampfe in so hohem Grade von ihm genommen, daß er selbst die größte Arbeithäufung und die ungewöhnlichste Bedrohung durch Feinde geradezu spielend leicht trug. Ja, es gab da kein Ereignis, das im Vergleich zu dem im Krieg Erlebten für ihn irgendwie aufregend gewesen wäre. So betrachtete er gewöhnlich gemächlich und oft lächelnd das Treiben der Gegner, ward von dem Versagen von Mitkämpfern innerlich kaum berührt, ja, er war überrascht, wenn irgendwann einmal ein Kampfgefährte eines dieser Ereignisse gewichtiger nahm. Eins stand ihm dabei unerschütterlich vor Augen: der große Geisteskampf, den wir führten, ist der einzige Weg für alle Völker, nicht mehr ungewollt irgendwelchen geheimen Priesterkasten Dienste zu tun. Es ist auch der einzige Weg zur arteigenen Kultur und zur Erhaltung der sittlichen Freiheit des Einzelnen in sittlich geleiteten Staaten. Der Standort über den Jahrtausenden, der mit klarstem Blick für die Lage der Gegenwart verbunden war und blieb, machte ihn zu dem gefürchteten Gegner, der auf die Jahrhunderte hin arbeitenden überstaatlichen Mächte. So war es gerade das vollendete Feldherrntum, das einen solchen Kampf erforderte, der zum erstenmal nicht wie in der Vergangenheit zwar von einer oder der anderen Priesterkaste befreite, aber nur um in die Hände einer dritten zu führen.

Auch alle Charaktereigenschaften, die Erich Ludendorff in der Vollendung zeigte, deren wir uns bei dem Feldherrntum bewußt wurden, konnten nur Segen für diesen Geisteskampf werden, ja, waren auch zum großen Teil Voraussetzung für seine Unabbiegbarkeit, Unbeugsamkeit, Kompromißlosigkeit.

Es ist die Lauterkeit der Gesinnung, die untrennbare Verwobenheit mit dem Wahrheitwillen, die Erich Ludendorff als Geisteskämpfer zum leuchtenden Vorbild macht. Aus seinen Erfolgen den überstaatlichen Mächten gegenüber, die mit List und Lug und jedem Verbrechen vorgehen, werden sich in kommenden Geschlechtern alle Kämpfer für die göttlichen Werte wider weltbeherrschende Niedertracht Kraft schöpfen. Der Umstand, daß er trotz aller Verfemung und aller versuchten Verbrechen an ihm sein Leben in seinem Vermächtnis gerade in den Jah-

ren dieses Kampfes als besonders „reich in jeder Beziehung" bezeichnete, beweist das ohnmächtige Versagen der mächtigen Priesterkasten dem lauteren Charakter dieser Persönlichkeit gegenüber. Niemals sind solche Weltmachtgierige, denen jedes Mittel heilig ist, wenn es sie nur zum Ziele führt, in ihrem Wesen zu treffen, wenn der Kämpfer auch nur dann und wann sich selbst ihrer Kampfesmittel bedient. Seine äußeren Erfolge werden vielleicht raschere sein, seine innere Überwindung der Todfeinde der Freiheit der Völker wird aber gebrochen sein.

In einem Kampfe gegen eine Übermacht so vieler Feinde, der in der meisten Zeit fast allein auf unseren Schultern lag und nur allzuoft mit unausreichenden Hilfkräften geführt werden mußte, bedurfte es auch gar sehr jener sieghaften Willensstärke, die auf alle ausstrahlte, jeden über seine eigene Leistungkraft hinaufreißend, die Erich Ludendorff vom Feldherrnamt erwartet und selbst erfüllt hatte. Darüber hinaus entdecken wir in ihm persönliche Eigenart, die den Soldaten zu höchsten Leistungen befähigen, die aber im Kriege nur der Frontsoldat erweisen kann, während es dem Führer des Heeres nicht immer möglich ist, die Entfaltung solcher Wesenszüge immer wieder neu durch Taten zu bekunden.

Die kühne Fronttat der Erstürmung von Lüttich war Erich Ludendorffs liebste Kriegserinnerung. Es war ihm tiefe Genugtuung unter Einsatz seiner eigenen Person einer feindlichen Übermacht gegenüber kühn zu siegen. Es war ihm daher auch als Freiheitkämpfer freudige Genugtuung, wenn er sich von übermächtigen Feinden von allen Seiten mit Haß umloht sah und sie mit seinen Geistessiegen traf. Völlig unbekümmert um die persönliche Gefahr, der er sich aussetzte, strahlte er Kampffreude aus. Wutbebend haben die enthüllten überstaatlichen Mächte ihn umringt und ihn immer wieder neu in der Presse als „erledigten" dem Gelächter der Welt oder dem „Mitleid" allein noch preisgegebenen Gegner bezeichnet. Indessen bereitete er überlegen lächelnd seinen Gegenschlag vor, ließ die hohe Kunst seiner Strategie und Taktik unter steter Verwobenheit mit dem Willen zur Wahrheit und lauterster Sittlichkeit zur vollen Auswirkung kommen. Er blieb auf unantastbar reinen Wegen zu dem unantastbar reinen Ziele, und das eben war die sicherste Gewähr dafür, daß er mit jeder einzelnen Kampfestat nicht ein Freiheitkämpfer im gewöhnlichen Sinne, sondern Kulturgestalter der Zukunft ward.

Dabei haben seine Gegner es an nichts fehlen lassen, was eine Jahrhunderte lange Kampferfahrung ihnen alles als Mittel zur „Zermürbung" und „Erledigung" eines Gegners eingegeben hatte. Das Schmähen, das Lächerlichmachen, das Geisteskranksprechen, das Hineinsetzen der geheimen Hörigen als Spaltpilze

in jede auch nur kleinste Schar seiner Mitkämpfer wurden nie mit solchem Eifer betrieben, aber das alles „zermürbte" keineswegs. Die beliebten Attentatdrohungen verwertete der Feldherr sofort durch Veröffentlichungen dazu, um das Volk über die Mittel und Wege seiner Gegner aufzuklären. So wurden diese Schritte eher eine Hilfe in seinem Kampf. Nur durch zwei Mittel gelang es den Gegnern wenigstens dem Feldherrn Arbeit zu machen.

Das eine war die Flut der Prozesse. Niemals konnten sie ihn seelisch stark in Anspruch nehmen. Wenn er in irgendeiner Gerichtsverhandlung, in der sich Ungeheuerliches zutrug, sich einmal, wie er sagte „losließ", so betonte er: „Sie mußten einmal Zorn sehen." Er selbst aber stand über den ungeheuerlichsten Dingen, unnahbar dem Bestreben, eine innerliche Aufregung bei ihm auszulösen. Aber Arbeit machten ihm die Prozesse. Er führte sie in großem Ausmaße selbst durch die Abfassung von Schriftsätzen und eingehenden Abhandlungen für seine Anwälte mit juristischem Scharfblick, aber vor allem auch mit einem ungeheuer stark entwickelten Kampfwillen gegen alles Unrecht. Für ihn war es völlig belanglos, ob im einzelnen ein ganz untergeordneter Gegenstand der Klage vorlag, oder ob Ernsteres auf dem Spiele stand. Er wollte den Sieg des Rechts an sich, unbekümmert um die Bedeutung des Einzelfalles. Es ist ein wundervoller Erweis der unlöslichen Verwebung seines lauteren Charakters mit dem Kampfe für alles Gute, der Abwehr aller Niedertracht. Furchtbar war ihm der Einblick in den sittlichen Verfall, der sich in dem Gegenkampf gegen einen Feind der Freimaurerei, des Juden und des Christentums da manchmal breit machen konnte. Furchtbar war ihm auch jener moralische Verfall, der trotz klarsten Rechtsbewußtseins aus Bequemlichkeit sich auf Vergleiche einläßt, statt den Sieg des Rechtes zu verfechten. Seine erstaunliche, unermüdliche Arbeitkraft hat aber dennoch die Reihe der gleichzeitig schwebenden Prozesse, die man gegen ihn ansetzte, so gemeistert, daß seine Feinde ihr Ziel nicht erreichten, sein Geisteskampf wurde nie zurückgestellt, hatte nie zu leiden wegen der Häufung dieser Arbeiten.

So wie sein lauterer Charakter in den Prozessen dem Rechte zum Siege verhelfen wollte, so wandte sich sein Wahrheitwille, völlig unbekümmert darum, ob es sich um seine oder andere Personen handelte, gegen die Geschichtefälschungen, die allerorts über seine Leistungen im Weltkriege wie Pilze aus dem Boden schossen. Die Antworten, die er in seinen Aufsätzen und Schriften gab, sind unendlich wichtige Kriegs- und Geschichtebelehrung für kommende Geschlechter geworden und haben mit dem Siege der Wahrheit geendet. Sie haben aber zugleich auch jener

von den überstaatlichen Mächten geschaffenen Unsitte den siegreichen Kampf angesagt, die allein die Möglichkeit beliebiger Verleumdung der Großen des Volkes in solchem Maße begünstigt hat. Man schwatzte den christlichen Völkern als sittliches Ideal auf, daß der Mensch kein Wort über seine eigenen Leistungen und die Bedeutung derselben selbst sprechen dürfe. Es widerspreche das der „Bescheidenheit aller Großen". Da nun sehr oft der betreffende Mensch zugleich der Einzige ist, der es besser wissen kann als die Verleumder, so war deren Tätigkeit eine recht gemächliche. Durch Ludendorffs Antworten auf die Fälscher seiner geschichtlichen Leistungen, die schon lange am Werke waren, ehe er die überstaatlichen Mächte bekämpft hatte, hat er den Freiheit- und Kulturkämpfern der Zukunft einen ebenso großen Dienst getan wie dem Volke. Er hat jenen gezeigt, daß es sittliche Pflicht ist, der Lüge gegenüberzutreten, wo immer sie die Erfahrung der kommenden Geschlechter bedroht, und hat den Soldaten gezeigt, daß auf ihnen das Amt liegt, die geschichtlichen Tatsachen unverfälscht der Zukunft zu sichern.

Alle solche Eigenart des Feldherrn machte ihn zum Vorbild des Kulturkämpfers für alle Zeiten. Gewaltig wie sein Ringen waren auch Umfang und Inhalt des Geisteskampfes, den wir führten. In den folgenden Abschnitten werden die einzelnen Gebiete, die nacheinander in den Vordergrund traten, noch besonders behandelt. Wie dieser Kampf vom Feldherrn geführt wurde, das konnte im vollen Umfang nur sein Kampfgefährte, der immerwährend mit ihm gemeinsam in diesem Kampfe stand, voll überblicken. In meinen Lebenserinnerungen habe ich ausführliche Schilderungen niedergelegt und hoffe, einen kleinen Einblick in das Erstaunliche dieses Ringens gegeben zu haben, das für den Außenstehenden recht oft viel leichter zu sein schien, als es gewesen ist, das aber vor allem nach außen hin nicht in seinem klaren Aufbau und seinem tiefen Sinn erkennbar ward. Das liegt in der Natur dieses Kampfes, aber das hat es auch zu meiner Pflicht gemacht, die an sich so unschätzbaren Lebenserinnerungen, die der Feldherr selbst über alle jene Jahre niederschrieb, noch durch die meinen zu ergänzen. In den Rahmen dieses Werkes würde die Wiedergabe dieser meiner Niederschrift sich sicherlich nicht einfügen, wohl aber können einzelne Stellen daraus in den Worten über unser gemeinsames Ringen hier angeführt werden, um ein gewisses Blickbild zu bieten.

Als ich wenige Tage vor dem 9. November 1923 in einer für den bevorstehenden Freiheitkampf wichtigen Frage zu einer ersten Unterredung bei dem Feldherrn gemeinsam mit Gottfried Feder gekommen war, sollte ich zu meiner großen Überraschung ausgerechnet bei ihm Verstehen für meine weltanschaulichen Ziele finden.

Ich lernte also schon damals in ihm einen Freiheitkämpfer kennen, der für den Kulturkampf gegen die Weltherrschaft der Priester tiefes Verständnis hatte. Ich berichte über jene erste Unterredung in meinen Lebenserinnerungen:

„Dann sagte ich: ‚Dieser Kampf ist ein weltanschaulicher. Für das Gebiet des Kultusministeriums ist noch nichts vorbereitet, und da das Freiwerden von der Priestertyrannei doch der eigentliche Sinn des Kampfes ist, um den es geht, so ist das sehr, sehr schlimm.' ‚Da haben Sie nur allzuwahr gesprochen', war die sehr freudige Antwort. ‚Hier um diesen Tisch haben in den letzten Jahren unzählige Menschen gesessen, die das Volk retten wollen, aber keiner von ihnen hat das gesagt.' — Welch ein Staunen hat der Feldherr gezeigt, und wie wurde es noch übertroffen von dem meinen! Der Leiter des Weltkrieges, den die Feinde den ‚Militaristen' genannt hatten, wußte es, daß unser Kampf ein Freiheitkampf von Priestertyrannis ist und dereinst das Kultusministerium daher sein Mittelpunkt sein werde! — Aber ehe ich mich von meinem Staunen noch erholt hatte, hatte ich Grund zu noch größerem, denn ich hörte nun die Worte: ‚Herr Feder hat doch zuvor gesagt, daß Sie auf dem Gebiet der Weltanschauung so wichtige Bücher geschrieben haben, so machen Sie selbst doch einen Entwurf, gnädige Frau.' — Nun auch dieses noch? Also frei von jedem Vorurteil der Schaffenskraft des Weibes gegenüber? Da ward mein Hoffen groß für des Volkes mögliche seelische Rettung. Ich sagte freudig zu und fragte nur, bis wann die Arbeit fertig sein müsse, ob ich sie in drei Tagen einsenden könne. ‚In drei Tagen, ja, bis dahin hat es Zeit.'"

Gleich nach meiner Abfassung dieser Richtlinien für das Gebiet des Kultusministeriums lernten wir beide die so fruchtbar ergänzende unterschiedliche Eigenart unseres Kampfes kennen. So sehr sich der Feldherr über meine Niederschrift freute, so sehr er „die seltene Klarheit und Einfachheit" rühmte, war ihm doch die Art der Wortgestaltung und die Reihenfolge der aufgestellten einzelnen Richtlinien nicht ganz recht gewesen. Ich nahm nun einzelne Änderungen, die er gewünscht hatte, vor und sandte ihm verabredunggemäß dann die Niederschrift am nächsten Tage durch meine Söhne. Ich habe in meinem ersten Brief an den Feldherrn einige Worte niedergeschrieben, die am deutlichsten zeigen, wie klar bewußt mir die unterschiedliche Art der Kampfesweise der Geschlechter, vertreten in des Feldherrn und meiner Persönlichkeit, gewesen ist. Diese Worte erweisen, weshalb unser einige Jahre später beginnender gemeinsamer Geisteskampf eine so reiche Ergänzung seelischer Kräfte war, und weshalb unser Kampf auch für den Gegner nirgends sachlich antastbar wurde oder Lücken zeigte. Ich schrieb in jenem Briefe:

„Einliegend übersende ich durch meine Söhne die abgeänderten Aufzeichnungen. Ich habe alles geändert, was Sie noch klarer und in umgekehrter Reihenfolge ausgedrückt wünschten, alles übrige ließ ich unverändert. Es ist nun sehr leicht möglich, daß Ew. Exzellenz bei dem genauen Durchlesen auch in diesen Teilen eine umgekehrte Satzreihenfolge besser erscheinen wird, denn des Mannes Weg ist — und das ist in seiner Art das Herrliche — immer vorerst die klare und prägnante Kampfansage an den Gegner. Gerade auf dem Gebiete dieser Aufzeichnungen aber möchte ich im Allgemeinen gerne bei des Weibes Art bleiben, welche damit beginnt, dem Gegner ausdrücklich in allen Punkten recht zu geben, in denen er recht hat. Auf diese Weise geht der Gegner erfreut mit, und wenn er dann bis zum Wichtigsten, dem Schlusse, geführt ist, ist er entweder ehrlich überzeugter Bundesgenosse geworden, oder aber mancher Vorurteile beraubt und abwehrarm."

Der Feldherr hat an dieser zweiten Abfassung selbst keine Änderung mehr vorgenommen. Er hat ebenso klar wie ich die Bedeutung und Fruchtbarkeit der Vollerhaltung der persönlichen Eigenart des Kampfes, wie er mir später sagte, erkannt, und ganz so war auch unsere gemeinsame Arbeit geartet, die drei Jahre später, als wir die Ehe schlossen, begonnen hat. Ich habe in meinen Erinnerungen an die Wiedergabe der Stellen meines ersten Briefes hinzugefügt:

„Weit lieber als Biographen nach dem Tode im Schriftwerk wie Wühlmäuse stöbern zu lassen und ohne Rücksicht auf ein abgeschlossenes Innenleben jede Zeile allen Nachlebenden zu geben, habe ich diesen ersten Brief an den Feldherrn selbst hier eingefügt, enthält er doch zugleich das Geheimnis des so wundervoll ergänzenden Kampfes, den ich einige Jahre später an der Seite des Feldherrn mit ihm gegen eine Welt geheimer überstaatlicher Feinde focht. Es blieb wie bei jener ersten gemeinsamen Arbeit. Keiner von uns wollte den anderen zu seinen Wegen des Kampfes abbiegen, jeder erkannte voll Freude die köstliche Ergänzung dessen, was er selbst wirkte. Und — dennoch sollte es später zum Heile des großen Ringens ganz unmerklich so werden, daß ich aus der philosophischen Gelassenheit, die getrost einen Sieg der Idee in einem anderen Jahrhundert kommen sieht, von der Notwendigkeit eines Kampfes für die Gotterkenntnis überzeugt wurde, während der Feldherr unter voller Innehaltung der aus seiner geschlossenen Persönlichkeit geborenen Kampfesweise den hohen Wert des psychologischen Eingehens auf den Gegner gar oft erkannte" . . .

Als im Kugelregen an der Feldherrnhalle unsere Hoffnungen und somit alle unsere völkische Kampfarbeit der vorangegangenen vier Jahre jäh zusammenbra-

chen, erhielt ich zum erstenmal einen Tag später einen tiefen Einblick in die unermüdliche Kampfkraft, in die unbeugsame Willenskraft und die Überlegenheit über alles erlittene Unbill, wie sie in diesem Weltrevolutionäre lebten. Ich selbst konnte mich nach den furchtbaren Ereignissen des vorherigen Tages nur mühsam zusammenraffen, um dem Feldherrn wichtige Zusammenhänge, nämlich über die Rolle, die das Oberrabbinat und das Bischöfliche Ordinariat in den letzten 48 Stunden gespielt hatten, sofort zu überbringen. Der Feldherr aber war da schon am Werke, um den in kommenden Monaten bevorstehenden Prozeß gegen alle „Hochverräter" zu einem gewaltigen Enthüllungkampf der überstaatlichen Mächte, vor allem der feindlichen Handlungen des Papstes in Rom gegen die Deutschen zu gestalten. Diese schon am ersten Tage nach den grauenhaften Ereignissen beginnende Arbeit wuchs sich nun in den kommenden Wochen so aus, daß man nur in allerwichtigsten Anlässen den Feldherrn auch nur auf Minuten zu stören gewagt hätte.

„In dem Hause des Feldherrn aber entspann sich eine unerhörte, ununterbrochene Arbeit. Es wurde nach allen Seiten hin geforscht nach den Hintermännern des Geschehens, wurde besonders allem separatistischen Landesverrat römischer Priesterkasten und Parteien, die noch allzusehr unenthüllt waren, nachgegangen. Kurz, es war da in Ludwigshöhe seit dem 11. 11. 1923 der Sitz einer völkischen Oberstaatsanwaltschaft in Gestalt des Feldherrn, die dem in den letzten Jahren eifrig heimlich betriebenen Landesverrat Rom-Judas und ihrer hörigen politischen Vordermänner nachging und die Anklage gegen die Machthaber im Staate vorbereitete, die Anklage also gegen die, welche die angeklagten ‚Hochverräter' im bevorstehenden Prozesse vor allem Volk belasten wollten. Es war ein Genuß zu sehen, mit welcher Kriegskunst und welcher Umsicht, Klugheit und Gründlichkeit hier vorgegangen wurde. Sorglich wurde das gesammelte Material dann unter die Anwälte der Angeklagten verteilt, ganz so wie es diese am leichtesten mit der Verteidigung des Mandanten vereinigen konnten. So ward für diese und zugleich für des Volkes Rettung väterlich gesorgt. Das ganze war ein großes Kunstwerk, vor dem ich staunend stand, und nun erkannte ich, daß dieser Prozeß ein Sieg, ein Tannenberg gegen Rom vor allem, und zwar gegen den Verantwortlichen, den Herrscher im Vatikan selbst, werden sollte, eine Schlacht, geführt vom Feldherrn selbst. Sein persönliches Los im Prozeß vergaß er ganz: ‚Lassen Sie nur, je fester sie zufassen werden, um so mehr wird das Volk erwachen'." (M. Lebenserinnerung.)

Es war eine rettende Schlacht gegen Rom, die der Feldherr in dem „Hochverratprozeß" führte! Die Karten, die zum Besuche des Prozesses berechtigten, waren

so gering an Zahl, daß kaum Aussicht für mich war, ihm je beizuwohnen. An dem einen Tage, an dem ich eine Tageskarte erhielt, erlebte ich einen Hauptangriff des Feldherrn gegen den Herrscher im Vatikan, der mir unvergeßlich sein wird. Betroffen lauschten Richter und Staatsanwälte.

Verantwortungfreudig wie einst im Weltkriege hatte der Feldherr nach diesem Prozesse die Führung der Bewegung in Vertretung Adolf Hitlers während der Monate seiner Festunghaft übernommen. Trotz der Arbeitfülle, die dieses schwierige Amt mit sich brachte, vertiefte er sich in unermüdlicher Forschung weiter in die Gebiete des Geisteskampfes, und je mehr dies der Fall war, um so öfter suchte er auch eine Aussprache mit mir über das ganze Gebiet des Kampfes. Vor und während der Prozeßführung dagegen fand nur eine einzige Unterredung, und zwar am 26. 11. 1923 statt, die sich mit diesen Fragen beschäftigte. Er hatte mir in der Zusammenkunft im Oktober vor dem „Hitlerputsch" in unserer zweiten Unterredung mitgeteilt, daß er sich in seinem ganzen Leben nie mit der Bibel befaßt hatte. Von seinen Eltern sei mit ihm auch nie über religiöse Fragen gesprochen worden, es sei denn, daß seine Mutter ihm nach der Konfirmation eingestanden hätte, auch sie habe sich genau wie er durch die Konfirmation nicht im geringsten geändert oder beeindruckt gefühlt. Er erzählte mir, daß er im Kriege auch nur einmal freudig eine Kirche verlassen hatte, weil statt der Choräle, mit denen er nicht den geringsten Zusammenhang fand, von den Soldaten das Lied gesungen worden war: „Ich hab' mich ergeben." Es ist dies alles erwähnenswert. Denn kaum ist der Feldherr tot, so hat man nicht nur gelogen, er habe sich in der Sterbestunde zum Christentum bekehrt, nein, es fangen auch schon christliche Mitarbeiter aus dem Großen Hauptquartier an, gänzlich entgegengesetzte Mitteilungen zu machen. Sie erzählen, der Feldherr sei im Kriege sehr fromm gewesen, habe sehr oft in der Bibel gelesen und habe immer nach dem für den Tag bestimmten Bibelspruch gesehen. Er sei auch einmal über einen solchen Spruch erschrocken gewesen. So möchte man offenbar einst die Unterlagen für die Behauptung haben, seine Siege seien aus Jahwehgläubigkeit möglich gewesen! Es ist nichts so plump ersonnen, es findet dennoch seine Gläubigen. Obwohl es gar nichts gegen die Kraft Deutscher Gotterkenntnis und die Überzeugung des Feldherrn bedeuten würde, wenn er früher ein Bibelleser, Tagesspruchgläubiger und überzeugter Kirchengänger gewesen wäre, so darf doch nur die Wahrheit auch in dieser Frage ein Recht zu Behauptungen haben. Da ist es denn bedeutsam, daß der Feldherr sich selbst in diesem Punkte ausgesprochen hat, und zwar in der Zeit nach dem Prozesse 1924, in der er

begann, meine damals schon veröffentlichten philosophischen Werke „Triumph des Unsterblichkeitwillens" und „Schöpfunggeschichte" gründlich zu studieren. Von diesen seinen eigenen schriftlichen Aussagen möge nur eine aus einem Briefe an mich hier Erwähnung finden, um die neuesten Märchen zu zerstreuen. Er schrieb:

„Das herrliche Werk ‚Triumph des Unsterblichkeitwillens' hat mächtig an mir gerüttelt. Es ist jetzt meine Bibel, nein, weit, weit mehr! In der Bibel las ich nie und deshalb ahnte ich auch nie, auf welcher Stufe sie steht."

Die Menschen, die behaupten, der Feldherr sei frommer Christ und Bibelleser gewesen, ersinnen also von ihm selbst widerlegte Märchen.

So kam es denn auch, daß in jener Unterredung vom 26. 11. 1923, die der Feldherr eigens wegen der Beurteilung der Bibel angesetzt hatte, er so entsetzt war wie ich, als wir die Stellen aus der Bibel lasen, die die Pläne und die Wege der Juden allen nicht jüdischen Völkern gegenüber so dreist und eindeutig enthüllen. Tief erschrak er über dieses „Wort Gottes". Von da ab forschte er gründlich in der Bibel und hat sie durch seinen Kampf auch ganz gründlich für alle Zeiten enthüllt.

Wenn er auch damals schon das Unheil übersah, so war er viel zu lange Jahre Erzieher der Soldaten gewesen, um dies nicht immer in diesem Kampfe zu bleiben. Niemals mutete er dem Volke Unmögliches zu. Stets ließ er denen, die auf ihn hörten, Zeit zur Einsicht. So wie der beste Gipfelkletterer, wenn er andere führen will, von ihnen nicht das gleiche Können voraussetzen darf, so führte der Feldherr in diesem geistigen Kampfe sorglich Schritt um Schritt, setzte immer durch Wiedereinprägung des erworbenen Wissens und Erkennens den Einzelnen in den Stand, selbst mit zu schreiten, selbst Überzeugung zu gewinnen, niemals sollte er als suggerierter, sondern stets als klar erkennender und auf eigenen Füßen stehender Einzelkämpfer unter seiner Führung weiter schreiten.

Wenn wir uns vergegenwärtigen, welch weiten Weg der Feldherr auf diese Weise seine Mitkämpfer führte, so staunen wir über seine große Erzieherkunst, ohne die Mitschreitenden je über ihre Kraft hinaus zu überreden, ohne je unsere hohen Ziele durch Verflachung einer nur allzusehr im Volke vorgefundenen Oberflächlichkeit anzupassen, die Erkennenden weiterzuführen. Schon bei Beginn unseres gemeinsamen Kampfes wurde dem Fernziel dauernd vorgearbeitet, das damals noch so gründliche Ablehnung fand: dem klaren Ziel der Einheit von Erbgut, Gotterkenntnis und allen Gebieten des Volkslebens. Welche Geduld, welche Er-

fahrung, welche Gründlichkeit, welche Unermüdlichkeit lernte ich da bewundern. Niemals bestand für uns ein Zweifel darüber, daß die gewaltige geistige Revolution ihre Zeit brauchen werde. Niemals bestand ein Zweifel bei uns darüber, daß wir nur kommenden Geschlechtern die Bahn brechen, daß wir ihnen die gründlichen Sicherheiten des Seelenschutzes vor Wahnlehren der Priesterkasten schenken und durch die Deutsche Gotterkenntnis unserem Volke und anderen Völkern die errungene seelische Freiheit auf festeste Grundlage stellen. Als wir am 14. 9. 1926 die Ehe schlossen, träumten wir daher beide von einem Glück in Ruhe und Zurückgezogenheit. Wir hatten nicht das Geringste dagegen einzuwenden, daß wir, als „politisch untauglich" beurteilt, von Kampfarbeit etwas entbunden waren, und wir hofften, uns Jahre geruhsamen Forschens und stiller Weiterarbeit und Schaffens für kommende Geschlechter erfreuen zu dürfen. Das alles konnte unserem persönlichen Glücke nur das Ersehnteste und Schönste dünken. Aber bald lud uns das Wissen über die Geheimnisse der Freimaurerei, die in unser Haus gesandt wurden, neue Verantwortung auf. Die Inangriffnahme des großen Kampfes gegen diese überstaatliche Macht ward da Selbstverständlichkeit. Hiermit begann dann das Ringen gegen alle überstaatlichen Mächte, das wenig jener erhofften stillen Forscherarbeit für die Zukunft gleichen konnte.

Hatte der Feldherr sich schon 2 Monate nach unserer Vermählung einer ernsten lebenrettenden Operation unterziehen müssen*), so sah ihn der Beginn des nächsten Jahres schon mitten in der Kampfarbeit. Nach einem Ausflug in die Berge, bei dem wir uns so recht von Herzen der durch die Operation erlangten Atemerleichterung und Rüstigkeit erfreuten, legte sich die Verantwortung des Kampfes auf uns beide. Die Geheimschriften über das Freimaurerritual erfüllten uns mit Grauen über diese unheilvolle geheime jüdische Weltmacht, und wir begannen gründlich zu forschen und die Völker durch Aufklärung zu retten. In meinen Aufzeichnungen heißt es:

„Als wir dann heimgekehrt waren, da war unser festliches Ruhen zur Neige gegangen. Es begann das Ringen gegen eine Welt von Feinden, das Retten des Volkes durch Enthüllung der geheimen überstaatlichen Mächte, durch Enthüllung

*) Ich stellte eine Kropfgeschwulst unter dem Brustbein als Ursache von Herz- und Atembeschwerden fest und ließ eine Röntgendurchleuchtung vornehmen. Sie ergab eine mannesfaustgroße Kropfgeschwulst hinter dem Brustbein, die die Luftröhre abknickte. Pulsbeschaffenheit und Atembeschwerden ließen auch die zugezogenen Fachärzte, falls die Operation unterblieb, nur noch 2 Jahre weiteren Lebens erhoffen. Die Operation bedeutete Gefahr, aber auch Hoffnung auf Gesundheit und langes Leben. Sie glückte Professor Sauerbruch. Die Erholung des Herzens, die erlangte Rüstigkeit waren erstaunlich groß.

des letzten tiefen Sinnes des Christentums, das Ringen um die Befreiung von Priestertyrannei und Fremdglauben und für die Heimkehr zum arteigenen Gotterleben. Ganz unbekümmert um die Feindschaft, Ablehnung und Hetze, die von den nichterwachten Deutschen ausgingen, und unbekümmert um die Ablehnung, die von den meisten der völkisch Erwachten unseren Zielen und Wegen zum Ziel gegenüber gezeigt wurde, führten wir unseren ernsten Kampf gegen eine Welt! An sich war die stete Mitarbeit an der „Deutschen Wochenschau", die Flut der täglich einströmenden Post verbunden mit den vielen Empfängen und den Belehrungen der Mitkämpfer schon eine reiche Fülle an Tagesarbeit. Aber nun sollte die Kampfarbeit in den kommenden Jahren sich vervielfachen und mußte dennoch gemeistert werden."

Schon gleich bei dieser ersten Hauptschlacht, gegen die Freimaurerei, die wir führten, zeigte sich der große Segen unserer einander so glücklich ergänzenden Begabungrichtung. Der Sinn des Rituals der Freimaurerei und der Einfluß der Eide und des Aberglaubens auf Juden und Freimaurer war so recht ein Feld, auf dem ich meine Begabung verwerten konnte, und staunend sah ich, wie des Feldherrn Blick alle politischen Zusammenhänge und Auswirkungen erfaßte, und in welch kurzer Zeit er die Flut der umfangreichen Geheimschriften auf das Wesentlichste hin überprüfte. Blitzschnell erblickte er den Kern, der in tausenderlei süßlich moralisch klingender Verhüllung da geboten ward, blitzschnell erkannte er die Selbstentlarvung und nagelte die Widersprüche fest. Ein abtrünniger Hochgradbruder führte uns gründlich in die jüdischen Zauberlehren der Kaballah ein, in die Zahlen und Figurenmystik und allen übrigen Aberglauben, der jüdisches und freimaurerisches Handeln mit Mut beseelt. Eine Fülle wertvollsten Geheimmaterials ward uns immer kurzfristig zur Einsicht zur Verfügung gestellt, so daß wir nach wenigen Monaten einen recht gründlichen Einblick hatten.

Ich habe versucht in meinen Lebenserinnerungen ein Bild der Feldherrnkunst zu geben, die ich täglich mit so viel Freude und Bewunderung in dem ganzen Ringen gegen die überstaatlichen Mächte beobachtete. Hier kann ich nur einige wenige Blickbilder auswählen und die Wesensart dieses Kampfes andeuten. Niemals brach der Kampf gegen irgendeine dieser Mächte ab, und dennoch wurde jeweils die Hauptschlacht gegen einen der Feinde geführt, während an den übrigen Fronten geringere Kampftruppen standen! Aber keine der Hauptschlachten, die sich in den nächsten Jahren vollzogen, glich da der anderen. Erforderte eine Schlacht längere gründliche Vorbereitung des Volkes, so begannen wir auch, ehe die Haupt-

kampfschriften erschienen, mit einer allmählichen Einführung durch Aufsätze erst in der „Deutschen Wochenschau", später in unserem eigenen Blatte „Ludendorffs Volkswarte" und endlich, nach deren Verbot, in unserer Zeitschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft". Auch wurde der Kampf von Anbeginn an immer dem Wesen nach geführt, nie gegen die einzelnen Vertreter, die zum Teil ganz ahnungslos in die Geheimorden der überstaatlichen Mächte hineingezogen waren. Wir betonten auch immer die unheilvollen seelischen Auswirkungen des Okkultaberglaubens, wodurch wir denn vom ersten Tag ab die Auszeichnung erfuhren, von allen „exoterischen" und „esoterischen" Priesterkasten einschließlich der Asiaten erbittert bekämpft zu werden. Nach solchen Grundsätzen wurde der Kampf geführt. Die Art der Schlachten wechselte sinnvoll. Kann ich auch nicht das Bild aller Schlachten gegen die überstaatlichen Mächte hier wiedergeben, so möchte ich doch einen gewissen Blick auf die Feldherrnkunst durch einige Worte über den Kampf gegen die Freimaurer gewähren, ohne dabei dem besonderen Abschnitte hierüber vorzugreifen.

Die erste Hauptschlacht gegen die Freimaurerei am Lüttichtage des Jahres 1927, dem Tage des Erscheinens der Schrift „Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse" war durch aufklärende Aufsätze, die in den sechs Monaten vorher erschienen, gut vorbereitet worden. Da der Schlag der Schrift überraschend sein sollte, bereiteten diese Aufsätze zwar vor, weckten das Interesse im Volke für die Freimaurerei, behandelten aber absichtlich genau so eifrig die anderen überstaatlichen Mächte. Zugleich erzogen sie das Volk, noch ehe die aufwühlende Schrift erschien, dazu, nicht in jedem Freimaurer einen bewußten verbrecherischen Helfer des Judentums zu sehen, sondern lehrten von Anbeginn an, klar zwischen den Eingeweihten und den ahnunglos überlisteten Mitgliedern der Geheimbünde zu unterscheiden. In meinen Erinnerungen erzähle ich von diesen Vorbereitungen der Hauptschlacht.

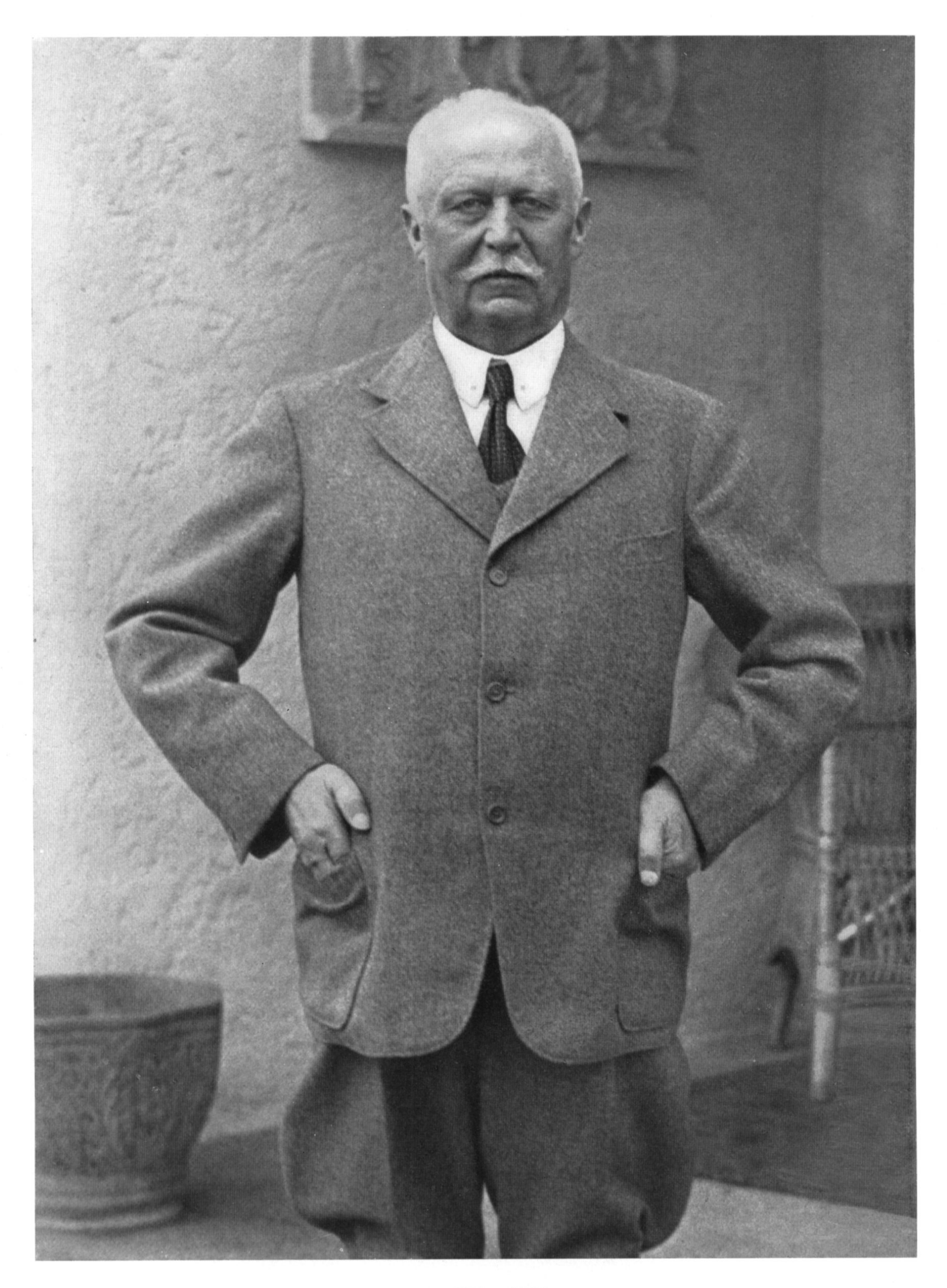
„Am 11. 4. 1927 erschien daher der Leitaufsatz des Feldherrn ‚Jude, Jesuit und eingeweihter Freimaurer', der zugleich auch zu erkennen gab, daß der Kampf gegen die Freimaurerei und den Juden uns keineswegs im Kampfe gegen den Jesuiten und Rom erlahmen lassen sollte. — In diesem Aufsatze zeigte der Feldherr, was an Edelsinn und arteigener Kraft durch das Christentum verlorenging, und wie sehr Jude und Freimaurerei im gleichen Sinne verheerend auf unser Volk wirkten. Danach ward der jüdische Bne Brith Orden in seinem Wirken enthüllt. Am 5. 5. erschien der Leitaufsatz ‚Jung Siegfried und Mime' von mir, der die Judenangst weckte. An unterschiedlichen damaligen Ereignissen wies ich nach, daß

der Jude wie in jener Siegfriedsage sein Ziel: ‚Ich will Dir den Kopf abhau'n', selbst enthüllte. Auch dieser Aufsatz schlug ein bei den in ‚dreifache Nacht Gehüllten'. Es folgten nun Abhandlungen, welche die Enthüllungen des politischen Treibens der Freimaurer in dem Buche von Wichtl eingehend besprachen von seiten verschiedener Mitarbeiter. Dann wurde das Volk vom Feldherrn auf das antinationale Treiben der Freimaurer in ‚nationalen' Kreisen an Hand der Haltung des Deutschen Offizierbundes bei der Verlängerung des Republikschutzgesetzes hingewiesen. Dann folgte Enthüllung des jüdisch freimaurerischen Treibens gegen unseren Wehrwillen durch den Feldherrn. Am 24. 7. 1927 erschien mein Aufsatz ‚Verhängnisvoller Trugschluß', in dem ich die Kampfesweise Rom-Judas durch die in der Zentrale gemeinsam verabredeten Scheinkämpfe vor dem Volke enthülle . . .

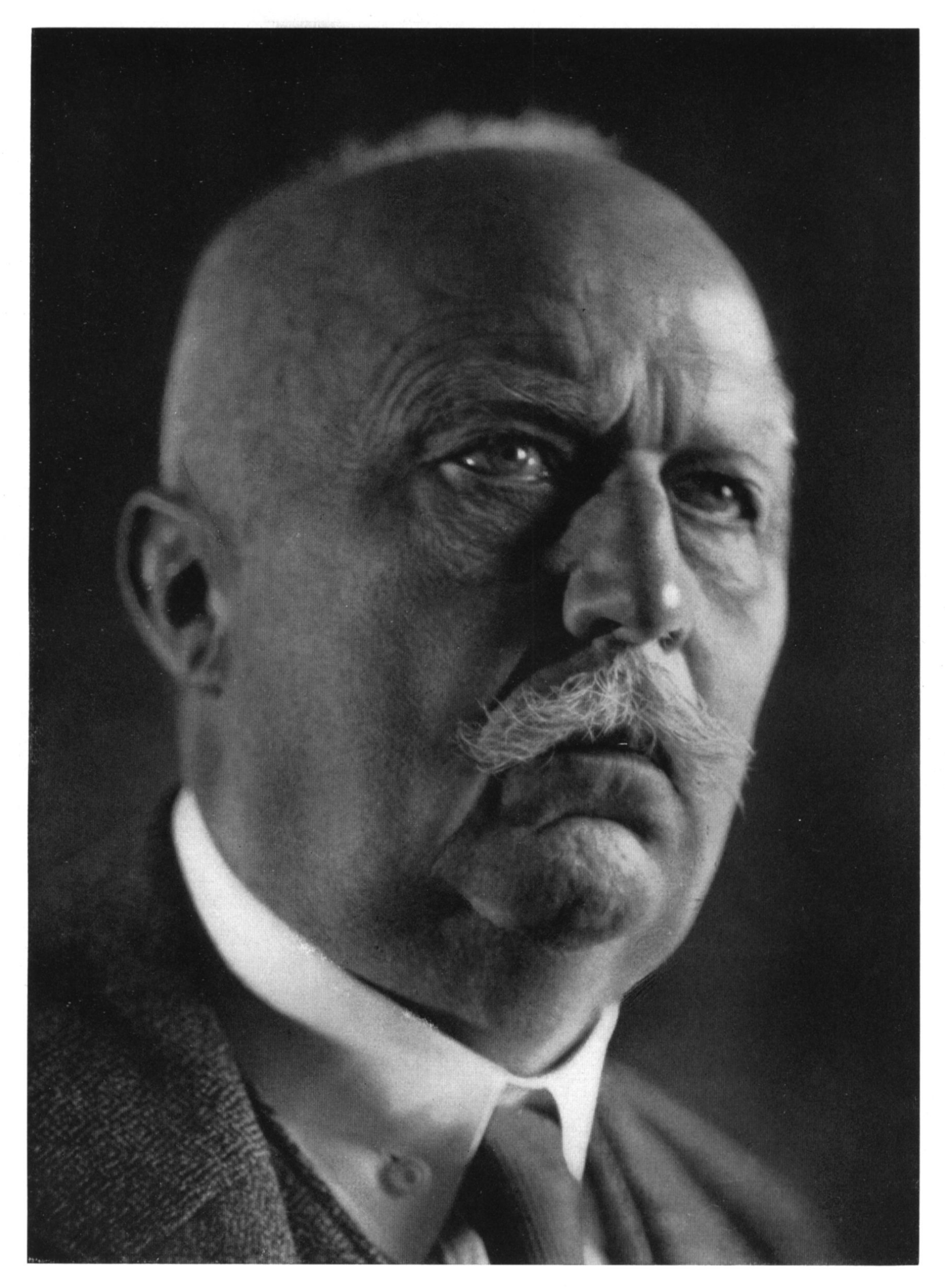
Der Tag der Schlacht nahte. Dicht vorher hatte der Feldherr durch einen Rückblick auf das Treiben der überstaatlichen Geheimmächte vor und während des Krieges noch einmal das lebhafteste Interesse der Deutschen für die große Gefahr des Geheimordens geweckt. Da nun alle diese Aufsätze meisterhaft unterbrochen waren von ganz anderen, in denen der Feldherr für die Einheit des Deutschen Volkes gegen den Förderalismus schrieb, oder die große wirtschaftliche Not und die unerhörten Forderungen der Ententemächte behandelte, so war die ganze Vorbereitung unkenntlich für Freund und Feind gewesen. Dann kam der Lüttichtag, der Tag der Schlacht!— —"

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß in all diesen Monaten der Vorbereitung der vernichtenden Schrift in unser Haus Warnung an Warnung, schriftlich und mündlich, getragen worden war, welchen Todesgefahren wir ausgesetzt wären und was nun alles begonnen werde, wenn wir fortführen, die Freimaurer so zu befehden wie in den Aufsätzen und Vorträgen der letzten Monate. Und noch weniger bedarf es der Erwähnung, daß diese Warnungen an uns abprallten, ja, daß sie uns die Notwendigkeit des Kampfes gegen solche Weltpest nur noch erwiesen. Wie weit aber die Gegnerschaft auf den Plan getreten war, um uns diesen Kampf mit möglichst geringen Scharen der Mitkämpfer führen zu lassen, dafür gebe ich aus meinen Lebenserinnerungen einige Zeilen hier wieder, die zugleich die Antwort auf solche Ereignisse, nämlich gesteigerte Kampftätigkeit, mit erwähnen:

„Die Massenauflage der ‚Wochenschau', die ganz ausschließlich der Ankündigung des Buches ‚Vernichtung der Freimaurerei' diente und Auszüge daraus brachte, war erschienen. Da hörten wir, daß ganze Teile der Mitkämpfer uns auf-



Ende März 1935



Im Jahre 1935

sagten. Wir waren eben vom Bade gekommen, als dies offenbar ward. Da sagte der Feldherr schlicht: ‚Vielleicht fallen viele vom Norden auch ab, dann kämpfen wir eben allein.' Um so wichtiger aber war es, daß wir klare Ziele unseres Ringens gaben, denn je größer die Zahl unserer weltbeherrschenden Gegner und je kleiner die Zahl der Mitkämpfer war, um so mehr Mut zu ihrer Art Kampf mußten ja dann die Freimaurer auch fühlen, und um so stärker mußte der Idealismus der Mitkämpfer sein. Sie sollten nicht nur gegen die Weltpest der überstaatlichen Mächte, nein, für hehre völkische Ziele ganz klar und bewußt ringen. So holte ich denn sogleich, als wir heimkehrten, wieder einmal zu wichtiger Arbeit die alte Schreibmaschine hervor. Nun saßen wir in meinem Arbeitstübchen, den Blick auf den weiten See, im Herzen die Freude an der Erstürmung von Lüttich und schrieben die Kampfziele nieder. Die außen- und innenpolitischen Ziele diktierte mir der Feldherr, die kulturellen schrieb ich dann, indem ich sie dabei laut sagte. So waren die Ziele in zwei Stunden des Lüttichtages niedergelegt und konnten den Mitkämpfern Richtung geben, wenn wir selbst etwa nicht lange mehr sollten kämpfen können ..."

Wir haben uns später dieser Vereinsamung bei Beginn der ersten Hauptschlacht gegen die Freimaurerei gefreut, denn es ist wichtig für alle Zukunft, erwiesen zu haben, daß die damals allmächtige Geheimorganisation in allen Ländern von dem Feldherrn und ganz wenigen Mitkämpfern so vor dem Volke enthüllt ward, daß ihre Macht von da ab gebrochen war. Feldherrnkunst führte denn auch sofort den Kampf weiter. Ich berichte in meinen Lebenserinnerungen:

„Die Schlacht war in vollem Gange! In der ‚Wochenschau' folgten Schlag auf Schlag des Feldherrn, noch ehe sich der Feind vom Schrecken erholt und sich in einer neuen Stellung wieder gesammelt hatte. Während der Feldherr seine Schlacht durch den politischen Kampf und den Ritualenthüllungkampf unermüdlich in jeder Nummer der ‚Wochenschau' weiterführte, übernahm ich neben dem Erwecken des Rasseerbgutes die unheimlich fördernde Vorarbeit für die Logendressur, die das Christentum leistete, zu entlarven. Zugleich hatte der Feldherr den ‚Prüfstein' im Blatte eingeführt, in dem nun jede Woche die Art und Weise zu lesen stand, in der die 600 prominenten Stellen, an die die Schrift gleich nach Erscheinen gesandt worden war, geantwortet hatten. Dadurch konnte nun das Volk sehen, wie unermeßlich weit die Arme der Freimaurerei und ihre Befehle reichten, und lernte selbst erkennen, daß in allen Parteien der Demokratie, außer den römischen, und in den höchsten Regierungstellen, die Logen bestimmten ..."

Schon wenige Wochen danach konnte Ludendorff seinen Aufsatz überschreiben: „Der Feind ist gezwungen sich zu stellen", und kaum hatte sich der Gegner an einer bestimmten Stelle der Ableugnung festgebissen, so traf ihn des Feldherrn Schlag gerade an dieser Stelle. Ja, es war ein Meisterwerk, dieser Kampf wider eine Welt mit so geringen Hilfmitteln: einer Wochenzeitschrift mit kleiner Auflage und einer ganz kleinen Schar der Mitkämpfer — und dabei solche Erfolge!

„Jeder Kampf, den der Feldherr zu führen hatte", so schrieb ich bei meiner ausführlicheren Wiedergabe der Erinnerungen, „wurde unter seinen Händen zu einer großen Schlacht! Ich sagte schon, daß es ein Kunstgenuß war und ist, dies aus der Nähe zu betrachten. Zu einer solchen Schlachtenführung gehörte es auch, daß er gleich zu Beginn auswählte, was der folgende Schlag sein sollte und was als Reserve zurückgestellt wurde. Diese ‚Reserven' waren immer besonders geeignet, den Gegner, der in falscher Richtung vorgeprellt war, nun in besonders peinliche, ja unmögliche Lage zu bringen, seine unbedachte Unwahrheit und seine List möglichst als ‚Dummheit', die er begangen, vor allem Volke zu entlarven. So hatte der Feldherr auch bei diesem Freimaurerkampfe seine wichtigen Reserven, die er allmählich im Laufe der Jahre je nach Lage des Kampfes anwandte. Von Anbeginn an sagte er: ‚Wir müssen es erreichen, daß nicht nur Freimaurer oder einzelne Logen, nein, daß die Landesgroßmeister sich gedrängt von den Brrn. dazu verstehen, öffentlich die Lüge auszusprechen, daß das Ritual falsch wiedergegeben sei. Erst wenn sie sich dahinein öffentlich verbissen haben, rücken wir mit diesem oder jenem heraus."

Wenige Monate nach Beginn der Schlacht war dies Ziel erreicht. Alle Großmeister gaben in der Presse die Unwahrheit bekannt und — die „Reserven" des Feldherrn wiesen nun dem Volke die „Wahrhaftigkeit" der Großmeister nach.

Es gehörte auch zu der Feldherrnkunst, daß jede der Hauptschlachten wieder anders geführt wurde, der Gegner also immer überrascht war. So wurde die zweite Schlacht gegen die Freimaurerei, die das politische Treiben in des Feldherrn Buch „Kriegshetze und Völkermorden", das kulturelle Treiben in meinem Buch „Der ungesühnte Frevel" im Jahre 1928 bloßlegte, ganz anders geführt als die erste. Hier nicht wie dort eine lange, unmerkliche Vorbereitung durch Aufsätze und Vorträge, nein, hier ward überraschend die schwere Anklage des Feldherrn in seiner Schrift selbst am Tannenbergtage veröffentlicht und war als solche mit dem Erscheinen des Buches auch abgeschlossen. Die dritte Schlacht dagegen, die sofort danach einsetzte, ward mit Aufsätzen mit Hilfe des „Prüfsteins" und durch kleine

Schriften geschlagen. Sie zeigte die Verfreimaurerung der Organisationen, der Parteien und der Verbände. Auch diese Schlacht wurde so ausgezeichnet geführt, daß sich die leitenden Verbände all solcher freimaurerischen Hilforganisationen durch die gehässige Art der Abwehr selbst vor dem Volke enthüllten. Eine Aufklärung war da in das Volk getragen, die es aus seiner Vertrauensseligkeit aufrüttelte und für unheilvolle, bisher unerkannte Zusammenhänge sehend machte. Selten ist wohl von einer an sich so kleinen Minderheit im Volke ein solcher Sturm des Geisteskampfes ausgelöst worden. Es gab kaum einen Verein, der nun von den Gefolgsleuten nicht auf die Frage hin, ob er von Freimaurern gegründet und geheim geleitet war, genau geprüft wurde. Ein wahrhaft befreiendes Erwachen des, ach, so notwendigen Mißtrauens gegen die Hintermänner. — Wie stets wurde während dieser Zeit die Abwehrschlacht gegen die anderen überstaatlichen Mächte nie abgebrochen. Die Abhandlungen in unserer Zeitung erweisen dies ebensowohl wie die erscheinenden Schriften. Doch der Feldherr richtete den Lichtkegel seines Scheinwerfers nun auf eine andere der überstaatlichen Mächte, um sie dem Volke in grellem Lichte zu zeigen, da der Kampf gegen die Freimaurerei allerorts schon „von selbst" weiterging. Die Bücher, die ihr Wesen und ihr Treiben in Geschichte und Kultur enthüllten, strömten ständig zu vielen Zehntausenden in das Volk. Die Redner waren gut geschult und behandelten diese Frage vollwertig in zahllosen Versammlungen. Die Vertreter aller Stände wurden aufgeklärt, Bauer und Arbeiter begriffen am raschesten, bei den Handwerkern ging es auch noch schnell voran, aber die „Gebildeten" wußten es gewöhnlich sehr lange Zeit viel besser! In den Wehrverbänden und der Studentenschaft hatten die Bücher „Kriegshetze und Völkermorden" und „Der ungesühnte Frevel" aufgewühlt, bis in die Turnerschaften hinein wurde der Kampf gegen die Freimaurer wacker gefochten. Also hier ging allerorts die Schlacht aus sich selbst weiter und erhielt immer wieder durch neue Enthüllungen von uns Waffen zugeführt. Die Geheimschriften der Brr. klagten allerorts über die „Verwirrung" in den Logen. Die Johannisbrr. waren nur noch infolge der Eidbindung dabei, und viele wandten sich an den Feldherrn, sie ihres Eides zu entbinden. Das konnte natürlich nicht geschehen, selbständig zu handeln aber hatten sie den Drohungen des Rituals gegenüber bis auf wenige nicht den Mut. Erst als der Kampf so weit gediehen war, entlarvte der Feldherr in einer neuen Schrift die schändlichen Geheimnisse der Hochgrade selbst.

Mögen diese kurzen Einblicke vor allem in die ersten Schlachten, die wir gemeinsam führten, die Schlachten gegen die Freimaurerei, genügen. In der gleichen

Weise habe ich in meinen Lebenserinnerungen auch den Kampf gegen die anderen überstaatlichen Mächte wiedergegeben, während der Feldherr selbst in seinen ausführlichen Lebenserinnerungen jede gewichtige Einzelheit dieses so wesentlichen Geisteskampfes festgehalten hat.

Nur ganz im allgemeinen möchte ich darauf hinweisen, daß der Grundsatz der Schlachtenführung des Feldherrn in der Obersten Heeresleitung des Weltkrieges gegen eine Übermacht der Feinde an allen Fronten hier im Geisteskampf wiederholt wurde. Wie viele dünkten sich zehnmal weiser als Erich Ludendorff und meinten höhnend, man könne doch nicht gegen alle gleichzeitig kämpfen. Schwer nur sahen sie die höchst einfache Tatsache ein, daß man selbst die Zahl der Feinde nicht bestimmt, hier so wenig wie im Weltkriege. Diese überstaatlichen Mächte wühlten und wirkten unablässig auch gegen alle die, die sie gar nicht bekämpften. Ist doch ihr Ziel der Untergang aller freien Völker in einer Sklavenherde unter Priesterjoch. Wir waren ja nicht „Angreifer", die sich durch den Angriff selbst erst die Feindschaft zuzogen, nein, wir wehrten die Feinde ab, die die Gurgel des Deutschen Volkes schon mit festem Griff faßten, um es abzuwürgen für immer. In solcher Lage ist es Torheit, nur einen dieser Abwürger auswählen zu wollen und zu bekämpfen, denn die anderen das Leben bedrohenden Feinde sehen ja diesem Kampf nicht gemächlich zu, sondern würgen unterdes das Volk weiter ab. Der Feldherr, der diese Lage klar erkannt hatte, lächelte nur über so törichtes Besserwissenwollen. Wir erkannten klarer vielleicht als jene Kritiker, daß man bei solchem Kampf gegen alle Volksbedroher, die in der Zeit, in der sie bekämpft wurden, geradezu allmächtig waren, nicht zu politischer Macht gelangen kann. Wir erkannten aber auch, daß der Verzicht hierauf um des lebenswichtigen Kampfes willen wohl keinem anderen Kämpfer so selbstverständlich und so leicht sein werde wie dem Feldherrn selbst, der nach der gewaltigen Leistung des Weltkrieges wahrlich keine Sehnsucht nach einem politischen Machtposten hatte. Zudem sahen wir ja, daß die Nationalsozialisten unter Adolf Hitler nach der Macht im Staate strebten und den Kampf gegen das Judentum und seine Organisationen ganz gewißlich ebenso aufrecht hielten wie das Ziel der Befreiung vom Versailler Schandpakt durch Wiedererlangung der Wehrhoheit. Um so dringlicher aber war es, daß wir, die wir die tiefen Zusammenhänge von Judentum und Christentum erkannt hatten, das Volk von der Bibel, allerdings auch von allen ebenso gefährlichen asiatischen Okkultlehren befreiten, daß wir die Deutsche Gotterkenntnis an Stelle der Wahnlehren gaben, die seelische Freiheit des unsterblichen Volkes in der Zukunft sichert.

Dies alles mußte unter fortwährender Aufklärung des Volkes über das geheime politische Treiben aller überstaatlichen Mächte in der Demokratie dem Volke gegeben werden.

Die Einheit aller Fronten, gegen die wir fochten, stand klar vor unserer Seele. Die Priesterkasten Asiens und Europas hatten seit je die gleiche Methode, durch Wahnlehren von Schicksalsmächten, von einem Leben nach dem Tode, das Lohn oder Strafe für die Taten bringt, die Menschen in Angstneurosen zu versetzen, sie durch Okkultwahn seelisch zu verändern und zu hörigen Sklaven der Priesterkasten zu machen. Einheitlich waren auch die Waffen der Feinde an allen diesen Fronten. List, Lug, Verbrechen aller Art unter einem Mantel tugendsamer Scheinziele. Demzufolge war auch die Abwehr die gleiche. Der Feind wurde nicht an seiner starken Stelle: List und Lug, sondern an seiner schwachen Stelle: Wahrheit, gepackt und der verhüllende Mantel wurde ihm vor allem Volke heruntergerissen, seine Ziele und Wege zu den Zielen wurden in das klare Licht der Sonne gestellt. Ein solcher Kampf konnte aber nur dann voll wirksam sein, wenn hierbei die schwache Stelle der Gegner von einer ungeheuer starken in unserer Seele angegriffen war, das heißt, wenn der Wahrheitwille die Echtheit und Ehrlichkeit, die sittliche Reinheit der Wege zum Ziele und unantastbare Reinheit des Zieles selbst bei uns stets vorlagen. Das aber ist in Vollendung Wirklichkeit gewesen, und daraus erklärt sich der weit raschere Erfolg, der von uns nicht erhofft worden war. Das Enthüllen des Listigen durch Wahrheit sichert Sieg, nicht das Überlistenwollen des Listigen.

Es gehörte auch zur Feldherrnkunst, wenn bei diesem Kampfe die Hauptschlachten zuerst gegen das Judentum, dann gegen die Freimaurerei, dann gegen Rom und den Jesuitismus und danach gegen Okkultismus und die asiatische Priesterkaste von Tibet geführt wurden. Nicht die Gegner machten ja den Kampf so schwer, nein, die Gleichgültigkeit, das Besserwissen und das Nicht-glauben-wollen des Volkes waren Haupthemmnis. Wie leicht, wie gern glaubte es alle Verleumdungen, alle Lästerungen, jedes listreiche Kunststückchen, womit man versuchte, uns der Unwahrheit zu zeihen. Ja, dann war man gleich überzeugt! Mißtrauisch aber stand man denen gegenüber, die die Tatsächlichkeit enthüllten. Es war ja auch so viel schöner und angenehmer in der Scheinwirklichkeit weiter zu leben, die keine Geheimorden und ihre Machenschaften zeigt, sondern die jedem Einzelnen ermöglicht, sich nur den Sorgen für seine nächsten Angehörigen zu widmen, im übrigen sich aber des Daseins zu freuen, als sei es nicht bedroht. Eine sehr ernste Tatsächlichkeit und eine große Verantwortung legt sich auf die Schultern des

Einzelnen, wenn er von dem unheilvollen Wirken der überstaatlichen Mächte Kenntnis erhält. Es gibt Menschen, die unter der Wucht solcher schlimmen Wirklichkeit zusammenbrechen, es gibt andere, die in eine krankhafte Art des immer bereiten Mißtrauens verfallen und es gibt viele, die die Aufklärung nach kurzer Zeit wieder abschütteln wollen. Sie vergessen sie, oder sie sind nur allzugern bereit, sich und anderen einzureden, die Aufklärer übertrieben doch gar sehr und sähen mit Voreingenommenheit durch „fixe" Ideen die Dinge anders als sie sind. Freudig und freundlich werden sie dann von den Sendlingen der überstaatlichen Mächte angehört und bestärkt.

An solchen Tatsachen selbst konnten wir nichts ändern, wohl aber berücksichtigten wir sie. Es durfte dem Volk nicht zu viel auf einmal zugemutet werden, man mußte Aufklärungen zurückstellen, für die die Mitkämpfer noch nicht genügend vorbereitet waren, und — man mußte die Dinge bis zu einem gewissen Grade reifen lassen, ehe man die Hauptschlacht gegen den betreffenden Gegner eröffnete. Die einzelne der überstaatlichen Mächte konnte von uns erst enthüllt werden, wenn sie auf dem Gipfel der Macht angelangt war. Als nach dem Weltkriege der Jude sich an den Machtstellen überall breitmachte, ja sich seiner Taten der Revolution noch mehr, als Rom dies tat, rühmte, war es leicht, die Hauptschlacht gegen den Juden zu führen, das Volk über seine Rolle bei der Hetze zum Weltkrieg und bei der Überredung zur Revolution zu entlarven. Die Hauptschlacht gegen das Judentum wurde von uns Völkischen allen zu der Zeit geführt, als der Jude sich am sichtbarsten und mächtigsten breit machte. Ganz das gleiche Verfahren herrschte nun allerwärts in unserem späteren Geisteskampf. Wir ließen die Dinge solange anwachsen, bis es nicht an Beispielen aus dem persönlichen Erleben des Volkes und politischen Tagesereignissen fehlte, um dem schwer belehrbaren Volke die Tatsächlichkeit der betreffenden überstaatlichen Weltmacht an Beispielen zu beweisen. Als wir die Schlachten gegen die Freimaurerei führten, hatte sich diese als allmächtige Organisation im Volke so breit gemacht, daß der „Prüfstein" ihre Rolle in allen Regierungstellen, Verbänden, Vereinen und in vielen Parteien des Reichstags sehr leicht entlarven konnte. Dann mehrten sich die Anzeichen immer weiteren Vordringens der römischen Macht im Deutschen Reiche. „Der Sieg auf märkischem Sande" machte sich an tausenderlei Ereignissen sehr bemerkbar. Der neue Bischofssitz in Berlin im früheren Generalstabsgebäude, die Mehrung der Klöster, das Einstreuen der katholischen Kirchen in das protestantische Norddeutschland u. a. konnten uns Hilfe werden. Erst als die Romdiktatur immer deutlicher zu

ihrem Ziele in Deutschland hinstrebte, als Rom die größte und mächtigste der überstaatlichen Priesterkasten in Deutschland geworden war, begann unsere Hauptschlacht gegen Jesuitismus in unserer Kampfschrift „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende", erschien mein Buch „Erlösung von Jesu Christo" und begann der zweite Großkampf des Feldherrn gegen das Papsttum in seinen Aufsätzen und Schriften. Wir ließen dann die Lage reifen, bis die asiatischen Priesterkasten, vor allem Tibet, in einem Hauptkampfe abgewehrt wurden. Zunächst galt es schon Jahre zuvor, asiatische Okkultsekten, in die sich später der Jude und der Jesuit hineingefilzt hatten, Theosophie, Anthroposophie, Neugeist u. a., in den Lichtkegel des Scheinwerfers zu nehmen. Es folgten dann die Aufklärungen über zahllose andere Okkultströmungen und mein Buch „Induziertes Irresein durch Okkultlehren". Erst als die Priesterkasten von Tibet weit genug in ihrer Macht vorgerückt waren und sich allerorts in Vorträgen, Büchern und Presseaufsätzen in das kulturelle und literarische Leben des Deutschen Volkes vorgewagt hatten, richtete der Feldherr den Lichtkegel auf die Priesterkasten von Tibet als die weltmachtgierigen Hintermänner all dieser Bestrebungen. Mitten in diesem Ringen nahm uns der unerbittliche Tod den großen Geisteskämpfer.

Wenn ich sagte, daß die Lage bei all diesen Kämpfen eine ähnliche war und ähnlich gemeistert wurde, wie einst im Weltkriege, so wollte ich damit aber auch andeuten, daß die Hauptschlacht immer an der gefährlichsten Stelle mit voller Wucht geführt wurde, daß aber keine der übrigen Fronten völlig entblößt ward, sondern ununterbrochen und unerwartet zwischen hinein die anderen überstaatlichen Mächte weiter enthüllt und bekämpft wurden.

Was dieser Kampf an widrigen, gehässigen Auslassungen, an List und Verbrechen von seiten der enthüllten Gegner auslöste, läßt sich nicht schildern. Wie der Feldherr auf die Widerwärtigkeiten antwortete, das habe ich in dem Abschnitte „Ludendorff und die Seinen" schon erzählt. Doch dürften einige Stellen aus meinen Briefen jener Jahre an meine Mutter die Arbeit für das hehre Ziel und auch des Feldherrn Überlegenheit über allem widrigen Geschehen so gut kennzeichnen, daß ihre Wiedergabe hier gerechtfertigt ist:

„Der Tag dürfte ruhig dreimal so viele Stunden haben, so wächst stetig die Arbeit an. Ich habe doch gewiß Arbeit die Fülle in meinem langen Leben gelernt. Aber mit Erich voll und ganz tagtäglich Schritt zu halten, das ist manchmal nicht so leicht. Und doch, liebstes Mutterle, Du hast es ja erlebt, wie hinter all diesem unermüdlichen Ringen und Kämpfen der Feiertag unserer Seelen steht, der unan-

tastbare, unberührbare, der nichts weiß von Anteilnahme an dem Verkommenen, das um unseren Felsen des Glückes zischt wie Höllengischt. Es ist gleich für ihn, was immer da heranflutet! Jetzt veröffentlicht die Judenpresse, daß ein jüdischer Journalist vor einem dänischen Gericht behauptet hat, Erich habe einen Falscheid geschworen, als er vor einem Deutschen Gericht den Tatsachen entsprechend ausgesagt hat, er hätte sich geweigert, ihn seinerzeit als Presseinterviewer zu empfangen. — Und die jüdische Presse wagt dies in Deutschland wie eine Tatsache zu veröffentlichen! Es findet sich nicht etwa eine Staatsanwaltschaft, die es im Interesse des Staates für geboten hält, solche Schmähung des Feldherrn nicht zu dulden.

Könnte es eindruckvollere Beweise für das Herunterkommen des Volkes, aber auch für den weitreichenden Arm der Logen geben, als solches Vorkommnis?

Aber mag es diese Art der Niedertracht, mögen es Hohnbilder, Lügen, Lästerungen anderer Art sein, Erich betrachtet alles und jedes nur auf seine Wirkung für unseren volkrettenden Kampf hin. Er liest es wie im Kriege etwa Berichte über die Gegner im Felde. Er erkennt neue Schlupflöcher, in denen sich die Gegner verkriechen, und je hemmungloser das Geifern ist, um so erfreuter sagt er: ‚Na, das hat gesessen, das hat eingeschlagen'.

Aber eben, da wir beide das alles nur so auf uns wirken lassen, so stehen wir denn auch mitten im Kampfe in dem hehren Feiertage unserer Seele. Denn könnte es wohl Erquickenderes geben, als tagtäglich gegenseitig neu zu erleben, daß wir alle Dinge von dem gleichen Standorte der Jahrtausende aus betrachten, und daß deshalb alle diese ‚Kampfmittel', die wohl in der Vergangenheit manchen Kämpfer ‚erfolgreich' zermürbt haben, von uns nur wieder für die Aufklärung des Volkes verwertet werden, an uns selbst aber abprallen? ..."

„Als Erich nun zugab, daß auch die zweite große Schlacht gegen die Freimaurerei nicht nur in Deutschland, nein, auch im Ausland weit größere Erfolge gezeitigt hat, als wir es erhofften, und er dennoch ohne Unterlaß arbeitete, sagte ich wieder einmal: ‚Wann wirst Du Dir wohl einmal Ruhe gönnen?' ‚Wenn das Volk gerettet ist', sagte er wie selbstverständlich! Und dabei dann der Undank der Millionen des Volkes! Aber wir arbeiten ja für die Zukunft, um das unsterbliche Volk zu retten!"

Und bei diesem unentwegten Wirken für des Volkes Rettung blieb es auch, als die Schmach, die die Nachkriegsregierung unter der Reichspräsidentschaft des Feldmarschalls zuließ, noch Ungeheuerlicheres zeitigte. Es hatte sich nicht nur kein

Staatsanwalt gefunden, der die Zeitungen anklagte, die den Feldherrn des Meineids verdächtigt hatten, weil ein Jude in Dänemark selbst einen Falscheid schwor. Am 21. August 1928 wurde die Voruntersuchung gegen den Feldherrn Erich Ludendorff in München, in der Corneliusstraße 33 eröffnet, denn es hatte sich ein Staatsanwalt gefunden, der auf die Presseberichte hin den Feldherrn wegen Meineids verklagt hatte! Der Feldherr war vorgeladen und reichte seinen Schriftsatz ein. Das Verfahren wurde dann eingestellt, weil die Klage zeitlich unter eine allgemeine Amnestie fiel; sonst hätten also die Juden ihr Ziel erreicht gehabt, der Feldherr hätte sich in einem Verfahren von dem Verdacht des Meineids befreien müssen! Und obwohl solches alles geschah, arbeitete er unermüdlich in unserem großen Geisteskampf zur Rettung der Zukunft des Volkes. Unterdessen hatten sich unsere Pflichten, je weiter die Erfolge reichten, nur noch vervielfacht. Der Tannenbergbund brachte mehr Arbeit, je mehr er sich ausdehnte. Versagen von Mitkämpfern hatte es notwendig gemacht, daß ein eigener Verlag in München, eine eigene Zeitung, die „Ludendorffs Volkswarte", und später dann auch der „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" gegründet wurden. Werke und Schriften, die dieser Verlag herausgab, mehrten sich. Aber wir erlebten bald auch den schönen Erfolg, daß der allseitige Boykott, den Buchhandlungen und Presse uns entgegenstellten, gebrochen war. In hohen Auflagen strömten die aufklärenden Schriften unmittelbar vom Verlag in das Volk. Später wurden zudem Zweigstellen und Ludendorff-Buchhandlungen eingerichtet, die diesem Amte dienten.

Wie sehr sich in den ersten Kampfjahren schon der Feldherr der Schwere dieses geistigen Ringens und des Übermaßes an Arbeitleistung, die es erforderte, bewußt war, geht wohl am besten aus einem Briefe an meine Mutter hervor, den er am 9. 4. 1928, also an seinem eigenen Geburttage an sie schrieb:

„Vor 10 Jahren feierte ich meinen Geburttag im Großen Hauptquartier. Der Kaiser gratulierte selbst. Es war der Höhepunkt der Siegesmöglichkeit. Und doch ist die heutige Zeit noch größer, mächtiger. Die Feinde sind erkannt. Es gilt nicht mehr einen Krieg zu gewinnen, sondern ein ganzes Volk, eine ganze Welt zum Umdenken zu zwingen, damit sie frei werden können. Wie wenige Deutsche erkennen bereits die Größe der Stunde, aber doch bricht sich die Erkenntnis Bahn ..."

Und ununterbrochen ging der Kampf gegen eine damals noch allmächtige Welt weiter. Hierfür seien noch einige Worte aus meinen Lebenserinnerungen angeführt:

„Nicht zur Ruhe, nein, zur Fortführung dieses Ringens da und dort und zur Sammlung der Stoßkraft einer anderen überstaatlichen Macht, dem Jesuiten-

orden, gegenüber, dem die Schlacht des nächsten Jahres vor allem gelten sollte, konnte nun geschritten werden. Indessen aber focht der Feldherr auch nach wie vor gegen die unglaubliche Pflichtversäumnis der Regierung, gegen die Preisgabe des Volkes an die Aussauger im Ausland und für ein wehrhaftes Großdeutschland, das seine Kraft aus der Einheit des Gotterlebens mit seiner Rasseeigenart schöpft. Nie ließ er diese Ziele an zweiter Stelle. Die Schulungen der Redner und Unterführer mußten darauf bedacht sein, daß der Kampf gegen die überstaatlichen Mächte die hohen Ziele, für die wir kämpften, nie verdrängen könnte! ..."

Wer sich auch nur annähernd von dem geleisteten Übermaß an Kampfarbeit in all den Jahren ein Bild machen möchte, der müßte wissen, was zu der Forschung, zu der Verfassung der Kampfschriften an Arbeit noch hinzukam. Alle die Aufsätze, die der Feldherr für die Einführung des Volkes in Deutsche Gotterkenntnis schrieb, bezeugen, wie gründlich er sich zudem in das doch an sich seinem Feldherrnamte ferne Gebiet, nämlich in meine philosophischen Werke, vertieft hat, so daß er die wesentlichen Erkenntnisse für das Volk in seine Sprache faßte und so auf viele tief wirkte, die an meinen Werken selbst vorübergegangen wären, ohne sie zu öffnen. Zudem lag aber noch die Arbeitlast vieler Prozeßführungen auf ihm, es kamen die großen Anstrengungen unserer Vortragsreisen hinzu. Sie wurden geradezu zur Erschöpfung, weil Nachversammlungen bis tief in die Nacht und ununterbrochene Unterredungen und Veranstaltungen an jedem Vortragsort kein Ausruhen außer den wenigen Stunden des Schlafes ermöglichten. Nach solchen Leistungen aber fanden wir zu Hause die angehäufte Arbeit und hatten sie vom ersten Tag ab noch zu der laufenden hinzuzuleisten.

Dabei ist wohl noch niemals eine Kampfbewegung so von allen überstaatlichen Mächten gefürchtet und umzingelt gewesen. Ununterbrochen wurden unter die oft ahnunglosen Mitkämpfer die sogenannten „Spaltpilze" gesetzt. Wir hatten öfters erfahren, daß, sobald wir einen derselben entlarvten und für seine Entfernung aus dem Tannenbergbunde gesorgt hatten, ein Ersatzmann auftrat, der durch besonderen Arbeiteifer rasch das Vertrauen der anderen Mitkämpfer erhielt, um dann die gleich verheerende Arbeit seines Vorgängers zu beginnen. Solche Erfahrung führte den Feldherrn dazu, sich sehr oft damit zu begnügen, daß wir beide einen Menschen als Sendling einer überstaatlichen Macht erkannt hatten und uns dementsprechend verhielten, soweit es ging auch die Mitkämpfer überzeugten, aber gar nicht so sehr auf seiner Entfernung bestanden. Merkte er selbst gar nicht, daß er in unseren Augen längst entlarvt war, so war er um ein beträchtliches weniger ge-

fährlich. Vor allem aber setzten die betreffenden Geheimorden keinen anderen Sendling mehr in die Reihen unserer Mitkämpfer. So war das kleine Übel dem sonst eintretenden großen Übel gegenüber vorzuziehen. Der Umstand aber, daß uns die Erfahrung zu solcher Notmaßnahme greifen ließ, die sich der bedenklichen Vertrauensseligkeit oder einem planlosen Mißtrauen, wie wir es nur zu oft bei den Mitkämpfern fanden, anpaßte, hat manchen Gegner veranlaßt, die psychologischen Fähigkeiten, die in uns beiden entwickelt waren, beträchtlich zu unterschätzen. Wir aber haben das Arbeiten der Spaltpilze auf diese Weise etwas gebändigt.

Mochte die Überarbeitung Jahre hindurch währen und viel Häßliches an unser Heim hinbranden, wir achteten des nicht, sondern freuten uns sehr des stillen und allmählichen Vordringens unserer hehren Ziele in unserem Kampfe. Welch gründliches Verkennen fand des Feldherrn Kampfeifer bei so vielen! Man glaubte feststellen zu müssen, er könne ohne Kampf nicht sein und sei glücklich, wenn er neue Feinde gefunden habe. Welch ein Wahn! Welche gründliche Verkennung! Niemand konnte tiefer als er Ruhe und Frieden begrüßen, aber Frieden gönnte er sich eben nicht, solange Pflichten der Abwehr der Volksfeinde vorlagen. Wie freute er sich in den letzten Jahren des Lebens, als wir uns sagen konnten, über Juden, Freimaurer und Rom, ja auch über die seelenschädigenden Wirkungen und Ziele jedweden Okkultismus unser Volk und die Völker restlos und gründlich aufgeklärt zu haben. Wie freute er sich, daß nur noch eines dem Volke bewußter gemacht werden brauchte, die Rolle der asiatischen Priesterkasten, die unter dem Deckmantel germanischen und arischen Weistums ihren Okkultglauben und hierdurch wiederum ihre Macht in ganz Europa errichteten. Wie freute sich der Feldherr, als mehr und mehr die Anhänger für die Aufnahme der Deutschen Gotterkenntnis reiften! Als die „Volkswarte" nicht mehr weiter erscheinen durfte, der Tannenbergbund aufgelöst wurde, war er vom ersten Augenblick an der festen Überzeugung, die sich dann auch bewahrheitete: für das Fortschreiten der Deutschen Gotterkenntnis bedeutete all dies nicht Untergang. Wohl aber war der Feldherr in den letzten 5 Jahren seines Lebens etwas mehr von Überarbeit entlastet, denn seine Zeitschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" erwartete nicht mehr jede Woche, sondern nur alle 14 Tage seine reiche Mitarbeit. Er erlebte noch die Frucht der weisen Ausbildung seiner Mitkämpfer! Auch hier war Erich Ludendorff ganz wie in seinem Feldherrnamte der Erzieher jedes Einzelnen zum selbständigen und selbstverantwortlichen Kämpfer. Das glänzende Ergebnis solcher Erziehung war eben das Weiterschreiten seines Geisteskampfes und der Deutschen Gotterkenntnis trotz aller

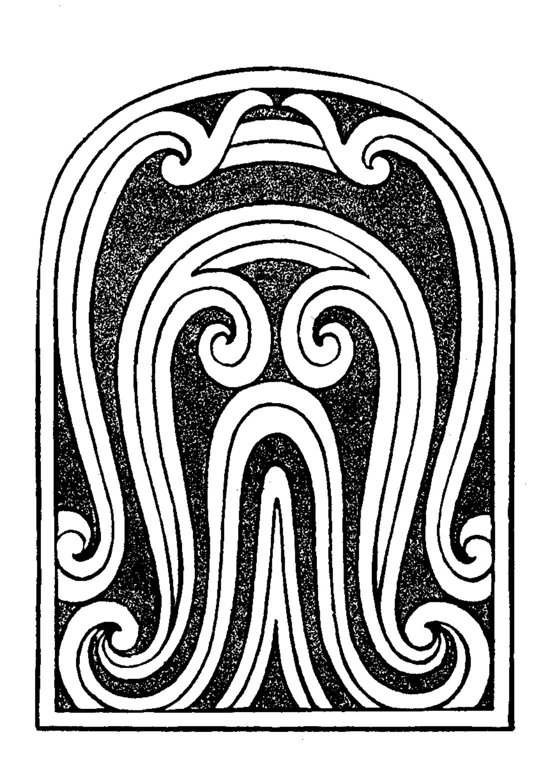
Erschwernisse in dem Augenblicke, als die Organisation des Tannenbergbundes und das „Deutschvolk" wegfielen, und jeder einzelne Überzeugte voll und ganz auf sich selbst gestellt war. Mancher hatte sich da in schweren Lebenslagen zu erproben. Erstarkt war die Bewegung aus all den Ereignissen hervorgegangen, bis im letzten Jahre des Lebens des Feldherrn am 30. 3. 1937 seine Unterredung mit dem Führer und Reichskanzler zu dem klaren und schönen Ergebnis geführt hat, daß die Deutsche Gotterkenntnis alle Rechte erhielt, die der Punkt 24 des Parteiprogramms zusichert.

Schon in den Jahren zuvor hatte die Wiedereinführung der Wehrhoheit, die Wiederbesetzung des Rheinlandes durch Deutsche Truppen, das Selbständigwerden der Wirtschaft vom Ausland und der ganze außenpolitische Machtzuwachs des Dritten Reiches im Feldherrn tiefe Freude erweckt. Sie gaben ihm das frohe Wissen, daß die Siege des Weltkrieges, die die Scheu aller Gegner vor Deutschem Kampfwillen und Deutscher Kampfkraft unter der kraftvollen Führung ausgelöst hatten, ihre reichen Früchte trugen. Nun hatte diese Unterredung vom 30. 3. 1937 noch die schwere Sorge gemindert, die der Feldherr in seinem Vermächtnis vom 16. 11. 1936 aussprach:

> „Mitten in diesem Ringen gehe ich aus dem Leben. Meine Frau und nach ihr andere werden diesen Kampf weiter führen, er darf durch meinen Tod nicht leiden. Daß das der Fall sein könnte, ist in meinem Leben für mich schwere Sorge."

Als der Freiheitkämpfer und Kulturgestalter Erich Ludendorff die Augen schloß, hatte er die größte Revolution, die je die Weltgeschichte erlebte, so weit vorangetragen, daß alle Priesterkasten klar vor den Völkern enthüllt stehen, und Deutscher Gotterkenntnis, die die Seelen vor allem Okkultwahn behütet, ein breites Tor zu den Völkern der Erde geöffnet ist. Gewaltig steht dieser unsterbliche Kampf vor den kommenden Jahrtausenden, gewaltig auch das Bild der Persönlichkeit Ludendorffs in diesem Ringen. Wie er der Feldherr des Heeres im Kriege war, so war er der Heimherr all der Deutschen, ja, all der Germanen geworden, die vom Okkultwahn der Priesterkasten frei werden, und in klarer Erkenntnis den Sinn ihres Lebens erfüllen wollen. Sein „Kopf und Wille", der das Volk im Weltkrieg gerettet hatte, hatte den weit schlimmeren Volksfeinden vernichtende Schlachten geschlagen. Mag es auch noch so viele Jahrzehnte währen, bis diese Tatsache vor aller Augen sichtbar wird, und mögen die überstaatlichen Priesterkasten auch zunächst noch mancherlei vermeintlich endgültige Siege feiern und die Lage keineswegs erkennen.

Sein „Herz" aber, das im Weltkrieg für jeden einzelnen Soldaten an der Front so warm schlug wie für das Volk in der Heimat und alle Leiden in väterlicher Fürsorge zu mildern trachtete, konnte in diesem Geisteskampf als Großmut ohne Ende und Herzensgüte auf die Mitkämpfer ausstrahlen, so daß sie alle, trotz aller Unbill, die sie von Andersgesinnten erfuhren, trotz aller großen Sorgen für die Zukunft, kampffroh blieben, ja sich geborgen fühlten, wie einst die Frontsoldaten im Weltkriege unter seiner Führung, und in ihm einen Vater verloren, als er die Augen schloß.



Der völkische Freiheitkämpfer gegen Rom-Juda

Studienrat Otto Rasehorn, Hauptmann der Landwehr a. D.

In dem vorangegangenen Abschnitte hat uns die Lebensgefährtin des Feldherrn ein lebendiges Gesamtbild des Freiheitkämpfers und Kulturgestalters Erich Ludendorff gegeben. Sie hat uns auch die Wesensart seiner Feldherrnkunst in diesem Kampf klar gezeigt, so daß wir dieses gewaltige Ringen in seiner Unübertrefflichkeit nun erst vor uns sehen. Sie hat auch den Weg enthüllt, den der Feldherr ging, als sein genialer Blick die hassenden Todfeinde erkannte, ehe noch die gründliche Forschung ihm ihr Wirken bewies. So bleibt mir für diese Betrachtung vor allem die Aufgabe, die geschichtlichen Ereignisse nun im Einzelnen zu schildern, in die der Freiheitkämpfer Erich Ludendorff in den Jahren 1919 bis 1924 gestaltend eingriff, um sein Volk, das undankbare Volk, zu retten.

Wenn nun auch in einem anderen Abschnitte dieses Werkes der Entlassung Ludendorffs und der Revolution von oben eingehend gedacht wurde, so werden wir den Freiheitkampf des Feldherrn doch nicht betrachten können, ohne uns das ungeheuerliche Geschehen, und zwar nun in bezug auf die unheilvolle Arbeit der überstaatlichen Mächte ganz kurz zu vergegenwärtigen.

Am 26. 10. 1918 entließ Kaiser Wilhelm der Zweite seinen treuesten und willensstärksten Mann, den Ersten Generalquartiermeister des Weltkrieges, General der Infanterie Erich Ludendorff, und stürzte damit seinen Thron. An diesem Tage wurde Deutschlands Niedergang dem Deutschen Volke, den feindlichen Heeren und der Welt klar erkennbar.

„Ihr seid nun fertig! Die Seele des Ganzen, Euer Generalstabschef, General Ludendorff, ist weg. Wir fürchten Euch nicht mehr", sagte am 3. 11. 1918 der französische Dolmetscher zu Deutschen Soldaten, die eben gefangengenommen waren. ‚Ludendorff kaputt!' riefen französische Soldaten dazu"*).

Am 20. 10. 1918 hatte die Deutsche Regierung die Einstellung des U-Bootkrieges befohlen und damit den Weg zur Kapitulation beschritten. Deutschlands mächtiges Kriegsheer verlor seinen Kopf, verlor seine Seele und so jenen urgewaltigen Willen, der es vom General bis zum Unteroffizier und Mann durchflutet und angriffsstark und widerstandskräftig gegen die Soldaten und das Material der Welt gemacht hatte.

*) General Ludendorff: „‚Dirne Kriegsgeschichte' vor dem Gericht des Weltkrieges."

Am 26. 10. 1918 war unseres Vaterlandes heiliger Boden vom Feinde frei!

„Wir hatten damals einen Waffenstillstand gefordert in der klaren Erkenntnis: entweder einen annehmbaren Frieden in Ehren oder Weiterkampf. So war es bis zum 20. Oktober gegangen. Von da ab spaltete sich der Weg. Es sollte kapituliert werden, das konnte ich nicht mitmachen, das war gegen meine Soldatenehre. Ich war fest überzeugt, daß dann der Wille zum Kämpfen dagewesen wäre und ein solcher Friede nie eingetreten wäre."

Die im „Kriegskabinett" herrschenden Vertreter der überstaatlichen Mächte, an seiner Spitze der Hochgradbr. Prinz Max von Baden, in seiner Mitte der einflußreiche, rastlos tätige, römischgläubige Matthias Erzberger, waren Bereiter der „Revolution von oben", in denen die klare Erkenntnis lebte, daß die Allgewalt der Persönlichkeit Ludendorffs ihren Plänen unüberwindbar entgegenstand.

„Am 26. Oktober 1918 war ich auf Drängen des Kriegskabinetts entlassen worden. Es jauchzte auf, als es die Mitteilung erhielt, daß der irregeleitete Kaiser, der glaubend gemacht ward, sich mit Hilfe der Sozialdemokratie, also der Juden, die ihn vernichten wollten, sein Reich neu aufbauen zu können, mich entlassen hatte und General von Hindenburg blieb."

Rom und Juda triumphierten. Die vor mehr als einem Vierteljahrhundert gelegte Saat reifte der Ernte entgegen. Auf dem Freimaurerkongreß in Paris 1889, einberufen zur Hundertjahrfeier der blutigen Französischen Revolution des Jahres 1789, wurde der Weltkrieg 1914/18 beschlossen und seitdem planmäßig vorbereitet. Das Zweite Reich, das Bismarckreich, war in seinen Grundfesten erschüttert; was für die Ewigkeit geschaffen schien, drohte auseinanderzufallen. Drei siegreiche Kriege hatten eine gewaltige äußere Machtentfaltung des Reiches gebracht, hatten aber nicht die innere Geschlossenheit des Deutschen Volkes geschmiedet, die den Novemberstürmen des Jahres 1918 standhielt. Des Deutschen Volkes Seele war nicht stark! Der wissende Bruder Prinz Max von Baden verrät:

„Was Sie heute in Deutschland, im Reiche sowie in den Bundesstaaten erleben, ist das Ergebnis einer stillen, unterirdischen Bewegung vieler Jahre."

Und der Zentrumsführer Nacken brüstet sich:

„Wir vom Zentrum haben die Revolution gemacht!"*).

Dieses unterirdische Wühlen gegen die Großen des Deutschen Volkes und das bewußte Brachlegen gesunder Volkskraft durch die in den Parteien sitzenden überstaatlichen Mächte, die sich schon lange vor Kriegsbeginn in die Regierungen einge-

*) General Ludendorff: „Kriegshetze und Völkermorden".

schoben hatten, enthüllten dem Feldherrn erst seine ernsten Kriegs- und Nachkriegserfahrungen. Wohl oftmals seit 1912 in seinem Streben für des Deutschen Volkes Wohl sich gehemmt sehend, Widerstand erkennend oder fühlend, glaubte er doch nur gegen Uneinsichtigkeit und Verständnislosigkeit von Kameraden und Volksgenossen zu kämpfen; sein edles Menschentum sah immer wieder nur irrende und falsch geleitete Menschen und mag sich lange gegen die Wucht der Tatsachen gesträubt haben.

Die Folgen seiner Entlassung sah er klar voraus. All das mit Lawinengewalt hereinbrechende bittere Leid für sein Deutsches Volk und seinen König und Kaiser, dem er in edler Mannestreue verbunden war, sagte er voraus, als er von dem Schauplatz des Weltgeschehens abtrat. In unbeugsamem Stolz auf die gewaltigen Leistungen des Deutschen Heeres und seiner Führung nimmt er Abschied von seinen Soldaten, seinem Werk und Wirken.

„Nie ist mir der Mann größer erschienen, als in jenem für ihn doch unendlich schweren Augenblick. Kerzengerade die Haltung, eisern sein Gesichtsausdruck, kein auch nur leisestes Schwanken der Stimme oder Zögern im Wort"*).

Doch nicht nur in königlicher Haltung, sondern auch in wahrhaft königlicher Entschlossenheit, die Zukunft des Volkes zu retten, durchlebte der Feldherr das furchtbare geschichtliche Geschehen:

„Ich gab, während die römische Priesterkaste und das jüdische Volk sich um die Beute stritten, dem Schicksal die einzig richtige Antwort und beschritt den Weg, der mich zur Feldherrnhalle und darüber hinaus führte und mir die Erkenntnis gab, daß das Niederringen der überstaatlichen Mächte und das Ringen für Deutsche Gotterkenntnis die unerläßliche Grundlage für die Lebenserhaltung und Lebensgestaltung des Deutschen Volkes ist."

Nach dem Zusammenbruch des russischen Zarenreiches, dem ersten Kriegsziel, haben Juda und Rom mit ihren Helfershelfern planmäßig die Geschlossenheit des Deutschen Volkes unterwühlt. Wirtschaftliche Mißstände, Verfassungstreitereien, Friedensresolution, Streiks, Vortäuschen eines Friedens der Versöhnung und der Verständigung sind nur einige von den vielen Ursachen, die die unerkannten inneren Volksfeinde herbeiführten, um die seelische Kraft des Volkes Schritt für Schritt zu zerstören und das abwehrlose Volk für die Revolutionierung reif zu machen. Trieb dann Elend und Verzweiflung das Volk zur Selbstzerfleischung, suchte es nach Schuldigen, dann mußten Schuld und Schuldige dem Volk bereits vorher suggeriert sein. Das war wichtig für die Gegenwart, um die wahrhaft Schuldigen zu verber-

*) v. Eisenhardt-Rothe: „Im Banne der Persönlichkeit".



An seinem 70. Geburttag



An seinem Arbeittisch in Tutzing

gen und zu schützen; das war wichtig für die Zukunft, um das Volk in seiner Geschichte abwehrarm zu erhalten.

„Werden nun die durch die Revolutionierung herbeigeführten Tatsachen aus der Geschichte gestrichen, wie es die Absicht der überstaatlichen Mächte schon im Herbst 1918 war und ihrer Historiker noch ist, dann bleibt nur mein Handeln übrig. Der Jude Walther Rathenau konnte noch mehr triumphieren: ‚Es ist uns noch im letzten Augenblick gelungen, alle Schuld auf Ludendorff zu werfen'!"

Diese jüdische Schuldlüge sollte nun noch neue Nahrung erhalten. Der „Kriegsverlängerer" und „Friedenssaboteur" Ludendorff sollte dem Volk und der Welt in einem öffentlichen Schauprozeß gezeigt werden!

In dieser Absicht setzte die damalige Reichsregierung einen Untersuchungausschuß ein, der in seiner Zusammenstellung den Parteistärken der Nationalversammlung entsprach. Hier wie überall damals in Deutschland waren Rom und Juda Trumpf, und so ging dann ein jüdisch-freimaurerisch-römischer Ausschuß an die Untersuchung und Feststellung heran, wer denn von den Vertretern des „fluchwürdigen alten Regime" und des noch verhaßteren „Militarismus" die eigentlichen Verbrecher seien, die den Verständigungfrieden hintertrieben hätten. Es war dem Volke vorgeschwatzt worden und wurde nur allzu willfährig geglaubt, daß die OHL. durch ihre Forderung der Eröffnung des uneingeschränkten U-Bootkrieges Amerika in den Krieg gegen uns hineingetrieben und dem uns so „wohlgesinnten Weltschiedsrichter" Br. Wilson die Möglichkeit einer Friedensvermittlung genommen hätte. Schon damals stand fest und wurde im Jahre 1936 durch die Untersuchungen eines amerikanischen Ausschusses bestätigt, daß der Vertreter des Weltkapitals, Herr Morgan, und Br. Wilson einen wahrscheinlichen Sieg der Mittelmächte über die Entente auf jeden Fall verhindern wollten. Durch Advokatenkniffe sollten diese Tatsachen vor der Welt auf den Kopf gestellt werden.

Auf eine Anfrage des Untersuchungausschusses an General Ludendorff, ob er sich dem Ausschuß stellen wolle, erklärte der General seine Bereitschaft unter der Bedingung, daß auch Generalfeldmarschall von Hindenburg geladen und erscheinen würde.

General Ludendorff hielt diesen jüdisch-römischen Ausschuß nicht befugt, Rechenschaft von den Männern zu fordern, die während vier langen Kriegsjahren für den Sieg der Deutschen Waffen gerungen hatten, aber er erkannte auch sofort die sich hier bietende Gelegenheit, dem Ausschuß und seinen Auftraggebern vor dem Deutschen Volke und vor der Welt die Unwahrhaftigkeit seines Wollens und seine

Unzulänglichkeit zu zeigen. In diesen Parlamentariern sah der General seine und des Deutschen Volkes Feinde, deren heuchlerisches Wesen zu enthüllen er sich berufen fühlte, um dem Deutschen Volke durch Darlegung der Wahrheit die Augen zu öffnen und es aus seinem internationalen Wahn zu völkischem Wollen aufzurütteln. Nie in seinem Leben hat General Ludendorff Verantwortung gescheut, aber er mußte annehmen, daß Ausschuß und Presse durch Entfesselung einer wüsten Hetze und Propaganda gegen ihn seine Absichten vernichten würden, wenn er sich allein stellen würde.

Nur, wenn es ihm gelang, seine große Anklage der Revolutionäre vor allem Volke von Hindenburg vortragen zu lassen, konnte er hoffen, wie so oft im Kriege, den Angriff der Feinde mit einem eigenen Angriff zu beantworten und das betrogene Volk vor diesem Ausschuß aufzuklären und wachzurütteln.

Der Generalfeldmarschall kam nach Berlin und besprach mit seinem alten Kampfgefährten das gemeinsame Erscheinen vor den Herren Gothein, Sinsheimer, Cohn und Genossen. Durch Herrn Eugen Zimmermann vom „Berliner Lokalanzeiger" über die Absichten des Ausschusses hinreichend unterrichtet, überreichte in alter Gewohnheit General Ludendorff dem Generalfeldmarschall die Ausarbeitung einer Rede mit der Bitte, diese dem Ausschuß vorzutragen. Der Generalfeldmarschall nahm sie an.

Am 18.11.1919 wurden die beiden Deutschen Heerführer von einer begeisterten Menschenmenge vor dem Reichstagsgebäude erwartet und stürmisch begrüßt. Eine Schwadron berittener Sicherheitwehr hatte Mühe, den Weg vom Auto in das Reichstagsgebäude frei zu halten. Eine tapfere Deutsche Frau, Frau Käthe Schirmacher, fand Gelegenheit, dem Feldherrn zuzuraunen, daß der Vorsitzende Gothein die Absicht habe, sie durch Handschlag zu begrüßen. Er ersuchte darauf den Generalfeldmarschall, auch seine Hand den Revolutionären zu verweigern. Beim Eintritt der beiden Heerführer erhoben sich die Parlamentarier. Die Hand des Demokraten Gothein wurde übersehen. Ein Blumenstrauß mit schwarz-weiß-roter Schleife von Frau Käthe Schirmacher schmückte den Platz der beiden Heerführer.

Nachdem General Ludendorff die Erklärung abgegeben hatte, daß er eine rechtliche Verpflichtung zur Aussage nicht anerkenne, daß aber der Generalfeldmarschall und er freiwillig auszusagen bereit wären, um dem Deutschen Volke zur Ermittlung der Wahrheit zu verhelfen, verlas der Generalfeldmarschall die von General Ludendorff ausgearbeitete Rede. In dem klaren Bewußtsein, daß dieser von den Juden angezettelte Untersuchungausschuß die einzige Gelegenheit war, um dem gesamten

Volke die Schuldigen an dem Zusammenbruch zu zeigen und die ungeheuerlichen Lügen über die Haltung der OHL. zu widerlegen, hatte der Feldherr Ludendorff eine ungeheuer machtvolle und die Gegner niederschmetternde Rede für den Feldmarschall entworfen. Sie verfehlte ihre Wirkung nicht, so daß dem Leiter des Ausschusses in seiner Aufregung über die Enthüllung der Wahrheit nichts anderes übrigblieb als das Vorlesen des Feldmarschalls immer wieder zu unterbrechen, weil das Vorgebrachte verbotene Werturteile abgäbe. Dann sprach der Feldherr:

Die „Flensburger Nachrichten" berichten unter dem 18. 11. 1919 seine Worte:

„Dann nahm General Ludendorff das Wort zu längeren Erklärungen, in denen er zunächst ausführte: Als Hindenburg und ich in die Oberste Heeresleitung eingetreten waren, war die Lage sehr ernst. Wir standen an der Front dem Feind gegenüber wie 6 : 10. Ungenügende Materialausstattung und zu geringe Munitionsausstattung bedeuteten mit dürren Worten die schwersten Verluste. Für Hindenburg und mich war bei der Stellungsnahme Ende August gegen den U-Bootkrieg und damit gegen den Chef des Admiralstabes lediglich der Grund maßgebend, daß der Kanzler ein feindseliges Handeln Dänemarks und Hollands unter dem Druck Englands in den Kreis seiner Berechnungen zog, und wir keinen Mann übrig hatten, um die Grenze zu schützen.

Aus der weiteren Bekundung Ludendorffs ist hervorzuheben: Alle Maßnahmen, wie das Hindenburg-Programm, das Hilfsdienstgesetz, der Aufklärungsdienst, die Aufnahme einer starken Propaganda gegen den Feind usw., bezweckten nur, den Kampf für das Deutsche Volk so schnell und so gut wie möglich zu beenden. Als im September 1916 der Kanzler an uns mit dem Gedanken der Friedensvermittlung herantrat, stimmten wir zu. Mit Spannung, aber auch mit Skepsis warteten wir, ob Wilson wirklich den Frieden vermitteln würde. Als nichts kam, waren wir nicht überrascht. Als der Kanzler dann das Friedensangebot machte, machten wir gleichfalls mit, loyal, und zwar um so lieber, als wir den Willen unsres obersten Kriegsherrn kannten, seinem Volke den Frieden zu geben und dem Heere einen neuen Winterfeldzug zu ersparen. Unsre Lage Anfang Dezember 1916 war trotz unsrer glänzenden Siege in Rumänien und trotz der heroischen Leistungen an allen Fronten überaus ernst. Der Kräfteverbrauch war groß. Dazu kam die Überlegenheit der Feinde an Material. Das Schlimmste aber war die physische Abspannung der Truppen. Der Geist an der Front war noch ungebrochen, immerhin war die Lage schon so, daß wir zu Lande allein auf einen Sieg nicht rechnen konnten. Wir konnten günstigstenfalls hoffen, in der Verteidigung den feindlichen Siegeswillen zu lähmen.

Wir mußten uns sagen, wir können die Entente nicht mehr zur Friedensbereitschaft zwingen, wir müssen, um unser Ziel zu erreichen, den Krieg so schnell und so gut wie möglich beenden. Am 12. Dezember 1916 ging dann unser Friedensangebot in die Welt. Betonen muß ich, daß wir dauernd in vollster Übereinstimmung mit der Reichsregierung arbeiteten, deren Politik nach Pflicht und Gewissen wir nach außen unterstützten. Aus der Antwort auf unser Friedensangebot sprach der Vernichtungswille Lloyd Georges.

Einen sehr dramatischen Zwischenfall rief der Vorsitzende dadurch hervor, daß er Bernstorffs Aussage vom 29. Oktober dieses Jahres über die Unterredung mit Ludendorff am 4. Mai 1917 zitierte. Danach soll Ludendorff zu Bernstorff ironisch gesagt haben: ‚Sie wollten ja in Amerika Frieden machen, aber wir wollten ihn nicht.'

Dazu erklärte Ludendorff, er habe keine angenehmen Erinnerungen an den Grafen, da in ihnen zwei verschiedene Weltanschauungen verkörpert seien. Bernstorffs Tätigkeit sei ihm in hohem Maße unsympathisch gewesen. Auf sein Verschulden führte er, Ludendorff, die schwankende Haltung gegen Amerika und die mangelhafte Deutsche Propaganda zurück. Mit aller Energie, mit laut erhobener Stimme und kräftigem Schlag auf den Tisch wies er dann die Behauptung zurück, daß er keinen Frieden habe haben wollen, und er verlangte die Vernehmung Hindenburgs und aller seiner Mitarbeiter. Nach einem kurzen Hinweis darauf, daß Graf Bernstorff seine Aussage unter Eid getan habe, erhielt Hindenburg das Wort zu folgender Erklärung, die er mit vor Erregung zitternder Stimme abgab: ‚Ich bin entrüstet über das, was meinem treuen Gehilfen und Berater nachgesagt wird. Er hat immer für den Frieden plädiert, allerdings für einen ehrenvollen. Mit hoher Entrüstung weise ich die gegen ihn erhobenen Vorwürfe zurück.'

Nun kam, vom Vorsitzenden dazu aufgemuntert, Graf Bernstorff zum Wort. Er habe, so sagte er, weder den Wunsch noch die Neigung, Ludendorff in dem gleichen Tone zu antworten, er wolle nur ein Mißverständnis richtigstellen. Er habe nicht gesagt, daß Ludendorff überhaupt keinen Frieden wolle, er habe vielmehr nur den Eindruck gehabt, daß Ludendorff die Vermittlung Wilsons unwillkommen gewesen wäre.

Daraufhin erwiderte Ludendorff mit zornbebender Stimme, seine Entrüstung erkläre sich daraus, daß ihm an seine Ehre gegriffen worden sei. Als hierauf der Vorsitzende in unerhörter Weise den General unterbrach mit der Behauptung, er könne nicht zugeben, daß Ludendorffs Ehre angegriffen worden sei, entgegnete ihm Ludendorff mit schneidender Schärfe: ‚Über meine Ehre habe ich allein zu wachen',

worauf Gothein mit der windigen Feststellung kam, er müsse auch die Ehre der andern verteidigen. Darauf nannte Ludendorff Zeugen für seine Behauptungen."

Die ursprüngliche jüdisch-freimaurerisch-römische Absicht, Ludendorff als Friedenssaboteur und Kriegsverlängerer hinzustellen, war gründlichst und für immer zerschlagen! Die unwahrhaften Unterstellungen und Verdrehungen der Bernstorff und Genossen, die dem Deutschen Volke und der Welt den „Kriegsverlängerer" Ludendorff beweisen sollten, wirft er mit Verachtung und Zorn dem Herrn Grafen vor die Füße. In Ludendorffs Weltanschauung steht Manneswort unerschütterlich wie der Fels. List und Trug des Politikers, seine „notwendigen" Kampfmittel, sind ihm in tiefster Seele verhaßt. Zum Ankläger werdend, schleudert er den Novemberrevolutionären ihre landesverräterischen Taten ins Gesicht und wird zum Revolutionär gegen die Regierer und Feinde seines Volkes.

Im April 1920 tagte der Ausschuß noch einmal in öffentlicher Sitzung, dann nur noch geheim! Ludendorff wurde nie wieder gefragt. In den Zeitungen erschien folgende Erklärung:

„Generalfeldmarschall v. Hindenburg und General Ludendorff legen Wert darauf, bekanntzugeben, daß beide deswegen nicht in Uniform erschienen sind, weil im Ausschuß Persönlichkeiten sitzen, vor denen sie auch als Zeugen nicht in Uniform und mit den im Kriege erworbenen Orden und Ehrenzeichen erscheinen wollen"*).

Wirklich schien es so, als ob die Verhandlungen vor dem Weimarer Untersuchungausschuß, die Ludendorff zum erstenmal als Gegenrevolutionär gegen das Weimarer System erkennen ließen, um die Jahreswende 1919/20 die vaterländischen Instinkte wieder aufrütteln und wecken sollten. In der in Berlin gegründeten „Nationalen Vereinigung", „einer wieder auferstandenen Vaterlandspartei"**), der unter anderen Oberst Bauer, der Gehilfe Ludendorffs im Kriege, Major Pabst, der Berliner Spartakus-Bekämpfer vom Frühjahr 1919, Geheimrat Kapp, der Generallandschaftdirektor von Ostpreußen, angehörten, sammelten sich zur Tat entschlossene Offiziere und Vertreter der militärischen und zivilen Behörden, um das Weimarer System zu stürzen und Vorbereitungen zur Einführung einer nationalen Diktatur zu schaffen. In dieser Nationalen Vereinigung begegneten sich Ludendorff und Kapp wieder nach dem Kriege. Im Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost in Lötzen, im Sommer 1915, sahen sich diese beiden Männer zum erstenmal. Kapp erkannte die gewaltige und alles beherrschende Willensstärke des Siegers von Tan-

*) Flensburger Nachrichten vom 18. 11. 1919.

**) Nach Ludwig Schemann: „Wolfgang Kapp und das Märzunternehmen vom Jahre 1920."

nenberg und erhoffte von diesem Gewaltigen auch Rettung und Befreiung aus den wachsenden inneren Schwierigkeiten unseres Vaterlandes, die er auf das so unheilvolle Wirken des Reichskanzlers v. Bethmann-Hollweg zurückführte. So schickte er fortlaufend Berichte über die politische und wirtschaftliche Lage Deutschlands ins Hauptquartier, die dem Feldherrn bei seiner erdrückenden Arbeitlast die Einsicht in die Zusammenhänge zwischen Heimat und Front erleichtern sollten; ja, Kapp erhoffte wohl noch mehr, der willensstarke Ludendorff sollte auch im Innern seinen Willen einsetzen und durchsetzen. In diesen Kapp-Berichten an Ludendorff, die nach Professor Schemann den Wert historischer Dokumente besitzen und bisher noch nicht veröffentlicht sind, befindet sich auch der Nachweis, daß der Wechsel in der Obersten Heeresleitung: Falkenhayn — Hindenburg/Ludendorff den Kanzlerwechsel: Bethmann-Hollweg — Tirpitz folgerichtig hätte nach sich ziehen müssen.

Im Frühjahr 1920 trat Kapp an Ludendorff mit dem Wunsche heran, an seinen Bestrebungen der Errichtung einer nationalen Diktatur Anteil zu nehmen. Ludendorff fand sich bereit, unter bestimmten Voraussetzungen in das Unternehmen einzutreten, aber nur an führender Stelle, von der aus Einfluß und Verantwortung im Einklang stehen. Indes erklärte er mit aller Offenheit, daß er ein ganz machtloser Mann sei und in politischen Kreisen keinen Rückhalt besitze. Geheimrat Kapp bekundete seinen festen Willen zur Durchführung der Diktatur und seine bereits bestehenden geeigneten politischen Verbindungen.

„So blieb es denn bei den Beziehungen, die da hinaus liefen, daß ich, soweit es möglich war, den Geheimrat Kapp unterstützte, ohne selbst unmittelbaren Einfluß auf sein Vorhaben auszuüben. Ich bat Geheimrat Kapp, seine näheren Freunde von meiner Stellung zu ihm zu verständigen, ich weiß nicht, ob er es getan hat"*).

Wenn auch Kapp selbst ein engerer Anschluß Ludendorffs erwünschter erschienen sein mag, so mögen andere bei der großen Unsicherheit der Lage eine festere Bindung Ludendorffs nicht für ratsam gehalten haben. Im Jagow-Prozeß**) wurde folgender Brief des Vorsitzenden des Pommerschen Landbundes von Dewitz an Ludendorff verlesen:

„Daß Ew. Exzellenz' Persönlichkeit unter allen Umständen auch schon deshalb von jeder Verquickung mit derartigen Angelegenheiten für den Fall des Zugriffs der Regierung bewahrt bleiben sollte, weil jeglicher praktische Schritt überhaupt nur möglich sein wird, wenn Ew. Exzellenz die Möglichkeit eines ausschlaggebenden

*) Lebenserinnerungen des Generals Ludendorff.

**) Nach Schemann.

Einflusses, gleichgültig ob er im entscheidenden Augenblick offiziell oder hinter den Kulissen ausgeübt wird, uneingeschränkt erhalten wird."

Professor Schemann, dem die Nachlaßakten Kapps für sein Werk zur Verfügung gestanden haben, schreibt über die Stellung Ludendorffs zum Kapp-Unternehmen:

„Er dachte nicht daran, wie sein ehemaliger Kamerad von der Obersten Heeresleitung, die Herrschaft der Meuterer, die er aus Herzensgrunde haßte, und die ihm das mit Zinsen vergalten, hinzunehmen. Freilich, die Sache Kapps, die er zum Siege hätte führen können, konnte er nach Lage der Dinge nicht in die Hand nehmen. Kapp und alle Verstehenden empfanden im Gedanken an ihn eine heilige Scheu, es lagerte etwas Sakrosanktes um seine Persönlichkeit. Ihn durfte man, wo nur die geringste Möglichkeit eines Scheiterns vorlag, schon darum dieser nicht aussetzen, weil er unter allen Umständen als ausschlaggebend künftigen Entscheidungen vorzubehalten war. Man empfand allzu deutlich, daß es ohne ihn nicht ging, daß er aber sein ungeheures Gewicht erst in die Waagschale legen dürfe, wenn andere die Vorarbeit getan, bis zu einem gewissen Punkte eine Klärung der Lage herbeigeführt hätten. Mittelbar aber hat er immerfort an dem Befreiungswerke teilgenommen, es war, wie wenn sein gewaltiger Schatten im Hintergrunde über die Bühne ginge. Alles blickte auf ihn, alles wandte sich an ihn, selbst die Revolutionsmänner haben ihn, wie wir sehen werden, einmal nicht umgehen können. Und Kapp hat er seine Sympathie immer bewahrt, er hat sie sogar während der schlimmen Märztage so wenig verleugnet, daß die Sippe der Gegner sogar daran dachte, auch ihm den Prozeß zu machen. Doch stand man klüglich hiervon ab und ließ den Riesen in Ruhe."

Der 9. 11. 23 hat aller Welt gezeigt, daß „die Möglichkeit eines Scheiterns" Ludendorffschen Einsatz nicht beeinflußt haben würde.

Bei den Vorbereitungen bestand Ludendorffs Teilnahme darin, daß er Kapp die Verbindung mit einer Anzahl von Generalen und anderen Offizieren vermittelte. Zwischen General Ludendorff und General von Lüttwitz, Kriegskommandeur des dritten Armeekorps, seit Weihnachten 1918 Kommandeur aller Truppen in und um Berlin, bestand ein ständiger reger Gedankenaustausch. Der von General Ludendorff hochgeschätzte General von Lüttwitz legte ihm die großen Schwierigkeiten seiner Stellung gegenüber der November-Regierung dar und brandmarkte besonders das so eifrige und so ängstliche Bestreben der Regierung, den Schandpakt von Versailles wörtlich zu erfüllen, bis zum 31. 3. 1920 die Freikorps aufzulösen und das Heer auf 100 000 Mann zu vermindern. General Ludendorff begrüßte die Zu-

sammenarbeit von Lüttwitz und Kapp und hoffte, daß der Einfluß des ältesten Generals des Heeres die Wehrmacht zu einer einheitlichen Stellung und später zum gemeinsamen Handeln für die von Geheimrat Kapp erstrebte nationale Diktatur bringen würde. Die späteren Ereignisse zeigen, daß General von Lüttwitz seinen Einfluß der Wehrmacht gegenüber zu günstig beurteilte, ebenso wie sich Geheimrat Kapp in dem Wollen der sich ihm für die Besetzung der obersten Regierungämter zur Verfügung stellenden Männer bedenklich täuschte.

In der konservativen Wochenschrift „Tradition"*) erschien am 1. 10. 1919 von General Ludendorff ein Nachruf auf den Deutschen Generalstab, der dem Schandpakt von Versailles zum Opfer fiel; in diesem heißt es in Beziehung auf den Generalstab: „Politik lag ihm leider nur allzu fern."

Dieses gilt auch für General W. v. Lüttwitz, eine Verkörperung des altpreußischen Offiziers, der Ritterlichkeit auch bei den November-Männern voraussetzte.

Kapps Plan war auf Überraschung aufgebaut, sie war Vorbedingung des Erfolges. Die Berliner Regierung sollte überrumpelt und festgesetzt werden, um ihren Einfluß mit einem Schlage auszuschalten und so allen Wankelmütigen den Absprung zu erleichtern. Aber Lüttwitz gab alles preis: vor dem Losschlagen trat er noch einmal mit Unterhandlungen an Noske und Ebert heran, in denen neben politischen Forderungen nach Ausschreibung von Reichstagswahlen und der Wahl des Reichspräsidenten vor allem die Zurücknahme der geplanten Auflösung der Freikorps und von diesen besonders der Marinebrigade Ehrhardt, des Elitekorps der Gegenrevolution, verlangte. Entsetzt rief Kapp aus: „Er gab die Visitenkarte der Gegenrevolution ab"*). Nach schroffer Ablehnung seiner Forderungen wurde Lüttwitz seiner Stellung enthoben, gegen ihn, Kapp, Bauer, Pabst und andere wurden Haftbefehle erlassen. Die Entscheidung war gefallen, aber die Überraschung war verpaßt!

Major Pabst schildert am 11. 3. 3 Uhr nachmittags telephonisch General Ludendorff die zur Entscheidung drängende Lage, den Verhaftungbefehl der Regierung, dem sie durch rechtzeitige Warnung entgangen seien. General Ludendorff gibt ihm den Rat, sich zur Brigade Ehrhardt nach Döberitz zu begeben.

„Nun pfiffen es bald die Spatzen von den Dächern Berlins, daß die Brigade Ehrhardt am 13. früh in Berlin einmarschieren würde"**).

Die Regierung wollte noch mehr Zeit gewinnen, sie legte sich aufs Verhandeln und fand für ihre Zwecke dienstwillige Generale. Admiral von Trotha kehrte am

*) Nach Schemann.

**) Lebenserinnerungen des Generals Ludendorff.

Abend des 12. März aus Döberitz nach Berlin mit der Meldung zurück, nichts Verdächtiges im Lager bemerkt zu haben. Für diesen Bericht wurde er später zur Rechenschaft gezogen. Die noch in später Nachtstunde nach Döberitz entsandten Generale von Oldershausen und von Oven hatten mehr Glück und Erfolg. Diese Generale verstanden es, den „arglosen Haudegen" Ehrhardt zu bereden, erst noch einmal ein Ultimatum an die Regierung zu richten und bis 7 Uhr morgens zu befristen!

Das Ultimatum blieb ohne Antwort, aber die Novembermänner hatten nun Zeit zur Flucht nach Dresden, nachdem sie Gewißheit erhalten hatten, daß die Berliner Truppen und Sicherheitpolizei gegen ihre einmarschierenden Kameraden nicht kämpfen würden.

Der zweite Fehlschlag für Kapp!

Bei einem sehr frühen Morgenspaziergang im Tiergarten stieß General Ludendorff am 13. am Ausgang der Viktoriastraße auf eine ruhende Abteilung der Brigade Ehrhardt. Ein Offizier meldet zur Lage, daß Kapitän Ehrhardt erst um 7 Uhr, nach Ablauf eines Ultimatums, in die Wilhelmstraße einmarschieren würde.

Das Schicksal des Kapp-„Putsches" lag nun in der Hand von General Märker, des Kommandanten der Dresdener Truppen. Als Führer des freiwilligen Landesjägerkorps hatte er sich um die Niederschlagung kommunistischer und spartakistischer Aufstände in Mitteldeutschland verdient gemacht. Nach einigem Schwanken erklärte sich der General für die Regierung Ebert-Noske. Der Freimaurer-Reichskanzler Stresemann erzählte später als Tatsache („Die Märzereignisse und die Deutsche Volkspartei", Berlin 1920, Seite 10)*), daß der Führer der „nationalen" Deutschen Volkspartei Heinze den General Märker zu seiner Stellung gegen Kapp überredet hat. General Märker fährt nun am 14. 3. nach Berlin, um im Auftrage oder mit Zustimmung der Regierung mit General von Lüttwitz zu verhandeln, anstatt dem Befehl dieses Generals zu folgen und die Dresdener Regierung festzusetzen. Kapp wehrt sich verzweifelt gegen Verhandlungen, die seine Lage von Stunde zu Stunde verschlimmern. „Es wird verhandelt, statt zu handeln", ruft er erbittert aus. Die Regierung, die sich wohl in Dresden noch nicht ganz sicher fühlte, floh weiter nach Stuttgart, und jetzt, weit vom Schuß, lehnte sie „mutig" alle Verhandlungen mit den „Rebellen" ab.

So gab es zur Zeit zwei Regierungen in Deutschland, und die hohe Bürokratie in den Ministerien war nun gezwungen zu überlegen, ob in Berlin oder Stuttgart die berühmten 51 Prozent Sicherheit lägen; man wollte erst den Erfolg abwarten,

*) Nach Schemann.

bevor man seine Entscheidungen traf. Bei so manchem Vertreter der Generalität und der Bürokratie lag Deutschland bereits unter Schuttmassen vergraben, man folgte Zweckmäßigkeitgründen.

Die Stuttgarter Regierung proklamierte den Generalstreik für ganz Deutschland und führte damit einen empfindlichen Schlag gegen die Regierung Kapp-Lüttwitz. Schon zur Ruhe gekommene Leidenschaften lohten wieder auf, der Bolschewismus regte sich von neuem.

In dieser Lage zeichnete sich der tiefe durch unser Deutsches Volk gehende Riß in furchtbarer Schärfe ab, der konfessionelle Gegensatz trennte auch hier die feindlichen Lager. Die dem Deutschen Volke aufgezwungene Christenlehre hat die natürlichen Grundlagen völkischer Geschlossenheit vernichtet.

„Die Truppen des östlichen Preußen, insonderheit die Generale von Eßtorff in Königsberg und von Lettow-Vorbeck in Schwerin, die gesamte Marine in Kiel und Wilhelmshaven, die Marinebrigade von Löwenfeld, erst recht die Truppen in der Umgebung von Berlin standen zu General von Lüttwitz"*).

„Aber Süddeutschland geschlossen, der Freistaat Sachsen und der größte Teil von Westdeutschland standen hinter der verfassungsmäßigen Regierung. Unübersichtlich blieben die Verhältnisse in Mitteldeutschland.

Das Haupt der Reichswehr, der General von Seeckt, war wie der klügste und zäheste, so der einflußreichste der Gegner Kapps und Lüttwitzens. Der machtvollsten Persönlichkeit der damaligen Deutschen Welt, Ludendorff, fehlte alle reelle Macht"**).

Es fehlte die seelische Grundlage, die Einheit von Rasseerbgut und arteigenem Gotterleben, die erst die seelische Geschlossenheit eines Volkes schaffen kann. Trotz Not und Elend wurde die Stimme der Volksseele nicht gehört.

Im Zuge dieser Ereignisse stürzte in München General von Möhl die Regierung Hoffmann. Herr von Kahr kam ans Ruder in Bayern, wo nun die Bayerische Volkspartei als Ableger des katholischen Zentrums ihre Herrschaft antrat. General Ludendorff bezeichnet in seinen Lebenserinnerungen als erstrebtes Ziel dieser unter Rom stehenden Regierung:

„Die Schaffung eines katholisch-konservativen Blocks, der von Köln über Stuttgart, München bis nach Österreich hineinreichen und sich des Schutzes Frankreichs erfreuen soll."

*) Lebenserinnerungen des Generals Ludendorff.

**) Nach Schemann.

Die Abneigung Bayerns gegen Preußen-Berlin verstärkte noch die ablehnende Stellung des Generals von Watter in Kassel und des Generals Märker in Dresden gegen Kapp-Lüttwitz.

General Ludendorff nahm auf Einladung von „Reichskanzler" Kapp wiederholt an den Sitzungen und Beratungen in der Reichskanzlei teil. Schon am 13. 3. beurteilte der General die Lage für Kapp nicht günstig. Am 14. fand er:

„eine betretene Lage und bei Geheimrat Kapp nur recht geringe Widerstandsfähigkeit, so daß ich ausführen mußte, wenn er zurücktreten würde, würden die zu leiden haben, die sich ihm zur Verfügung gestellt hätten."

Mit der Länge der sich erfolglos hinziehenden Verhandlungen schwand das Ansehen der Kapp-Regierung mehr und mehr, die Gefahr des Zusammenstoßes Deutscher Truppen gegeneinander wuchs von Tag zu Tag. Da meuterte in der Nacht vom 16. zum 17. das Garde-Pionier-Bataillon und trat zur November-Regierung zurück. Je mehr sich die Wagschale zugunsten der Novemberleute neigte, um so eiliger hatte man es, von Kapp und sonstigen „Revolutionären" freizukommen.

„Zuerst, als die Idee der Wiederaufrichtung in allen Deutschen Gemütern aufblitzte, je ein kappfreundlicher Aufruf der beiden, dann, je mehr dessen Glücksschale sank, ein immer stärkeres, immer schnelleres Abrücken, bis zuletzt die um Hergt nicht nur Kapp selbst, auch den treuen Traub abschüttelten, und die um Heinze sich geradeswegs rühmten, den Novemberstaat gerettet zu haben"*).

Als Kapp am 17. 3. früh General Ludendorff die Absicht seines Rücktritts mitteilte, widersprach dieser nicht mehr. Lüttwitz wollte die Sache noch weiterführen, um doch noch von der Ebert-Regierung die bekannten politischen Forderungen zu erzwingen, die Verminderung des Heeres und die Auflösung der Freikorps hinauszuschieben und für die Beteiligten am Kapp-Unternehmen Straffreiheit zu erwirken. Da mußte General Ludendorff in der Reichskanzlei erleben, wie General von Oven Offiziere auffordert, sich gegen General von Lüttwitz zu stellen. Er gab seiner Entrüstung Ausdruck.

General von Lüttwitz begleitet General Ludendorff in seine Wohnung, die beiden Männer verabschieden sich mit Händedruck.

Später ist Lüttwitz von seinen eigenen Offizieren zum Rücktritt gezwungen worden. Die Regierung hat ihn, der auf seinem Posten tapfer aushielt, bis zuletzt gefürchtet. In ihrer Not rief die Regierung General Ludendorff zu Hilfe, der durch seinen Einfluß seinen Kameraden zum Rücktritt bewegen soll.

*) Nach Schemann.

„Der aber erwiderte kühl bis ans Herz hinan, das sei nicht seine Sache, und er habe keine Veranlassung dazu beizutragen, daß im Reichswehrministerium die Verwaltungsabteilungen der Kommandogewalt in den Arm fielen, und so die ganze militärische Disziplin untergraben würde"*).

Selbst ein namhafter Gewerkschaftführer, Legien, hatte für den 17. 3. General Ludendorff um eine Unterredung gebeten, die dann infolge des Rücktritts Kapps nicht mehr stattfand. Legien hatte den General im Hauptquartier in Kreuznach kennengelernt und wohl aus einer Unterhaltung mit ihm den Eindruck gewonnen, daß General Ludendorff niemals arbeiterfeindliche Maßnahmen gebilligt haben würde.

Die nun gegen den Revolutionär Ludendorff erneut und verstärkt einsetzende Hetze eröffnete der Reichskanzler Bauer noch in Stuttgart. In einer großen Siegesrede, die mit den Worten: „Furchtlos und treu!" endete, sagte Bauer u. a.:

„Das ganze Volk erhob sich gegen die deutschnationale Reaktion, gegen die ostelbischen Junker und gegen die Offizierskaste. Wer steht denn hinter diesem Putsch? Die Alldeutschen, die ehemaligen Vaterlandsparteiler, ein Teil der Deutschnationalen, deren Presse, Oberst Bauer und General Ludendorff (letzterem wird seine Mitschuld unter einem ‚Hört, hört!' der Versammlung noch besonders bestätigt.) Es sind dieselben Kreise, die die Schuld am Kriege tragen; es sind dieselben Kreise, die die Schuld dafür tragen, daß wir diesen Krieg in dieser elenden Art verloren haben, daß wir nicht früher zu einem verständigen Frieden gekommen sind. Die Namen der Kapp und Lüttwitz und ihrer deutschnationalen Helfershelfer werden in Gegenwart und Zukunft mit Fluch und Abscheu genannt werden. Strengstes Gericht erwartet die Reichsverderber. Ich bleibe keinen Augenblick auf diesem Posten, wenn nicht gegen Verbrechen ohnegleichen mit der größten Strenge des Gesetzes vorgegangen würde"*).

An Ludendorff wagt sich indes die November-Regierung nicht mehr heran, trotz allem Geschrei wird keine Anklage gegen ihn erhoben.

„Auf dem Weg zur Feldherrnhalle" liegt auch das Kapp-Unternehmen. General Ludendorff gibt in dem Werke, das er so betitelt hat, die für alle Zeiten denkwürdige Antwort auf die schwere Enttäuschung, die ihm seine Kameraden und die zu seiner Gesellschaftklasse sich zählenden „nationalen" Kreise bereitet haben.

„Die Not des Volkes und mein Streben, Volk und Wehrmacht zu helfen, führten mich schließlich in das Unternehmen des Geheimrats Kapp und des Generals von Lüttwitz vom 13. 3. 1920. Ich erlebte in ihm die ganze Unzuverlässigkeit von

*) Nach Schemann.

Mitgliedern des Offizierkorps, der sogenannten nationalen Kreise, darunter von Mitgliedern des Alldeutschen Verbandes, und die Wankelmütigkeit weiter Volksteile. Ich spürte die Arbeit mir noch teilweise unbekannter Wühler und erlebte schließlich das Scheitern des ganzen Unternehmens, und doch hätte es trotz des Versagens sogenannter Nationaler und der Vorbereitung auch noch glücken können, wenn in München General von Möhl und Ministerpräsident von Kahr, die in Bayern in Verbindung mit dem Unternehmen des Geheimrats Kapp und des Generals v. Lüttwitz am 13. 3. die Macht ergriffen hatten, sich offen zu den beiden eben Genannten gestellt hätten. Dann hätte wohl auch das Gruppenkommando in Kassel den Entschluß gefaßt, sich ihnen anzuschließen. Die Einigkeit der höheren Kommandostellen hätte den Herren Kapp und von Lüttwitz den Erfolg gesichert. Niemand hätte sich ihnen zur Wehr gesetzt. Ein Kämpfen von Reichswehr gegen Reichswehr war ausgeschlossen. Doch in München waren, wie ich heute klar sehe, schon Sonderbestrebungen am Werk. So konnte es kommen, daß die von General v. Seeckt geführten Offizierkreise sich gegen General v. Lüttwitz durchsetzten und ihn sowohl wie Geheimrat Kapp veranlaßten, zurückzutreten. Tief und bleibend waren die Eindrücke, die ich gewonnen hatte, sie waren mit dem Entschluß verbunden, nun auch den Urhebern der Wühlereien, die sich mir in den Kapptagen so bemerkbar gemacht hatten, nachzuspüren, es mußten die gleichen sein, die auch vom Zusammenbruch im Weltkriege die Nutznießer waren."

Die Unzuverlässigkeit der alten Offiziere, von denen mancher die Treu- und Ehrbegriffe Altpreußens in den Wirrnissen der Gegenwart eingebüßt hatte, wird General Ludendorff am härtesten getroffen haben, seiner Kriegskameraden, die er auch jetzt auf seinem Marsche in das Neue Deutschland an seine Seite gewünscht hätte, heute als Revolutionäre gegen eine Regierung des Verrats und der Schande. Die Feinde waren heute andere wie im Kriege. Der General ging wieder voran und zeigte sie seinen Kameraden, von denen er nun erwartete, daß sie ihm jetzt ebenso vertrauend folgen würden, wie damals bei der Bekämpfung der äußeren Feinde. Aber es war wohl die Untreue vom November 1918, die weiterlebte und Hemmungen leichter forträumte. Erschütternd ist der Bericht*) Wangenheims über eine Offizierversammlung, die in den Märztagen des Kapp-Unternehmens stattfand.

„Das Unternehmen der Kapp-Leute sei letzten Endes zum Stillstand gekommen durch die Haltung eines Teiles der Offiziere, die in der berühmten Kommandeurversammlung besonders zum Ausdruck gekommen sei. Er, Wangenheim, habe als

*) Nach Schemann.

einziger Zivilist an dieser Versammlung teilgenommen und sei erschüttert gewesen, weil das Prätorianertum in der Armee bereits Raum gegriffen habe."

Aus jener Zeit stammt auch wohl das bekannte Ludendorff-Wort:

„Im Volke, im sogenannten gewöhnlichen Volke, in der Arbeiterschaft, im Mittelstand, da stecken die sittlichen Kräfte, die uns ein neues Deutschland, das völkisch sein oder nicht sein wird, schaffen werden. Nicht in den oberen Zehntausend. Ich habe ja auch einmal dazu gehört. Ich rechne mich nicht mehr dazu, da ist so viel faul und feige und korrupt. Da kann das Samenkorn des neuen Deutschland nicht gedeihen."

In des Deutschen Volkes Seele wird dieses Treuebekenntnis seines großen Sohnes ewig leben! Mit diesen revolutionären Worten, die ihm bis heute die „oberen Zehntausend" nicht vergessen haben und für alle Zukunft niemals vergessen werden, wandte er sich ab von dem „nationalen" Getue seiner Gesellschaftklasse und bekannte sich tiefinnerlich zum Volke. Des Deutschen Feldherrn Wort wird des Volkes Seele öffnen und den Schleier des Hasses zerreißen, mit dem Volksfeinde den Feldherrn von seinem Volke trennen wollen. Durch dieses Bekenntnis zum Volk und Volkstum wurde der Feldherr des Weltkrieges zum völkischen Revolutionär.

In „Mein militärischer Werdegang" lesen wir, als er den Generalstabshelm mit dem Infanteriehelm infolge seiner Versetzung aus dem Generalstab in die Front als Kompagniechef nach Thorn vertauschen mußte, Gedanken des Soldaten Ludendorff über die Worte des Helmbandes, „Mit Gott für König und Vaterland":

„In diesen Worten war das Wort ‚Volk' ausgelassen, obschon das Volk schließlich doch nicht ganz nebensächlich ist! Das Fehlen dieses Wortes fiel mir damals noch nicht auf, um so mehr nach dem Weltkriege, als ich die Vernachlässigung des Volksbegriffes erkannte. Das ‚Volk' war zugunsten des Staates in die Versenkung gestoßen."

Von den Offizieren des alten Heeres und den Kreisen hoher Beamter der ehemaligen Kaiserlichen Regierung, in deren Reihen er die Kräfte für Deutschlands Wiedergeburt zu finden gehofft hatte, wandte er sich mit Enttäuschung und Gram ab und suchte im Volke, im gewöhnlichen Volke, nach — Deutschland. Diese bittere Erkenntnis, deren Folgen er haarscharf zog, ließ ihn einsam werden und bestimmte sein Handeln von nun an.

Im August 1920 verlegte General Ludendorff seinen Wohnsitz nach München, „aus rein privaten Gründen". Die Hauptstadt des Bayernlandes war damit zum Mittelpunkt völkischen Kampfes geworden und sollte darüber hinaus so bedeutungvoll für das Leben und Ringen des Freiheitkämpfers Ludendorff werden. Diese völkische Kampfwelle in Verbindung mit dem im Kapp-Putsch hervorgetretenen

General Ludendorff ahnte und fürchtete Rom. Aber der Bauerndoktor Heim, jener ungekrönte König Bayerns, gestattete doch gnädigst, als er von Herrn von Kahr dieserhalb gefragt wurde, daß der Feldherr, der Retter Deutschlands im Weltkriege, in dem Deutschen Gebiet Bayern eine Wohnung, die er zur Verfügung hatte, beziehen durfte! Vielleicht geschah es aus dem gleichen Grunde, wie so manche Einladung, die dem Feldherrn in erster Zeit zuteil wurde, nämlich wegen der Hoffnung, die machtvolle Persönlichkeit des Generals infolge seiner bekannten monarchischen Einstellung für die Bestrebungen der Bayrischen Volkspartei, für das Haus Wittelsbach einspannen zu können.

Die eine große und gerade Linie seines Lebens findet hier ihre geradlinige Fortsetzung. Auf die Frage seines Mitkämpfers A. V. von Koerber*) nach den Gründen seines, des berühmten Feldherrn, Einsatzes für das Volk gibt er die klare Antwort:

„Mein ganzes Lebenswerk ist Dienst am Volk, Dienst fürs Volkstum gewesen. Ich habe mich in dieser Beziehung seit meiner Jugendzeit nicht geändert. Das, was Millionen heute die neue völkische Weltanschauung nennen, das ist meine Lebensauffassung von Deutscher Pflicht und Deutscher Aufgabe seit jeher gewesen!"

Während die schlimmen Erfahrungen aus den Berliner Ereignissen mehr jüdisch-freimaurerisches Wirken enthüllt hatten, drängte sich hier in München die Bayrische Volkspartei und in ihr das päpstliche Rom als Feind Deutschen Lebenswillens deutlich in die Erscheinung.

Das deutschfeindliche Wirken des Bayrischen „Zentrums", dessen separatistisches Streben nach Zerschlagung des Reiches in Gemeinschaft mit dem Juden Eisner in den Revolutiontagen 1918 warfen hier den Soldaten, der bisher nur gegen sichtbar bewaffnete Feinde gekämpft hatte, in einen Geisteskampf gegen gefährlichere unsichtbare Feinde, die sich vor dem Deutschen Volke und den Völkern der Erde in „dreifache Nacht" gehüllt halten. Gar bald sollten diese geheimen internationalen Mächte, aller Umhüllung entkleidet, im hellen Licht der Sonne, als „überstaatliche Mächte" vor dem Auge des Feldherrn stehen. Die christliche Verkleidung ist die stärkste Hülle der Überstaatlichen. In den Anschauungen des Christentums im Elternhause und in der Kadettenanstalt aufgewachsen, wertete er als Soldat Christentum und Marxismus als Gegensatz. Langsam und allmählich sinkt vor seinem Blick die römisch-christliche Verkleidung von ihren Trägern herab.

„Ich hatte über die Lehre nicht nachgedacht und die Bibel nicht gelesen. Ich nahm damals landläufig die Christenlehre als ein Gegenmittel gegen Marxismus,

*) A. V. v. Koerber: „Der völkische Ludendorff."

Kommunismus und Bolschewismus an. Ich sprach auch leider, wie es allgemein üblich war, von Gott."

„Ich wußte, daß der Jude und Freimaurer auch von anderen gesehen wurde. Ich sprach allerdings damals auch nur vom ‚Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken'. Ich hatte noch nicht erkannt, daß der Jude und Rom nur Politik aus ihrem Glauben heraus machten und machen können."

Es folgte das Studium der Rassenkunde nach den Werken von Gobineau, Ludwig Schemann und Hans Günther, auch hier bleiben die Zusammenhänge zwischen Rasse und Religion zunächst noch verborgen.

„Daß Rassemischung die Zukunft des Volkes gefährdet, das wußte ich damals, aber mir fehlte noch immer das Erkennen des Unheils einer fremden Glaubenslehre, die das zerstören mußte, für das ich damals mit so heißem Herzen aus innerster Überzeugung eintrat. Es liegt stets etwas Tragisches um einen Kampf und ein Ringen ihres Rasseerbgutes bewußter Menschen für des Volkes und des Vaterlandes Freiheit und Bestehen, solange solche Erkenntnisse nicht gegeben sind und das heiße Wollen durch die Glaubenslehre vernichtet wird."

Dieser Grad der Erkenntnis, der die wahren Grundlagen für die Deutsche Volksschöpfung noch nicht gab, begleitet das Ringen des völkischen Freiheitkämpfers auf seinem Wege bis zur Feldherrnhalle.

„Ich habe auch Vorstehendes so eingehend mitgeteilt, um zu zeigen, wie ich als ein Führer in der damaligen völkischen Bewegung die Mißstände durchdrang und auf Abhilfe sann, wie es also ganz gegeben war, daß ich aus solchem Denken heraus immer mehr Wege beschritt, die mich mit gleich denkenden Völkischen zusammen und folgerichtig zur Feldherrnhalle am 9. 11. führten, aber auch folgerichtig darüber hinaus führen mußten, wenn neue Erkenntnisse kamen. Und daß sie kommen würden, war mir völlig klar. Denn immer hatte ich das Gefühl, daß mir irgend etwas Unwägbares und Grundlegendes noch verschlossen sei"*).

Bei dem unaufhaltsam fortschreitenden Niedergang Deutschlands, der in der Ruhrbesetzung nach außen erkennbar wurde, fanden zahlreiche nationale Männer in ihrer völkischen Not den Weg zu General Ludendorff, der das Vertrauen dieser Männer damit beantwortete, daß er sich mit dem Ansehen und der Kraft seiner Persönlichkeit weithin sichtbar vor die Front der völkischen Kämpfer stellte. Die Führer der völkischen Kreise Münchens und Bayerns, Adolf Hitler, Rudolf Heß, Hauptmann Heiß, Dietrich Eckart, Gottfried Feder und andere völkische Kämpfer, die aus

*) S. „Auf dem Weg zur Feldherrnhalle".



Am 70. Geburttag

Die Berghütte in Klais bei Mittenwald

Hier verbrachte der Feldherr und seine Gattin jedes Jahr einen achtwöchigen Frühjahrs- und Herbsturlaub.

Das idyllische Landhäuschen wurde nach Angaben Ludendorffs im Jahre 1932 erbaut.





Blick gegen das Wetterstein



Blick gegen das Karwendel

der Deutschnationalen Volkspartei ausgetretenen völkischen Abgeordneten v. Gräfe und Henning traten in persönliche Beziehungen zu General Ludendorff, aus deren Reihe Adolf Hitler mehr und mehr hervortrat. Die Provinz Bayern des päpstlichen Rom witterte in dem völkischen Wollen dieser Männer bald Gefahr für sich und ihre Stütze, die Bayrische Volkspartei. Der staatliche Gegensatz zu Adolf Hitler verschärfte sich; man versuchte, die Abhaltung von Versammlungen und der Parteitage der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei in München zu verhindern.

Die aus der Not des Vaterlandes emporwachsenden völkischen Gruppen: Bund Oberland, Reichsflagge Nürnberg und die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, die sich später unter der Führung Adolf Hitlers zu einem Kampfbunde zusammenschlossen, hielten stete Verbindung mit dem völkischen General, die sich nun sehr schnell mehr und mehr vertiefte. Bund Oberland hatte sich bereits im Mai 1921 in Oberschlesien im Kampf gegen die Polen bewährt, in dem 52 seiner Mitglieder ihr junges Leben dem Vaterlande geweiht hatten. Bei der Enthüllung des Denkmals für die gefallenen Kameraden in Schliersee, zu der Adolf Hitler sein „Regiment München" entsandt hatte, sprach General Ludendorff zu den vereinigten völkischen Gruppen und schloß mit der aufrüttelnden Mahnung:

„Denn Taten der Vergangenheit verpflichten zu Taten der Zukunft! Und leisten Sie Taten genau so lange wie die Gefallenen, nämlich solange noch Blut in ihren Adern rollt. Die Toten haben ihre Schuldigkeit getan. Sie haben sie noch weiter zu erfüllen. Retten Sie den Deutschen Arbeiter, retten Sie Volk und Land!

Durch Kampfgemeinschaft zur Volksgemeinschaft!"

Die Freiheitbestrebungen anderer Verbände wie Stahlhelm, Jungdeutscher Orden, Wehrwolf, die Organisation Consul des Kapitän Ehrhardt reihten sich nicht ein in das große völkische Wollen, sondern gingen auseinander, eigene Ziele verfolgend, zum Teil standen sie der Freimaurerei und anderen Geheimorden nahe. Der „nationale" Sonderverband „Bayern und Reich" stand im Dienste wittelsbachisch-römischer Kreise, die ihrerseits enge Verbindung mit alldeutschen Kreisen im Reiche unterhielten. In der Verworrenheit der Zeit sahen Deutschnationale Führer in den separatistischen Bestrebungen der Bayrischen Volkspartei Rettung für das Reich! General Ludendorff lehnte diese, die Deutsche Volksgemeinschaft zerstörenden Kräfte scharf ab, ebenso wie er den Hurra-Patriotismus der Vorkriegszeit abwies, mit dem Deutsche in vaterländischen Verbänden ihr völkisches Gewissen zu beruhigen suchten.

Auch die studentischen Korporationen, deren Mitglieder durch die Altherrn-Verbände freimaurerisch gebunden waren, versagten für den völkischen Freiheitkampf.

„Die Eindrücke der Kapptage in Berlin verschärften sich, nachdem ich Einblick in studentisches Leben gewann: von den ‚oberen Zehntausend' war eine Rettung des Volkes nicht nur nicht zu erwarten, sondern sie gingen Wege, allein schon durch ihre Leichtfertigkeit, die dem Volke und dem Lande neues Leid bringen, altes vertiefen mußten."

Träger des völkischen Freiheitkampfes war das Frontsoldatentum des Weltkrieges, soweit es freien Führern folgte! Allein der Frontsoldat, dessen Seele in Not und Kampf die blutbedingte Schicksalsgemeinschaft mit seinem Volke wieder erlebt hatte, konnte Bannerträger für das neue völkische Deutschland werden. Nur alle die Soldaten, die schon im Kriege dem Feldherrn gefolgt sind, waren die ersten, die sich ihm auf seinem völkischen Wege anschlossen, jetzt ebenso in Vertrauen und Treue dem Revolutionär folgend wie damals im Felde dem Feldherrn.

„Die Soldaten des alten Heeres in ihrer Gesamtheit, niemand anderes, werden das Vaterland retten."

Die ernsten Erfahrungen des Weltkrieges gaben dem Feldherrn tiefen Einblick in die Lebensnotwendigkeiten des Volkes und in das Wesen des Krieges. Seine bitteren Erfahrungen über die seiner sieghaften Kriegführung nicht folgenden politischen Maßnahmen führten ihn zu der notwendigen Forderung der Übereinstimmung von Politik und Kriegführung. Zur Sicherung der Zukunft des Deutschen Volkes und zur Wegweisung für seinen Wiederaufstieg glaubte er keine Zeit verlieren zu dürfen, um dem Volke und seinen Führern die Ursachen klarzulegen, die zum Niedergang Deutschlands geführt haben. Nach „Meine Kriegserinnerungen" erschien, abgesehen von drei Schriften, die amtliche Entstellungen widerlegten, im Jahre 1920 „Urkunden der Obersten Heeresleitung" und im Herbst 1921 das dritte militärische Werk: „Kriegführung und Politik", von dem er sagte:

„Mir lag in der Zeit, in der ich das Werk schrieb, natürlich besonders daran, dem Volk die Notwendigkeit des Wehrhaftseins und seiner Geschlossenheit eindringlich vor Augen zu führen."

Neben dieser gewaltigen Arbeitleistung setzte er sich für die Aufklärung des Volkes überall da ein, wo er die Möglichkeit fand, an Soldaten, Bürger, Arbeiter, Jugend, Studenten heranzutreten und für den völkischen Kampf vorzubereiten.

„In diesen Gedanken bewegte sich damals gelegentlich meines immer häufiger werdenden öffentlichen Auftretens mein Wirken: Stärkung des Wehrwillens und

damit des Selbsterhaltungwillens im Volke, Streben nach einer sozialen Volksgemeinschaft auf den sittlichen Grundlagen des alten Heeres und, wie es mir immer bewußter wurde, Beachtung des Rasseerbgutes. Was ich indes auf jenen Veranstaltungen antraf, war nicht einmal von jenem Ernst getragen, wie ihn die Zeit gebot. Zum Teil war es der ‚Hurra-Patriotismus' der Vorkriegszeit, der wieder Beifall klatschen ließ, wenn ein anderer Redner ‚vom Sterben für das Vaterland' sprach, als ob das ein so einfaches Ding sei. Wies ich darauf hin, daß es heute nicht auf das ‚Sterben für das Vaterland', sondern auf das ‚Leben für das Vaterland' ankam, da hatte ich das Gefühl, daß das den Zuhörern das erstemal gesagt würde."

Durch Oberst Kriebel, der im Jahre 1918 der Obersten Heeresleitung angehört hatte, trat General Ludendorff in noch engere Beziehungen zu den von Adolf Hitler geführten Kampfverbänden.

„Die aufbauenden Ziele, die ich verfolgte und die außerhalb des Rahmens irgendeiner politischen Partei liegen, habe ich bisher in schärfster Klarheit in den Grundsätzen wiedergefunden, die der von Hitler politisch geführte Kampfbund für sich niedergelegt hat, daher meine wohl hinreichend bekannte Übereinstimmung mit diesem."

Die Geschlossenheit der im Kampfbunde Adolf Hitlers gefaßten völkischen Gruppen trat auf dem Deutschen Tag in Nürnberg am 1. und 2. September nach außen stark in Erscheinung. Ludendorff nahm mit Adolf Hitler den Vorbeimarsch der vereinigten völkischen und vaterländischen Verbände ab, während ein Adler über den völkischen Kämpfern seine Kreise zog. In seiner Ansprache sagte General Ludendorff u. a. „In Ihren Augen sehe ich diesen Kampfwillen, und weil ich mitkämpfen will, darum bin ich hier."

Im Kriege ist der Führer gezwungen, verantwortungfreudig schwerste Entschlüsse ins Ungewisse hinein zu fassen, er hat den sich ständig ändernden Lagen bei Freund und Feind Rechnung zu tragen, die Kriegführung ist eine Handlung mit einer ganzen Reihe von unbekannten Größen, so lehrt uns der Feldherr des Weltkrieges. Aber eine feststehende und sichere Tatsache kann der Führer im Kriege seinen Entschlüssen zugrunde legen, das ist die genaue Abgrenzung zwischen Freund und Feind. Jeder Soldat, jeder Unterführer bis hinauf zum General rechnet mit der treuen Hilfe des Kameraden und dem Vernichtungwillen des Feindes.

Diese Sicherheit fehlt in Revolutionzeiten. Die Unsicherheit kann sich ins Ungemessene steigern, wenn Führer in ihren Entschlüssen abhängig von hinter der Front stehenden Mächten sind, die nicht allen Kämpfern sichtbar werden. Heute Freund und morgen Feind und Verräter, das kann dann furchtbares Geschehen im Bürger-

krieg werden. In den christlichen Jahrhunderten ist der heilige Wille zur Wahrhaftigkeit, Treue und Zuverlässigkeit dem Deutschen Volke nicht erhalten geblieben. Manneswort galt ehemals heilig in Deutschen Landen, Treubruch dem Kampfgefährten war schändlicher Verrat.

Die sich den völkischen Führern im Oktober und November darbietende Lage in Bayern und im Reich war vollkommen unübersichtlich. In seinem Werk „Auf dem Weg zur Feldherrnhalle" enthüllt General Ludendorff das verworrene Bild und zeigt in heller Belichtung die dunklen Wege des päpstlichen Rom, auf denen die römischen Wittelsbacher zur Macht in Deutschland kommen wollten. Aber auch hier gewährte erst die Erfahrung des Kampfes vollständigen Einblick in den schmählichen Verrat und seine Hintergründe.

Gegen den völkischen Kampfblock bildete sich eine römisch-wittelsbachische Front. Kronprinz Rupprecht von Bayern, der Ludendorff in seinem völkischen Kampf ehrgeiziges Machtstreben unterstellte, versuchte, die bayrischen Kampfverbände in die Front von Kahr, dem „Statthalter der Monarchie", hinüberzuziehen. Daraufhin verließ Hauptmann Heiß mit der Reichsflagge den völkischen Kampfbund und trat auf die Seite von Kahr. Auf Eingreifen von Ludendorff verblieben Teile der Reichsflagge unter dem Namen „Altreichsflagge" bei der alten Front. Verbindungen zwischen der Bayrischen Volkspartei, Alldeutschen- und Skaldenkreisen, den sogenannten vaterländischen Verbänden, die sämtlich bei Kahr zusammenlaufen, blieben Ludendorff nicht verborgen. In einem Geheimerlaß an die Vorstände der Offizierverbände wurde der „Wunsch und Befehl Seiner Majestät" verkündet, „eingedenk ihres Fahneneides, sich rückhaltlos hinter Generalstaatskommissar v. Kahr und in militärischen Dingen hinter den Landeskommandanten, General v. Lossow, zu stellen, der sich bedingungslos dem Generalstaatskommissar zur Verfügung gestellt hat."

„Der Generalstaatskommissar war sozusagen das Schild geworden, hinter dem die Bayrische Volkspartei, die Anhänger des Hauses Wittelsbach und Rom ihre dunklen Pläne durchführen wollten.

Aber ich wußte, daß Adolf Hitler auf dem Posten sein würde."

Im kranken Deutschland überall Fiebererscheinungen: am Rhein Separatisten-Aufstände, im Reichsinnern schwelende Kommunistenherde, Einstellung des passiven Widerstandes im Ruhrgebiet auf Befehl des Papstes, Revolte der schwarzen Reichswehr unter Major Buchrucker in Küstrin, durch abstürzende Währung sich täglich steigernde wirtschaftliche Not! Die überstaatlichen Drahtzieher schürten hin-

ter den Fronten die Brände, das Volk sah nur die offenen Feuer lohen. In dieser furchtbaren Not bäumte Deutscher Lebenswille auf und sandte Rettung suchende Blicke nach der „Ordnungzelle Bayern".

„Sie sahen eben in Herrn v. Kahr den ‚nationalen' Mann, jedenfalls sahen sie in mir die Persönlichkeit, von der sie die Vertretung völkischer Belange, und zwar im Einklang mit Adolf Hitler, erwarteten."

In diesen Tagen der Hochspannung mehrten sich die Besuche im Hause Ludendorff. Theodor Fritsch, Vertreter des Jungdeutschen Ordens, der 2. Bundesführer des Stahlhelm, Oberstleutnant Düsterberg, Offiziere der Kriegsschule München und viele andere sahen in General Ludendorff Hort und Rückhalt der völkischen Hoffnungen und glaubten hier in dem „nationalen" Durcheinander Klarheit zu erhalten. Und alle erhielten hier so unverhüllte Wahrheit und Klarheit, daß mancher erschreckt von dannen zog.

Unter den Besuchern des Hauses Ludendorff befanden sich auch die Ärztin Frau Dr. v. Kemnitz und der Wirtschaftpolitiker Gottfried Feder, die beide bereits in der vordersten Reihe des völkischen Kampfes standen.

Die Deutsche Frau, die seit Jahren im völkischen Ringen stand, die Schöpferin der philosophischen Werke: „Triumph des Unsterblichkeitwillens" und „Schöpfunggeschichte" begegnet hier zum erstenmal dem General und Revolutionär Ludendorff. Dieser Herbsttag im Gilbhardt 1923 ist ein ewiger Markstein im Leben des Deutschen Volkes und kann es für alle Völker der Erde werden. Diese Erkenntnis ist schon heute sicheres Wissen für alle die Deutschen, deren Seele die Todesnot des Krieges und Nachkrieges weit öffnete für rettungsuchende Wahrheit. Mit diesem Tag erhält die völkische Bewegung ihre weltanschauliche Grundlage und Weihe. Von diesem Tage ab wurden dem Namenschristen Ludendorff, der „einen Mißbrauch der Religion für politische Zwecke" noch für möglich hält, die religionphilosophischen Erkenntnisse, die ihm nach eigenem Erkennen immer noch fehlten und die ihn dann seinen Weg über die Feldherrnhalle hinaus fortsetzen ließen.

„Aber ich fühlte, daß mir in den Grundlagen für die völkische Lebensgestaltung, über die ich nachsann und sprach, doch noch ein letztes Erkennen fehle." Schon im Jahre 1924, nach dem Vortrag von Frau Dr. v. Kemnitz auf der Tagung in Weimar „Die Allmacht der reinen Idee" schrieb er in dem „Rüstzeug der nationalsozialistischen Freiheitbewegung":

„Die nationalsozialistische Freiheitbewegung ist wie jede große Erneuerungbewegung aus religiösem Boden erwachsen. Wir Völkischen erkennen in dem religiösen

Erleben den tiefsten Sinn unseres Seins und achten in Ehrfurcht das religiöse Leben unserer Volksgenossen. Wir lehnen es aber ab, einen Gegensatz zwischen unseren Pflichten gegen das Deutschtum und den Forderungen der Religion herstellen zu lassen. Wir sind nach Gottes Willen als Deutsche geboren, und deswegen ist es unsere Aufgabe, die von Gott erschaffene Eigenart des Deutschen Volkstums zu erhalten und für seine kraftvolle Entwicklung zu wirken."

Die Ärztin und Philosophin Frau Dr. v. Kemnitz gab erst der völkischen Freiheitbewegung das weltanschauliche Rüstzeug, und Feldherrnblick erkannte die Bedeutung des Gebotenen. Nun wurde der völkische Revolutionär zum Weltrevolutionär und Kulturgestalter.

„Aus dem Feldherrn wurde ein Weltrevolutionär, der einen Kampf führte, der eine noch größere weltgeschichtliche Bedeutung hat, als sie schon dem Weltkriege innewohnt."

Die Inpflichtnahme der Reichswehr durch den Generalstaatskommissar v. Kahr und die bayrische Regierung, die Widersetzlichkeit des Generals v. Lossow gegen Befehle der Berliner Regierung, die seine Absetzung durch Berlin und seine Wiedereinsetzung durch Herrn v. Kahr nach sich zog, waren Revolution und Hochverrat.

Die Gefahr römischer Machtbestrebungen klar erkennend, die Weimar stürzen wollten, um Rom zur Herrschaft über Deutschland zu bringen, trat jetzt General Ludendorff in den Werdegang Deutscher Geschichte sichtbar wieder ein.

„Ich ergriff die Gelegenheit beim Schopf, mich in die Kahrsche Politik tätig einzuschalten, als mich General v. Lossow am 21. 10. 1923 zu einer Unterredung bat."

Trotz aller Ablehnung des „ehrgeizigen" Ludendorff glaubten die römisch-wittelsbachischen Revolutionäre die Mithilfe der völkischen Revolutionäre doch nicht entbehren zu können. Wie schon so oft in der Deutschen Geschichte, wollte Rom Deutsche Kraft für seine Ziele nutzbar machen.

Die Verbindung zwischen den Fronten blieb rege, weitere Aussprachen mit General v. Lossow und Oberst v. Seisser folgten, die aber in bezug auf den Polizei-Oberst nur den Grad der Unklarheiten und des Mißtrauens ändern konnten:

„Es scheint auch, daß Oberst v. Seisser aus Berlin die Weisung mitbrachte, die Kampfverbände, die zu Deutsch eingestellt waren und überdies das Unglück hatten, als Rückhalt meines vermeintlichen Ehrgeizes zu gelten, und mich selbst beiseite zu schieben. Auch Rom hatte entsprechende Wünsche. Wollte es das Haus Wittelsbach gewiß gern nach Berlin tragen, so haßte es doch alles Völkische von Grund seiner schwarzen Seele."

Dagegen gelang es General v. Lossow das volle Vertrauen General Ludendorffs zu gewinnen, der nun seinem Kameraden die Wucht seines Namens zur Verfügung stellt, ihm loyale Mitarbeit zusagt in der Erwartung, dauernd vollständigen Einblick zu erhalten.

Es gab kein Zurück mehr für die Wittelsbacher. Es hatte aber den Anschein, daß der Mut zum Absprung nicht da war.

Da griff Adolf Hitler ein!

Auf einer Versammlung der Wittelsbacher Front gab der Führer der völkischen Kampfverbände am 8. 11. 23 im Bürgerbräukeller durch einen Pistolenschuß das Signal zum Losschlagen. Die Völkischen rissen das Gesetz des Handelns an sich, die Römischen wurden in die zweite Linie gedrängt.

„Adolf Hitler konnte wissen, daß ich gewillt war, mit ihm und den Herren v. Kahr, v. Lossow und v. Seisser in die Führung der gegen Berlin gerichteten Bewegung, und zwar als Führer der ‚Nationalarmee' einzutreten, eine Stellung, die mir den Einfluß sichern würde, Unheil zu verhüten und die Deutsche Volksschöpfung zu fördern."

Adolf Hitler setzte durch Herrn v. Scheubner-Richter General Ludendorff von dem Absprung in Kenntnis, der sich nun sofort zu seinen völkischen Freunden begab.

Durch Handschlag und Wort verbanden sich die Führer beider Fronten zu gemeinsamem Handeln. Vor der revolutionären Versammlung sprach General Ludendorff erschütternd ernst, im vollen Bewußtsein der schweren Verantwortung, die denkwürdigen Worte:

„Ergriffen von der Größe des Augenblicks und überrascht stelle ich mich kraft eigenen Rechts der Deutschen nationalen Regierung zur Verfügung, und es wird mein Bestreben sein, der alten schwarz-weiß-roten Kokarde ihre Ehre wiederzugeben, die ihr die Revolution genommen hat. Es geht heute um das Ganze. Es gibt für keinen Deutschen Mann, der diese Stunde erlebt hat, ein Zaudern, es gibt nur Hingabe ohne Zaudern mit vollem Deutschen Herzen.

Diese Stunde bedeutet einen Wendepunkt in unserer Deutschen Geschichte, einen Wendepunkt in der Weltgeschichte. Gehen wir nicht in Hurra-Stimmung, sondern mit tiefem sittlichem Ernst und überzeugt von der ungeheuren Schwere unserer Aufgabe und durchdrungen von dem Verantwortunggefühl gegenüber unserem Volke an unsere Arbeit. Wenn wir reinen Herzens diese Arbeit tun, Deutsche Männer, ich zweifle nicht daran, der Herrgott im Himmel, wenn er sieht, daß endlich wieder Deutsche Männer da sind, wird mit uns sein."

Roms Furcht, daß auf dem gemeinsamen Wege völkischer Lebenswille seine Machtbestrebungen überflügeln und dann vereiteln könnte, trieb seine Beamten zum Wortbruch. Roms Haß gegen alles Völkische zerschlug das Unternehmen durch Verrat und Treubruch. Deutsche standen gegen Deutsche. Die Freunde von gestern wurden heute dem Volk als Revolutionäre und Hochverräter gekennzeichnet, vor dem „Preußen Ludendorff" wurde gewarnt.

Die Nacht vom 8./9.11. war für die völkischen Kämpfer eine Nacht der Unruhe und schwer lastender Ungewißheit, wie sie jedem Frontkämpfer in ungewissen Lagen des Krieges unauslöschlich in der Seele steht.

„Die Nacht war sehr lang und unruhig, wie viele Nächte im Weltkriege es waren, z. B. die Nacht vom 6. zum 7. 8. 1914 auf den Höhen der Chartreuse innerhalb der Forts von Lüttich vor dem Einmarsch in die Stadt."

„Ganz allmählich festigte sich in mir die Überzeugung von dem Wortbruch der Herren v. Kahr, v. Lossow und v. Seisser und damit des Scheiterns des Unternehmens."

Die im Bürgerbräukeller einlaufenden Nachrichten brachten Gewißheit, daß die römische Front sich der völkischen feindlich entgegenstellt.

„Die Lage war noch immer ungeklärt und sie erforderte einen Entschluß: den Rückzug nach Rosenheim habe ich verworfen, weil dann die völkische Bewegung im Straßenschmutz geendet hätte, und das war unwürdig der völkischen Bewegung."

Allen schwankenden Überlegungen machte der Feldherr ein Ende mit dem Wort: „Wir marschieren!"

„Daß dieser Zug selbstverständlich zu ernsten Zwischenfällen führen konnte, war mir mehr als bewußt. Doch das mußte hingenommen werden. Darum stellte ich mich in die vorderste Reihe."

Und nun trat der General an die Seite des Gefreiten, der Oberlandesgerichtsrat neben den Diener, der Akademiker neben den Handwerker und Arbeiter. Preußen und Bayern als Deutsche Männer, durch ihr Deutsches Volkstum in Not und Tod verbunden, in deren Seele heilige Deutsche Vaterlandsliebe brannte, marschierten durch jubelnde Menschenmauern der bayerischen Hauptstadt den römischen Söldlingen entgegen. Der ruhmgekrönte Feldherr weihte sich dem Volke durch beispielgebende Tat. An der Spitze des Zuges mit seinen Getreuen, wurde sein harter Wille: „Wir marschieren!" zum kameradschaftlichen Einsatz Aller für Alle. Die Herzen der breiten Volksmassen erlebten mit Ehrfurcht Deutsche Mannestat in den

völkischen Führern, tief in des Volkes Seele grub sich die Reinheit der völkischen Bewegung.

Die Geburtstunde des Neuen Deutschland, die heilige Stunde, die sechzehn Deutsche Männer mit ihrem Herzblut weihen, künden die Gewehrsalven römischer Beamter.

„Der Zug warf sich hin. Ich selbst durchschritt die Feuerlinie, bald gefolgt von Hauptmann Streck. Alles währte nur — wenn auch lange — Augenblicke."

„Wie wird der römisch-gläubige Tilly, der Zerstörer Magdeburgs, einer der beiden Feldherrn an der Feldherrnhalle, sich über das Blutbad an den völkischen Deutschen gefreut haben!"

Aber ein die Zukunft unseres Vaterlandes bestimmendes Ziel hatte völkischer Freiheitwille unmittelbar erreicht:

„Die Rettung Deutschlands vor der Vorherrschaft Roms war der große Erfolg der Hitlerunternehmung vom 8. 11. abends und des Marsches durch die Stadt am 9. 11. 1923."

Der revolutionäre Ludendorff wurde gegen die ehrenwörtliche Verpflichtung, München nicht zu verlassen und sich nicht regierungfeindlich zu betätigen, aus der Schutzhaft entlassen. So war der General in Süddeutschland der einzige völkische Führer, der für seine der Freiheit beraubten Kameraden und sich wirken konnte, um in dem in Aussicht stehenden „Hochverrats"-Prozeß römischen Anklagen entgegenzutreten.

Zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung, die die Schuld der wirklichen Hochverräter nicht erkennen durfte, versuchte nun die römische Front, andere „nationale" Kreise schlossen sich bald an, durch Entfesselung einer wüsten Hetze, begleitet von Lügen und Entstellungen, den im Volke wieder lebendig gewordenen Freiheitwillen abzuwürgen. Völkisch zu sein, wurde von den Hörigen der überstaatlichen Mächte als Schande und Verbrechen gekennzeichnet und gebrandmarkt. Die „Oberen Zehntausend" nahmen noch mehr Abstand von dem völkischen General, der nach ihrer Ansicht seine Feldherrnehre preisgegeben hatte und „durch einen Putsch Hitler/Ludendorff unser bayerisches und deutsches Volk in namenloses Unglück führte."

„Wie ich an der Feldherrnhalle weitergegangen war, so ging ich auch jetzt weiter in dem Streben, die völkische Bewegung allen Vernichtungversuchen überstaatlicher und staatlicher Feinde zum Trotz aus ernster Krise herauszuführen."

Die Teilnahme an der Bestattung seines an der Feldherrnhalle gefallenen Dieners Kurt Neubauer auf dem Sollner Friedhof, der nicht mehr zum Weichbilde

Münchens gehörte, mußte sich General Ludendorff wegen seiner ehrenwörtlichen Bindung dadurch erzwingen, daß er seine Schutzhaft anbot:

„Wenn ich als preußischer General Ihnen sagte, ich komme, so komme ich."

Das Haus des Revolutionärs wurde Tag und Nacht gleich einer belagerten Festung umstellt und bewacht. Briefe und Geld für die Hinterbliebenen und Verwundeten des 9. November wurden den Besuchern abgenommen. Zu den Besuchern des Generals nach dem 9. 11. gehörte auch Frau Dr. v. Kemnitz. Sie findet ihn einen Tag nach den erschütternden Ereignissen aufrecht und unbeugsam stark in zähem Willen zur Fortsetzung des Kampfes und zur Aufdeckung der Gründe des Verrats entschlossen.

Während das Haus des Generalstaatskommissars durch Stacheldraht geschützt werden mußte — das einfache Volk hat ein feines Empfinden für Recht und Unrecht —, wurde es dem Revolutionär Ludendorff möglich, ohne jede Behinderung seine verwundeten und gefangenen Kameraden aufzusuchen und sogar an Versammlungen teilzunehmen. Am 18. 1. 24 sprach er zu Studenten:

„Ich bin alt und grau geworden im Dienste meines Kaisers und Königs, unseres Vaterlandes und meines Volkes, und das kann ich Ihnen sagen: ich war mit ganzem, heißem Herzen dabei.

Mit diesem heißen Herzen stehe ich auch heute wieder hier und rufe Sie auf zur völkischen Arbeit im Dienste des heldischen Gemeinschaftgedankens zum Wiederaufbau des Reiches.

Deutschland muß völkisch sein, denn das Deutsche will und muß leben."

Vor dem Volksgericht in München, das am 26. 2. 1924 in der Kriegsschule begann, sollte den revolutionären völkischen Führern der Prozeß gemacht werden. Aber schon öfter in der Geschichte sind die hellen Flammen der römischen Scheiterhaufen Wahrheitkünder für kommende Jahrhunderte geworden.

Auf einer Anklagebank acht völkische Kämpfer, die ihr treues Deutsches Herz zum „Hochverrat" getrieben hatte — das war jetzt Deutschland — unter ihnen der Feldherr des Weltkrieges und der einstige Führer des Deutschen Volkes, der die blutige Saat des 9. 11. 23 hüten und zur Reife bringen sollte.

In seiner großen Rede wird der angeklagte Revolutionär zum furchtbaren Ankläger wider alle Feinde Deutschen Wesens, offene und geheime, die durch die Erfahrungen des völkischen Freiheitkampfes in stetig wachsender Klarheit in seiner Seele erkennbare Gestalt annehmen. In die „dreifache Nacht" überstaatlichen geheimen Wirkens schleudert er die grell leuchtende Fackel seiner Erfahrungen und Er-

kenntnisse. Seinen Richtern zeigt er in Offenheit und Wahrhaftigkeit seinen geradlinigen Weg zur Feldherrnhalle, den er schon 1918 antrat, als er in Schweden in „Meine Kriegserinnerungen" seine ernsten Kriegserfahrungen niederlegte und dadurch den ersten Dienst in der Nachkriegszeit dem Deutschen Volke leistete.

Wie nach dem Kapp-Putsch in Treue und Festigkeit zu seinen Mitkämpfern stehend, so tritt er auch hier mit der hohen Verantwortungfreudigkeit und dem strahlenden Glanz seines Feldherrntums vor seine völkischen Freunde in edler Kameradschaft und einfacher Größe.

„Meine Freunde und Kameraden haben hier meiner Person eine besondere Stellung geben wollen. Aber ich stehe hier als Deutscher Mann, der keine besondere Stellung haben will."

„Ich lernte dann Herrn Hitler kennen, wie er noch nicht der bekannte Mann war. Ich beobachtete in stillen Aussprachen sein Wachsen. Er verstand es, der völkischen Bewegung den Inhalt zu geben, daß das Volk es instinktiv begriff: hier ist etwas Sittlich-Hohes, von dem Rettung kommen kann. Seitdem habe ich Herrn Hitler die Treue gehalten und werde sie ihm halten, wie er sie mir gehalten hat."

„Sei es, wie es sei! Ich bin stolz darauf, daß ich mit meinen Freunden, die wir das Beste unseres Landes wollen, hier vor Ihnen stehe und daß ich ihr Schicksal auch weiter mit ihnen teilen werde."

„Ich fuhr in den Bürgerbräukeller, weil alles andere unwürdig gewesen wäre. Am Abend vorher hatte ich mit Hitler und den anderen Herren ein Treugelöbnis ausgetauscht. Jene drei brachen ihr Wort, für mich war das ausgeschlossen! Wie sich die Verhältnisse auch entwickeln mochten, ich gehörte zu meinen völkischen Freunden."

„Mich jetzt von der Bewegung zu trennen, war unmöglich für mich: es wäre Treubruch gewesen, unwürdig eines General Ludendorff."

Und nach der Verkündung seines Freispruches donnert er in hellem Unmut seinen Richtern entgegen:

„Ich empfinde diese Freisprechung als eine Schande, während meine Kameraden verurteilt sind. Das haben dieser Ehrenrock und diese Ehrenzeichen nicht verdient."

Selbstlose Treue, ob für seinen Kaiser und obersten Kriegsherrn, ob für einfache wenig bekannte Deutsche Männer, die als seine Kampfgefährten gleich ihm ihr Leben für Deutsche Freiheit eingesetzt haben, lebte und handelte der Kamerad Erich Ludendorff. Erhaben über Anerkennung und Lohn, Held und Kamerad. Ein Ka-

merad aus frühester Jugendzeit, der auch im Kulturkampf an seiner Seite stritt, hat in diesem Werke dieser vorbildlichen Kameradschaft gedacht.

Wahrhaftigkeit und treue Hingabe an ein sittlich hochstehendes Ziel war Eigenart unserer Ahnen und ihnen nicht des Rühmens wert. Treubruch und Wortbruch sind Deutscher Art fremd, ritterlicher Gesinnung Schmerz und Trauer.

„Ich möchte hier in aller Ruhe die traurige Feststellung machen, es hat mir weh getan und tut mir heute noch weh, daß Deutsche Offiziere mir ihr Wort und ihren Handschlag gebrochen haben."

Adolf Hitler gedachte des Kampfkameraden im Völkischen Beobachter vom 26. 2. 1925 mit den Worten:

„Gedenken wollen wir aber vor allem des einen Mannes, der nichts zu gewinnen, jedoch den Ruhm des unvergänglichen Führers der Deutschen Heldenarmeen im größten Kriege der Erde zu verlieren hatte und sich dennoch zum schweren Opfer entschloß, seinen Namen und seine Tatkraft der führerlosen Bewegung zu schenken:

In General Ludendorff wird die nationalsozialistische Bewegung für immer den treuesten und uneigennützigsten Freund verehren. Was die Bewegung an ihn ketten wird, ist nicht die Erinnerung an geschenkte Freundschaft im Glück, sondern bewährte Treue in Verfolgung und Elend."

Und den schon scheidenden Recken auf seinem letzten Lager erreicht noch am 14. Jahrestage des historischen Marsches vom Bürgerbräukeller zur Feldherrnhalle der Erinnerunggruß des Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler:

„Euer Exzellenz! Aus Anlaß unseres heutigen Erinnerungstages gedenke ich in Verehrung und Dankbarkeit Ihres damaligen Einsatzes inmitten unserer Reihen zur Erhebung der Deutschen Nation. Mit meinen herzlichsten Wünschen,

Ihr Adolf Hitler."

Der Feldherr aber, der auf dem Krankenlager in unmittelbarer Nähe des einstmaligen Kriegsministeriums, jetzigen Generalkommandos des VII. Armeekorps lag, beantwortete diesen Gruß mit den Worten:

„Ich danke Ihnen für das warme Gedenken und die herzlichen Wünsche. Auch meine Gedanken gelten heute mehr als je unserem damaligen gemeinsamen Einsatz für Deutschlands Erhebung. Meine besten Wünsche begleiten Ihr erfolgreiches Wirken für unseres Volkes Aufstieg. Ihr Ludendorff",
und empfing den Besuch des Kampfkameraden von 1923, Adolf Hitler, zwei Wochen vor seinem Tode.

Mit der großen Anklage des Feldherrn auf der Anklagebank gegen den Papst in Rom und seine Deutschland zerstörende Politik war aber zugleich der Freiheitkämpfer zum Kulturkämpfer geworden, denn die Religion Roms ist ihrem Wesen nach grundsätzlich auch Politik. Schon einmal hat ein großer Deutscher Staatsmann, Bismarck, die römischen Ketten gespürt und daran gerüttelt. Aber vergebens, siegreiche Kriege führen nicht zu der Kraft der Erkenntnis, die Ketten sprengt. Deutsche Geisteshelden, Schopenhauer und Kant, haben durch ihre philosophischen Erkenntnisse die christliche Irrlehre bis in ihre Grundmauern erschüttert und Wege geebnet, die zur Freiheit hätten führen können. Aber die „Gefahren" ihrer umstürzlerischen Erkenntnisse wurden in philosophische Systeme gebannt und so „unschädlich" gemacht. Im Weltkriege hatten Protestanten und Katholiken ihr Wehrrecht ausgeübt und ihre Wehrpflicht erfüllt. Die in der katholischen Kirche herrschende Disziplin machte auf den Soldaten Ludendorff Eindruck, der damals noch die Begriffe Deutsch und christlich miteinander vereinbar hielt.

Ernste Kriegs- und Nachkriegserfahrungen zeigten ihm erst als gefährliche Geschichte gestaltende Kraftquelle das päpstliche Rom! Schon vorher erkannte er in der Deutschen Geschichte die im Jahre 1871 offen bekundete Gegnerschaft des katholischen Bayern gegen ein Deutsches Kaiserreich. In seinen Garnisonen Posen, Thorn, Straßburg drängte sich ihm die reichsfeindliche Zentrumspolitik auf, die uns nach dem Kriege den Verlust Oberschlesiens brachte. Bismarcks Kampf gegen das politische Rom war ihm bekannt, das protestantische Kaiserhaus fiel durch Rom und Juda. Der von Bayern 1918 erstrebte Sonderfrieden enthüllte ihm in furchtbarer Klarheit Roms deutschfeindliches Wirken.

„Das ergriff mich. Schärfer und unschöner kann der Separatismus nicht gepredigt werden. Ich reihe hier Tatsachen an Tatsachen, um zu zeigen, wie gewisse Anschauungen in mir entstanden sind und entstehen mußten, als ein Mann, der dartun will, wie er veranlaßt wurde, in dieses Unternehmen vom 21. Oktober einzutreten."

Die ernsten Bestrebungen des Führers der Bayerischen Volkspartei, Dr. Heim, im Einvernehmen mit französischen Kreisen, Bayern vom Reiche zu trennen und mit Vorarlberg, Tirol, Steiermark, Oberösterreich zu einem katholischen Staat zu vereinigen, andererseits die Zusammenarbeit Dr. Heims mit rheinischen Verschwörern, um „mit Einschluß Deutsch-Österreichs, unter dem Protektorat der Entente, einen katholischen und konservativen Block als wirksamere Barriere gegen den Bolschewismus zu bilden, als es ein verpreußtes Deutschland je vermöchte", enthüllten

ihm die Separatistenpläne, die nach Roms Wünschen zur Auflösung des Bismarck-Reiches führen sollten. Das deutschfeindliche Verhalten des römischen Papstes während des Krieges und der Nachkriegszeit, das Sonderfriedensangebot Kaiser Karls im Jahre 1917, das undeutsche Verhalten des Kardinals Faulhaber auf seiner amerikanischen Reise ließen General Ludendorff in seiner Rede aussprechen:

„Ich habe das bestimmte Gefühl erhalten, daß maßgebende bayerische Kreise, auch wenn immer wieder ‚im Sinne Bismarckscher Verfassung' gesprochen wurde, das Deutschland Bismarcks zerstören oder ihm eine Form geben wollten, die mit Bismarckschen Gedankengängen nichts gemein hatte."

Das Haßgeschrei der Römlinge, die Bismarck mit dem Schlagwort „Kulturkampf" zur Strecke gebracht haben, hörte er schon im voraus. Römischer Haßgesang hat den Deutschen Freiheitkämpfer auf seinem Freiheitwege von nun an tagtäglich begleitet und ist auch vor der Erhabenheit des Todes nicht verstummt.

Die deutschfeindliche Politik Roms hatte den Feldherrn Ludendorff auf den Plan gerufen, der zum erstenmal in der Geschichte den römischen Völkerfeind, den verantwortlichen Leiter der Romkirche, den Papst selbst, in seinem zielpolitischen Handeln den Völkern vor aller Welt zeigte. Denkwürdig wird immer dieser Tag im Hornung 1924 in der Völkergeschichte bleiben. Er hatte Weltenwende im Gefolge. Die Menschen, die Zeugen jener Gerichtsverhandlung waren, wußten, daß der Feldherr des Weltkriegs, als Hochverräter verklagt, vor dem Volksgericht in München den gewaltigsten Kampf der Jahrhunderte gegen den Papst mit den Worten begann:

„Nun muß ich mich mit schwerem Herzen noch einer dritten Frage zuwenden. Ich berühre sie sehr ungern, ich bitte, mir das zu glauben, es ist mir bitter ernst mit dem Wohl des Volkes, und darum muß es geschehen. Es handelt sich dabei um große geschichtliche Zusammenhänge, die berührt werden müssen, die wir aber unter dem ungeheuren Geschehen des Weltkrieges vergessen haben. Es wird uns heute gelehrt, daß die Wirtschaft unser Schicksal sei, aber mag sie noch so einflußreich sein, letzten Endes werden nur geistige Mächte und Ideen die Geschichte der Welt bestimmen. Sie erstreben Macht, werden damit zur Politik und ergreifen die Wirtschaft, um sich zu festigen. Hoher Gerichtshof, ich wende mich der ultramontanen Politik zu."

Als die nun folgenden wuchtigen mit Beweisen belegten Anklagen Schlag auf Schlag folgten, erbebten die Zuhörer in Empörung, und als der Feldherr schwieg, herrschte tiefes Schweigen. Jeder der Richter und Staatsanwälte, erst recht die Zuhörer wußten, wer hier Kläger, wer hier Angeklagter war. Der Freiheitkämpfer hatte seine erste Hauptschlacht geschlagen.

Der Feldherr und die Politik

Walter Löhde*)

In dem Buch „Auf dem Weg zur Feldherrnhalle" hat der Feldherr über die Wirkung seiner Tätigkeit nach dem Kriege geschrieben:

„Ich kümmerte mich auch nicht um die Sabotage, der mein Wirken überall begegnete, und stellte bei meinem Handeln immer klarer und eindringlicher die Fragen, wie ist denn wirklich dem Volke und dem Deutschen Menschen, und um diesen handelte es sich für mich immer mehr, grundlegend zu helfen? Was ist ihnen an Stelle von leeren Versprechungen zu geben? Wodurch können die Deutschen in ihrer Gesamtheit wieder wehrwillig werden und sich zu einem Volk zusammenfinden, dessen Geschick nie wieder durch einen Zusammenbruch, wie wir ihn im Weltkriege erlebt haben, gefährdet ist? Immer eindringlicher dachte ich dabei über die Frage nach: wie kam es, daß der Sieg dem Deutschen Heere und dem Deutschen Volke nicht wurde und mir aus der Hand gewunden werden konnte? ... Ich war mir bewußt, daß ich mich auf Gebiete begab, in denen ich zu erforschen, noch viel Einblick zu gewinnen hatte."

Hat man die während des Krieges in allen erdenklichen Formen betriebene Sabotage erkannt, so ist es nicht überraschend, daß sich diese gegenüber den politischen Bestrebungen des Feldherrn, dem Volk zu helfen, nach dem Kriege fortsetzte und verstärkte. Aber ebenso selbstverständlich ist es, daß sich ein Erich Ludendorff dadurch nicht einen Augenblick beirren ließ. Je mehr der Feldherr im Kriege alles einsetzte, um das Deutsche Volk vor der ihm zugedachten Vernichtung zu bewahren, je mehr ließen ihn die Politiker nicht nur im Stiche, sondern ihre maßgeblichen Vertreter arbeiteten ihm sogar entgegen, bis sie ihm den Sieg entwanden. Die Bewertung einer solchen Politik dürfte, von volkerhaltenden Gesichtspunkten aus vorgenommen, nicht schwer fallen. Solche Politik und ihre Vertreter, wie sie während des Krieges mit Schlagworten getarnt und nach dem Kriege hemmunglos in die Erscheinung traten, waren von jener Gattung, welche der Feldherr Gneisenau auf Grund seiner ernsten Erfahrungen in den Kriegen der Jahre 1813/15 „Geschmeiß" nannte, während er an Hardenberg am 22. 6. 1815 schrieb, diese „... diplomatische

*) Verfasser von „Erich Ludendorffs Kindheit und Elternhaus".

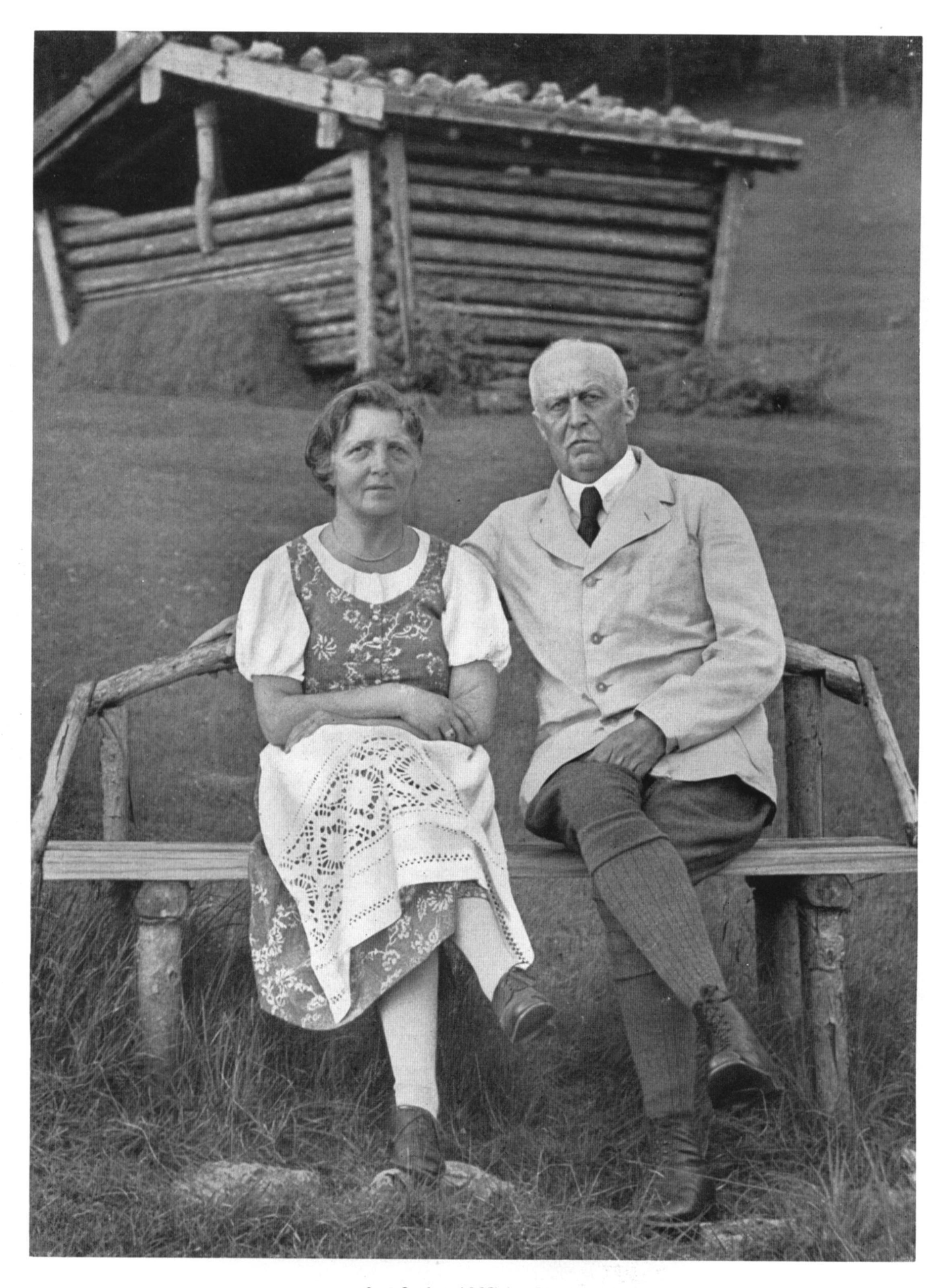
Sippschaft ist durch ihre Mißgriffe und Schlechtigkeiten so sehr in der Meinung der Welt gesunken und so sehr mit Verachtung belastet, daß ich meinen Sohn enterben würde, wenn er in diese Laufbahn eintreten wollte."

So war es in den Befreiungkriegen, als die Völker die Siege errangen, die Fürsten sie feierten und die überstaatlichen Mächte sie nutzten.

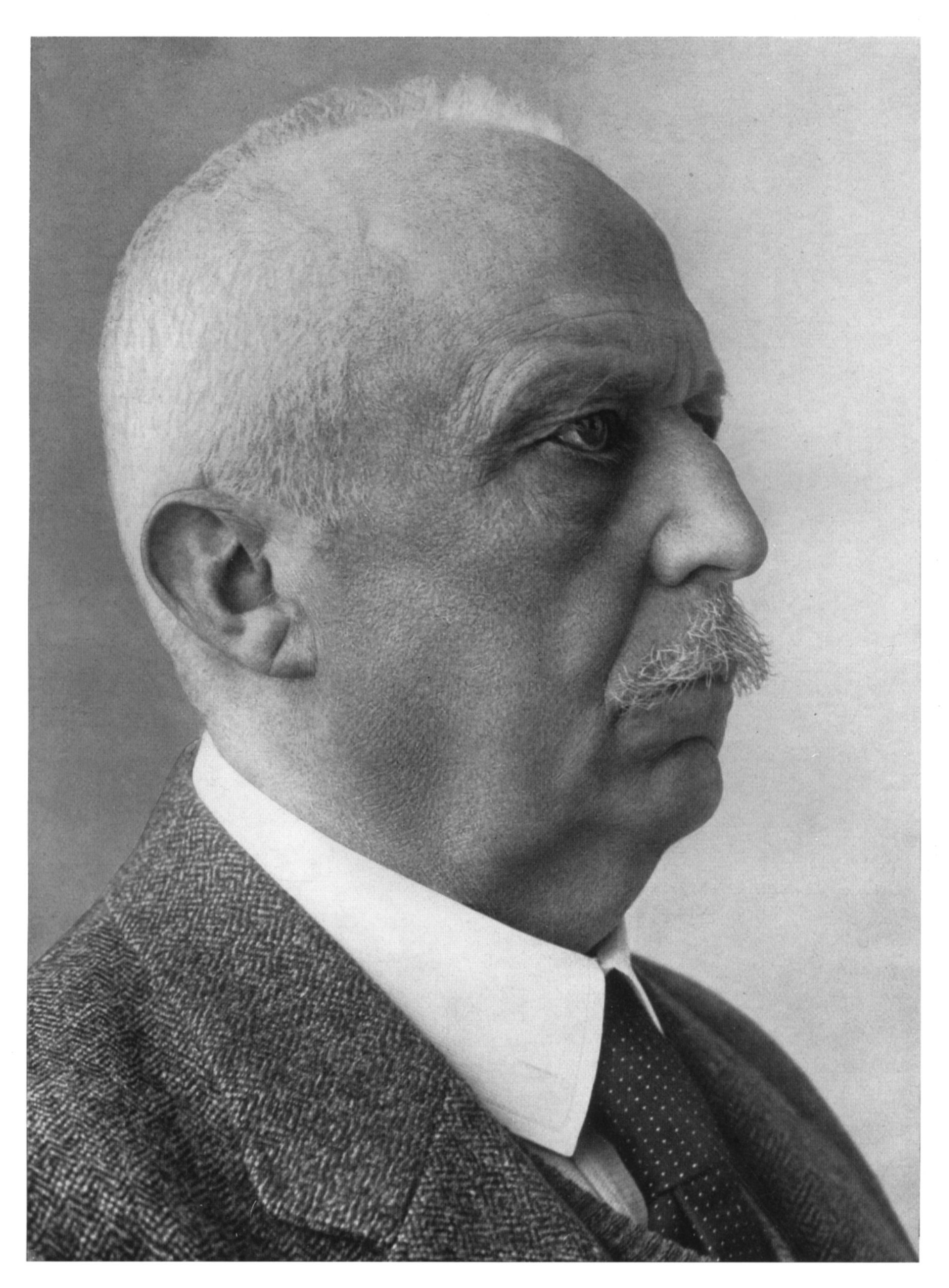
Wenn in jener Zeit der Feldherr jener Kriege in entsprechendem Gegensatz zu der Politik stand, so hatte das ebenso bestimmte Ursachen wie im Weltkriege 1914/18. Der Feldherr Erich Ludendorff hat in seinem Werke „Der totale Krieg" auf die Irrtümer des bekannten Militärschriftstellers Clausewitz hingewiesen und von dessen das Verhältnis von Krieg und Politik betreffenden Theorien gesagt: „Alle Theorien von Clausewitz sind über den Haufen zu werfen. Krieg und Politik dienen der Lebenserhaltung des Volkes, der Krieg aber ist die höchste Äußerung völkischen Lebenswillens. Darum hat die Politik der Kriegführung zu dienen."

Clausewitz hätte bereits an den Erfahrungen des ihm so nahestehenden Feldherrn Gneisenau ermessen können, daß seine Theorie von der Rolle der Politik gegenüber der Kriegführung irrig und äußerst gefährlich war.

Die Staatskunst eines Feldherrn — selbst sein Wirken in der sogenannten Politik — wird stets wie die Feldherrnkunst, Ausfluß des Selbsterhaltungwillens der Volksseele, Äußerung völkischen Lebenswillens sein. Aber selbst die beste Politik im landläufigen Sinne kann die schlechten Manieren ihrer Herkunft von der Rednertribüne der griechischen Polis, die ein Aristophanes gebührend verspottet hat, nicht verleugnen. Die edel- und echtbürtige Staatskunst kann jedoch auf den umfangreichen, mit Pfiffen und Kniffen, Listen und Tücken gefüllten Sack verzichten, ohne den jene von Egoismus und Scheinlogik gezeugte, „Politik" genannte Mißgeburt nicht auskommt. Natürlich hat deren Geschrei manchen Menschen so sehr verwirrt, daß ihm solche Politik als die prästabilierte Harmonie des Staates erscheint. Die staatsmännischen Erkenntnisse eines Feldherrn gehen aber über das Naheliegendste hinaus und sind mit denen jener Politiker ebensowenig vergleichbar, wie der Überblick des schwebenden Adlers mit dem Gesichtsfeld eines Frosches. Sie werden nur in der Beziehung auf die Erhaltung des Volkes gewertet, und die Maßnahmen werden dementsprechend getroffen. Denn — so sagte der Geschichteschreiber Mommsen — „jeder echte Staatsmann dient dem Volke nicht um Lohn, auch nicht um den Lohn seiner Liebe, sondern gibt die Gunst der Zeitgenossen hin für den Segen der Zukunft und vor allem für die Erlaubnis, seine Nation retten und verjüngen zu dürfen."



Im Jahre 1937 in Klais



Nach dem letzten Geburttag im Jahre 1937

Es ist also durchaus verständlich, daß solche weitschauende, nur von dem Gedanken der Volkserhaltung getragene und von diesem hohen Gedanken erfüllte Staatskunst, wie sie der Feldherr vertrat, im Gegensatz stehen muß zu jener überstaatlichen Künstelei römischer oder jüdischer Observanz und der in ihrem Dienst stehenden Politik. Denn die Vertreter dieser Künsteleien wollen die Völker mittels verkündeter Ideologien in Sinn und Richtung jener „Verständigung" am Ende des Krieges, in einem internationalen Menschenbrei vereinigen, wenn sie auch dieses Bestreben zeitweilig und nach Bedarf mit abgewandelten, dem Raunen der Volksseele mehr entgegenkommenden Phrasen zu verbergen suchen. Kein Wunder also, wenn volkzerstörende Mächte das Eingreifen eines Feldherrn in die Politik der ihnen Hörigen stets bekämpften und dies dadurch ein für allemal zu verhindern suchten, daß sie jenes von den Massen bereitwillig und mit politischer Andacht nachgebetete Schlagwort von der „Entpolitisierung der Armee" prägten. Die dadurch bald auf alle Heeresangehörigen ausgedehnte, politische Entmündigung fand eine willkommene Stütze in jener „klassischen" Clausewitzschen Theorie, und so erstickte man das Denken der meisten im öden Gamaschendienst, bis endlich der Typus des „Nur-Soldaten" geprägt wurde. Denn — so schrieb der Feldherr — „die überstaatlichen Mächte wollen Nur-Soldaten, die den Krieg führen. Diese dürfen siegen, wenn es den überstaatlichen Mächten paßt, sie müssen unterliegen, trotz Siegen an der Front, wenn das jenen Mächten genehm ist."

Der an der ehernen Tatsächlichkeit geschulte und auf die Tatsächlichkeit gerichtete Blick des Feldherrn sonderte stets die politische Phrase von der Wirklichkeit. Es ist bezeichnend für diesen politischen Blick des Feldherrn, wenn er unmittelbar nach dem Kriege schrieb:

„Mag sein, daß die Revolution, die jetzt Europa durchbebt, eine andere Weltordnung herbeiführt und die Gedanken und Empfindungen der Völker reifer macht für einen Frieden der Gerechtigkeit und Versöhnung der Menschheit. Die Waffenstillstands- und Friedensbedingungen stehen allerdings einer solchen Anschauung entgegen. Während ich Erster Generalquartiermeister war, hatte die Welt sich jedenfalls noch nicht geändert."

Wie ein kalter Wasserstrahl wirkten diese Worte auf die heißen Köpfe jener „Politiker", welche den wüsten Kankan der unverständigen „Verständigung" nach der Lockflöte des überstaatlichen Rattenfängers Br. Wilson auf dem sogenannten „Boden der politischen Tatsachen" tanzten. Die Welt hatte sich damals nicht nur „noch nicht geändert", sondern wir erleben heute, daß der auf jenem Boden jener

Tatsachen gegründete „Völkerbund" ein Spott der halben Welt geworden ist. Der Feldherr vertrat damals den umnebelnden Worten des Herrn Wilson gegenüber die „unpraktische" Ansicht, „erst solle die Menschheit sich ändern, dann könnten auch wir die Waffen niederlegen und an Verständigung denken; sonst sei mit Sicherheit vorauszusehen, daß wir Schaden leiden würden."

Das war zwar nicht „politisch" im überstaatlichen Sinne, das war auch nicht gewinnbringend für einen bornierten schwarz-roten Parteibonzen, aber es war für das Deutsche Volk lebensnotwendig, so zu denken und zu handeln. Es war für einen „Politiker", der zunächst einmal seinen Ministersessel ergattern wollte, vielleicht nicht „opportun", aber es war die klare Einsicht des Feldherrn und Staatsmannes, der sich für das Volk und seine Zukunft verantwortlich fühlt.

Die ernsten und umfassenden Erfahrungen im Weltkriege hatten bereits während desselben unter dem Eindruck der Tatsächlichkeit grundlegende Änderungen von übernommenen Theorien notwendig gemacht. Ähnliches hätte auch für die Politik gelten sollen, soweit ihre Träger nicht etwa andere Ziele hatten, als sie zu haben vorgaben. Der Feldherr schreibt darüber:

„Wie sich so das Wesen des Krieges geändert hat, und zwar unter der Einwirkung unabänderlicher, nicht rückgängig zu machender Tatsachen, ich möchte sagen, gesetzmäßig, so hätten sich auch der Aufgabenkreis der Politik erweitern und die Politik selbst ändern müssen. Diese muß, wie der totale Krieg, totalen Charakter gewinnen. Sie muß, im Hinblick auf die Höchstleistung eines Volkes im totalen Kriege, ausgesprochen die Lehre von der auf sie zugeschnittenen Lebenserhaltung eines Volkes sein und genau beachten, was das Volk auf allen Gebieten des Lebens, nicht zuletzt auf dem seelischen Gebiete, zu seiner Lebenserhaltung bedarf und beansprucht. Da der Krieg die höchste Anspannung eines Volkes für seine Lebenserhaltung ist, muß sich eben die totale Politik auch schon im Frieden auf die Vorbereitung dieses Lebenskampfes eines Volkes im Kriege einstellen und die Grundlage für diesen Lebenskampf in einer Stärke festigen, daß sie nicht in dem Ernst des Krieges verschoben, brüchig oder durch Maßnahmen des Feindes völlig zerstört werden kann."

Es ist ohne weiteres deutlich, daß eine Politik im landläufigen Sinne, d. h. eine Parteipolitik, bei der sich die einzelnen Vertreter, um an die Macht zu kommen, gegenseitig mit Versprechungen überboten, solche Aufgaben nicht erfüllen konnte und auch niemals erfüllen kann. Solcher Politik, deren Hauptinhalt das Geschäft, deren Mittel Volksschmeichelei und Täuschung sind, trat der Feldherr sofort nach dem Kriege, ohne seinerzeit die Zusammenhänge zu kennen, scharf entgegen.

In dem im Jahre 1921 erscheinenden Werke „Kriegführung und Politik" hatte der Feldherr nicht nur die großen Schäden und Mängel der Deutschen politischen Führung während des Krieges und mit Bezug auf den Krieg geschildert, er hatte auch seine eigenen politischen Grundsätze entwickelt. Es war dabei durch Zeit und Lage bedingt, daß er sich zunächst auf Gebiete beschränkte, die er nicht nur selbst völlig übersah, sondern die auch den schwachsichtigeren Zeitgenossen bereits — oder noch — erkennbar waren. In dem Buche „Auf dem Weg zur Feldherrnhalle" schreibt der Feldherr zum Verständnis und zur Erläuterung seines Handelns und Wirkens und mit Bezug auf seine derzeitigen Ausführungen in dem Werke „Kriegführung und Politik":

„Ich zeigte weiter die Schäden, die der Kriegführung durch die Politik in den einzelnen Abschnitten des Weltkrieges zugefügt wurden, und das Deutschfeindliche Wirken des Juden und Roms und schilderte die Wirkung der Hungerblockade und der feindlichen Propaganda. Mir lag in der Zeit, in der ich das Werk schrieb, natürlich besonders daran, dem Volke die Notwendigkeit des Wehrhaftseins und seiner Geschlossenheit eindringlich vor Augen zu führen. Im Schlußabschnitt des Werkes legte ich meine innenpolitischen Ansichten über das, was ich in unserer damaligen Lage auf Grund meiner Erkenntnis für uns für nötig und erreichbar hielt, fest, es war anders, als mein heutiges Ziel. Zufolge des Unheils der Kindertaufe, die mich als Säugling der Christenlehre verschrieb, und christlicher und gesellschaftlicher Suggestionen hatte ich namentlich das Christsein als etwas Gegebenes angenommen. Ich hatte über die Lehre nicht nachgedacht und die Bibel nicht gelesen, höchstens meinen Konfirmationspruch, den mein damaliger Militärpfarrer gar nicht schlecht gewählt hatte. Ich nahm damals landläufig die Christenlehre als ein Gegenmittel gegen Marxismus, Kommunismus und Bolschewismus an, obschon sie — und durch sie die Kirchen — ihr Wegbereiter und Propagandalehre für die Judenherrschaft, die uns Marxismus, Kommunismus und Bolschewismus bringt, und unseliger Priesterherrschaft ist. Ich sprach auch leider, wie es allgemein üblich war, von Gott. Die gründliche Bedeutung eines Glaubens oder, wie ich heute sage, der Gotterkenntnis, für die Lebensgestaltung des einzelnen und ganzer Völker sollte ich erst später erkennen. Ich war mir aber bewußt, daß der einzelne Mensch als solcher eine ganz andere Bedeutung erhalten müsse, als sie ihm bisher eingeräumt war. Ich hatte selbst den einzelnen Soldaten selbständig auf das Gefechtsfeld gestellt. Die Bedeutung des Seelenzustandes eines Volkes war mir nur zu sehr und eindringlich bekannt geworden, sowie seine Auswirkung auf den Ausgang des Krieges. In

den ‚Kriegserinnerungen' hatte ich mich darüber ausgesprochen, im Nachstehenden spreche ich von dem Geist des Volkes, eine Volksseele zeigte mir erst nach Jahren meine Frau. Schon aber bedauerte ich damals, daß auf meinem Helm die Worte: ‚Mit Gott für König und Vaterland' standen, und das Wort ‚Volk' fehlte ... Wie ich im Weltkriege Feind aller sogenannten ‚Pläne' war, die ins Uferlose gingen, so war und bin ich Feind aller sogenannten politischen Programme. Erkenntnisse werden gewonnen. Programme sind ein Hemmschuh der Durchführung derselben. Sie machen auch Versprechungen, deren Erfüllung im Zweifel steht. Wir leben ja nicht allein in der Welt, sondern haben mit der Umwelt zu rechnen, die oft entscheidet, ob überhaupt und wann dieser oder jener Punkt durchgeführt werden kann. ‚Die Arbeit, die wir jetzt leisten können', war also nicht in einem für alle Ewigkeit geltenden Programm festgelegt. Ich hütete mich auch dabei, noch nicht Verständliches, wie etwa die römische Gefahr, mit aufzuführen."

Die Richtlinien, welche der Feldherr in jenem Werke für den Aufbau des Volkstums auf allen Gebieten gab, ergänzte er durch solche für die Volkswirtschaft. Er schrieb u. a.:

„Der Aufbau des Deutschen Volkstums allein genügt noch nicht den kommenden Anforderungen. Der Aufbau der Deutschen Volkswirtschaft hat hinzuzutreten. Ein schwerer Wahn ist es, zu glauben, und ihm huldigen leider viele im Wirtschaftleben stehende Männer, daß die Volkswirtschaft allein die Wiedergeburt bewirken könne. Sie unterschätzen den Wert des Volksgeistes, wie vor dem Kriege, statt ihn klar zu erkennen und ihn werktätig zu fördern. Ohne Deutschen Volksgeist bringt die Wirtschaft nur Stoff hervor; durch Volksgeist gehoben, führt Arbeit das Volk zusammen und damit zur Genesung ... Der Volksgeist und die Volkswirtschaft haben sich zu ergänzen und sich gegenseitig immer wieder neue Kräfte zuzuführen.

Wir brauchen an Stelle organisierter, die Staatsgewalt nicht achtender Massen einen sozialen Aufbau, getragen vom Geiste echter Kameradschaft und von persönlichem Verantwortunggefühl gegeneinander und gegenüber dem Deutschen Volk und Vaterlande.

Wir brauchen in unserer Volkswirtschaft Volksgefühl, Maßnahmen zur Hebung, Veredelung und Verbilligung der landwirtschaftlichen Erzeugung, zur Seßhaftmachung des Volkes in seinen breiten Schichten auf eigenem Boden, und Wohnungbau, beides zur Erhaltung der Grundlagen der Familie und des Staates.

Wir brauchen eine Volkswirtschaft, die, frei vom Zwang und ohne Eigentumsbeschränkung, zur Pflichtwirtschaft wird, und den Wertbegriff der Arbeit versittlicht,

die im Arbeitgeber nur den Arbeitnehmer im Dienste des Deutschen Volkes und Staates sieht und allen Arbeitnehmern ihr Recht an der Arbeit und am Gewinn läßt.

Nur gegenseitiges Verständnis für den Wert der geistigen und der Handarbeit eint alle arbeitenden Kreise. Ich erhoffe dies von erhöhter Bildung und Einsicht der Handarbeiter und von einer Verpflichtung für jeden Deutschen, der ins Leben tritt, sich in der Handarbeit betätigt zu haben.

Nur Arbeit des gesamten Volkes, nicht Börsen- und Kapitalgewinn, entspricht Deutschem Wesen und kann die Werte schaffen, die die Kaufkraft unseres Geldes steigern, unsere Lebenshaltung verbilligen und die nötig sind, um im besonderen den wirtschaftlich Schwachen und den Verletzten des Weltkrieges eine hinreichende Lebensführung zu gestatten.

Wir brauchen eine Regierunggewalt, die, über den überlebten politischen Parteien stehend, getragen von dem Vertrauen des Deutschen Volkes, gestützt auf seine Kraft, sich aufbaut auf seiner Selbstverwaltung und einer berufsständischen Volksvertretung. Wir brauchen eine Regierung, die das Volk führt, nicht eine, die nur herrscht, und die das Recht ausübt gegen jedermann. Nicht in einer Verbreiterung, sondern einer Verschmälerung liegt die Stärke der Regierung, die im Drange der Not zur Führerschaft eines Einzelnen wird und die ... die eigensüchtig widerstrebenden Teile des Volkes rücksichtlos und, wenn es sein muß, mit Gewalt zur Pflichterfüllung anhält, gerade dadurch dem ganzen Volke dienend."

Möge dieser kurze Einblick genügen. In dem Abschnitte „Ludendorff als Volksschöpfer" wird im einzelnen näher auf seine Ziele der Volksschöpfung eingegangen. So hatte der Feldherr aus ernster Kriegserfahrung heraus neue politische Richtlinien für den Aufbau von Staat, Volk und Wehrmacht gegeben und die Mängel des verflossenen Staatswesens dargestellt.

Es stand aber noch immer die ernste Frage ihrer Lösung harrend im Hintergrund: wie war der Zusammenbruch Deutschlands überhaupt möglich? Eine ungeheure Forscherarbeit begann. Mehr und mehr durchdrang der scharfe Blick des Feldherrn dabei das Wirken und Wesen des Juden, der Freimaurerei und sonstiger Geheimorden. Im Jahre 1923 war der völkische Befreiungkampf durch Verrat zusammengebrochen. In dem sich daran anschließenden Hochverratsprozeß enthüllte der Feldherr das bei dieser Gelegenheit in die Erscheinung getretene politische Wirken der Romkirche. Der Feldherr erkannte jedoch auch die Zersetzung des Volkes an dem gegen ihn emporlodernden haßerfüllten Kampf der Parteien, der Christen und

auch der Offizierverbände. Der „Hurra-Patriotismus" der Vorkriegszeit, dessen Vertreter dem Feldherrn vorher so reichen Beifall spendeten, wandelte sich jetzt zu seinem heftigsten Angreifer. Aber er hatte Beweise dafür erbracht, wie deutschfeindlich das Verhalten der römischen Kirche und der Päpste vor und nach dem Weltkriege gewesen war. An dem Widerstand, selbst aus den sich völkisch nennenden Kreisen, war zu entnehmen, wie blind christlicher Glaube und christliche Suggestion die Menschen für die Volksgefahren machte. Man sah, daß Christen wohl in äußerster Kriegsgefahr völkisch verbunden sein können, aber sonst die Stimme des eigenen Blutes nur zu leicht überhören. Als der Feldherr im Herbst 1923 die ihm bisher nur flüchtig bekannte Bibel zur Hand nahm, erkannte er entsetzt, daß ja alle die jüdischen Gesetze des alten Testaments im neuen Testament durch die Lehren des Jesus von Nazareth zur Erfüllung gebracht werden sollten, und wie politisch bedeutsam schon dadurch allein die Christenlehre war. Ein anderes politisches Erlebnis dieses Jahres 1924 warf ein weiteres Licht auf die in Deutschland verfolgte Politik. Der Feldherr schreibt im Jahre 1934 (Am Heil. Quell Folge 10/34):

„Es entspricht kabbalistischem Aberglauben, daß die überstaatlichen Mächte in den zehnjährigen Erinnerungtagen der Schlacht von Tannenberg 1924 in Berlin dem Deutschen Volke die Dawesgesetze geben ließen, die einen entscheidenden Schritt für die Niederzwingung der Deutschen durch den Wirtschaftkrieg, der dem Waffenkriege gefolgt war, bedeuten. Durch diese Gesetze konnte in der Tat Deutsche Kraft ‚gebannt' werden! Nie werde ich jene Verhandlung im Reichstage vergessen. Damals war ich Reichstagsabgeordneter und stand an der Spitze der ‚Nationalsozialistischen Freiheitbewegung', die mit 32 Abgeordneten im Reichstage vertreten war. Nie werde ich vergessen, wie die überstaatlichen Mächte es erreichten, daß von den Deutschnationalen rund 50 Abgeordnete abkommandiert wurden, die den Dawesgesetzen zuzustimmen hatten. Nie werde ich vergessen, wie auf den Tribünen des Reichstages die Botschafter der Feindmächte Beifall klatschten, als diese Versklavungpakte angenommen wurden, nie den tosenden Beifall der Vertreter der überstaatlichen Mächte in den Parteien des Reichstages, nie die Erschütterung, in der ich mich erhob, um die Sitzung im heiligen Zorn zu verlassen und den Reichstag lange Zeit nicht zu betreten. Ich tat dies wieder an dem Tage, an dem der Reichspräsident v. Hindenburg seinen Eid auf die Verfassung im Mai 1925 ablegte. Die überstaatlichen Mächte hatten die Versklavung des Deutschen Volkes erreicht. Es hatte auf sich genommen, die Goldwährung wieder bei sich einzuführen, obschon die Rentenmark, so fehlerhaft ihre Durchführung auch war, klar erwiesen hatte, daß

Deutschland auch ohne Goldwährung, jedenfalls für seinen Binnenverkehr, bestehen konnte, ganz abgesehen davon, daß über das Wesen der Goldwährung und ihre volksversklavende Wirkung an das Weltkapital ein Zweifel nicht mehr bestand. Deutschland hatte es auf sich genommen, nachdem es schon viele 100 Milliarden bezahlt hatte, nun noch weitere Millionen und Milliarden zu zahlen. Im ersten Jahre 1000 Millionen, im zweiten 1250 Millionen, im dritten 1500 Millionen, im vierten 1750 Millionen und von da ab, ohne daß ein Endjahr bestimmt war, jährlich 2500 Millionen. Deutschland nahm als Vorschuß auf die erste Jahresrate von 1000 Millionen die Dawesanleihe von 800 Millionen Goldmark an, die nun auch noch zu verzinsen waren, und mußte hierfür die Einnahmen des Reiches, z. B. aus der Steuer auf Alkohol, Tabak, Bier und Zucker, ebenso die Einnahmen aus der Deutschen Eisenbahn, die eine Aktiengesellschaft wurde, verpfänden. Es war ein Versklavungpakt, würdig des Versailler Diktats. Aber hinter dem Versailler Diktat standen unmittelbar wenigstens noch die Feindheere, hinter dem Dawespakt diese indes nicht, sondern nur der Wille des römischen Papstes Pius XI., der durch den Osservatore Romano rühmend verkünden ließ, im Dawespakt würden seine Vorschläge zur Wirklichkeit, und der Wille der Führer des jüdischen Volkes. Am 10. Gedenktage der Schlacht von Tannenberg hatte das Deutsche Volk auf Weisung dieser Mächte seine wirtschaftliche Versklavung angenommen. Das Volk in seiner christlichen Abgestumpftheit fühlte nicht den Hohn, der mit ihm getrieben, fühlte nicht die furchtbaren Tatsachen, die sich abgespielt hatten. Juda und Rom triumphierten an dem zehnjährigen Erinnerungtage Deutscher Kraft über das Deutsche Volk."

Im Jahre 1925 erkannte der Feldherr, daß auf den Wegen einer solchen Politik die Rettung des Deutschen Volkes in dem Sinne seiner von uns eingangs dieser Abhandlung angeführten Worte nicht möglich war. Er schreibt:

„Die völkischen Wehrverbände entließ ich aus den Bindungen, die sie mir gegenüber eingegangen waren. Ich fühlte meine Verpflichtung gegenüber dem gesamten Volke. Nur ungehemmt von taktischen Rücksichten und von Parteien, die wegen ihrer machtpolitischen Ziele Rom schonen oder starr am Christentum festhalten wollten, konnte ich meine immer mehr sich klärenden Erkenntnisse kompromißlos vertreten, wie ich es für erforderlich hielt, um die völkische Bewegung und die Deutsche Volksschöpfung am kraftvollsten zu fördern. Vom Februar 1925 ab war ich nicht mehr gebunden. Ich war frei."

Der Feldherr hatte sich im Jahre 1923 in einer Unterredung einem amerikanischen Berichterstatter gegenüber, der die Parteieinstellung des Feldherrn erkunden

wollte, im gleichen Sinne ausgesprochen und gesagt („Auf dem Weg zur Feldherrnhalle"): „Ich habe mich in letzter Zeit oft und immer wieder im Deutschen Sinne ausgesprochen. Ich bin, und wiederhole das wohl zum hundertsten Male, Deutsch! Jeder, der heute ohne Rückhalt, ohne Bindung irgendwelcher Art allein aus Verantwortunggefühl gegen Volk und Vaterland für die Einheit des Reiches als völkischen Bundesstaates, für seine Freiheit und die geistigen, sittlichen, sozialen, wirtschaftlichen völkischen Ideale eintritt, wird in mir einen Helfer finden, gleichviel, wo er sonst steht und was er ist."

Dies waren klare, eindeutige Sätze, welche den festen Standpunkt des Feldherrn in dem Getöse der schwankenden, kompromißlernden Parteipolitik jener Jahre scharf umreißen und kennzeichnen. D e u t s ch oder u n deutsch war die große Frage, welche auf allen Gebieten zu stellen war. Leider auch eine Hamlet-Zweifelfrage, nach dem Sein oder Nichtsein des Deutschen Volkes, eine Frage, die vieles sehr fragwürdig erscheinen ließ.

Der Feldherr erkannte nun aber bei seinem Forschen nach den Ursachen der Deutschen Niederlage nach und nach die Einflüsse internationaler Bestrebungen, alle Völker in einem großen Völkerbrei zu vereinigen, und nannte diese vertarnt und zielstrebig arbeitenden, in vielen Geheimorden eidlich verschworenen Gruppen in ungemein treffender Weise :„ü b e r st a a t l i ch e M ä ch t e". Sichtbar, in organisatorischer Zusammenfassung, zeigten sich diese Mächte im Judentum, der Weltfreimaurerei und der Romkirche. Bei eingehender Betrachtung ergaben sich zwei Mächte, welche wiederum wesensverwandt durch religiöse Glaubenssätze und weltanschauliche Grundlagen, die Kollektivierung und Beherrschung aller Völker mit den verschiedensten Mitteln auf verschiedenen Wegen und in verschiedenen Formen zu erreichen strebten: das Judentum und die Romkirche — J u d a und R o m. Von hier liefen alle Fäden und Fädchen in tausende von Organisationen, Parteien, Einrichtungen, Gesellschaften und Veranstaltungen, welche geeignet waren, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, zu formen und zu beherrschen.

Aber nach dem Maßstabe D e u t s ch oder U n deutsch, in bezug auf die Einheit von Rasseerbgut, Glauben, Kultur und Wirtschaft, welche ein Volk darstellt, erwies sich auch das Christentum als Glaube nicht mehr haltbar. Da das Christentum undeutsch ist, war es für Deutsche Menschen als Glaubenslehre unbrauchbar, ja, nachdem erkannt war, wie verhängnisvoll sich fremde Glaubenslehren für das Volk und den Einzelnen auswirken, mußte auch das Christentum an sich abgelehnt werden und ein aus Deutscher Seele gestaltetes Gotterleben erstehen. Ganz abgesehen

davon, daß ja das Christentum die Grundlage für die priesterlichen, sich stets in einer Nebenregierung auswirkenden Machtansprüche bildet, das Arsenal für den Jesuitismus ist und aus dem Judentum entsprungen, notwendig für dieses Propaganda treibt.

Es ist ein Zeichen, w i e verfremdet das Deutsche Volk sein mußte, daß die Klärung und Beantwortung der Frage: Deutsch oder Undeutsch, eine derartig gewaltige, geistige Revolution auslöste, wie sie mit dem Namen des Feldherrn Erich Ludendorff für immer verknüpft sein wird.

Nach und nach klärte sich nun bei rastloser Forscherarbeit dem Feldherrn das Wirken und Wesen dieser überstaatlichen Mächte auf den verschiedensten Gebieten der Politik. Er schreibt: „Ich wußte, daß der Jude und der Freimaurer auch von anderen gesehen wurden. Ich sprach allerdings damals auch nur vom ‚Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken'. Ich hatte noch nicht erkannt, daß der Jude und Rom nur Politik aus ihrem Glauben heraus machten und machen können." Ebenso sollten dem Feldherrn auch erst später, nachdem er die Werke von Frau Dr. v. Kemnitz kennenlernte, die Seelengesetze der Rassen, die Volksseele und ihre Bedeutung klar werden.

Es gab natürlich damals schon viele „kluge" Leute, welche meinten, dem Feldherrn gute Ratschläge erteilen zu müssen. Diese sagten z. B. — wie in einem der anderen Abschnitte schon angedeutet wurde, — jetzt griffe er sogar außer dem Juden auch noch den römischen Papst an. „Das wäre taktisch nicht richtig, man müsse doch als guter Stratege die Gegner einzeln schlagen."

„So oft ich das hörte", — so schreibt der Feldherr — „sagte ich: törichtes Geschwätz! Mein Ringen ist kein Angriff! Es ist ein verzweiflungsvoller Abwehrkampf, geführt gegen die Mächte, die vor über tausend Jahren über Rhein und Alpen ungerufen zu uns kamen, um uns in erschreckender Folgerichtigkeit ihres Handelns ihre Weltanschauung in Glauben und Recht und ihre Gesetze aufzuzwingen ... Sie kamen zusammen und halten uns gegenüber bis auf den heutigen Tag zusammen, so heftig sie ihren Nibelungenkampf auch gegeneinander führen, um beim Endziel gegen die Völker vor dem anderen an erster Stelle zu sein ... Wir müssen uns in der Tat bewußt sein" — so schrieb der Feldherr weiter —, „daß wir nur zur Freiheit kommen — ich meine die außenpolitische, innenpolitische, persönliche und seelische Freiheit arteigenen Gotterlebens, Freiheiten, die nur die Freiheit bilden, die wir Freiheit nennen können — wenn wir folgerichtig und kompromißlos das Rasseerwachen fördern, die seelischen Unterschiede der Rassen zeigen und daraus unerbitt-

lich folgern, daß jede Rasse, ja jedes Volk als 'Rassepersönlichkeit' Gott arteigen erlebt und hiernach sein Leben auf allen Gebieten arteigen zu gestalten hat, wenn es nicht durch tiefe Risse zerklüftet werden soll, die der Zwiespalt zwischen Rasseerbgut und Fremdlehre immer bilden wird, ja bilden muß. Solches Freiheitwollen richtet sich, das müssen wir ebenso klar erkennen wie den Herrschaftwillen des jüdischen Volkes und der Kirchen, gegen diesen und wird von ihnen als feindliche Handlung angesehen und unerbittlich bekämpft. Deutscher Freiheitwille und der Herrschaftwille Judas und Roms stehen nun einmal sich gegenüber. Einen Kompromiß zwischen ihnen gibt es nicht. Das bildet für viele Deutsche ein so unentrinnbares Verhängnis, daß sie meinen, wir hätten uns zu beugen. Gewiß können wir das geschichtliche Geschehen der letzten 1500 Jahre nicht plötzlich ungeschehen machen. Wir müssen mit ihm rechnen, nicht aber um in diesem Geschehen uns weiter treiben zu lassen, sondern aus ihm klaren Auges über unseren so überaus ernsten Abwehrkampf nüchterne Klarheit zu gewinnen."

Im Jahre 1927 erschien dann das erste enthüllende, aufklärende Werk des Feldherrn „Die Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse". Der Bedeutung wird in einem folgenden Abschnitte dieses Werkes ausführlicher gedacht. Politisch bedeutsam war, daß das volkverderbende Wesen der Freimaurerei jetzt zweifelsfrei erkannt und vor dem Volke dargestellt war. Das durchaus jüdische Brauchtum der Freimaurerei war enthüllt, durch welches der Freimaurer zum „künstlichen Juden", zum Kämpfer für die Judenherrschaft gemacht und damit seines Volkstums beraubt, im arteigenen Denken gelähmt wurde. Ein Jahr später folgte dann das Werk „Kriegshetze und Völkermorden". Trotz aller Kürze, aber mit desto größerer Tiefe und Klarheit war das Wirken der von dem Feldherrn so treffend und erstmalig als „überstaatliche Mächte" gekennzeichneten Freimaurerei und der Romkirche gezeigt. Damit war aber nicht nur die verflossene Geschichte — besonders auch die Ereignisse im Weltkriege — verständlich geworden und der Geschichteforschung völlig neue Bahnen gewiesen, sondern es ergaben sich für die große Politik und die Gestaltung der politischen Weltlage Blickpunkte von einer einzigartigen, unerhörten Bedeutung. Jetzt verstand man auch, welchen verborgenen politischen Zielen der dem oberflächlichen Beobachter vielleicht nur närrisch vorkommende Logenapparat diente. Es war die organisatorische Grundlage der Freimaurerei und die Vorbereitung für die eidlich gebundenen Freimaurer, die, durch die verschiedenen Grade und Hochgrade hindurch aufsteigend, auf allen Gebieten, im Deutschen Volksleben und in anderen Völkern leitenden Einfluß gewannen,

die öffentliche Meinung formten und bis in die höchsten, führenden Staatsstellen hinein, im Sinne der Ziele des jüdischen Volkes wirkten. Auf diese Weise wurde es dann möglich, Monarchen und Minister zu leiten und über alle Staaten hinweg die staatliche Macht nach freimaurerischen, jüdischen Willenszielen zu formen. In gleicher Weise betrieb dies Rom durch die Beichtväter und Gewissensberater. So war denn auch in dem Werke „Kriegshetze und Völkermorden" das Weltherrschaftstreben Roms berücksichtigt, das dem des Juden entgegengesetzt ist, wenn auch beide oft aus nützlichen Erwägungen heraus gleiche politische Wege gingen und gehen. Man muß stets festhalten: Juda und Rom zeigten sich als zwei Mächte, die wesensverwandt durch religiöse Glaubenssätze und weltanschauliche Grundlagen, die Kollektivierung aller Völker mit den Mitteln der Christenlehre, der Freimaurerei und okkulter Wahnvorstellungen auf verschiedenen Wegen und in verschiedenen Formen zu erreichen suchen. Diese Formen sind: die jüdische Weltrepublik und der christliche Gottesstaat, die civitas dei des Augustinus, oder auch — wie in neuerer Zeit — „Königreich Christi" genannt. Die Wirkungen sind auf jeden Fall die gleichen, indem der Einzelne in solchem Staat, seiner das Menschentum ausmachenden Persönlichkeit beraubt, als „Ameise" für die überstaatlichen Mächte zu schuften und ein unfreies Sklavenleben zu führen hat. Daß auf diese Weise auch die Völker zugrundegehen, ist selbstverständlich. International wie der Jude und die Freimaurerei, so erstrebt Rom mit dem Jesuitismus im besonderen und der Christenlehre im allgemeinen das gleiche Ziel eines derartigen Menschheitstaates. Mag auch darüber noch ein letzter Streit entbrennen, wer von beiden diesen Kollektivstaat einstmals beherrschen soll. An der S c h a f f u n g, der Verwirklichung dieses Staates arbeiten beide gemeinsam. Sie hatten sich im Kriege 1914/18 zu diesem Zwecke miteinander verbunden und Rom und Juda, d. h. in ihren sichtbaren derzeitigen politischen Gestaltungen, die sozialdemokratische und die Zentrumspartei, beanspruchten beide, die Novemberrevolution gemacht zu haben, durch welche Deutschland zusammenstürzte.

Das Wirken Roms im besonderen zeigte das Werk „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende", das der Feldherr und die Philosophin Dr. Mathilde Ludendorff im Jahre 1928 gemeinsam herausgaben. Die ungeheure Bedeutung dieses Werkes liegt nicht nur in der geschichtlichen Darstellung, sondern in der Klarlegung der wirtschaftlichen und politischen Ziele des Ordens, seiner Organisation und Lehren, und vor allem in dem Enthüllen der furchtbaren Folgen der jesuitischen Dressur für die ihr Unterworfenen.

Man hatte nun Rom sowohl wie den Juden schon oft, und zwar nicht etwa nur schüchtern angegriffen. Es war vergebens, weil man zwar die erkennbaren Wirkungen in der Politik, aber nicht die Ursache bekämpfte. Der Boden, in dem diese beiden überstaatlichen Mächte wurzeln, aus dem sie stets neue Kräfte saugen, ist jedoch die Christenlehre und die von ihr ausgehenden Suggestionen. Ungeheuer treffend hat der Feldherr daher die Christenlehre eine „Propagandalehre des Judentums" genannt. „Nicht Haß gegen das Christentum ist die Ursache meines Ringens gegen die Christenlehre" — so schrieb der Feldherr an seinem 70. Geburttage —, „die Ursache ist Liebe zum Volk und seiner Wehrmacht, und nur aus ihr ergibt sich meine Feindschaft gegen die Christenlehre und die überstaatlichen Mächte". Denn nicht das unleugbare Eingreifen der Kirche und ihrer Vertreter in die Politik ist Mißbrauch des Christentums, wie so oft gemeint wird, sondern die Christenlehre enthält ein politisches Programm und ist ein Mittel, dieses Programm zu verwirklichen. Darum ist auch stets vom und durch das Christentum Politik gemacht. Wie diese dann aussieht und wohin sie führt, hat der Feldherr erkannt und dargestellt. Eine Erscheinung, welche übrigens bei allen Priesterreligionen zu beobachten war und ist, wie auch ihr Name lautet. Daher sagt der Feldherr in dem Werke: „Der totale Krieg":

„Je mehr die Völker ihr Rassebewußtsein zurückgewinnen, je mehr die Volksseele sich in ihnen regt, je klarer die völkischen Lebensbedingungen allseitig erkannt werden und der Blick für das volkszerstörende Treiben der überstaatlichen Mächte, des jüdischen Volkes und der römischen Kirche, mit ihrem über die Völker hinwegschreitenden Weltmachtstreben und politischen Wegen geschärft wird, um so mehr wird sich solche Politik, die die Lebenserhaltung des Volkes erstrebt und sich der Anforderungen des totalen Krieges bewußt ist, von selbst ergeben. Sie wird schlechtweg die gegebene völkische Politik sein und sich willig in den Dienst der Kriegsführung stellen, denn beide haben das gleiche Ziel: das Volk zu erhalten."

Jetzt erkennt und versteht man, warum während des Weltkrieges Politik und Kriegsführung so weit auseinanderklafften. Die Kriegsführung stellte alles darauf, das Volk zu erhalten, die von den überstaatlichen Mächten ideologisch beeinflußten oder tatsächlich abhängigen Politiker verfolgten eine Politik, zu deren Zielen es gehörte, die Völker in jenen Kollektivstaat dieser oder jener Richtung aufgehen zu lassen. Der Völkerbund war ein wichtiger Schritt auf diesem Wege, wenn er auch den einzelnen Staaten zunächst noch ihr Nationalkolorit beließ. Die vor dem Kriege bereits einsetzende Überspannung des Staatsbegriffes entsprach jenem Ziel. Die gewaltigen Kräfte der Volksseele in einer toten Organisation zu ersticken war ja folge-

richtig. Bei den Germanen war der Staat dagegen nie Selbstzweck gewesen, sondern die natürliche Ordnung des Volkes und die Rechtsordnung standen über dem Staat. Der Feldherr griff daher auch auf die ursprüngliche und dem arteigenen Deutschen Denken entsprechende Auffassung zurück und stellte die außer acht gelassene Bedeutung des lebendigen Volkes gegenüber dem toten Staatsbegriff wieder her. Ein Volk ist nach der unübertrefflichen Kennzeichnung des Feldherrn, eine Einheit von Rasseerbgut (Blut), Glauben, Kultur und Wirtschaft. Daher ist klar, daß sich ein völkischer Staat von allen Internationalen trennen und fernhalten muß.

„Es gibt viele Internationalen," — so schreibt der Feldherr — „gegen die Völker und Staaten sich zu wehren haben. Die bolschewistische ist wahrlich nicht die einzige! Leider nur sind wir von solchem Erkennen noch weit entfernt, und darum ist die Gefahr so riesengroß, daß zwar e i n e Internationale abgewehrt, die andere aber um so mehr zur herrschenden wird. Immer hat die eine auf Kosten der anderen in den Völkern an Boden gewonnen, indem diese vermeintlich völkische Belange vertrat, ohne daß die Nationalen oder Völkischen im Glauben an ihre Führung ahnten, für wen sie in ihrer Unkenntnis tatsächlich wirkten ...

Die kommunistische und bolschewistische Internationale ist nur der folgerichtige letzte Schritt des Juden zur Aufbietung entrechteter Arbeitermassen gegen Volk und Staat, während er mit den älteren internationalen Hilfemitteln Kapitalismus, Christenlehre, Freimaurertum und Okkultismus dem Siege des Bolschewismus in die Hand arbeitet. In der Tat, Bolschewismus ist nur eine Teilerscheinung der Internationale, hinter der der Jude als geschlossenes Volk steht und durch die er sein Glaubensziel: die Weltherrschaft im Namen Jahwehs über kollektivierte Menschen und Völker in ihm hörigen Staaten, erreichen will.

Nun gibt es noch eine andere machtpolitische Internationale, die römische Kirche, mit entsprechenden Zielen wie die jüdische und mit Mitteln, die denen der jüdischen Internationale im allgemeinen entsprechen, indes noch eindringlicher wirken. Es steht die römische Priesterhierarchie mit Päpsten an der Spitze fest verankert im jüdischen Hohenpriestertum und jüdischen Levitentum, sie bezieht auf sich das, was Jahweh im Alten Testament dem jüdischen Volke zugesprochen hat, also, wie ich wiederhole: die Weltherrschaft über die ihrer völkischen und rassischen Eigenart zu beraubenden und wirtschaftlich zu enteignenden Menschen und Völker und die sich ihr gefügig zu machenden Staatsgebilde. Auch Rom arbeitet zunächst durch Christenlehre, Orden, Geheimorden und Okkultismus an der Herauserlösung der Menschen aus ihrem Rasseerbgut und Volke und an der Unterwühlung ihm nicht

willfähriger Staaten. Auch Rom wendet die gleichen kapitalistischen und kommunistischen Wirtschaftmethoden an wie der Jude, wie sie so klar aus dem alten Testament und aus der Apostelgeschichte sprechen. An Stelle der jüdischen marxistischen und kommunistischen Wühlarbeit tritt die der katholischen Aktion, wie solche nach dem Willen des römischen Papstes nicht nur im Deutschen Volke wirkt, aber mit Mitteln wirkt, die der Jude nicht besitzt ...

Es ist das Unheil, daß das Wirken Roms nicht erkannt wird und nicht erkannt werden soll. Es ist das Unheil, daß als Grundlage des Wirkens beider Internationalen nicht die Christenlehre in ihrer Bedeutung als Propagandalehre für deren Herrschaft erkannt wird und nicht erkannt werden soll.

Es ist das Unheil, daß die unheilvolle Bedeutung der christlichen Glaubenslehre als Grundlage der Lebensgestaltung des einzelnen christlichen Menschen und der christlichen Völker nicht erkannt wird und nicht erkannt werden soll. Die Beherrschung dieser Lebensgestaltung, d. h. die Formung des ‚täglichen Lebens' nach christlicher, rassewidriger und völkerzersetzender Weltanschauung ist für das immerwährende, in langer Geschlechterfolge dahingleitende Leben von Menschen, Völkern und Staaten viel einschneidender als gelegentliche politische Ereignisse, mag deren Bedeutung dem von ihnen berührten Geschlechte noch so groß erscheinen ... Es ist nun einmal so, wie ich vor Jahren sagte: sämtliche Internationalen müßten als Feinde des Volkes erkannt und erklärt werden. Das ist die erste Voraussetzung zu einer Volksschöpfung auf rassischer Grundlage und der Herbeiführung der Geschlossenheit des einzelnen Deutschen Menschen. Glauben Staaten eine solche Aufklärung noch nicht selbst bewirken zu können, so müssen klarblickende Angehörige derselben es tun. Sie haben auch die Pflicht, die weltanschauliche Grundlage für Völker und Staaten zu legen. Blicken wir einmal auf das Deutsche Volk, es kämpft gegen den Juden und hat zum Teil das Unheil der Christenlehre erkannt. Viele Deutsche treten aus der christlichen Kirche aus, aber fehlt ihnen jene Grundlage, d. h. die Grundlage, von der sie Aufschluß erhalten über Gott, den Sinn des Weltalls, des Menschenlebens, des Todesmuß, der Rassen und Völker, dann können sie okkulten Wahnvorstellungen als Beute anheimfallen, und sie werden durch sie ebenso vom Juden oder Rom geleitet, wie vorher als Christen."

Wir betrachten in diesem Abschnitte nur den Kampf des Politikers Ludendorff gegen das Christentum als internationale politische Macht und werden seinen weltanschaulichen Kampf gegen diese Lehre noch in einer besonderen Betrachtung würdigen, so begnügen wir uns mit diesen Worten des Feldherrn.

Mit seiner Erkenntnis über die gewaltige Rolle, welche der Glaube im Leben der Völker spielt, und wie der von Priestern und Priesterkasten vermittelte Glaube benutzt wird, war die letzte Hülle von der Politik der überstaatlichen Mächte gefallen. Es war aber auch erkennbar, was alles zum Gebiet einer umfassenden völkischen Politik — oder besser einer Staatskunst — gehört. Jetzt kann das volksverderbliche Wirken jener Mächte auf allen Gebieten erkannt, jetzt kann ihm mit wirksamen Mitteln begegnet werden. Sie können nicht nur abgewehrt, sondern auch im Laufe des Geschehens überwunden werden. In der „Ludendorffs Volkswarte" und später in der „Ludendorffs Halbmonatsschrift" zeigte der Feldherr unter dem Abschnitt „Die Hand der überstaatlichen Mächte" regelmäßig die sich unter deren Einfluß wandelnde und gestaltende weltpolitische Lage. Er schulte damit seine Leser und bewies, wie richtig er dieses Wirken durchschaute. Weil er die Beweger dieser Politik und deren Ziele kannte, konnte er auch den Gang dieser Weltpolitik oft ganz genau voraussehen und voraussagen, und ohne daß er besondere Nachrichten hatte, sind seine Voraussagungen, von bewußt herbeigeführten Abweichungen abgesehen, im großen und ganzen stets eingetroffen. Die Entwicklung, welche der Völkerbund genommen hat, die Lage, in welche England geraten würde, und vieles andere, hat der Feldherr lange vorher — teilweise sogar bis in Einzelheiten gehend — geschildert. Es ist, ohne jene Einzelheiten und die näheren Umstände entsprechend auszuführen, natürlich nicht möglich, hier Beispiele zu geben.

So trat der Feldherr im Jahre 1925 aus der Enge der Partei-Politik heraus, um die „hohe" Politik, d. h. die überstaatliche Politik zu durchschauen und ihre bisher unsichtbaren Drahtzieher zu enthüllen, d. h. wahrhaft hohe Politik zu treiben. Damit gab er einer völkischen Staatskunst die Mittel in die Hand, welche sie befähigt, ihrerseits eine die Lebenserhaltung des Volkes sichernde Politik zu treiben, die eine Wiederholung eines Zusammenbruches, wie wir ihn im Weltkriege erlebten, ausschließt bzw. ausschließen kann.

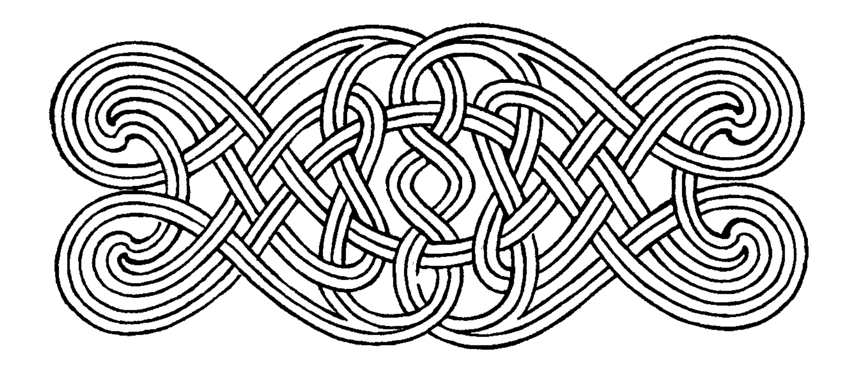
In seiner kleinen enthüllenden Schrift „Wie der Weltkrieg 1914 ‚gemacht' wurde", schrieb der Feldherr:

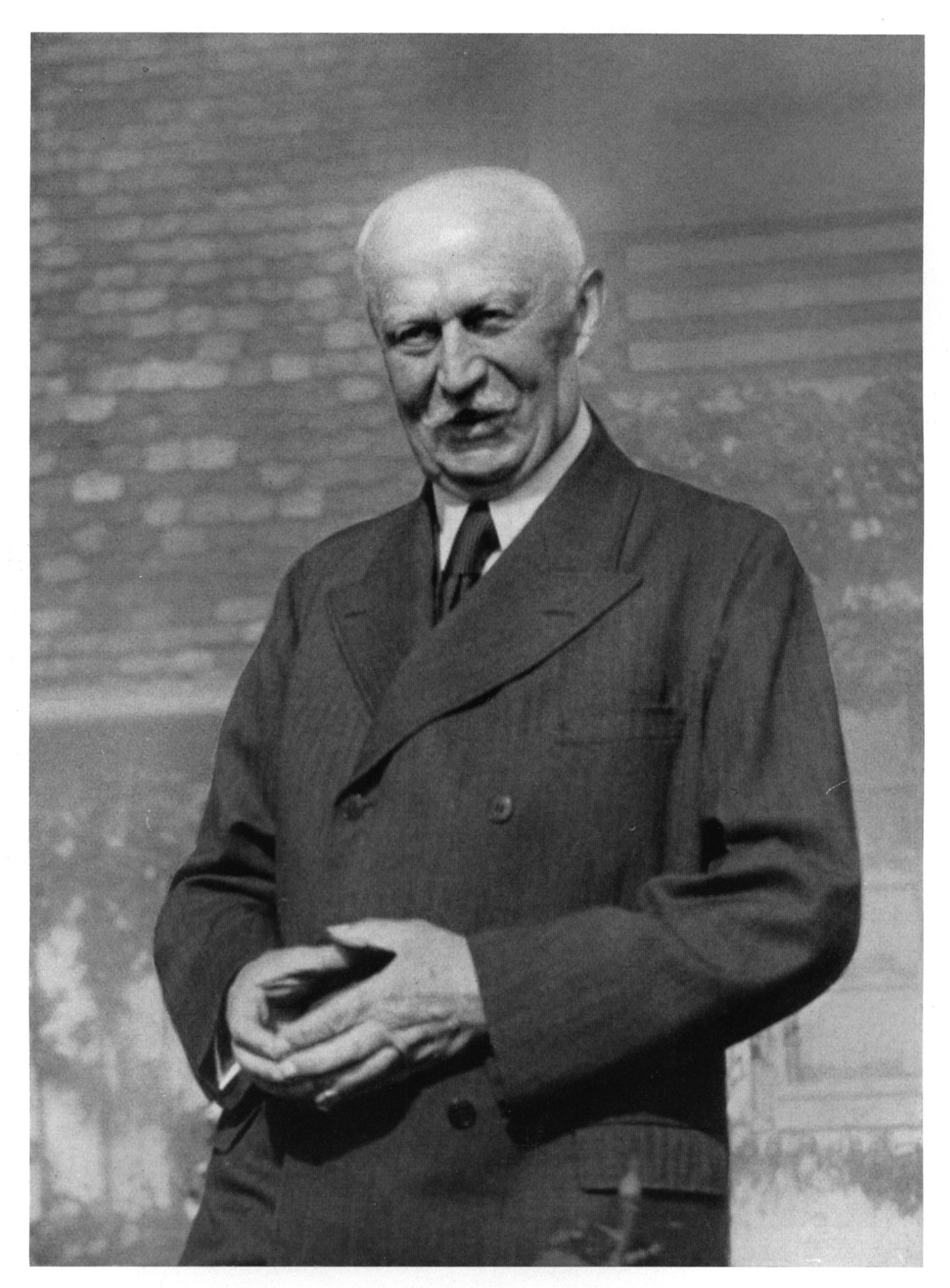
„Ich habe den Volksverderbern die Deutsche Antwort gegeben und ihr Treiben enthüllt, nicht meinethalben — möge im Deutschen Volke weiter gegen mich gegeifert oder mein Name totzuschweigen versucht werden — aber derenthalben, in denen wie in mir die Deutsche Volksseele lebt. Sie bilden den Kern des Volkes, aus dem die Schöpfung des Deutschen Volkes zuguterletzt hervorgehen wird, so wie ich sie denke, eines Volkes, eins im Rasseerbgut und Gotterleben, eins in Recht, Kultur

und Wirtschaft ... Zu Beginn des Weltkrieges haben das Erwachen der Volksseele und geeinte Deutsche Kraft den Erfolg der Machenschaften Judas und Roms gefährdet. Mit beiden hatten sie nicht gerechnet.

Das einsetzende Rasseerwachen des Volkes ist eine wahrlich von den überstaatlichen Mächten nicht gewollte Folge des Weltkrieges. Möge es sich nur die Kräfte, die es zeitigt, nicht wieder verschütten lassen, wie es mit der Volksseele im Weltkriege geschah!

Nur arteigenes Gotterleben, wehrhafte Kraft und Verwurzelung der Deutschen in ihrem Volkstum und der kompromißlose Abwehrkampf gegen die überstaatlichen Mächte, sowie das Bewußtsein, daß keine ‚Vorsehung', keine ‚göttliche Fügung', kein ‚Karma', keine ‚übersinnlichen Mächte' unser Geschick bestimmen, sondern wir selbst es in widriger Umwelt zu gestalten haben, werden dies verhindern und uns Rettung sein! ... Ich bin in Vorstehendem den Dingen auf den Grund gegangen und weiß überdies, daß mein Wollen die größte Revolution seit Jahrtausenden bedeutet."





Zwei Monate vor seinem Tode

Ludendorff auf der Reichsnährstandschau 1937



Bei der Besichtigung des bayrischen Musterhofes



Bei der Musteralmhütte



Zwei Stunden besichtigte der Feldherr die Ausstellung und folgte mit größtem Interesse den Ausführungen der leitenden Herren. Dabei verriet er eine Sachkenntnis, die alle die in Erstaunen versetzte, die in ihm bisher nur den Feldherrn oder den Freiheitkämpfer gesehen hatten

Ludendorffs Kampf gegen die Freimaurerei

Rechtsanwalt Robert Schneider, Karlsruhe*)

In dem Werke „Die Volksseele und ihre Machtgestalter, eine Philosophie der Geschichte" zeigt die Philosophin Dr. Mathilde Ludendorff, wie ein Mensch, der sich durch eigene Tat zur Vollkommenheit umgeschaffen hat, auf seine unvollkommenen Volksgeschwister wirkt. Die göttliche Kraft, die von seinem Handeln ausgeht, erweckt in dem einen ein Aufleben der Volksseele, der es bewußt ist, daß sein Handeln der Volkserhaltung dient. Andere werden durch das gleiche Handeln des Vollkommenen zu Fehltaten verleidet, die abgründig schlecht sind. So hat im Jahre 1919 das große Werk des Feldherrn „Meine Kriegserinnerungen 1914—1918" auf die Deutschen Volksgeschwister gewirkt. Tief erschüttert waren viele Deutsche, die an der Front und in der Heimat das Äußerste zur Erhaltung des Volkes getan haben, über die gewaltige Persönlichkeit, die trotz eines gigantischen Wirkens den tragischen Ausgang des Krieges nicht verhindern konnte. Andere wurden nicht müde, den Feldherrn mit einer Verworfenheit zu verleumden, die keine Grenzen kannte. In diesem großen Werke setzte der Feldherr den gewaltigen Leistungen des Deutschen Heeres während des Weltkrieges für die kommenden Jahrtausende ein Denkmal:

„Ein Volk, das solches vollbracht, hat das Recht zum Leben. Möge es jetzt die Kraft haben, die Schlacken zu beseitigen, die es auf sich gehäuft, möge es die Männer finden, die verantwortungfreudig wie die Führer im Felde mit starkem Wollen und hartem Willen es leiten und dem niedergetretenen Volksleben frischen und kräftigen Odem geben, Männer, die mit vertrauensvoller Gefolgschaft der Besten des Volks in schöpferischer Tat die nationalen, schaffenden Kräfte einen."

Mancher Deutsche Frontsoldat, der während des Krieges richtig erkannt hat, daß der Feldherr Ludendorff das Genie war, dem die Deutschen Siege zu danken waren, hat aus diesen Worten neue Kraft geschöpft. Trotz der großen Verlästerungen des Feldherrn durch die überwiegende Mehrheit des Volkes, hofften damals manche Deutsche, der Feldherr werde noch einmal der uneingeschränkte Führer des Deutschen Volkes, ohne daß ihm, wie im Weltkriege, von den verschiedensten Seiten Hindernisse bereitet würden, die damals unbegreiflich und teilweise unüberwindlich waren. Diese wenigen Deutschen dachten jedoch an die äußere politische Macht. Sie

*) Verfasser von „Die Freimaurerei vor Gericht", J. F. Lehmanns Verlag, München.

ahnten nicht, daß der Feldherr ganz andere Wege ging, um die tiefsten Gründe des Unglücks zu erkennen, und um das Leben des Deutschen Volkes für die kommenden Jahrtausende zu sichern. In dem Abschnitt „Erich Ludendorff und die kommenden Jahrtausende", der in diesem Werke unsere Betrachtungen abschließt, zeigt Frau Dr. Mathilde Ludendorff, daß die Einsamkeit, in der der Feldherr nach dem Kriege lebte, für die Zukunft unseres Volkes einen tiefen Sinn erhielt.

Aus der Feder seiner Kampfgefährtin erfuhren wir auch in einem der vorangegangenen Abschnitte schon näheres über das allmähliche Eindringen des Feldherrnblickes in die geheimen Machenschaften der Weltgeschichte. In seinem Werke „Auf dem Wege zur Feldherrnhalle" teilt er darüber mit:

„Immer eindringlicher dachte ich dabei über die Frage nach: wie kam es, daß der Sieg dem Deutschen Heere und dem Deutschen Volke nicht wurde und mir aus der Hand gewunden werden konnte? In vielem sah ich hierüber klar, worin, werde ich noch zeigen. Ich war mir bewußt, daß ich mich auf Gebiete begab, in denen ich zu erforschen, noch viel Einblick zu gewinnen hatte. Zeit war nicht zu verlieren."

Dabei war er sich der Bedeutung seines Wirkens in der Nachkriegszeit voll bewußt, sah er doch in ein Unheil ohne Grenzen, das bisher unenthüllte Feinde unserem Volke und den Völkern bereitet hatten.

„Aus dem Feldherrn wurde ein Weltrevolutionär, der einen Kampf führte, der eine noch größere weltgeschichtliche Bedeutung hat, als sie schon dem Weltkriege innewohnt."

In seinem Vermächtnis vom 16. 11. 1936 sagt der Feldherr daher auch über diesen Kampf, den er gemeinsam mit seiner Lebens- und Kampfgefährtin, der Philosophin Dr. Mathilde Ludendorff, führte:

„Wir führten die größte Revolution, die die Welt seit Jahrtausenden sah: die Befreiung der Völker und der Menschen aus Priesterhand und auch aus Judenhand und aus sie zerstörenden Weltanschauungen hin zu einer Volksschöpfung, hin zu einer Geschlossenheit der Menschen, beruhend auf der Einheit von Rasseerbgut und Glauben. Sie allein kann Spaltungen im einzelnen Menschen und in den Völkern verhindern, wenn weise und unantastbare Sittengesetze sie leiten."

Dieser seelischen Geschlossenheit des Deutschen Volkes in der Einheit von Rasseerbgut und Glauben galt der letzte gewaltige Geisteskampf des großen Revolutionärs. Dieser Kampf ergab sich unmittelbar aus dem Feldherrntum, andere Betrachtungen werden auf dieses Ringen des Feldherrn näher eingehen. In einem Kriege, den ein Volk für seine Erhaltung gegen gewaltgierige Nachbarvölker führen

muß, muß ein Volk in seelischer Geschlossenheit hinter dem Feldherrn stehen. Nur dann kann es in Tagen schwerster Krisen die höchsten Leistungen vollbringen. Der Feldherr hat erkannt, daß es nicht möglich ist, diese seelische Geschlossenheit erst im Kriege herbeizuführen. In dem Werke „Der totale Krieg" sagt er:

„Eine äußere, durch Zwang erreichte Geschlossenheit eines Volkes, an der die Seele des Volkes sich nicht durch Gemeinsamkeit bewußten Rasse- und Gotterlebens beteiligt, ist keine Geschlossenheit, wie sie Volk und Heer im Kriege brauchen, sondern ein mechanisches, für Regierung und Staat gefährliches Trugbild."

In diesem großen Kampfe hat der Feldherr immer wieder darauf hingewiesen, daß Religion, Politik, Wirtschaft und Recht keineswegs Dinge an sich sind, sondern daß jedes Handeln des Menschen seiner Weltanschauung entspringt. Die Weltanschauung allein ist es, die Politik und Wirtschaft, ja, das ganze Leben des Volkes gestaltet. Das ist vielen, die sich mit diesem Geisteskampfe befaßt haben, bewußt. Seltener aber wurde klar erkannt, daß auch sein Kampf gegen die Freimaurerei, vor allem durch seine Art, ein untrennbarer Bestandteil seines Kampfes für die seelische Geschlossenheit des Deutschen Volkes in Deutscher Gotterkenntnis ist.

Es ist keine leichte Aufgabe, in einem kurzen Abschnitt den großen sieghaften Kampf gegen die Freimaurerei umfassend zu schildern. Ich führe einige Stellen aus den Werken des Feldherrn an. Ebenso wie wir in diesem Werke das gewaltige Geschehen im Weltkriege gerade dadurch den Deutschen so eindrucksvoll und so plastisch übermitteln, daß wir den Feldherrn Ludendorff selbst fast ausschließlich zu Worte kommen ließen, so können wir auch seinen Kampf gegen die überstaatlichen Mächte und für die Deutsche Gotterkenntnis gar nicht klarer in seinem Wesen zeichnen, als indem wir den Feldherrn selbst immer wieder zu Worte kommen lassen, der in seiner knappen, meisterhaft klaren Ausdrucksweise uns so weit übertrifft.

Wer an dem Kampfe des Feldherrn gegen die überstaatlichen Mächte unter seiner unmittelbaren geistigen Leitung teilnehmen durfte, weiß, daß jeder Satz, den er auch über diesen Kampf in seinen Büchern oder Briefen an seine Mitkämpfer schrieb, das Wesentliche einer Sache traf und seine Bedeutung für die Zukunft besitzt.

Schon in dem Werke „Meine Kriegserinnerungen" schrieb der Feldherr über das politische Wirken der Freimaurerei:

„Auch die Logen der Welt arbeiteten, wie schon lange von England geführt, mit dem ganzen unheimlichen Einfluß dieses machtvollsten aller Geheimbünde in dem Dienst angelsächsischer und damit für uns internationaler Politik. Nur die preußischen Landeslogen werden hiervon freigeblieben sein."

Nach Erscheinen der Kriegserinnerungen suchten die drei Großmeister der drei altpreußischen Großlogen den Feldherrn auf und baten ihn, in einer neuen Auflage die altpreußischen Großlogen ausdrücklich auszunehmen. Doch darauf erklärte er, er müsse das Wirken der Freimaurerei erst nachprüfen*). Nun begann der Feldherr, die Freimaurerei zu erforschen. Niemand kann mit wenigen Worten diesen Kampf gegen die Freimaurerei vollkommener schildern als Frau Dr. Mathilde Ludendorff. Sie schrieb mir mit der Bitte, diesen Abschnitt zu schreiben:

„Viele haben schon gegen diese Weltpest gekämpft, das Wie seiner Kampfführung, das Enthüllen von Sinn und Wesen des Rituals, das Enthüllen der unheimlichen Wirkung, die es auf die Seele der Einzelnen hat, blieb ihm vorbehalten. Daher denn auch die gewaltige Auswirkung. Desgleichen war es die Lauterkeit seiner Kampfführung, die zu einem gewaltigen Siege führte. Weit erhaben darüber, den einzelnen Freimaurer um seiner Zugehörigkeit willen zur Loge zu verdammen, unter voller Betonung der Ahnungslosigkeit vieler, führte er diesen Kampf und lehnte jede persönliche Kampfesweise und jedwede Rachsucht weit von sich ab, unbekümmert um den Unflat der Kampfesweise der Gegner."

Im Jahre 1927, am Tage des Gedenkens des Sturmes auf Lüttich, versetzte der Feldherr mit seinem Werke „Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse" der Freimaurerei den vernichtenden Schlag. Das Nähere über das Werden und die Anlage dieser ersten wie der zweiten Hauptschlacht gegen die Freimaurerei wurde in diesem Werke schon durch die Kampfgefährtin des Feldherrn mitgeteilt. Daher gehe ich hier mehr auf die Wesenszüge des Kampfinhaltes selbst ein.

Nach freimaurerischen Geheimschriften, die dem Feldherrn zur Verfügung gestellt worden waren, schildert er in dem ersteren Werke ausführlich das so streng geheim gehaltene Brauchtum des Freimaurerbundes. Der Feldherr schreibt über diese Geheimschriften:

„Sie gewährten den Einblick, daß das Ritual in den drei ersten Graden die Beschneidung des nicht judenblütigen Freimaurers zum künstlichen Juden darstellt, während die weiteren Grade durch ihre Rituale den Freimaurer zum blinden Vollzieher jüdischer Weisungen machen, die dem jüdischen Volke, seinem Glauben zufolge, die Weltherrschaft sichern. Gemeinsam waren den Ritualen der niederen und höheren Grade die unmoralischen eidlichen Bindungen auf Gehorsam und Verschwiegenheit unbekannten Oberen gegenüber, das Brechen des Menschenstolzes in

*) Näheres hierüber in meinem Aufsatze „Der Kampf gegen die Freimaurerei in Vergangenheit und Gegenwart" in der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung", Februarheft 1936.

dem einzelnen Freimaurer, sowie das Streben, den Freimaurern und damit den Völkern, denen sie angehören, rassische Arteigenheiten zu nehmen und so die Wirkung der Christenlehre noch zu ergänzen."

In dem Abschnitt „Moral" des Werkes „Vernichtung der Freimaurerei" zeigt Ludendorff die furchtbare Wirkung, die das dauernde Erleben des Rituals auf die Seele des Freimaurers ausübt:

„Freie, aufrechte, stolze Männer kann die Freimaurerei nicht schaffen, wir werden bald darin noch klarer sehen, sondern günstigenfalls nur eingeschüchterte Menschen, meistens aber Männer mit Sklavensinn, gekennzeichnet durch Geheimniskrämerei, blinden Gehorsam und Verschüchterung, Männer, denen aber auch auf der anderen Seite, durch die der Freimaurerei innewohnende Machtfülle und den ihr in Deutschland eigenen Wahn menschlicher Vollkommenheit nur zu leicht Herrschsucht und Hoffart angezüchtet werden. So entsteht nur zu oft als freimaurerisches Produkt der auseinanderfallende Charakter des unwahrhaftigen Heuchlers. Sein Gesicht erhält leicht einen Ausdruck, aus dem auch der ‚Profane' den Freimaurer erkennt."

Auch die Gelübde und Eide des Geheimordens zeigt er dem Volke in ihrer ganzen unheilvollen Auswirkung.

„Gelübde wie Eide unterwerfen den Freimaurer furchtbaren Strafen, selbst Mordandrohungen, wenn das Gelöbnis der Verschwiegenheit und des Gehorsams gebrochen wird. Ihre Ausführung wird wiederum Freimaurern durch Gelübde auferlegt. So tritt zur Verängstigung, ja zum frevelhaften Spiel mit der Todesfurcht und der Furcht vor anderen grauenhaften Strafen, namentlich in den höheren Graden und in stets steigendem Maße, eine Verschuldung gegenüber den Hoheitrechten des Staates hinzu."

Ebenso wesentlich aber war die erstmalige klare Enthüllung der tiefen, unlösbaren inneren Beziehung zwischen Freimaurerei und Judentum, die vor den „Profanen" so besonders sorglich vertarnt ist. Die Christen, die ja von Kind auf mit der jüdischen Bibel gespeist waren und in die Loge eintraten, schlossen natürlich auch nicht leicht auf Verjudung, wenn dieselbe Bibel eine so große Rolle im Ritual spielt! Der Feldherr sagte den Deutschen und den anderen verfreimaurerten Christenvölkern:

„Das Geheimnis der Freimaurerei ist überall der Jude. Der Deutsche, aber auch jeder Andersblütige muß es nur sehen."

Und was er hier sagte, hat er dann eingehend am Ritual, an den Kampfzielen und Kampfwegen der Freimaurerei, wie sie in Geheimschriften ausgesprochen sind,

nachgewiesen. Ja, er hat auch gezeigt, daß eingeweihte Hochgradbrüder wahrlich nicht im Zweifel darüber belassen werden, daß die Aufrichtung des Tempels Salomos, für die sie „arbeiten" müssen, die Errichtung der Judenherrschaft ist. Deshalb spricht er auch aus: „Die Deutschen eingeweihten Freimaurer sind in jüdischen Banden und für immer für Deutschland verloren."

Es war eine ungeheure Geistesarbeit, die der Feldherr geleistet hat, als er die Rituale so ausführlich und so richtig schilderte, daß führende Freimaurer die Enthüllung ihrer Geheimnisse zugeben mußten.

Wir hörten schon, daß der Feldherr fast gleichzeitig mit der ersten Kampfschrift, also im Herbst 1927, dem Deutschen Volke seine Kampfziele gab. Sie enthielten über Freimaurerei folgenden Abschnitt:

„Im Innern gilt der Kampf dem Judentum, das durch Freimaurerei und Marxismus mit seinen Abarten, durch Leihkapital und Verseuchung des geistigen und sittlichen Lebens der Völker die Weltherrschaft erstrebt und auch das Deutsche Volk in der autonomen Wirtschaftprovinz ‚Deutschland' für sich arbeiten lassen und ihm durch List und Gewalt den Jehovaglauben aufdrängen will."

Im Jahre 1928, am Tage der Schlacht bei Tannenberg, veröffentlichte er dann jenes, die erste Kampfschrift so sinnvoll ergänzende Werk: „Kriegshetze und Völkermorden in den letzten 150 Jahren im Dienste des allmächtigen Baumeisters aller Welten, Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse, II. Teil." Zum ersten Male seit unserer Verfremdung wurde dem Deutschen Volk hierin die Weltgeschichte gezeigt, wie sie sich wirklich zugetragen hat. Die früheren Geschichteschreiber haben nur äußere Vorgänge aneinandergereiht, und sie haben diese äußeren Vorgänge nicht einmal richtig dargestellt, denn das offen zutage tretende Wirken des Juden, der Freimaurerei und Roms wurde verschwiegen. Der Feldherr zeigt in diesem Werke, wie Jude und Freimaurer in den letzten 150 Jahren Kriege und Revolutionen hervorgerufen und beeinflußt haben, und wie diese beiden überstaatlichen Mächte gemeinsam mit Rom 25 Jahre lang daran gearbeitet haben, um den Weltkrieg zu entfesseln. Zum ersten Male wurde dem Deutschen Volke an Hand der Weltgeschichte nachgewiesen, daß sich das Handeln der Hörigen der überstaatlichen Mächte aus ihrer Weltanschauung ergibt. Der Feldherr, der in dem größten aller Kriege Weltgeschichte gestaltet hat, war mehr als irgendein anderer berufen, wahre Weltgeschichte zu schreiben. Ein nachfolgender Abschnitt in diesem Werke wird auf die besondere, volkrettende Bedeutung dieser Neuschöpfung der Geschichteforschung durch den Feldherrn noch näher eingehen.

Vom Jahre 1927 an hielten der Feldherr und die Philosophin öffentliche Vorträge über die Freimaurerei. Um das Leben des Deutschen Volkes zu sichern, setzte sich der größte Soldat verworfensten Zwischenrufen verblödeter, verhetzter und verkommener Volksgenossen aus. Erschütternd schilderte Frau Dr. Mathilde Ludendorff am 10. 12. 1927 in Stuttgart die Wirkung des Rituals:

„Stellen Sie sich diese Schmach vor, es wird in jeder Sitzung jeder Mann geschändet, daß er sich auf den Ruf ‚in Ordnung' aufstellen muß, und das Mordzeichen machen muß, dem er sich unterwirft, z. B. der Lehrling das Zeichen des Gurgelabschneidens."

Am 26. 1. 1928 sprach der Feldherr in einem großen öffentlichen Vortrag in Leipzig über die Freimaurerei und erwähnte die Gründung des Deutschen Reiches.

„1870 entstand das Reich, aber Österreich blieb außerhalb. Ein gewaltiger Schritt war geschehen. Doch Jude, Freimaurer und der Jesuit blieben im Reich und konnten im Volke ihre zerstörende Tätigkeit fortsetzen. Es bildete sich keine geschlossene Volkseinheit, in der einer für den andern arbeitete, und die Frau neben dem Manne den richtigen Wirkungkreis hatte. Jude, Jesuit und Freimaurer konnten weiter zerstörend wirken. Die überstaatlichen Mächte brachten es fertig, daß die Völker den Krieg gegeneinander führten, und das stolze Bismarckreich wurde zerstört."

In diesem Vortrag stellte er vor der Geschichte die ungeheure Blutschuld der überstaatlichen Mächte fest:

„Fünfzehn Millionen Toter stehen auf dem furchtbaren Schuldkonto der überstaatlichen Mächte. Ich klage sie dieses furchtbaren Verbrechens an."

Ebenso neu wie die Sinnenthüllung des Rituals und seine Enthüllung selbst, ebenso erstmalig wie die Aufdeckung der furchtbaren Verhöhnung, Versklavung und Demoralisierung, die an den Brrn. verübt wird, und ebenso wesentlich wie die Enthüllung der Beziehungen der Freimaurerei zum Judentum war auch die Entlarvung des kabbalistischen Aberglaubens, nach dem die Drahtzieher der Freimaurerei, die Juden, ihr politisches Handeln ordnen. Besonders zeigte der Feldherr in den beiden genannten grundlegenden Werken und in seinen Vorträgen den kabbalistischen Zahlenaberglauben des eingeweihten Juden und des Hochgradfreimaurers. Für den eingeweihten Juden haben die einzelnen Buchstaben Zahlenwerte. Die Zahlen 10 plus 5 (gleich 15) entsprechen den ersten Konsonanten des Wortes Jehova. Die beiden Zahlen 10 und 5 sind deshalb dem Juden heilig. Auch den Hochgradfreimaurern sind bestimmte Zahlen heilig, und sie versprechen sich von ihnen

Erfolg. Der Feldherr zeigte nun, wie oft das Datum bestimmter Tage, an denen das Deutsche Volk weiter versklavt wurde, diesem kabbalistischen Zahlenaberglauben entsprechend gewählt war. Verständnislos stand die Mehrheit des Deutschen Volkes diesen Enthüllungen des Feldherrn gegenüber, obwohl er jahrelang immer und immer wieder darauf hinwies, daß man die Feinde nur abwehren könne, wenn man auch ihren Aberglauben, wenn man ihre Hemmungen, ihre Ängste und Schwächen kennt. Schon nach kurzer Zeit konnte sogar nachgewiesen werden, daß dieser Zahlenaberglaube in einer Geheimschrift für die allerhöchsten Hochgrade der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland schriftlich bestätigt ist. In der Geheimschrift „Konkordanz I.—IX., nach den Akten der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland zusammengestellt und erläutert von Br. A. Widmann", sind die einzelnen Symbole des Brauchtums in ihrer Bedeutung für die höchsten Grade erklärt*). Über die Zahlen schreibt die Konkordanz in der schwülstigen, freimaurerischen Sprache:

„Bestimmte Zahlen gehen durch unsere ganze Symbolik hindurch, sowohl mit wissenschaftlichen als historischen Ausdeutungen ... Die Geheimnisse der Freimaurerei gründen sich auf die Zahl 3, denn daraus entstehen 9, 10, 27 und 81, welche Zahlen sämtlich in des Ordens Zeichen, Schlägen und Sinnbildern vorkommen, denn die Zahl 3 ist die vollkommenste, weil sie Ursprung, Fortgang und Wirkung in sich faßt. Unsere Väter haben die Zahl an Sinnbilder und an beide die Auslegung ihrer Kundschaft geknüpft ..., weil solcher Gestalt der Gang, den manche Begebenheiten genommen haben, durch unverwerfliche Beweise klarer gemacht wird."

Mit dürren Worten ist also hier gesagt, daß geschichtliche Begebenheiten durch freimaurerische Zahlen nachgewiesen werden. Die Enthüllungen des Feldherrn über den Zahlenaberglauben werden also durch eine der geheimsten Schriften der Hochgradmaurerei bestätigt.

In seinem Werke „Kriegshetze und Völkermorden" hatte er nicht nur die politischen Aktionen der Freimaurer bewiesen, sondern auch gezeigt, daß sie sie immer dem jüdischen Zahlenaberglauben entsprechend zeitlich festsetzten. Dies wurde in freimaurerischer Geheimsprache in oben wiedergegebener Weise den Hochgradbrüdern übermittelt.

*) Diese Geheimschrift war so streng geheim, daß sie überhaupt nur in dreifacher Fertigung bestand. Ein Stück war im Archiv, ein Stück hatte der Ordensmeister, und ein Stück war im Besitz des Großmeisters. Nur die wenigen Hochgradbrüder des 10., 11. und 12. Grades durften diese Geheimschrift lesen. Näheres in der Schrift von Robert Schneider „Die Freimaurerei vor Gericht", 4. Auflage.

Wie war es nur möglich, daß die überstaatlichen Mächte Jahrhunderte hindurch einen solchen Einfluß auf ganze Völker und auf Menschen, die Geschichte gestaltet haben, ausüben konnten? Wie war es nur möglich, daß alle diese blutigen Verbrechen an den Völkern Jahrhunderte hindurch unerkannt und ungestraft geschehen konnten? Die Philosophin Dr. Mathilde Ludendorff erkannte auf Grund der von ihr enthüllten Seelengesetze die Tatsächlichkeit. Suggestionen, Seelenschädigung und Seelenmißbrauch sind seit Jahrhunderten die Herrschaftmittel des Judentums, der Freimaurerei, Roms, ja, aller Priesterkasten. Eindringlich, wies der Feldherr die Deutschen auf das Werk der Philosophin und Seelenärztin Dr. Mathilde Ludendorff „Induziertes Irresein durch Okkultlehren" hin. In diesem Werke zeigt die Fachärztin, wie durch das freimaurerische Ritual eine Schreckneurose und durch die Symbolik eine schwere Schädigung der Denk- und Urteilskraft hervorgerufen wird. Die Eide und Gelübde und die in ihnen angedrohten Strafen rufen Willensschwäche und oft Angstneurose hervor*).

Der Feldherr begnügte sich in seiner Gründlichkeit und in seiner hohen Menschenkenntnis nicht damit, die Kriegshetze und die Revolution als Machwerk der Freimaurerei dem Volke zu entlarven. Er wußte, daß die meisten Deutschen „Eintagsfliegen" sind und nur zu leicht gleichgültig bleiben, wenn es sich um Begebenheiten handelt, die frühere Geschlechter erlebten. Daher hat er sich in seinen Vorträgen vor allem mit Verbrechen des Geheimordens am Deutschen Volke in der letzten Vergangenheit und Gegenwart befaßt und dabei auch die wirtschaftliche Aussaugung des Deutschen Volkes durch Brr. anderer Länder dargetan. Ja, er hat auch eine besondere militärische Schrift veröffentlicht, die einen Einzelfall der Okkultbeeinflussung betrifft, an den sich die meisten noch aus ihrem eigenen Leben erinnern konnten. Er zeigte den Deutschen, daß gleich nach Kriegsbeginn ein furchtbares Unglück über das Deutsche Volk hereinbrach, weil der Führer des Deutschen Heeres durch jahrelange Suggestivbehandlung seelisch krank gemacht worden war. General v. Moltke nahm im September 1914 das siegreiche Heer zurück, weil man ihm eine Niederlage prophezeit hatte. (Vgl. General Ludendorff „Das Marne-Drama, der Fall Moltke-Hentsch".) General v. Moltke stand unter dem Einfluß seiner okkulten Frau, des Mediums Lisbeth Seidler und des Hochgradfreimaurers Dr. Rudolf Steiner. An der Zugehörigkeit des Dr. Rudolf Steiner zur Hochgradfreimaurerei kann nicht

*) Eine derartige Seelenschädigung tritt durch alle Geheimorden ein, die Eide mit Strafdrohungen und Symbole verwenden. Es gibt Deutsche, die das Judentum und die Freimaurerei bekämpfen, und die plötzlich ganz auffallend zurückhaltend werden, wenn man sie darauf hinweist, daß auch in den sogenannten „germanischen" Geheimbünden die gleichen Seelenschädigungen bei den Mitgliedern eintreten.

der mindeste Zweifel bestehen*). Rudolf Steiner hat sogar zugegeben, mit General v. Moltke auch militärische Dinge besprochen zu haben**).

Deutsche Hochgradfreimaurer haben in freimaurerischen Zeitschriften die Deutsche Tragödie an der Marne als ein Glück für das Deutsche Volk bezeichnet. Mit Recht sagt Frau Dr. Mathilde Ludendorff in dem Werke „Die Volksseele und ihre Machtgestalter", daß die Seelenmißbraucher mehr Weltgeschichte gestaltet haben, als die Helden in den Schlachten.

Stellen wir uns nun einmal vor, der Feldherr hätte in der genannten vollkommenen Einheit mit Dr. med. Mathilde Ludendorff den Freimaurerkampf so allseitig, so dem Wesen nach und so tiefgehend und gründlich geführt, wie ich es in meinen bisherigen Andeutungen des Wichtigsten darzutun mich bemühte, er wäre aber wie alle bisherigen Bekämpfer dieses Geheimordens am Christentum haften geblieben, so wäre der ganze Kampf dennoch vergeblich gewesen. Die Juden hätten ihren Spott darüber getrieben, wie sie über einen christlichen Antisemitismus spotteten. Ich habe es in meinen Vorträgen immer wieder erleben können, daß die Zuhörer erst dann wirklich überzeugt wurden, als ich ihnen sagte:

„Nun werden Sie mir erwidern, dann müßten Sie ja auch das Christentum ablehnen, das hat ja auch jüdische Bräuche und hält sich an jüdische Gesetze und an jüdische Geschichte. Dann erwidere ich Ihnen: Da haben Sie nur zu recht; der Feldherr lehnt ja auch das Christentum als eine gefährliche Verjudung grundsätzlich ab."

Erst als ich das den Hörern sagte, merkte ich, wie nun erst die ganze Abwehr begriffen wurde. Wenn daher auch dieser Kampf gegen das Christentum in einem besonderen Abschnitte behandelt wird, so muß doch auch hier auf ihn, als einen Bestandteil des Freimaurerkampfes hingewiesen werden. Das Haus Ludendorff erkannte, daß die Christenlehre nichts anderes ist als eine jüdische Propagandalehre, die das artgemäße völkische Leben der Völker abtöten und die Abwehr der Völker schwächen soll, damit die Völker unter die Herrschaft des Judentums und unter Priesterherrschaft gezwungen werden können. Die Ablehnung des Christentums wurde in die Kampfziele aufgenommen:

„Ja, es gilt der Überwindung des Christentums, weil auch ein Restbestand im Volke die Herrschaft der überstaatlichen Mächte begünstigt und die Volksschöpfung gefährdet, aber nicht mit Mitteln der Gewalt, die einst gegen unsere Ahnen ange-

*) Vgl. A. P. Eberhardt „Winkellogen", 1914, S. 96.

**) Vgl. das Buch „Die Schuld am Kriege, Betrachtungen und Erinnerungen des Generalstabschefs H. v. Moltke über die Vorgänge vom Juli 1914 bis November 1914", herausgegeben und eingeleitet in Übereinstimmung mit Frau Elisa v. Moltke durch Rudolf Steiner.

wandt wurden und jetzt gegen uns eingesetzt sind, sondern durch Aufklärung und sittliches Handeln."

Erich Ludendorff zeigte es dem Volke, daß der Generalangriff von Rom und Juda gegen unsere Freiheit damit begann, daß unseren Vorfahren das Christentum aufgedrängt wurde. Wie der Jude seinen Sieg über die Gojim in Denkmälern symbolisch darstellt, so haben sich die Christen durch Denkmäler an Kirchen offen gerühmt, daß sie unseren Vorfahren mit Gewalt die Christenlehre aufgezwungen und sie mit Gewalt unterworfen haben. Selbstverständlich waren hierbei freimaurerische Kirchenbeamte beteiligt. (Vgl. „Des Volkes Schicksal in christlichen Bildwerken".)

Ebenso nachdrücklich wie der Feldherr seinen Freimaurerkampf durch die Enthüllung über das Wesen des Christentums ergänzt hat, hat er auch darauf hingewiesen, daß das Einfangen und Festhalten der Männer in den Freimaurerlogen nur durch zuvor angerichtete Entwurzelung, durch Schädigung der Denk- und Urteilskraft und endlich durch starke Verjudung, wie sie durch die christliche Erziehung erreicht werden, möglich ist. So hält denn das eine das andere an der Macht, und die jüdischen Leiter der Logen mögen nicht wenig erschrocken sein, als der Feldherr bald nach Beginn des Freimaurerkampfes aus der Kirche austrat.

Die überstaatlichen Mächte wissen wohl, daß ein Fremdglaube die Volksseele tötet und ihnen unbeschränkte Herrschaft sichert. Sie sind sich auch bewußt, daß nichts die Ausbreitung des Fremdglaubens so erschwert als die arteigene Kultur*). Seit tausend Jahren führen deshalb Juda und Rom einen fanatischen Vernichtungkampf gegen unsere arteigene Kultur und gegen die genialen Schöpfer großer Deutscher Kulturwerke. Wie fühlen sich die Hochgradfreimaurer sicher, wenn Bücher über die Freimaurerei nur das jüdische Ritual und den Freimaurermord von Sarajevo schildern und die durch die Freimaurerei verübten grauenvollen Morde an Schiller, Lessing und Mozart und an anderen Großen verschweigen. Der Feldherr hat die Werke seiner Lebens- und Kampfgefährtin Dr. Mathilde Ludendorff „Mozarts Leben und gewaltsamer Tod" und „Lessings Geisteskampf und Lebensschicksal" dem Deutschen Volke ganz besonders eindringlich ans Herz gelegt. Der Mord an Mozart und an Lessing wird in diesen beiden Werken an Hand zahlreicher Quellen so lückenlos nachgewiesen, daß ein Zweifel wirklich nicht möglich ist. Die Schöpfer genialer Deutscher Kulturwerke mußten vernichtet werden, wenn man das Volk enthaupten und es für die Jahwehherrschaft reif machen wollte. Heiliger Zorn müßte jeden Deutschen darüber erfassen, daß es möglich war, diese beiden Großen

---

*) Vgl. Dr. Mathilde Ludendorff „Die Volksseele und ihre Machtgestalter".

nach ihrem gewaltsamen Tode durch Schändung ihrer Leiche und ihres Grabes zu verhöhnen. Der große Deutsche Lessing wurde durch Frau Dr. Mathilde Ludendorff dem Deutschen Volk so erhaben und so groß gezeigt, wie er wirklich gewesen ist. Auch der Feldherr sprach warme Worte über Lessings scharfen Kampf gegen die Seelenknechtung durch christliche Priester. Es ist erschütternd, zu sehen, daß die Hochgradfreimaurer, die fürchteten, der forschende Geist eines Lessing könne ihrem Bunde gefährlich werden, auch nicht die geringste Ehrfurcht vor der Größe dieses Geisteshelden hatten. Die Hochgradfreimaurer rühmen sich sogar in ihren Schriften, daß sie Lessing „erjagt" haben. Nichts kann, so warnte der Feldherr immer wieder, den eingeweihten Hochgradfreimaurern eine größere Sicherheit geben als die Tatsache, daß ein großer Teil des Volkes die durch die Geheimorden verübten Morde an den genialen Kulturschöpfern, und die sich immer wiederholenden Schändungen durch würdelose Bestattung, durch Entehrung der Leiche und der Grabstätte nicht glaubt. Mit Worten der Entrüstung zeigte Ludendorff den Deutschen, wie fahrlässig und undankbar es ist, wenn Millionen von Deutschen sich täglich an den göttlichen Werken ihres Mozarts erfreuen, allein gegenüber den Enthüllungen über das grauenvolle Schicksal dieses genialen Musikers stumpf und ablehnend bleiben, ohne durch gründliches Lesen der Enthüllungschriften sich ein Urteil zu bilden. In dem Werke „Die Volksseele und ihre Machtgestalter" spricht Frau Dr. Mathilde Ludendorff die Erfahrung des Hauses Ludendorffs aus, daß gerade die Enthüllungen über die Verbrechen der geheimen Volksfeinde auf den Widerstand der unvollkommenen Volksgeschwister stoßen:

„Ja, zeigt man dem Volk seine geheimen Feinde, so haßt es nicht diese, nein, der Haß trifft den Warner und Enthüller, weil Erkenntnis ja Verpflichtungen auflädt, diese aber sind unangenehm. Man wäre dann doch eigentlich verantwortlich, den Abwehrkampf gegen die Feinde aufzunehmen, das aber verspricht Lustgefährdung und Leidmöglichkeit."

Besser als die ahnunglosen Deutschen wußten die überstaatlichen Mächte, daß ihnen durch den Kampf des Feldherrn, der ihn mit seinem weltgeschichtlichen Namen führte, zum erstenmal seit ihrem Bestehen die Gefahr der Vernichtung droht. In ihrem Haß verbreiteten sie Lügen über den Feldherrn, die an Niedertracht wohl nicht überboten werden können. Ludendorffs Feldherrnehre sollte zerstört werden. Seine Leistungen während des Weltkrieges sollten herabgesetzt werden. Wenn General Ludendorff nicht mehr der geniale Feldherr des Weltkrieges war, sondern nur ein beliebiger Heerführer, dann war es ein Leichtes, das entwurzelte Volk von

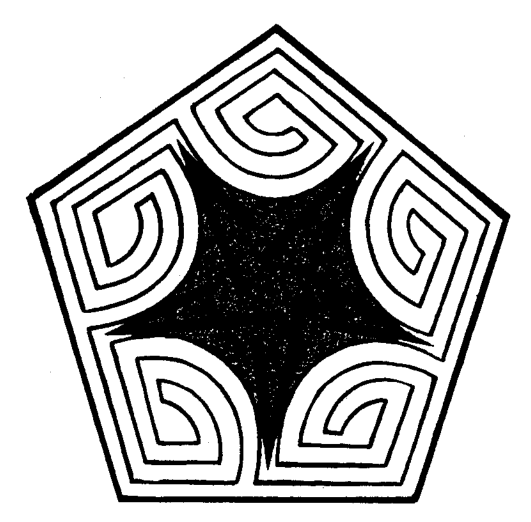
seinen Erkenntnissen fernzuhalten. Lange konnten über das Wirken des Feldherrn im Weltkriege die unglaublichsten Lügen verbreitet werden. Lange mußte der Feldherr um seine Feldherrnehre schwer ringen, wußte er doch, daß nur eine Geschichte, die der Wahrheit entspricht, dem Volke rettende Lebenserfahrung werden kann, und wußte er doch, wie bitter notwendig es war, daß alle seine Feldherrnleistung in ihrem vollen Gewichte neben seinem Namen bei seinem Kampfe gegen die weltbeherrschenden Priesterkasten stand. Ohne eine Spur von Ehrfurcht wagten kleine Geister, seine Leistungen zu bekritteln und Lügen zu verbreiten. Als der Feldherr für die geschichtliche Wahrheit eintrat, wurde gelogen, er sei ruhmsüchtig usw.:

„Wie ich aus den mir jetzt zugestellten neuerlichen Veröffentlichungen über die Schlacht von Tannenberg erkenne, wird zähe an den ungeheuerlichen Entstellungen festgehalten, und das alles darf man zu meinen Lebzeiten getrost wagen! Es sind die Verfasser an allen meinen Richtigstellungen vorbeigegangen. Sie wollen eben die Wahrheit nicht sehen. Es handelt sich für sie gar nicht darum, alle Quellen zu prüfen, sie fragen mich auch gar nicht, sondern es handelt sich da um ein planmäßiges Bemühen, namentlich von freimaurerischer Seite, mich treffen zu wollen. Ernste Erfahrung lehrt mich, daß Gleichgültigkeit gegen Ruhm und Urteil der Mit- und Nachwelt nicht zum Unrecht an der Pflicht werden darf, der Geschichte die Wahrheit kundzutun." (General Ludendorff: „Tannenberg".)

In den Schriften „Tannenberg", „Dirne Kriegsgeschichte vor dem Gericht des Weltkriegs" und „Ein Trauerspiel" zeigte der Feldherr, daß besonders die Freimaurerei und Rom hinter den verbreiteten Lügen standen. In dem Abschnitt „Erich Ludendorff und die kommenden Jahrtausende" weist Frau Dr. Mathilde Ludendorff in diesem Werke darauf hin, daß gerade diese Gehässigkeiten und diese Verleumdungen der überstaatlichen Mächte dem Deutschen Volk einen Anschauungunterricht für die Zukunft geben. Es war ein schwerer Schlag für die überstaatlichen Mächte, daß Staat und Wehrmacht noch vor dem 70. Geburttag des Feldherrn die Feldherrnehre des Generals Ludendorff ohne Einschränkung anerkannten.

Wir haben nur einen allzu flüchtigen Blick auf den großen, für die Weltgeschichte kommender Jahrhunderte so wesentlichen Kampf gegen die Freimaurerei, wie der Feldherr ihn führte, werfen können. Möge dieser Einblick dem Deutschen die Pflicht bewußt machen, sich mit den so wesentlichen Werken, die das Haus Ludendorff dem Deutschen Volke und allen Völkern geschenkt hat, zu befassen. Wir können nur staunen über die ungeheure, einzig dastehende Geistesarbeit, die von zwei genialen Deutschen in wenigen Jahren geleistet wurde. Immer wieder hört

man die Meinung, die Aufklärung des Hauses Ludendorff sei „zu schwer", sie sei „für die große Masse" nicht geeignet. Ein völkischer Deutscher sollte Volksgeschwister überhaupt nicht als „große Masse" bezeichnen. Volk und Staat können nur wünschen, daß das Volk aus möglichst vielen Volksgeschwistern besteht, die selbständig denken, urteilen und handeln. Gewiß sind die Werke des Feldherrn und der Philosophin kein Lesestoff zur leichten und oberflächlichen Unterhaltung. Die Veröffentlichung solcher Bücher würde weder der Größe der beiden Persönlichkeiten, noch der ernsten Bedeutung ihres Geisteskampfes entsprechen. Welche Flut minderwertigster Geheimschriften mußte der Retter des Volkes im Weltkriege durcharbeiten, statt von seinen übermenschlichen Leistungen besonders in Anbetracht der Undankbarkeit des Volkes auszuruhen, bis er uns die Frucht dieser leidigen Mühen in seinen fesselnden, kurzen, inhaltreichen Werken schenkte. Er läßt uns das Ergebnis seiner Forschung, belichtet von der erquickenden Klarheit seines Geistes und dem Edelsinn seines Charakters, mühelos aufnehmen. Und welchen Widerlichkeiten, Gehässigkeiten und Verleumdungen von seiten der getroffenen Volksfeinde setzte er sich aus, um des Volkes Zukunft zu retten! Und nun sollte das Volk wirklich zu stumpf und abgestorben sein, um das rettende Geschenk aufzunehmen? Mag die Mitwelt diesen Eindruck machen, die Geschenke des Hauses Ludendorff sind zu gewaltig, zu reich, zu lebenswichtig, als daß sie nicht ihren Weg zu dem Volke und den Völkern immer weitergehen werden. Die kommenden Geschlechter werden sich der Wahrheit der Erkenntnisse des Hauses Ludendorff nicht entziehen können. Die Weltgeschichte hat gezeigt, daß die Wahrheit noch immer ihren Weg in die Völker gegangen ist. Ihr Endsieg ist sicher.



Ludendorffs Kampf gegen den Okkultismus

Hermann Rehwaldt*)

Neben dem in diesem Werke schon beachteten Kampfe des Feldherrn gegen die Lehren der überstaatlichen Mächte: Marxismus, Freimaurerei und Christentum, erkannte er als ein weiteres Mittel, die Völker der Erde, namentlich aber das Deutsche Volk geistig zu kollektivieren, d. h. es seiner erbgebundenen Eigenart zu berauben und zu einem willenlosen Glied in dem geplanten Weltreich zu machen — sei es in dem jüdischen Weltkollektiv nach sowjetrussischem Muster, sei es in dem Königreich Christi auf Erden, wie es seinerzeit durch die Jesuiten in Paraguay verwirklicht wurde, sei es schließlich in dem von „Priester-Magiern", von „großen Eingeweihten", von einer „unsichtbaren Priesterhierarchie", von „Weisen", „Mahatmas", „Archats" und wie sie sonst noch genannt sein mögen, unsichtbar regierten Weltreich unter der Herrschaft der Priesterkaste auf dem „Dach der Welt", Tibet. Dieses Mittel, das heute eine immer größere Bedeutung erhält, ist der Okkultismus.

Ehe wir einen Blick auf den Abwehrkampf des Feldherrn werfen, gebe ich den Fernerstehenden unter den Lesern an, was unter Okkultismus zu verstehen ist und welche Wirkungen der Okkultlehren uns vom Hause Ludendorff nachgewiesen wurden. Aus der Erkenntnis dieser Wirkungen erklärt sich die hohe Bedeutung, die der Feldherr dem Abwehrkampfe gegen diese „Weltpest" beimaß.

An Hand der uns durch die Werke Dr. Mathilde Ludendorffs gewordenen Erkenntnisse können wir den Begriff Okkultismus klar umreißen. Freimaurerische Geheimlehren und Teile der Christenlehre fallen an sich auch unter diesen Begriff. Wenn wir beide bei unserer kurzen Betrachtung hier ausschließen, so geschieht das deshalb, weil dem Abwehrkampfe gegen diese besondere Abschnitte in diesem Werke gewidmet sind. Wir bezeichnen mit dem Worte Okkultismus alle Religionlehren, Weltanschauungen, scheinphilosophischen oder scheinwissenschaftlichen Systeme und Schulen, deren Inhalt im Widerspruch zu den Erkenntnissen der Naturforschung steht, die ewigen, unvergänglichen Naturgesetze mißachtet, verbiegt, leugnet oder unverantwortlicher Weise durch Lehrmeinungen „ergänzt" oder „korrigiert", die

*) Verfasser von „Das schleichende Gift — der Okkultismus, seine Lehre, Weltanschauung und Bekämpfung", „Die ‚kommende' Religion — Okkultismus als Nachfolger des Christentums", „Rassenkunde und Rassenwahn", „Vom Dach der Welt — über die ‚Synthese aller Geisteskultur' in Ost und West."

über die Grenzen der Vernunft (s. Immanuel Kant) hinausgehen. Darunter fallen neben den Religionen des Ostens — Buddhismus, Hinduismus aller Abarten, Islam u. a. — in erster Linie alle Sekten und Bewegungen, die auf dem Geistesgut dieser Religionen aufbauen — Theosophie, Anthroposophie, Neugeist, Ariosophie usw.*) —, sowie scheinbar davon unabhängige Richtungen, Sekten, Logen, Zirkel, Orden usw., z. B. solche gnostischen und satanistischen Charakters, die sich auf der okkulten Kabbalah und der ebenso okkulten Gnosis gründen. Da im übrigen auch das Christentum zum Okkultismus gehört — wir nehmen es lediglich der Übersichtlichkeit halber aus —, so bezeichnen wir auch die sich von den Hauptkonfessionen abspaltenden christlichen Sekten als okkult. Ferner gehören dazu Sekten „wissenschaftlichen" Charakters, die sich fanatisch zu einer naturwissenschaftlichen Hypothese bekennen, deren Berechtigung durch die exakte Forschung nicht erwiesen werden kann, so z. B. die Anhänger der „Axiometrie", „Mediumforschung", „Parapsychologie", „Telepathie" usw. Ferner fallen auch philosophische Systeme unter diese Bezeichnung, die in ihren Spekulationen und mechanistischer Denkweise die Grenzen der Vernunft kühn überschreiten und Dinge zu erklären, zu begreifen suchen, die jenseits dieser Grenzen sind. So müssen wir z. B. eine Reihe neuerer philosophischer Systeme als okkult bezeichnen.

Zum Wesen der meisten Okkultlehren gehört ihre Zweigesichtigkeit — mit Ausnahme der scheinwissenschaftlichen und der scheinphilosophischen Richtung. Sie besitzen eine „exoterische", für „Profane", Außenstehende, Nichteingeweihte und eine „esoterische", für „Wissende", „Eingeweihte", Fortgeschrittene bestimmte Lehre. Es können innerhalb einer okkulten Lehre auch mehrere Grade der „Esoterik" bestehen, die sich mit fortschreitenden „Weihen" oder „Erkenntnissen" steigern.

Es gehört ferner dazu, daß die Lehre mehr oder weniger „geheim" ist — mit der obigen Einschränkung — und durch den Zauber des Geheimnisvollen wirbt. Okkult bedeutet ja „dunkel", „geheim". Und diese Geheimnistuerei der okkulten Sekten und Religionen ist, wie gesagt, nicht nur durch die Scheu, ihren Irrsinn dem Spott der normalen Menschen auszusetzen, bedingt, sondern eben ein raffiniertes Werbemittel für die Menschen, deren Eitelkeit die Sehnsucht erweckt, „mehr zu wissen und zu können" als andere, und die darum gierig zum „Geheimwissen" greifen, das „nicht aller Welt zugänglich" ist.

---

*) Näheres siehe G. Ipares „Geheime Weltmächte", H. Rehwaldt „Schleichendes Gift", „Die kommende Religion" und „Vom Dach der Welt", Strunk „Zu Rom und Juda — Tibet" sämtl. in Ludendorffs Verlag, München.

Der 9. April 1935

Rechts: Erich Ludendorff an seinem 70. Geburttag umgeben von glückwünschenden Anhängern

Unten: Abschreiten der Front der Ehrenkompanie durch General Ludendorff. In der Mitte Generaloberst von Blomberg, links General der Artillerie von Fritsch, die Glückwünsche des Führers und der Wehrmacht überbrachten

„Wir gedenken des Mannes, dessen Kraft wie Atlas eine Welt auf seinen Schultern trug. Wir neigen uns in Ehrfurcht vor dem Feldherrn Ludendorff"

(Generaloberst von Blomberg bei seiner Rede anläßlich des Heldengedenktages am 16. März 1935)

Unten: Mit jubelnder Begeisterung wird der Feldherr bei seinem 70. Geburttag in Tutzing von Tausenden begrüßt









Rechts: General Ludendorff begibt sich in Begleitung des Reichskriegsministers, Generaloberst v. Blomberg und des Chefs der Heeresleitung, General der Artillerie, Frhr. v. Fritsch zur Abnahme der Parade auf die Hauptstraße in Tutzing

Die Auswirkung aller Okkultlehren ist eine mehr oder weniger bedeutende geistige Verblödung ihrer Anhänger, die in manchen Fällen zum vollständigen „induzierten Irrsein" führen kann, wie es die Philosophin und Seelenärztin in ihrem Werk „Geheime Wissenschaften?" bewiesen hat. Der Raum verbietet mir, hierauf näher einzugehen. Ich muß es dem Leser überlassen, sich selbst durch das Studium des genannten und anderer einschlägigen Bücher von der Tatsächlichkeit zu überzeugen.

Eine andere Auswirkung des Okkultismus ist, daß seine Anhänger entweder in ihren Organisationen oder auch außerhalb derselben zu mehr oder weniger zuverlässigen Dienern der überstaatlichen Mächte werden, die hinter den betreffenden Okkultrichtungen stehen und sich der Führung darin bemächtigt haben. Denn alle, auch die scheinbar unbedeutenden Okkultbünde und -richtungen stehen heute unter der Führung der einen oder der anderen überstaatlichen Macht — oder auch unter dem Einfluß mehrerer. Gerade die „Esoterik", die Zweigesichtigkeit der meisten Lehren bietet den überstaatlichen Mächten die außerordentlich günstige Möglichkeit, solche Gebilde unsichtbar zu regieren und durch getarnte Hörige in gewünschter Richtung zu leiten. Meist ist die Abhängigkeit der „unteren Grade" von ihren „Meistern", „Gurus" (Lehrern), „Mahatmas" (großen Lehrern) und dergleichen viel fester und nachhaltiger als z. B. die der christlichen Schäflein von ihren Hirten, den Priestern.

Schon sehr früh, zu Beginn seines Kampfes gegen die überstaatlichen Mächte, erkannte der Feldherr diese Auswirkungen des Okkultismus. Noch stand allerdings damals das „geheime Wissen" nicht in der heutigen Blüte. Trotzdem wies General Ludendorff in seiner „Deutschen Wochenschau" bereits in den Jahren 1927 und 1928 auf die okkulte Gefahr hin und warnte die Deutschen davor. Getreu seinem Grundsatz, die Entlarvung eines überstaatlichen Volksfeindes erst dann mit voller Macht vorwärtszutreiben, wenn der betreffende Feind mehr oder weniger sichtbar in den Vordergrund des Volkslebens drängt, also in seiner Erscheinung aller Welt wahrnehmbar ist, schob er den Hauptstoß gegen den Okkultismus bis nach Enthüllung der damals im Vordergrund stehenden überstaatlichen Mächte: Juda, Rom, Freimaurerei, Christentum, auf.

So beginnt der geniale Feldzug gegen den Okkultismus nach den schon erwähnten Vorpostengefechten mit einer wuchtigen Unterstützung des Kampfes der Philosophin — den sie schon 1913 begann — im Jahre 1932. Damals traten besonders solche Richtungen des Okkultismus hervor, die einen „arischen" Ersatz des jüdischen Christentums herbeiführen und die enthüllte und tödlich getroffene Freimaurerei durch ein „arisches" Gebilde gleicher Art ersetzen wollten. Der Br. Dr. Köthner,

ehemaliger Freimaurer, nachmaliger „Mahatma", den seine Logenbrüder als „Jesuiten" bezeichneten, war mit seiner „Hagalgesellschaft", später „Deutschen Gesellschaft", und mit seinem namenlosen „Orden" oder „Orden der Ordnung" der Vorkämpfer dieser Richtung. Andere Gestalten tauchten auf, die in gleichem Sinne wirkten, „urarisches", „armanisches", „ariogermanisches Weistum" wurde allüberall erwachten Deutschen anempfohlen, und eine ganze Reihe von Orden, Gesellschaften und Zirkeln erfaßten immer weitere Kreise der das Christentum als artfremde Lehre ablehnenden völkischen Kämpfer.

Der Feldherr leuchtete die Hintergründe dieser dunklen (okkulten) Gebilde mit dem unbarmherzigen Scheinwerfer seiner Aufklärung ab. Selten eine Folge von „Ludendorffs Volkswarte" dieser Kampfjahre, die nicht wenigstens mit einer Briefkastennotiz auf das okkulte schleichende Gift hingewiesen hätte. In einer Reihe großer Aufsätze klärte der Feldherr selbst die Deutschen darüber auf. Eine ständige Rubrik der „Volkswarte" — „Scheinwerfer" — wurde zum Zweck der Beleuchtung der dunklen okkulten Zusammenhänge eingerichtet, und der Feldherr lieferte selbst für diesen Teil der Zeitung manch einen kurzen und erschöpfenden Beitrag in seinem klassisch knappen und präzisen Stil.

„Schon oft wiesen meine Frau und ich darauf hin, daß die überstaatlichen Mächte daran sind, aus Furcht vor dem Deutschen Bluts- und Gotterwachen den Deutschen eine ‚neue Ideologie' zu geben, die sie in den christlichen Lehren oder in sonstigen Bindungen festhalten soll. Das ist das Entscheidende. Die Person Christi spielt dabei keine Rolle ..." schrieb der Feldherr in Folge 44/32 im Aufsatz „Neue Kerkermauern": „Juda und Rom arbeiten gleichzeitig daran, und zwar — mit fieberhaftem Eifer, sie haben ihre Geheimorganisationen und Vertrauensleute dafür in Bewegung gesetzt und wollen sich auch dabei den Rang ablaufen. Die ‚Arbeit' Judas und Roms ist nicht scharf voneinander zu trennen ..." Der Aufsatz schließt mit der Mahnung, die sich im Verlauf des Aufklärungkampfes stetig wiederholt:

„Solange das Volk urteilslos bleibt, so wie ‚der Geist' es wünscht, solange ist es jedem neuen Betrug ‚des Geistes' unterworfen, so dumm er auch ist.

Nur denkfähige Menschen, die alles, aber auch alles Okkulte, die Astrologie in jeder Form und alles ‚Weistum' ablehnen, jeder ‚Schweigepflicht' den Rücken kehren und ‚alle Gelöbnisse' verurteilen, werden fähig sein, das verderbliche Wirken des ‚Geistes' restlos zu durchschauen. Solange die Menschen dazu nicht imstande sind, sollten sie wenigstens vertrauensvoll auf die hören, die diesen ‚Geist' nun wirklich kennen. Namentlich sollten auch die ‚Völkischen' aus dem Bilde lernen, das ich ihnen gab ...

Neue Kerkermauern sollen das Volk von den wissenschaftlichen Naturerkenntnissen und von der Deutschen Gotterkenntnis trennen, die sie frei macht und denken lehrt. Das Volk soll, suggeriert und gebunden, innerhalb der neuen Kerkermauern ein Zuchthausleben weiterführen und immer noch mehr für die Aufseher und deren ‚Geist' arbeiten, statt in Freiheit für sich selbst zu schaffen, wie das in Deutscher Gotterkenntnis begründet liegt."

Absichtlich beschränkte sich der Feldherr damals auf den Hinweis auf die beiden bereits entlarvten überstaatlichen Mächte, die zwar grell beleuchtet, jedoch noch lange nicht von allen Deutschen, selbst nicht von allen „Völkischen" klar erkannt wurden. Es galt damals, zunächst diese sich bereits an der Macht wähnenden Mächte immer wieder zu zeigen, damit die Erkenntnis endlich das ganze Volk erfaßt. Gerade der Umstand, daß Rom, Juda und die Freimaurerei die sonst übliche „Vorsicht" außer acht ließen und nicht mehr so „in dreifache Nacht gehüllt" wirkten, erleichterte und förderte den Kampf. Die dritte überstaatliche Macht, die Priesterhierarchie Tibets, hielt sich damals noch im Hintergrunde, und es wäre psychologisch falsch gewesen, sie damals schon in den Kampf einzubeziehen, machte es doch an sich schon Deutscher Denkweise die größte Mühe, den stets wechselnden Listkampf der zur Zeit schon herrschenden überstaatlichen Mächte durchschauen zu lernen. Darum beschränkte sich, wie in einem vorangehenden Abschnitte auch schon erwähnt wurde, zunächst der Feldherr auf die Bekämpfung der Hauptwaffe dieses Feindes, des Okkultismus, deren sich auch Rom und Juda ausgiebig bedienten. Da es zudem keine einzige okkulte Organisation gibt, in der nicht alle überstaatlichen Mächte hinter den Kulissen — im scharfen gegenseitigen Kampf — vertreten wären, so traf der Feldherr stets auch Tibet, wenn er Juda und Rom dem Wesen nach entlarvte.

Den Hauptkampf gegen die Okkultseuche führte Frau Dr. Mathilde Ludendorff, die als Nervenärztin die Geistesschäden des Okkultwahnes nachwies und so das Volk davor warnte. Der Feldherr sekundierte seiner Kampfgefährtin auf seinem ureigensten Gebiet — dem der Politik und der Organisation. Jeder seiner aufklärenden Aufsätze war ein schwerer Schlag den drei überstaatlichen Gewalten, die wie ungeheuere Spinnen die okkulten Fangnetze über Deutschland und andere Völker sponnen. Zu dem bahnbrechenden Werk der Nervenärztin „Induziertes Irresein durch Okkultlehren"*) schrieb der Feldherr das Vorwort, in dem er u. a. ausführte:

„Solange die Völker noch glauben konnten, der Aberglaube des Okkultismus sei eine rein persönliche Angelegenheit einzelner Gruppen von Menschen, denen

*) 1938 unter der Bezeichnung „Geheime Wissenschaften?" in Ludendorffs Verlag neu erschienen.

man diese dürftige Glückseligkeit getrost gönnen könnte, war auch die wissenschaftliche Erkenntnis von der Möglichkeit der Erzeugung eines induzierten Irreseins durch Okkultlehren eine Angelegenheit der Ärzte, die einzelne Kranke davon heilten. Heute habe ich dem Deutschen Volke und den Völkern längst nachgewiesen, daß die Okkultlehren eines der wichtigsten Mittel der überstaatlichen Mächte sind, sich hörige Menschen heranzuzüchten, denen dann getrost die Leitung der Völker anvertraut werden kann, weil sie blind gehorsam den ‚Willen Jahwehs' erfüllen ...

Schon einmal, vor dem Weltkriege, hat meine Frau durch Entlarvung des Mediumschwindels, der durch Dr. v. Schrenck-Notzing als wissenschaftliche Versuchsarbeit verkleidet bekanntgegeben war, mit Erfolg den Kampf gegen solchen Trug aufgenommen. Ich begrüße es als eine unendlich wichtige wissenschaftliche und politische Abwehrtat, wenn sie nun vom Standpunkt des Facharztes aus das Unheil des die Menschen verblödenden Okkultglaubens dem Volke bekanntgibt. Damals, bei ihrer ersten Abwehrtat im Jahre 1912, hat der große Psychiater Kräpelin ihre Schrift ‚Moderne Mediumforschung'*) freudig begrüßt, hat die Psychiater und Neurologen im Auditorium seiner Klinik versammelt und ließ dort einen seiner Assistenten und meine Frau Referate über den ungeheueren Schwindel halten. Damit war die ablehnende Stellungnahme der gesamten Fachwissenschaft eingeleitet und gesichert. Was wird heute geschehen?"

Der Zweifel, der in den letzten Worten klingt, wurde durch die Tatsächlichkeit bestätigt. Die Fachwissenschaft schwieg. Und Haß züngelte auf aus Kreisen, die allem Anschein nach im Grunde die gleichen Ziele verfolgten, als „völkisch" galten, züngelte, für den „Nichteingeweihten" unerwartet, auf gegen die Seelenärztin und den Feldherrn. Da man sich an die weltgeschichtliche Größe eines Erich Ludendorff nicht so recht heranwagte, richteten sich die widerwärtigen und häufig unflätigen Haßausbrüche gegen die Philosophin. Wie stets stellte sich der Feldherr vor seine Gattin und Kampfgefährtin. Ende 1932 brachte ihm der rücksichtlose Kampf gegen die Okkultorganisationen ein neues „Todesurteil" ein, diesmal von einem okkulten Geheimbund, das ein geschickter Gegenzug des Feldherrn unwirksam machte. Der Feldherr veröffentlichte das „Urteil" der okkulten Feme in seiner Zeitung.

Schrittweise wurden in „Ludendorffs Volkswarte" die okkulten Organisationen enthüllt, eine nach der anderen standen sie in ihren widerwärtigen Dürftigkeiten im grellen Scheinwerferlicht. Die Maurer am „Deutschen Dom", der den Tempel Sa-

*) 1937 unter dem Titel „Ein Blick hinter die Kulissen der Geisterseher" in Ludendorffs Verlag neu erschienen.

lomonis ersetzen und durch die Schreibweise d. o. m. den okkulten deus optimus maximus = den „besten, größten Gott" tarnen sollte, die Verkünder „neuer Ideologie" und mannigfaltiger „Weistümer", der ariosophische Ont = Ordo novi templi (Neuer Templerorden), die weltpolitische Aufgabe okkult verblödeter „Staatsmänner" der Systemzeit, die verschiedenen völkisch getarnten „Deutschen Orden", die „Adepten" des „Tat", des Sohnes von Hermes Trismegistes, all diese Gruppen und Organisationen zeigte der Feldherr den Deutschen in seiner „Volkswarte" und ward nicht müde, vor dem schleichenden Gift des Okkultismus zu warnen.

Es war, wie gesagt, dabei merkwürdig, daß gerade aus völkischen Kreisen der glühendste Haß sich gegen den Enthüller der überstaatlichen Mächte richtete. Sein Kampf galt doch der Befreiung des Deutschen Volkes aus den Klauen Rom-Judas, und diese Kreise verfolgten doch anscheinend das gleiche Ziel. Warum geiferten denn zahlreiche Vertreter der „nationalen" und „völkischen" Kreise gegen den Feldherrn?

Die Antwort ist einfach. Das Rasseerwachen des Deutschen Volkes und die Aufklärung des Hauses Ludendorff in erster Linie bewirkten, daß Rom und Juda in jenen Kreisen mehr und mehr erkannt und abgelehnt wurden. Nachdem man den Juden ablehnte, mußte man folgerichtig auch Rom, ja auch das Christentum ablehnen, die in ihren Wurzeln mit dem Judentum völlig verwachsen sind. Rom war auf den Juden angewiesen, und die Bindung an das „auserwählte Volk" war ihm ein Stein am Bein, nachdem der Deutsche Juda erkannt hatte. Die dritte überstaatliche Macht, die Priesterkaste auf dem „Dach der Welt", dagegen konnte auf Juda, auf Rom und auf das Christentum verzichten. Sie durchdrang die meisten Okkultrichtungen mit ihrem „Geiste", für den sie sogar den „arischen Nachweis" zu erbringen bedacht war. Zwar erschien diese arische Herkunft asiatischen Okkultismus' genau besehen reichlich verdächtig, doch eben nur genau besehen. Und die meisten Menschen, die „Eintagsfliegen", wie der Feldherr sie nannte, waren eines genauen Besehens nicht fähig. Sie nahmen es auf guten Glauben, daß die indischen Religionlehren, die den wesentlichsten Bestandteil der okkulten Systeme bildeten, „arischen" Ursprungs sind, als da sind der Schicksalsglaube (Lehre vom Karma), die Wiedergeburtlehre (der Glaube an den ewigen Kreislauf der Inkarnationen) und der Glaube an das Gewissen als untrügliche Stimme Gottes im Menschen. Selbst der Irrsinn des indischen Yoga galt als einwandfrei in rassischer Hinsicht. Dazu ersannen besonders induziert irre Köpfe „Runenmysterien" und verschiedene andere „armanische Weistümer", manche flochten noch den „arischen Christus" mit herein, andere

wieder „bewiesen" den arischen Ursprung der Kabbala. Auf diese Weise drang die asiatische Priesterkaste gerade in völkisch erwachte Teile des Deutschen Volkes ein und drängte nach und nach den Einfluß des Jesuiten zurück, der sich vorher dort eingenistet hatte.

Man muß zugeben, daß diese Okkulten asiatischer Färbung dem Freiheitkampf des Hauses Ludendorff manch einen Dienst durch die Entlarvung Roms und Judas geleistet hatten. Zuweilen konnte sogar der Anschein der völlig gleichen Richtung der Ziele entstehen, aber eben nur der Anschein, und der Haß dieser Kreise gegen den Feldherrn war verständlich. In der Deutschen Gotterkenntnis witterten sie mit Recht ein Bollwerk gegen all ihre Irrlehren, weil sie, in voller Übereinstimmung mit den Naturerkenntnissen stehend, die Denk- und Urteilskraft der Deutschen stärkt und sie so gegen all die Locktöne der okkulten Verführer gefeit macht. Zudem mußten die der asiatischen Priesterkaste hörigen Hintermänner des „völkischen" Okkultismus jeden Augenblick befürchten, von dem rücksichtlosen Wahrheitkünder erkannt und angeprangert zu werden. Und wenn sie auch im Hinblick auf die vermeintlich „arische Herkunft" und die Dogmenfreiheit Rom und Juda um mehrere Längen voraus waren, in einem waren sie diesen beiden „abendländischen" Konkurrenten gegenüber im Nachteil. Rom wie Juda waren im „Abendlande", in unserem Falle namentlich in Deutschland, seit Jahrhunderten „ortsansässig". Sie verfügten über festgefügte und in langer Tradition erzogene, recht listig arbeitende Organisationen. Zwar hielt die jüdische Organisation dem Anprall des völkischen Freiheitwillens nicht stand und zerfiel in Schutt und Asche. Doch damals schien sie mächtig und dauerhaft. Roms Zwingburg steht vorläufig immer noch, gestützt auf Millionen den Priestern blind ergebener Gläubiger. Der asiatische Okkultismus muß sich aber eine solche Organisation in Deutschland erst aufbauen. Die okkulten Orden, Zirkel und Bünde erfassen ja immerhin nur einen geringen Hundertsatz des Deutschen Volkes. Und die Aufklärung des Hauses Ludendorff stellt nun dem Siegeszug der asiatischen Priesterkaste ein gewaltiges Hemmnis entgegen. Vorzeitig erkannt und dem Deutschen Volke in aller Öffentlichkeit gezeigt, würde der asiatische Okkultismus niemals den Sieg erringen können.

Darum verfolgten manche „Völkische" das Haus Ludendorff mit einem auf den ersten Blick unverständlichen Haß, und man kann getrost behaupten, daß an solchen Haßausbrüchen der Grad der Hörigkeit der Hassenden an die „Weisen von Tibet" ermessen werden kann. Der Feldherr aber ging seinen Weg geradeaus weiter, wie er es im Feuer vor der Feldherrnhalle in München 1923 getan hatte.

Teils durch die Aufklärung des Hauses Ludendorff gezwungen, teils aus Gründen ihrer Weltherrschaftziele, mußte die asiatische Priesterkaste mit der Zeit immer mehr in den Vordergrund treten. Zunächst geschah es in Asien, wo ihr Wirken namentlich in Japan offensichtlich wurde. Aufmerksam verfolgte der Feldherr den Gang der „hohen Politik", und bald war der Augenblick angebrochen, da das Deutsche Volk langsam und systematisch auf die neuen Erkenntnisse vorbereitet werden konnte. In seiner Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" zeigte der Feldherr zunächst okkulte Einflüsse in den Putschversuchen in der japanischen Armee und die okkulte Seite des Glaubens an den Gott-Kaiser, der in der letzten Zeit in Japan immer schärfer propagiert und geschützt wurde. Diese Aufklärung begann im Jahre 1935. Dann zeigte er die Zusammenhänge zwischen dem Okkultismus in Japan und den Bestrebungen der Errichtung eines „arischen Paneuropa", die auch in Deutschland feststellbar waren.

Es war, als tastete er sich in kühnen Vorpostengefechten an den gut getarnten und im Vormarsch befindlichen Feind heran. Kleine, scheinbar zufällige Notizen in vielen Aufsätzen und in der „Hand der überstaatlichen Mächte" bereiteten systematisch den wuchtigen Hauptschlag, den echten Ludendorff-Vorstoß vor. Und die meisten Deutschen, selbst diejenigen, die die lange und harte Schule des Kampfes gegen Rom, Juda, Freimaurerei und Christentum hinter sich hatten, lasen nur zu oft gedankenlos, achtlos über diese Fingerzeige hinweg. Zu weit eilte ihnen der Geistesriese voran, als daß sie ihm auf dem Fuß hätten folgen können.

Allmählich aber trat die dritte überstaatliche Macht klarer in den Vordergrund. Das Geschehen im Fernen Osten erleichterte dem Feldherrn die Aufklärungarbeit. Und als die Deutschen endlich aufzuhorchen begannen, führte er den Hauptschlag und enthüllte in der Folge 19 vom 5. 1. 37 den Kampf der „Priesterkasten gegeneinander". Wie immer begnügte sich General Ludendorff nicht mit dem Aufzeigen der unterirdischen politischen Tätigkeit der Priesterkasten. Sein Schlag war wuchtiger und — tödlich. Er zeigte das Wesen der Priesterhierarchie und ihrer Lehren auf. Nur wenn man das Wesen des Feindes klar erkannt hat, kann man ihn erfolgreich und nachhaltig bekämpfen. So verfuhr der Feldherr mit dem Juden, mit dem Freimaurer, mit dem Jesuiten, mit dem überstaatlichen Rom, mit der christlichen Fremdlehre. Auf gleiche Weise führte er nun auch den Kampf gegen die asiatischen Priesterkasten und deren Weltmachtstreben. In knappen Worten umriß er die mystischen Gestalten der tibetanischen Götter-Priester, namentlich des in Europa wenig bekannten Panschen-Lama, der Inkarnation des Buddha Amitaba im Kloster

Labrang bei Schigatse, und dessen Übergriffe in die fernöstliche, ja in die Weltpolitik:

„Okkulter Wahn ist es, der den Gott auf dem ‚Dache der Welt' in Tibet an seine Herrschaft über alle Menschen und Völker glauben läßt, okkulter Wahn, der ihrer Glaubensdressur und eigenstem, finsterem okkultem Aberglauben entsprießt, ist es, mit dem sie ihre Herrschaft vorbereiten und zu festigen wähnen. Sie sehen in dem Kaiser von Japan den Sohn der Sonnengöttin, d. h. erzeugt von ihm, dem Gott, mit einer Sonnenjungfrau, wie sie in den Priesterkasten des Altertums geschildert wird. Der Panschen-Lama hält den Kaiser von Japan für seinen gehorsamen Sohn und sieht die Gewähr in der Aufrechterhaltung der Göttlichkeit des Kaisers gegenüber dem japanischen Volke, in dessen priesterlicher Stellung diesem gegenüber und in einer sozialen Wirtschaftgestaltung auf staatskommunistischer Grundlage."

Dann schilderte der Feldherr anschaulich und fesselnd das Verhältnis der drei mächtigen überstaatlichen Priesterkasten zueinander und die Machtmittel, deren sie sich in ihrem Kampf um die absolute Weltherrschaft bedienen:

„Es ist folgerichtig, daß Rom und Juda die Weltherrschaftansprüche ‚des Gottes' in Tibet, dem Dach der Welt, als gegen ihre Weltherrschaftansprüche und die ihres Gottes gerichtet ansehen müssen.

Das jüdische Levitenpriestertum mit dem jüdischen Hohenpriester an der Spitze hat für Jahweh die Weltherrschaft zu erkämpfen, indem es die Völker dem jüdischen Volke unterwirft. Der Gott, der Jahweh dient, ist ein anderer als der, den ‚der Gott' in Tibet darstellt, mag er ursprünglich auch ein Gott der alten Priesterreiche gewesen sein, wie sie Charles Darwin in seinem Werke ‚Die Entwicklung des Priestertums und der Priesterreiche' schildert. Daß das jüdische Leviten- und Hohenpriestertum aus dem Ägyptischen und Babylonischen hervorgegangen ist, ist klar. Es hat sich in der Christenlehre, in der es so viel aus dem Indischen entlehnt hat, eine okkulte Propagandalehre geschaffen, die die anderen Völker ihm unterwerfen soll. Ihm dienen die protestantischen Priester bewußt oder unbewußt sowie das okkulte freimaurerische ‚königliche' Priestertum Jahwehs.

Die jüngste priesterliche Weltmacht ist die römische Priesterhierarchie mit dem Papsttum an der Spitze. Sie wurzelt wiederum völlig im Judentum, d. h. im jüdischen Leviten- und Hohenpriestertum. Daß sie auch aus dem Mithraskult vieles übernommen hat, ändert daran nichts. Die zahlreichsten Entlehnungen entnahm indes die römische Kirche wieder den indischen Religionlehren und übermittelte sie dadurch auch zum Teil der protestantischen Kirche. Ich nenne hier Kindertaufe, Kom-

munion oder Konfirmation, Absolution von den Sünden durch Beichte und Ohrenbeichte, Priesterweihen und priesterliche Einsegnung der Ehe. Ich nenne das Weihwasser, den Rosenkranz, ich nenne das Mönchstum. Dieselben Mittel, wie sie die indischen Priester anwandten, um die Menschen in den Bann zu schlagen, gebrauchten christliche Priester und vor allem die römische Priesterhierarchie. Schließlich entstand noch im Jesuitenorden ein Gebilde, das in seinem Oberen, in dem Jesuitengeneral, den gleichsam gegenwärtigen Christus — den Christus quasi praesens — also den Gott, der auf Erden weilt, schuf und ihn in schwarzer Gewandung hinter das lichte Gewand des römischen Papstes, den ‚Stellvertreter Christi', stellte, und damit Ähnliches erreichte, wie es auf dem Hochlande von Tibet in dem Panschen- und dem Dalai-Lama vorhanden ist. Daß der Vatikan in einzelnen Einrichtungen, so in der Treppe, dem Klosterpalast des Dalai-Lama in Tibet gleicht, sei nur erwähnt.

Wie die indischen Priesterkasten, so arbeiten auch jüdische und vor allem christliche Priester mit der Angst des Menschen vor dem Tode und mit den für sie bestehenden und von ihnen genährten Gedanken über eine Gewißheit eines Lebens nach dem Tode. Auch sie wollen den Besitz der Menschen — wenigstens der Jude und die Romkirche — in ihrer Hand enteignen, auch sie setzen ihre Macht höher als die Macht des Staates. Ich kann verstehen, daß ‚der Gott' in Tibet grollte, daß mit den seiner Auffassung nach von ihm entlehnten Mitteln die Menschen nun einem anderen Gott unterworfen werden sollten, und daß er, je mehr er dies erkannte, auch um so schärfer mit seinen okkulten Bestrebungen zum Angriff gegen die jüdische und christliche Priesterkaste vorging, wie diese ja auch in seinen ureigensten Besitzstand eingriffen und dort ihm den Kampf angesagt hatten. Jetzt schiebt Rom ein Kloster an einer der Paßstraßen des östlichen Tibet von Indien her vor und läßt dort — Weinberge anlegen! Alkohol ist immer ein christliches Kampfmittel gewesen!

So entwickelte sich das stete Ringen dieser Theokratien (Gottesstaaten) gegeneinander, in dem der Okkultismus mit seinen Wahnvorstellungen und damit die Kabbalah eine immer größere Bedeutung als Kampfmittel erlangten. Sie enthält nicht nur jüdischen Aberglauben! Ich stimme darin der früheren Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland, die sich selbst als Tempelherrenorden, also als okkultestes aller okkulten Gebilde, bezeichnete, durchaus zu. Wie im Weltkriege die Christenvölker Jahweh anriefen, damit er ihnen den Sieg verleihe, so legt jetzt jeder der okkulten Beeinflusser des Weltgeschehens die Kabbalah zu seinen Gunsten aus, aber er befürchtet in seinem Aberglauben schließlich, daß die Gunst der Kabbalah doch auch bei der Gegenseite sein könnte. Die unsichtbaren Väter des Welt-

geschehens haben so jedenfalls ein leichtes Spiel, um Verwirrungen auf der Erde hervorzurufen, die den Theokratien zugute kommen und die Völker weiter in das Verderben führen. Auf das Sterben der Völker baut sich die Priesterherrschaft auf. Sagte doch vor Jahren ein römischer Kardinal:

‚Wenn die Welt aus tausend Wunden blutet, dann schlägt die Stunde der katholischen Kirche'."

Von nun an fiel Schlag auf Schlag. Die Abwehrschlacht gegen die „Weisen von Tibet" war entbrannt. Immer mehr drang auch diese Erkenntnis in die Kreise der erwachten Deutschen ein. Zwar hatte der Feldherr mit gewaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen. Tibet war so weit, so wenig bekannt, für die Deutschen anscheinend so unbedeutend, daß die Gefahren, die der Feldherr schilderte, zum mindesten stark übertrieben erschienen. Was sollte irgendein schlitzäugiger „Götzenpriester", den wilde Nomadenvölker für ihren lebendigen Gott hielten, in dem „aufgeklärten" Deutschland? Der Begriff Lamaismus und Buddhismus verband sich bei dem Deutschen mit der Vorstellung von stumpfsinnigen Gebetsmühlen, Teufelstänzen, vielarmigen und vielköpfigen, wüst verrenkten und bizarr aufgeputzten Götzenbildern, irrsinnigem Aberglauben, Bettelei und beinahe Schamanismus. Was hatte das alles mit Deutschland zu tun? So etwas war für die Asiaten gut, aber für „aufgeklärte" Europäer hat das alles höchstens Museumswert.

Der Feldherr bewies, daß all das nicht nur Museumswert hatte, daß die Fühler der buddhistischen Priesterkaste bis weit nach Europa hinein reichen, daß auch schon im Deutschen Volk Ableger der asiatischen Irrlehren wirken, daß die Fäden vom „Dach der Welt" fest mit der europäischen „hohen Politik" verknüpft sind. Namentlich in der „Hand der überstaatlichen Mächte", einem ständigen Abschnitt seiner Halbmonatsschrift, ging er immer wieder darauf ein. So weist er in der Folge 24/37 („Mysterien- und sonstige Politik") auf die Zusammenhänge der „alten" und der „neuen Mysterien", d. h. der fernöstlichen und der „abendländischen" Religionlehren, und beweist, daß sowohl der Islam wie das Judentum — und folglich auch das Christentum — im engen Zusammenhang mit den indischen okkulten Wahnlehren stehen, und daß diese letzteren das Primat des Alters für sich in Anspruch nehmen dürfen:

„So sorgen die ‚Träger der Mysterien' für die Verbreitung ihrer Lehren, die ihre Herrschaft vorbereiten sollen, und führen die Geheimbünde ihre Kämpfer gegeneinander. Wie der Jude und die Freimaurerei und Rom auf die ‚Volksstimme' lauschen, um sie dann allmählich nach ihrem Willen erschallen zu lassen, so auch der mit-

telasiatische Okkultismus. Er paßt sich jetzt im besonderen dem Rasseerwachen an, das heute nun einmal in der Todesnot der Völker in allen Völkern sich Bahn bricht und neue Spannungen von ungeahnter Wucht erzeugt, deren Entladung natürlich nicht von heute auf morgen erfolgt. Wehe den rasseerwachenden Völkern, wenn sie die okkulten Gefahren nicht erkennen, die das Schmeicheln ihres Rasseerbgutes mit sich bringt."

Somit hat die fernöstliche Priesterkaste das Anrecht, auch das Christentum als ihr „geistiges Kind" zu betrachten, denn die jüdische Herkunft dieser Fremdlehre ist jedem Menschen, der seine fünf Sinne beisammen hat, klar. Zudem enthält auch das sogenannte neue Testament, die eigentliche Grundlage des Christentums, wie Frau Dr. Mathilde Ludendorff in „Erlösung von Jesu Christo" und in „Sieg eines Enthüllers von Bibelfälschungen" einwandfrei nachgewiesen hat, überaus zahlreiche „Entlehnungen" aus dem indischen — buddhistischen wie hinduistischen (krischnaistischen) — Religiongut. Daraus leiten nun die asiatischen Priesterkasten für sich den Anspruch, über den europäischen und vorderasiatischen zu stehen. Da, wie der Feldherr einmal sagte, zum Wesen des Priestertums Herrschsucht gehört, wehren sich die „abendländischen" Priesterkasten gegen diesen Anspruch ihrer mittel- und ostasiatischen Kollegen. Dieser unterirdische Kampf der Priesterkasten gegeneinander spiegelt sich nun in der „hohen Politik" der Welt und wird mit Blut und Gut der ahnunglosen Völker ausgetragen. Die Völker sehen den heimlichen weltanschaulichen Kampf hinter den Kulissen nicht, was den geheimen Drahtziehern natürlich sehr zustatten kommt, da sie so hübsch im Schatten bleiben können. Der Feldherr schreibt in der Folge 1/37 „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft", nachdem er die „Kollektivierung von Menschen und Völkern" durch die Lehren der überstaatlichen Priesterkasten aufgezeigt hat:

„Die Leser hören statt solcher weltanschaulicher Darlegungen lieber Politik, sie ‚interessiert' mehr. So paßt der Braten den überstaatlichen Mächten, die mit Politik das Volk füttern, um es durch Gestaltung seines Lebens durch weltanschaulich religiöse Fragen so in die Hand zu bekommen, daß die mit Politik gefütterten Völker ihnen, sei es im Menschenbrei, sei es in Ameisenhaufen, dienen. Es ist das Unheil, daß die Bedeutung seelischer Fragen noch immer nicht erkannt ist, die Körper werden gesehen, die Seelen, die dem Körper Kraft geben, sollen gebrochen werden, jedenfalls sich nicht entfalten!"

Wie immer stand Erich Ludendorff weit in der Vorhut des Abwehrkampfes gegen die „Weisen von Tibet". Er kümmerte sich darum nicht, ob ihm jemand in

diesem Kampf folgte. Doch nach und nach brachen sich seine Erkenntnisse Bahn. Angeregt durch die Enthüllungen des Feldherrn, forschten seine Mitkämpfer weiter, und eine Reihe von Schriften, die sich auf einwandfreies Material stützen, trug den Angriff weiter. Das Ziel des Feldherrn war erreicht. Die „Weisen von Tibet" wirkten nicht mehr in „dreifache Nacht gehüllt". Nackt und bloß standen sie da vor den Völkern, die nun befähigt sind, sich gegen das Weltmachtstreben dieser okkulten Priesterkasten zu wehren. Wenn es den erwachenden Völkern jetzt, buchstäblich in letzter Minute, doch noch gelingen sollte, den Eroberungzug der „Weisen von Tibet" wie der anderen überstaatlichen Mächte abzuwehren, so werden sie das einzig und allein dem unentwegten und genialen Kampf des Feldherrn Erich Ludendorff zu verdanken haben.

Doch das Wirken des Feldherrn ist von dem seiner Kampfgefährtin nicht zu trennen. Das Aufzeigen der überstaatlichen Volksfeinde und das Enthüllen ihres Wirkens und ihrer Ziele würde allein niemals genügen, um den Völkern Rettung zu bringen. Darüber war sich der Feldherr vollständig im klaren. Die von Fremdlehren befreiten Völker durften nicht in seelentötenden Atheismus und Materialismus verfallen, da auch dies Völkertod bedeuten würde. Das Deutsche Volk und die Völker mußten etwas haben, was sie an Stelle der okkulten Offenbarungreligionen zu setzen hätten, eine mit ihrem Rasseerbgut und den Erkenntnissen der forschenden Naturwissenschaft in Einklang stehende Gotterkenntnis und eine daraus erwachsende klare Weltanschauung. Erst dann konnte das Deutsche Volk und die Völker sich gegen okkultes Gift und alle machtgierigen Priesterkasten als gefeit betrachten.

Frau Dr. Mathilde Ludendorff gab dem Deutschen Volk — und allen Völkern — das, was ihnen zu ihrer Rettung fehlte. Sie gab die Deutsche Gotterkenntnis. Der Feldherr war wiederum der erste, der die Bedeutung des Schaffens der Philosophin klar erkannte. Und sobald er diese Erkenntnis hatte, verfocht er sie, unbekümmert darum, ob ihm jemand folgte, ob Gegner dagegen lärmten. Mit diesem gewaltigen Ringen wird sich noch ein besonderer Abschnitt dieses Werkes befassen. Aus seinen Worten in Folge 2/37 seiner Halbmonatsschrift geht klar hervor, welche Bedeutung er der rettenden Erkenntnis der Philosophin gerade gegenüber den Okkultwahnlehren — und deshalb gehört dieser Hinweis in diese Betrachtung — beimaß:

„Aber es trat noch etwas anderes nach dem Weltkriege mit Deutschem Rasseerwachen und der Todesnot des Gotterlebens durch die Fremdreligionen auf dieser Erde ein. Endlich, seit Bestehen der Erde und des menschlichen Geschlechtes zum

erstenmal, gab die Philosophin Mathilde Ludendorff unantastbare Antworten auf den Sinn des Weltalls, des Menschenlebens und des Todesmuß und den Sinn der Rassen und Völker. Sie legte damit die Grundlage für die Lebensgestaltung des einzelnen Deutschen und für die Deutsche Volksschöpfung, die Rückhalt für Deutschen politischen Lebenswillen ist, während die Christenlehre die Völker entwurzelt und ihre Lebensgesetze nur zu sehr mißachtet. Das ist ein großes, welterschütterndes Geschehnis."

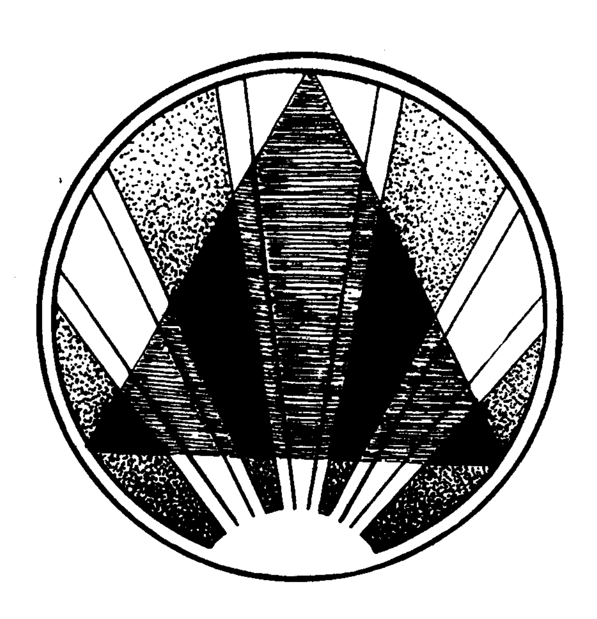
So ging der Kampf Erich Ludendorffs gegen die überstaatlichen Mächte und die okkulte Priesterhierarchie auf dem „Dach der Welt" parallel mit seinem unentwegten Mahnen an die Deutschen, das riesenhafte rettende Geschenk, das ihm die Philosophin gemacht, nicht zu verschmähen. Über Jahrhunderte hinaus dringt der Mahnruf des Feldherrn und Revolutionärs und findet immer mehr Gehör — zur Rettung des Deutschen Volkes und der Völker der Erde:

„Mögen Werk und Wirken Mathilde Ludendorffs Menschen und Völkern Rettung bringen aus okkulter Priesterherrschaft, für arteigene Lebensgestaltung in wahrhafter Freiheit. Doch das haben sie selbst zu entscheiden."

Auch an diesem Kampfabschnitt — dem Ringen gegen den Okkultismus — sehen wir die Feldherrngröße Erich Ludendorffs. Jetzt, rückschauend, werden wir dessen eher gewahr als während des Feldzuges selbst. Das Maß, in welchem er andere Menschen überragte, wird durch den Abstand bestimmt, in dem seine Gefolgschaft seinen Gedankengängen und Erkenntnissen zu folgen vermag. Weit stand Erich Ludendorff seiner Zeit voraus. Er war sich dessen klar bewußt, denn er war nicht irgendwie von der Wirklichkeit getrennt. Wirklichkeitsinn gehört zum Wesen der Feldherrnbegabung, wie er diese selbst dargestellt hat. Darum glich er seinen Kampf stets dem Erkenntnisvermögen der Umwelt an und schlug nicht etwa blind um sich, wie es die viel zu vielen vermeinen, denen die Größe des Feldherrn nie bewußt wird. Freilich blieben auch jetzt noch zahlreiche Deutsche zurück, vermochten nicht zu folgen. Doch Erich Ludendorff wußte: seine Erkenntnisse hingen nicht in der Luft, waren nicht darauf angewiesen, unter Umständen Geschlechter lang zu warten, bis sie Widerklang im Volke finden. Eine stetig wachsende Schar Deutscher rang sich zu seinen Erkenntnissen empor, ward nun deren Hüter, forschte auf den gewiesenen Bahnen weiter und trug die rettende Aufklärung ins Volk.

Und damit war der Kampf auch gegen diesen überstaatlichen Feind, gegen die Priesterkaste vom „Dach der Welt", die „Weisen von Tibet", gewonnen, das weiß jeder, der es erkannt hat, daß nur bei völliger Geheimhaltung der Wege, Ziele und

Wirkungen der Okkultlehren ihr Erfolg gesichert ist. Nicht umsonst bedienen sich diese Lehren verschworener Geheimbünde und tarnen sich hinter Exoterik und Esoterik. Durch diese Nebel des Geheimnisses und der Tarnung leuchtete nun der Feldherr mit dem hellen Strahl der Wahrheit hindurch. Es ist nicht mehr möglich Ludendorffs Aufklärung völlig auszutilgen, ungeschehen zu machen, totzuschweigen, und so wird es denn die Zukunft erweisen, daß auch die okkulte Weltpest von ihm überwunden wurde!



Ludendorffs Kampf gegen das Christentum

Walter Löhde*)

Im Jahre 1936 (A. Hl. Qu., Folge 17/36) hatte der Feldherr, nachdem die Kirchenzeitungen in ihrer Verlegenheit, gegen die ihre Bibel enthüllende Schrift „Das große Entsetzen — die Bibel nicht Gottes Wort" nichts Sachliches vorbringen zu können, frühere, aus dem Jahre 1922 stammende Aussprüche von ihm brachten, u. a. geschrieben:

„Ich wurde 1865 nach den damals herrschenden Anschauungen und Gesetzen sozusagen in das Christentum ‚hineingeboren' wie vor und nach mir Millionen Deutsche. Ohne daß ich gefragt wurde, wurde ich getauft und damit Christ. So lebte ich, wiederum wie Millionen Volksgeschwister, als Christ dahin und sah das Christentum zufolge der erhaltenen Kindersuggestionen als eine gegebene Tatsache an, über die man nicht weiter nachdachte, zumal sie mich nicht beschäftigte. Christ sein gehörte damals sozusagen ‚zum guten Ton'. Nichtchrist zu sein bedeutete verfemt zu sein. Leider und abermals l e i d e r wurden wir Soldaten in die Kirche kommandiert. Der Kirchgang war Dienst, den man eben tat, wie jeden anderen Dienst, nur daß ich den anderen Dienst mit Aufmerksamkeit und Hingabe ableistete, während mich in der Kirche bei dem monotonen Redeschwall von Priestern tiefste Müdigkeit überfiel. Kasernenbibelstunden gab es damals zu meiner nachträglichen Genugtuung noch nicht. Es war so: ich hatte meinen Beruf, der mich voll beanspruchte, dachte über den Glauben nicht nach, las die Bibel nicht, d. h. ich lebte so wie Millionen Volksgeschwister lebten und noch leben. Ohne Anteil stand ich der Beantwortung der letzten Fragen über den Sinn der Welt, des Menschenlebens, des Todesmuß, der Rassen und Völker gegenüber. Ich war nicht gottlos und duldete, daß Gott schließlich der allmächtige, schicksalgestaltende Christengott für mich blieb. Ihn nannte ich auch, wenn es sozusagen der damals üblichen Gewohnheit entsprach. Nur selten war es infolge Kindersuggestionen anders.

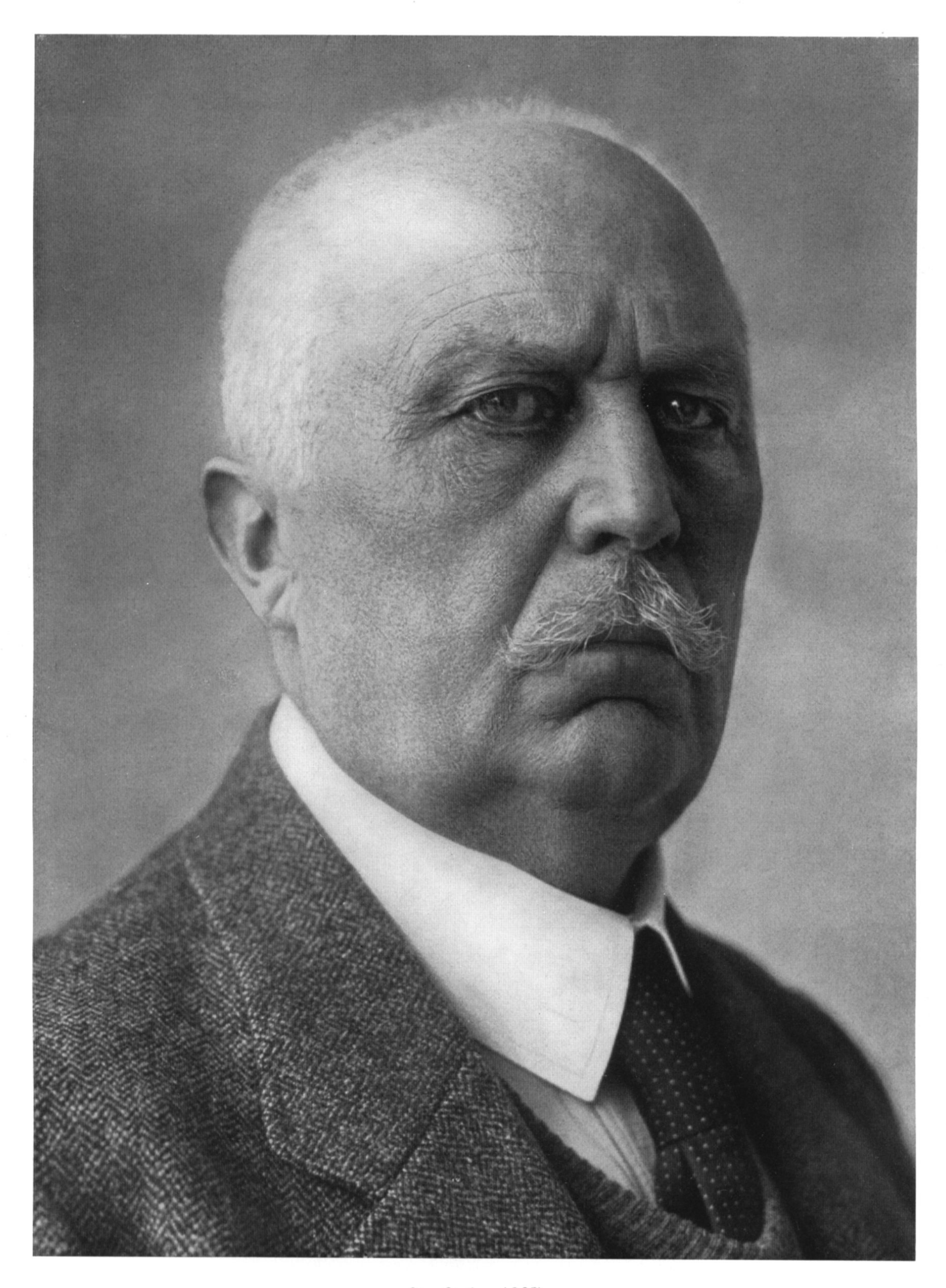
Erst der gewaltige Zusammenbruch am Ausgang des Krieges und mein Erstaunen über ‚die Allmacht' Gottes, die uns den Sieg genommen und die Revolution und den Zusammenbruch gebracht hatte, ließen mich nachsinnen über vieles, über

*) Verfasser von „Die ersten Christen im Urteil ihrer Zeitgenossen", Mitarbeiter an der vom Feldherrn herausgegebenen Schrift „Abgeblitzt, Antworten auf Theologengestammel".

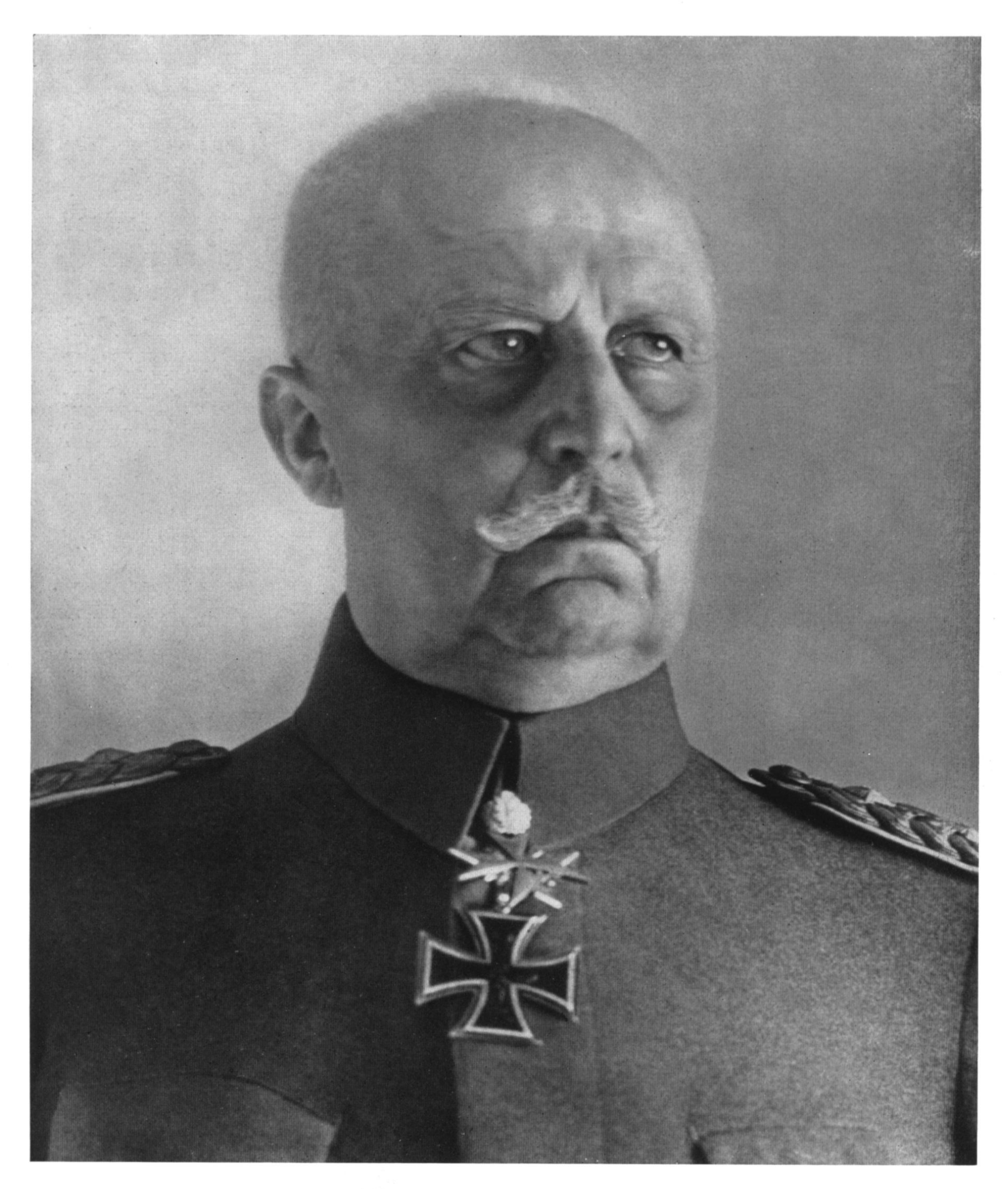
das ich bisher zufolge der in der Jugend im Anschluß an meine Säuglingstaufe erhaltenen Suggestionen, meiner Lebensgestaltung und meiner rein militärischen Lebensaufgabe nicht nachgedacht hatte, so über Gott, über den wahren Inhalt der Christenlehre und die Bibel. In diesem Sinnen und in meinem Studium fiel es mir wie Schuppen von den Augen, immer weiter drang ich vor. Ich kam über die Abwehr von Rom, der Juden, der Freimaurerei und der Jesuiten schließlich zu der Erkenntnis, daß die Christenlehre eine geschickt und absichtlich fabrizierte Propagandalehre der Juden- und Priesterherrschaft ist. Eine Zeitlang — so 1922 — hatte ich noch in der Christenlehre die Abwehrmöglichkeit des Bolschewismus gesehen, genau so wie heute noch im Erkennen zurückgebliebene Deutsche es fälschlich tun. Das Abstreifen aller Suggestionen, die nun einmal die Taufe im Gefolge hatte, gehörte zum Erkennen des tatsächlichen Inhalts der Christenlehre. Es wurde mir leicht, da ich Rasseerwachen um mich herum sah und erlebte, und ich Deutsches Gotterkennen in seiner weltanschaulich umstürzenden Bedeutung in den Werken meiner Frau vorfand und in mich aufnahm.

Die heute heranwachsenden Geschlechter haben es besser. Ein Christ-sein-Müssen gibt es nicht mehr, auch nicht den Zwang der Säuglingstaufe. Jeder Getaufte kann in freiwilligem Entschluß die Kirche verlassen. Christliche Suggestionen wirken bei denen nicht mehr, die sich ihres Rasseerbgutes wahrhaft bewußt geworden sind."

In diesen wenigen, aber inhaltreichen Sätzen hat der Feldherr seine Stellung zum Christentum klar umrissen. Aber diese Erklärung ist nicht nur eine Antwort in einer persönlichen Angelegenheit, sondern darüber hinaus eine Einstellung zum Christentum und eine Begründung der Ablehnung der Christenlehre überhaupt, wie sie vom Deutschen Standpunkt klarer nicht gegeben werden kann. Die Absage an das Christentum und der Austritt des Feldherrn aus der Kirche wurden nicht nur befreiend für Einzelne, sondern wie vor Lüttich, wie an der Feldherrnhalle schritt der Feldherr auch auf diesem nicht minder ernsten Wege der geistigen und seelischen Befreiung dem Deutschen Volke voran. Wie der Austritt des Feldherrn aus der Kirche bei den völkisch denkenden Deutschen wirkte, zeigen die Worte der Zeitschrift „Neue Ausfahrt" (Heft 4/6 1927): „Es ist eine Tat geschehen, und dessen sind wir sehr froh! Es ist zeitnotwendig, daß den vielen, vielen völkischen Worten, die das Deutsche Volk nun schon nahezu ermüdeten, endlich einmal eine Tat folgte! Ludendorff ist aus der Kirche ausgetreten! Für diese wahrhaft männliche und deutsche Tat haben wir ihm herzlich zu danken. Ist sie doch die Einleitung zu echter, wahrhaftigster völkischer Gesinnung. Zeigt sie uns doch klar und eindeutig, daß Ludendorff



Im Jahre 1937



Am 15. April 1937 bei seinem 55. Dienstjubiläum

seiner Erkenntnis, das Christentum sei der Feind jeden völkischen Gedankens, die klare Konsequenz entgegenstellte, christlich oder deutsch! Und er hat gewählt — um der Ehrlichkeit seines Herzens und um des deutschen Volkes willen."

Selbstverständlich sprachen die christlichen und christlich eingestellten Blätter anders. Aber auch hier erwuchs die sich dort mehr und mehr in steigende Wut und lodernden Haß umsetzende Erkenntnis, daß der Kirchenaustritt des Feldherrn einen Zeitabschnitt einleitete und abschloß; Altes versinken lassend, Neues heraufführend. Wieder einmal stand der Feldherr ernst und richtungweisend vor dem Deutschen Volk, umtost von dem Haß wissender Priester, umheult von der unwissenden Masse ihrer blinden, suggerierten Gläubigen. Nicht mehr in heimlicher Sabotage erging sich die Arbeit der Feinde des Deutschen Volkes, wie sie den über äußere Machtmittel gebietenden und gefürchteten Feldherrn während des Krieges kriechend umschlich, nein, man hielt es jetzt nicht für erforderlich, seinen Haß und seinen Gefühlen einen Zwang aufzuerlegen, und hemmungslos setzte die Lüge und Verleumdung ein, um die Aufklärung, ehe sie begann, unwirksam zu machen. Selbst die staatlichen Machtmittel der heuchlerisch für Gewissensfreiheit eintretenden „Systemregierung" wurden mobilisiert, um den jetzt entbrennenden Geisteskampf lahmzulegen.

Wieder nahm der Feldherr den Kampf gegen eine Welt von tückischen und tückischsten Feinden auf; er tat es, um das durch den Krieg fast zum Erliegen gebrachte Volk dennoch vor dem ihm zugedachten Untergang für alle Zeit zu bewahren. Ohne zu zögern, tat der Feldherr, wie stets, was er zu tun als notwendig erkannt hatte. Im Kampf gegen den Juden, im Kampf gegen die Freimaurerei war es allerdings leichter, Gefolgsleute zu finden. Es hatte sich aber im Jahre 1924 herausgestellt, daß sich bereits bei der Nennung und Einbeziehung der Romkirche in diesen Kampf ein heftiger Widerstand regte. Jetzt handelte es sich um ein viel weitgehenderes Kampfziel, und es war vorauszusehen, daß auf diesem Wege nur die kleinste Schar folgen würde. Ja, vielleicht würde selbst diese kleinste Schar noch zum größten Teil aus Menschen bestehen, welche das Christentum nur aus sehr oberflächlichen Ursachen ablehnten oder gar aus unlauteren Gründen bekämpften, die jedenfalls nicht aus jener lauteren Erkenntnis heraus handelten, wie es der Feldherr bei diesem ernsten Schritte tat. Aber Erich Ludendorff hat während seines ganzen Lebens nie geschwankt und gefragt, ob ihm irgend jemand — und wieviele folgten auf der Bahn des Rechtes und der Wahrheit, auf dem Wege der Volkserhaltung. Gewiß, der Feldherr nahm eine schwere Verantwortung auf sich; er traf eine weit schwerere

Entscheidung als es z. B. Friedrich der Große tat, wenn er lediglich für seine Person das Christentum ablehnte, während er das Volk ruhig weiter bei seinem Glauben beließ. Er traf auch eine ganz andere Entscheidung, als es vielleicht irgendein das Christentum ablehnender Gelehrter — etwa ein Friedrich Nietzsche — früher getan hatte. Er traf eine Entscheidung von einer Tragweite, wie sie sich mit keiner anderen Absage eines anderen an das Christentum vergleichen läßt. Wie im Kriege stellte der Feldherr auch hier das Volk vor die große Entscheidung, endlich den Weg zu gehen, an dessen Ende die Freiheit und Erhaltung des Volkes in der Folgezeit steht — oder ein Spielball derjenigen Mächte zu werden, als deren die seelische Geschlossenheit des Volkes zerstörendes Mittel der Feldherr die Christenlehre erkannt hatte. Deshalb sprach er es an seinem 70. Geburttag den Vertretern der Deutschen Wehrmacht gegenüber nochmals klar und deutlich aus: „Es ist für mich die entscheidende Frage, ob Volk und Wehrmacht auf diesen Boden treten, andernfalls wird es dereinst die Wehrmacht zu büßen haben. Ich warnte vor dem Weltkriege, ich warnte im Weltkriege und wurde nicht gehört. Vielleicht werde ich auch jetzt wieder nicht gehört, doch meine Stimme muß ich erheben."

Der Feldherr war sich selbstverständlich bewußt, daß er bei diesem geistigen Kampf an eine Angelegenheit rührte, die „in der Gewohnheit festgegründet ruht, die an der Völker frommen Kinderglauben mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt". Aber wie im Kriege Hunderttausende eingesetzt wurden, um nachgeborenen Geschlechterfolgen des Volkes das Leben zu sichern, so konnte, nachdem der Feldherr einmal erkannt hatte, daß es auch hier um die Erhaltung des Volkes ging, erst recht keine Rücksicht auf festgewurzelte, mit lieben Kindheiterinnerungen umrankte religiöse Vorstellungen und trauliche Überlieferungen genommen werden.

Der Feldherr sagte noch im Jahre 1931 in Salzburg, als der Kampf bereits begonnen war:

„Wenn wir den Deutschen das Christentum — den Katholiken den Glauben — nehmen, so nehmen wir vielen das, was ihnen bis zur Stunde unendlich lieb und wertvoll erscheint; das weiß ich, und darum konnten wir den Kampf erst anfangen, nachdem wir den Deutschen die Deutsche Gotterkenntnis hinstellten, nicht als ‚Ersatz', sondern als lebenerhaltende Kraft!"

Das Wirken der kirchlichen Kreise in der Politik war bereits im Jahre 1923 klar in Erscheinung getreten und hatte die völkische Erhebung scheitern lassen. Außerdem bot die Geschichte, nicht nur des Deutschen Volkes, sondern aller europäischen Staaten alter und neuer Zeit Beispiele genug für die unausgesetzte politische Tätigkeit

der Kirche. Aber der Feldherr meinte eben — wie er schreibt — wie alle anderen Deutschen, es handele sich doch nur um einen „Mißbrauch der Christenlehre zu politischen Zwecken". Diese Annahme wurde von der Erkenntnis verdrängt, als er sich nach dem Jahre 1924 mit dem Studium der Bibel und den damals vorliegenden philosophischen Werken von Frau Dr. v. Kemnitz, seiner späteren Gattin und Kampfgefährtin, beschäftigte. Dies wird noch an anderer Stelle dieses Buches ausführlicher geschildert und entsprechend gewürdigt.

Das Christentum zeigte sich nun in zweifacher Weise als eine Gefahr für das Deutsche Volk. Einmal als Grundlage für die nimmerrastende kirchliche Politik und, in deren schärfster Form die der Romkirche, dann aber auch in dem seelenzerstörenden Wesen einer Fremdlehre überhaupt. Frau Dr. v. Kemnitz hatte nämlich die seelengesetzliche Entartung der Völker durch fremde Einflüsse — zu denen auch ein fremder Glaube, wie das Christentum, gehört — erkannt und in ihren aufwühlenden Werken dargestellt und nachgewiesen. Sie hatte weiter mit genialem Tiefblick erkannt, wie die einzelnen den Erscheinungen des Weltalls zugrunde liegenden Gesetze, welche der Wahrnehmung als Kräfte erkennbar sind, in des Menschen Seele wieder auftauchen. Ein von außen, auf dem Wege der verstandesmäßigen Erkenntnis herangetragener fremder Glaube mußte jenen arteigenen, den die Seele gemäß ihrer rassisch bedingten Eigengesetzlichkeit im Erleben zu gestalten strebte, verkümmern lassen. Ein solcher aufgezwungener, obendrein der Tatsächlichkeit widersprechender Fremdglaube war somit an sich widergöttlich, für den Einzelnen wegen der daraus abgeleiteten Lebensgestaltung moralisch schädlich und für die seelische Geschlossenheit des Volkes verheerend.

Mit der gewohnten Gründlichkeit und dem geschärften Verantwortungbewußtsein des Feldherrn trat Erich Ludendorff an diese Erkenntnisse heran und überzeugte sich von deren ungeheurer Bedeutung für die Deutsche Volksschöpfung. Der aus diesen Erkenntnissen gestaltete, die Forschungergebnisse der Erscheinungwelt mit dem seelischen Erleben verwebende Deutsche Gottglaube wurde die Grundlage einer neuen arteigenen Deutschen Weltanschauung. Die Deutsche Gotterkenntnis ist — wie der Feldherr stets betonte — nicht etwa als ein „Ersatz" für das als undeutsch und fremd abzulehnende, der Tatsächlichkeit widersprechende Christentum zu denken, sondern sie machte die Deutsche Seele erst frei, sie gab der Tatsächlichkeit entsprechende Antworten auf die letzten Fragen des Seins und Werdens, sie ermöglichte die Entfaltung Deutscher Wesensart, Deutschen Handelns und machte alle aus der Seele des jüdischen Volkes gestalteten christlichen Wertungen wirkunglos.

Während Frau Dr. Mathilde Ludendorff die Irrtümer der jüdischen Christenlehre über das Göttliche nachwies, zeigte der Feldherr dem Deutschen Volk, wie mittels der Christenlehre bisher und überall Politik im Sinne der überstaatlichen Mächte getrieben wurde. Er öffnete den Deutschen die Augen für diese unendlich wichtige Tatsache. Am 5. 5. 1934 (Am Hl. Qu., Folge 3/34) schreibt der Feldherr mit Bezug auf den im Jahre 1924 von Frau Dr. v. Kemnitz in Weimar gehaltenen Vortrag: „Die Allmacht der reinen Idee":

„Damals war ich noch Namenschrist und hielt einen ‚Mißbrauch der Religion für politische Zwecke' für möglich. Sehr bald streifte ich aber auch die letzten christlichen Anschauungen ab, nachdem ich auf der einen Seite die Bibel und auf der anderen die religionphilosophischen Werke meiner Frau studiert hatte. Ich erkannte das Wesen der Christenlehre und bezeichnete sie sehr bald zum Schrecken vieler Christen als Propagandalehre zur Herbeiführung der Herrschaft des jüdischen Volkes über die anderen Völker. Ich zeigte zunächst, wie der Gott der Juden, Jahweh, sie fordert. Er hatte das jüdische Volk nach dessen Vorstellung zum Vollstrecker dieses Willens gemacht und ihm im Alten Testament, namentlich in den fünf Büchern Mose und in den Propheten, aber auch im Talmud, Weisungen gegeben, daß es und wie es diese Herrschaft politisch und wirtschaftlich erreichen und dann ausüben solle. Solch Glaube war mir allein aus dem Rasseerbgut des jüdischen Volkes entstanden. Jahweh war Volksgott dieses Volkes und solche Lehre seine Volksreligion. Das jüdische Rasseerbgut hatte dem jüdischen Volk den Gott geschaffen und sich von ihm das geben lassen, was er erstrebte. Die Christen verehren nun in Jehowah-Jahweh, diesen Volksgott der jüdischen Volksreligion und des jüdischen Volkes. Hätte Luther das Alte Testament richtig übersetzt, hätte er nicht statt Jahweh ‚Herr' oder ‚Gott', wohl auf Vorschlag seines jüdischen Mitarbeiters, geschrieben, dann wäre das alles den gedankenlosen Menschen leichter zu verstehen gewesen. Es wäre heute leichter, sie von ihren Suggestionen zu befreien, die sie so tief in christlicher Gewohnheit und in christlicher Überzeugung festhalten.

... Aber vor allem habe ich in dem Rasseerwachen der Deutschen einen Bundesgenossen gefunden, zumal wenn es die Deutschen sehen lehrt, daß Rassen nicht nur ‚materialistische' Unterschiede, sondern vor allem seelische aufweisen, und daß das Gotterleben einer Rasse wahrlich nicht das Gotterleben einer anderen sein kann. Rasseerwachende Deutsche, die das erkennen und sich nach Glaubensklarheit sehnen, werden immer mehr auch die aus dem Judentum stammenden Lehren ablehnen und die Scheu überwinden, das Christentum als Propagandalehre für jüdische Welt-

herrschaftzwecke anzusehen. Sie müssen sich entschließen, den gleichen Weg zu gehen, den ich gegangen bin und darum auch dem Volke seit Jahren zeige ...

Wer das Deutsche Volk aus jüdischer Gewalt retten will, der muß den Mut haben, diese Zusammenhänge zu erkennen. Nichts ist gefährlicher als einen gewalttätigen und langlauernden Gegner mit falschen Waffen abzuwehren. Wir brauchen das auch wirklich nicht. Das jüdische Volk macht es uns ja so überaus leicht, es zu erkennen. Wir haben nur das Alte Testament als jüdisches Gesetz und das neue als Propagandalehre für seine Verbreitung frei von religiösen Suggestionen zu lesen."

Im Jahre 1936 (A. Hl. Quell, Folge 23/36) schrieb der Feldherr, dieses durch das immer mehr in den Vordergrund rückende Rasseerwachen erläuternd:

„Alle Deutschen, die etwas von dem Nationalgott der Juden, Jahweh, als Glaubenslehre in sich aufnehmen, alle Völker, die dies tun, müssen daran folgerichtig zugrunde gehen, weil das ihrem Rasseerbgut und ihrem arteigenen Gotterleben widerspricht. Das ist auch die Absicht Jahwehs und seiner Lehre, wie das auch das kirchliche Jahrbuch ganz unverblümt ausspricht. Diese Lehre besteht nun einmal, wie ich immer wieder an Hand der Bibel ausgeführt habe, in der Unterwerfung der nichtjüdischen Völker unter das jüdische Volk, ihrer Enteignung, ihrer Kollektivierung, dem Einschläfern ihres Rasseerbgutes, dem symbolisch die Taufe gilt, dem Zerstören der Sippen und völkischer Geschlossenheit und in der Umwandlung arteigener Menschen zu Judengenossen, zu künstlichen Juden und in christlicher Auffassung zu ‚Kindern Israel', was indes auf dasselbe hinausläuft ...

Klarheit muß den Christen gegeben werden, die Christen müssen wissen:

Ihr Gott ist Jahweh, der als eine Person vor- und dargestellte und von irrfähiger Vernunft ‚begriffene' und ‚beschriebene' Nationalgott der Juden; Jahweh, der die nichtjüdischen Menschen und Völker der Welt den Juden zur Unterwerfung ausliefert, der ihr Entrechter und ihr Kollektivierer, selbst ihres Glaubenslebens, ist. Jahweh kann solchem Wollen gemäß Juden und Christen über den Sinn des Weltalls, den Sinn des Menschenlebens und über die menschliche Unvollkommenheit, über Völker und Rassen und ihre Lebensgesetze nur die Ansichten geben, die seiner Absicht Rechnung tragen. Das so geschaffene, vermeintliche christliche Ethos ist und bleibt ein Truggebilde, zudem beruhend auf Antworten auf die letzten Fragen, die zu einer Zeit gegeben wurden, als der damalige Stand der Erkenntnisse klare Antworten überhaupt nicht möglich machte."

„Für den Deutschen Menschen ist Gott" — so schreibt der Feldherr — „jenseits von Zeit, Raum und Ursächlichkeit, unfaßbar für die Vernunft und durch Begriffe,

Wesen und Kraft aller Erscheinung im Weltall, dessen Wille im Menschen Bewußtsein des Weltalls hat werden lassen. Vernunft dieses bewußten Menschen macht Erforschung der Erscheinungwelt möglich; und das Erleben der Seele, mit dieser Forschung geeint, läßt Erkennen der letzten Fragen nach dem Sinn des Weltalls, des Menschenlebens, der Unvollkommenheit des Menschen, des Todesmuß usw., der Rassen und Völker als Völkerpersönlichkeit und ihren Lebensgesetzen geben. Es fordert auf dieser unantastbaren Grundlage, aus dem Rasseerbgut heraus, Freiheit des Gotterlebens jedes Einzelnen und der Völker und deren Erhaltung in ihrer rassischen Eigenart zur Erfüllung des göttlichen Schöpfungwillens, und stellt Freiheit und Pflicht des Einzelnen gegen Volk, Sippe und Staat sowie deren Pflichten gegen den Einzelnen zur Erhaltung wehrhafter und arteigener Geschlossenheit für die Erhaltung völkischer Eigenart im freien Staate fest."

Durch Frau Dr. v. Kemnitz — die bereits im Jahre 1906 aus der Kirche ausgetreten war, wurde der Feldherr im Jahre 1923 auf die Bibel und die Frage des Christentums bzw. die Frage der Weltanschauung für den völkischen Kampf und den Aufbau eines völkischen Staates hingewiesen. Als der Feldherr und die Philosophin im Jahre 1926 die Ehe schlossen, waren beider Wege bis dahin völlig getrennt verlaufen. Wenn nun auch diese Wege, trotz gegenseitiger Anteilnahme und bei aller Verbundenheit im Schaffen selbst, auch weiterhin getrennt blieben, so wurde doch die eine Richtung — die Befreiung des Deutschen Volkes — verfolgt. Das Schaffen Frau Dr. Mathilde Ludendorffs läßt sich jedoch bei dem Abwehrkampf des Feldherrn gegen das Christentum überhaupt nicht wegdenken. Der Feldherr hat stets streng darauf geachtet, daß der große Anteil seiner Gattin an dem Kampf stets gewahrt blieb, und schrieb u. a. in einem Brief vom 20. 12. 1935 an den Verfasser dieses Aufsatzes mit Bezug auf diesen Kampf:

„... m. (meine) Frau ist's, die die weltanschaulichen Grundlagen meines Wirkens gegeben hat. Ohne sie ist dieses nicht denkbar, wohl aber werden die Grundlagen immer da sein, auch wenn ich nicht wirken würde. Mir liegt daran, daß mir nicht ‚fremde' Leistung zugesprochen wird, sie besteht auch so, wohl aber liegt mir daran, daß die Leistung m.(meiner) Frau immer wieder dem Volke eingehämmert wird, so wie es der Wahrheit entspricht."

Treffend führte Frau Dr. Ludendorff dagegen in ihrer Ansprache bei der Feier ihres 60. Geburttages aus:

„Schon einmal gab es einen großen Feldherrn, der es den Menschen durch sich selbst erwies, daß höchste Feldherrnkunst und philosophisches Erkennen nicht so weit

auseinanderliegen, wie die meisten Menschen es annehmen, da doch die klare Erkenntnis des Wesentlichen bei beiderlei Begabung das Wichtigste ist. Dieser Feldherr, der zugleich ein tiefer Kenner und Werter der Philosophie gewesen ist, war Friedrich der Große. Auch er sah schon den Segen der Wahrheit in der Beantwortung der letzten Fragen des Lebens. Auch er erkannte voll die Unhaltbarkeit des Wahnes der Christenlehre. Aber sein Leben und Schicksal brachten es mit sich, daß die starke Sonderung des Volkes von dem König das herrschende Vorurteil, die ungeheuere Unterstützung der Bedeutung des Einzelnen im Volke und seiner klaren Einsicht in die Tatsächlichkeit nicht überwand. Für das Volk hielt er den von Priestermachtgier geschaffenen Trug für gut genug, wenn nicht gar für notwendig. Der Feldherr Ludendorff, der in dem gewaltigsten aller Kriege Jahre hindurch Haupt und Herz des Volkes war, war seit jenem unseligen 26. 10. 1918 nicht mehr durch ein Amt, nur noch durch seine unsterbliche Leistung vom Volke gesondert. Er, der im Kriege die Bedeutung der Leistung des Einzelnen an der Front so hoch gewertet hat, war unfähig, die seelische Haltung des Einzelnen im Volke so zu unterschätzen, daß er einen unheilvollen Wahn über die letzten Fragen des Lebens für dieses Volk noch für brauchbar gehalten hätte. Von der ersten Stunde der persönlichen Überzeugung von der Bedeutung der Erkenntnisse meiner philosophischen Werke war es ihm auch klar, daß das gesamte Volk und die Völker der Erde unter den Segnungen dieser klaren Erkenntnis gerettet und aus den gefährdenden Entartungen freigemacht werden konnten. Kein Amt an der unmittelbaren Geschichtegestaltung der Gegenwart raubte ihm die Zeit für seine hehre Geschichtegestaltung der Zukunft. Er erforschte die Mittel und Wege der überstaatlichen Todfeinde freier Völker, enthüllte sie in seinen Werken, gab dem Volke zum erstenmal durch diese Enthüllungen volksrettende geschichtliche Erfahrung und führte sie gleichzeitig zu der Klarheit der Gotterkenntnis."

Wir erwähnten bereits, wie viel größer die Tat des Feldherrn war als die rein negative Stellungnahme Friedrichs des Großen zum Christentum, ohne daß dadurch die Größe des Königs unter Berücksichtigung der Zeitlage und der Umstände irgendwie beeinträchtigt werden sollte und könnte.

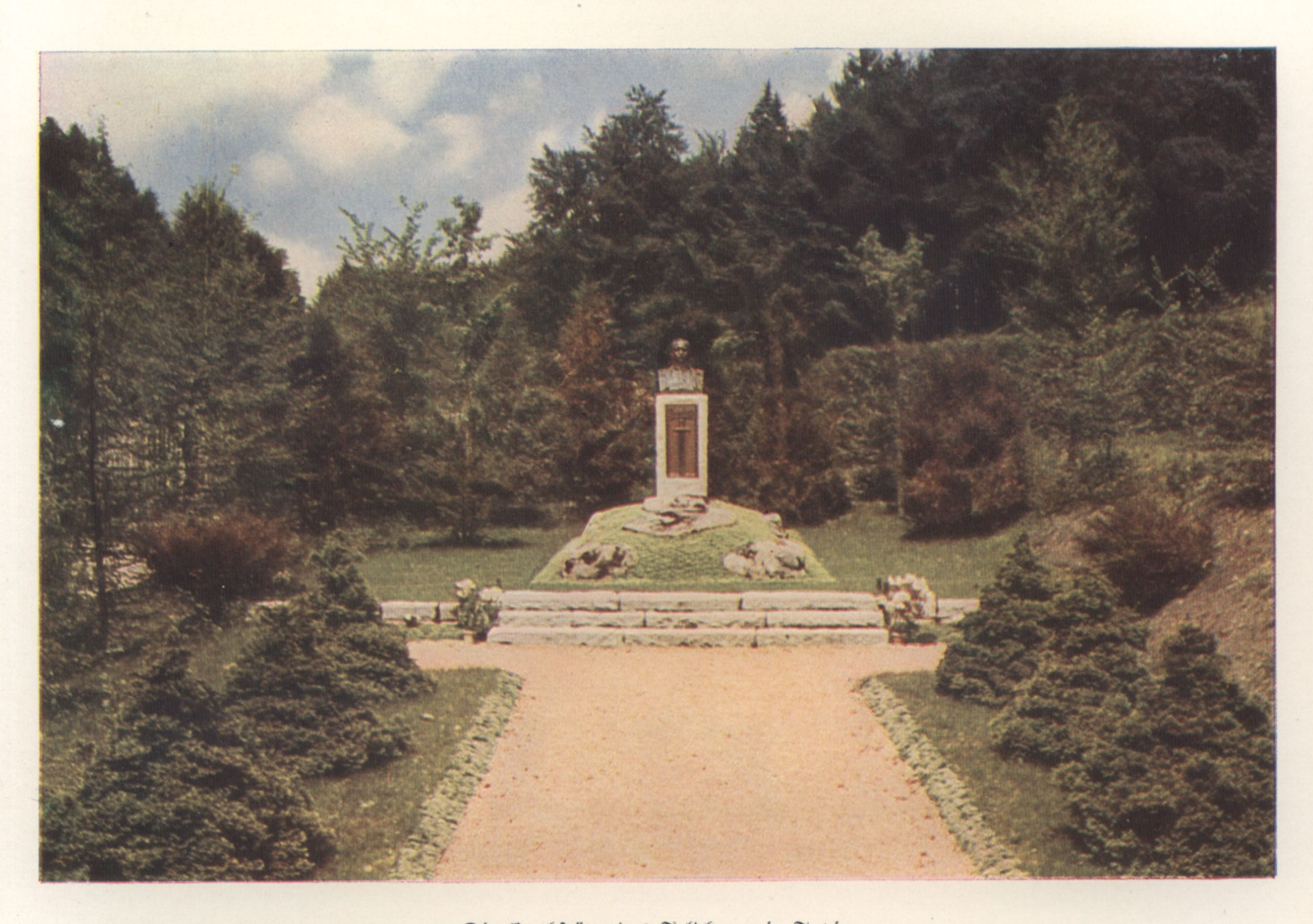
Die christliche Lehre, im umfassenden und weiteren Sinne „Propagandalehre des Judentums", war ferner die unmittelbare Grundlage der Kirchen mit ihren Priesterkasten, deren selbständiges politisches Wirken — besonders in der Romkirche — erkennbar war und ist. Innerhalb dieser Romkirche, welche mit ihrem Papsttum und anderen hierarchischen Einrichtungen ein abgewandeltes mit Mithraskulten

verschmolzenes jüdisches Hohepriestertum darstellt, gewann nun der Jesuitenorden seit seiner etwa mit dem im ausgehenden Mittelalter beginnenden Zerfall des nach staatlicher Macht strebenden Papsttums zusammenfallenden Gründung, wachsenden Einfluß. Der Jesuitengeneral und der Jesuitismus waren nicht nur der Halt der römischen Kirche geworden, sondern beherrschten sie, sich mit seiner Organisation und gestützt auf die christliche Lehre den überstaatlichen Einfluß auf die Staaten sichernd und erhaltend. (Vgl. „Der Feldherr und die Politik".) Das Werk „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende", welches der Feldherr mit seiner Gattin und Kampfgefährtin gemeinsam schrieb, diente dem Kampf gegen den Jesuitismus als politische und wirtschaftliche Weltmacht. Es zeigte aber auch zugleich die Gefahr und den Wahn der christlichen Lehren. Besonders vertieft wurde dieses Buch durch die von Frau Dr. Ludendorff in ihrer Eigenschaft als Fachärztin dargestellten entsetzlichen Mittel der jesuitischen Dressur, wodurch die Entpersönlichung und die Heranbildung eines Menschen zum willenlosen Werkzeug in den Händen der Ordensoberen erreicht wird.

Die Gefahren, welche von Rom drohen, hat der Feldherr unermüdlich auf allen Gebieten gezeigt und aus naheliegenden Gründen darauf hingewiesen, wie gefährlich dieses Wirken besonders auch in der Wehrmacht ist. Natürlich wurde hier — wie stets — das „Religiöse" und der „Wert" der christlichen Lehre herausgestellt. Weil über diese keine Klarheit herrschte, konnte die überstaatliche Macht Rom auch immer wieder die Oberhand gewinnen und behalten. In Folge 7/35 des „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" schrieb der Feldherr im Anschluß an bestimmte Vorkommnisse unter Anführung von lebensnahen Beispielen aus dem täglichen Leben:

„Die Christenlehre ist volkverneinend und muß es ihrem ursprünglichen Wesen nach, als Propagandalehre der Judenherrschaft, sein, auch wenn sich in diese Lehre Rom mit seiner Priesterhierarchie als Erbe des jüdischen Volkes nach dem Vorbilde früherer Priesterherrschaft sehr geschickt eingeschoben hat. Das sittliche Wehrrecht oder der sittliche Wehrdienst, durch die der sterbliche Mensch sich für die Lebenserhaltung des unsterblichen Volkes einsetzt, sind ihr fremd ...

Diejenigen, denen Geschichte Lebenserfahrung ist, und deren Einsicht die Wege und Mittel erkennt, die Roms Gedankenwelt in die Völker und in die Heere tragen sollen, erfüllt es naturgemäß mit ernster Sorge, daß solches Erkennen noch nicht Gemeingut des Volkes ist. Diese Sorge wurde in mir noch lebendiger, als ich im ‚Der Feuerreiter' Abbildungen von Exerzitien Deutscher Soldaten sah. Exerzitien sind jesuitische Erfindung und stehen unter jesuitischer Kontrolle, sie werden daher



Die Grabstätte des Feldherrn in Tutzing

Gesamtentwurf Frau Dr. M. Ludendorff. Entwurf der Grabtafel von Frau Lina Richter, Gartenanlage und Entwurf von Architekt Bofinger, Stuttgart, Büste von Prof. Ludwig Manzel. Die Bronzebüste wurde von Major a. D. von Wedelstaedt gestiftet

völlig in jesuitischem Geiste geleitet, in dem römisches Wollen am klarsten zum Ausdruck kommt. Es kann doch wirklich auch der geschichtlich Unbewandertste nicht darüber im Zweifel sein, daß der Jesuit, dessen Orden seinerzeit die Bestimmung hatte, die Reformation in Deutschland und in den übrigen Staaten Europas zunichte zu machen, heute diese Aufgabe gegen die drohende Gefahr des ‚Neuheidentums' und Deutscher Gotterkenntnis erst recht zu erfüllen trachten wird. Sonst würde er seine Vergangenheit vergessen müssen. Und das ist bei dem Jesuitenorden ausgeschlossen!..

Wir leben in einem Notstand ernstester Übergangszeit, das Denken von Millionen Deutscher und Deutscher Soldaten richtet sich heute noch nach Rom und lauscht auf dessen Weisungen, die selbstverständlich ganz im stillen in römischer Klugheit und römischer Zurückhaltung, aber doch in der bewußten und gewollten Wirkung gegeben werden. Eine Stimmung des ‚katholischen Volkes' ist da, man weiß kaum wie. Nun werden noch die Mitglieder des ‚katholischen Volkes' in Deutschland einschließlich der katholischen Soldaten durch Exerzitien besonders innig an ihr Oberhaupt in Rom und dessen Wollen gekettet, das Reich Gottes auf Erden als Königtum Christi unter Vernichtung völkischen Wollens zu errichten. Die schon bestehenden furchtbaren Gefahren können überdies in der Wehrmacht selbst noch durch römische Militärgeistliche vermehrt werden ..."

Mahnend und in ernster Sorge um die Erhaltung des Volkes schließt der Feldherr:

„In unserer durch Rom so gefährdeten völkischen, freien Lebensgestaltung ist Klarheit über das Wesen des christlichen Glaubens und insonderheit Roms eine ernste Notwendigkeit, nicht minder aber auch das klare Erkennen der Gesetze der menschlichen Seele und der Volksseele und arteigenen Gotterlebens. Erst dann kann gegen Christentum und Rom richtig und erfolgreich gerungen werden. Das Wort: ‚Der Mensch lebt nicht vom Brot allein', ist richtig, sonst hätten ja auch Christenlehre und okkulter Wahn im Volke nicht Boden gewinnen können. Der Mensch denkt nun einmal über den Sinn seines Lebens nach, vielleicht in der Not des Lebens nicht immer klar bewußt, aber schließlich liegen solche Gedanken doch tief im menschlichen Gemüt und harren nur ihrer Entfaltung. Die Sehnsucht nach ihr steigt mit völkischem Rasseerwachen. Die Wege sind seit Jahren gegeben, sie brauchen nur beschritten und bewußt betreten, und das Volk auf sie geführt werden. Dies wäre eine gewaltige Tat der heute dazu Berufenen. Sie würde die ernste Übergangszeit, in der wir uns in der gewaltigen Geisteskrise befinden, zum Heile von Staat, Volk und Wehrmacht abkürzen."

Weiter erläutert der Feldherr, warum gerade für ihn und die Angehörigen der Wehrmacht die Erkenntnisse über das Christentum so bedeutend sind. Es heißt:

„Vor dem Weltkriege dachte ich, daß die Wehrmacht das Leben eines Volkes sicherstellt und wirkte für deren Vervollständigung. Nun aber erlebte ich einen Inhalt des Krieges, der zwar der Wehrkraft ihre stets gleichbleibende Bedeutung beließ, aber daneben die gesamte Kraft des Volkes, und nicht zuletzt seine seelische Kraft, in einer Weise als kriegsentscheidend hinstellte, wie das während vieler hundert Jahre nicht mehr der Fall gewesen war. Die Kraft des Volkes, seine seelische Geschlossenheit versagte und dann die des Heeres. Revolutionierung und Revolution zersetzten und spalteten das Volk, weil jüdische Lehren die Volksseele wieder zum Verstummen bringen und Deutsche selbstsüchtig und abwehrarm machen konnten, daß sie die Niederlage als ein Heil für sich betrachteten oder als Gottesgeschick hinnahmen. Es ist kein Wunder, daß ich als verantwortlicher Führer des tapferen Heeres den Zusammenhängen bis auf ihre letzten Ursachen nachging und heute weiß, was zum Wehrhaftsein eines Volkes noch außer einer starken Wehrmacht gehört. Wenn ich es nicht aus dem Ausgang des Weltkrieges und meinen Erfahrungen und Studien nach ihm gelernt hätte, nun dann würden mich heute die sterbenden und ohnmächtigen und doch in Waffen starrenden Völker rings um uns herum solches lehren.

Ich weiß heute, daß zum Wehrhaftsein unseres Volkes die Abkehr von allen Fremdlehren jeder Art, namentlich von der aus dem Judentum stammenden Christenlehre oder auch aus den vom Osten zu uns gekommenen okkulten Wahnvorstellungen gehört.

Ich weiß heute, daß zur Wehrhaftmachung unseres Volkes ein Recht gehört, das Rasse, Volksseele und des Menschen Seele ebenso schützt, wie etwa Staat, Wirtschaft und Körper, ein Recht, das sich völlig in den Dienst der Volkserhaltung und des Schutzes des Gotterlebens des einzelnen Menschen und des Volkes stellt.

Ich weiß aber auch, daß zu der Abwehr fremdartiger Einflüsse das Neue und Gewaltige zu treten hat: die Lebensgestaltung des Volkes nach arteigener Gotterkenntnis, die dem einzelnen Menschen die innere Stärke und dem Volke die Geschlossenheit von Rasseerbgut und Glauben, Recht, Kultur und Wirtschaft gibt und es unüberwindbar macht, weil es lebensfähig ist.

Der Weltkrieg und das Schicksal danach haben uns sehr gründlich darüber die Augen geöffnet, wie schlau es vom Juden ersonnen war, uns mit Hilfe jüdischer Lehren auf allen Lebensgebieten zu bekämpfen, und uns dabei im Wahne zu festi-

gen, das Militär habe sich nur um militärische Fragen zu kümmern. Heute wissen wir das Gegenteil!" (A. Hl. Qu., Folge 23/1935.)

Es war selbstverständlich wesentlich leichter, das politische Machtstreben jener auf den christlichen Lehren beruhenden Organisationen, Kirchen, Orden usw. zu zeigen, weil diese irgendwie doch in die Erscheinung treten mußten und ihr Treiben nicht immer verborgen blieb. Ein Kampf gegen die Kirche und ihre politische Betätigung war deshalb schon manchmal im Verlauf ihres von den überstaatlichen Mächten selbst so bezeichneten „Nibelungenkampfes", des Kampfes zwischen Rom und Juda, betrieben worden. Ja, zu Zeiten, als die Macht der Kirche, d. h. Roms empfindlich überwog, war ein solcher Kampf sogar von freimaurerischer bzw. jüdischer Seite geführt worden. Daher war es möglich, daß gewisse Kreise — absichtlich oder schlecht unterrichtet — den Kampf gegen das Christentum als dem Vorteil der Juden dienend darstellten und somit den völkischen Kampf des Feldherrn in oberflächlicher Besserwisserei und blindem Eifer hemmten. Es ist klar, daß der Jude solchen Kampf förderte. Wenn ein derartiger einseitiger Kampf gegen die politische Herrschaft der Kirche zuweilen auch zeitliche Erfolge aufzuweisen hatte, so konnte natürlich eine tatsächliche Überwindung des Gegners nie erreicht werden. Man bekämpfte die Wirkungen und ließ die Ursachen nicht nur bestehen, nein, man war sogar sorgsam auf deren Erhaltung bedacht. Auf diese Weise war die bisher geübte Bekämpfung des Christentums Irrtum, wenn es sich nicht etwa gar um beabsichtigte Spiegelfechterei handelte. Die Christenlehre — die Propagandalehre des Judentums — mit allen ihren verheerenden Wirkungen auf die Seele des Einzelnen und des Deutschen Volkes blieb bei solchem einseitigen Vorgehen bestehen und wurde sogar ängstlich behütet und verteidigt. Es war — um ein Beispiel aus der Kriegführung zu brauchen — ein frontales Zurückdrängen, welches zu taktischen Erfolgen, aber zu keiner strategischen, den Gegner vernichtenden Umfassung führen konnte. Es ist die große rettende Tat des Feldherrn, daß er, nachdem er diese Lage einmal erkannt hatte, den Kampf in entsprechender Weise und unerbittlich aufnahm. Nur der Feldherr konnte diese Frage endgültig lösen. An diesem Punkt mußte gelehrtenhafte Weltfremdheit scheitern. Hier mußte theologische Voreingenommenheit versagen, wo man im kühlen Schatten der priesterlichen Existenzfrage das Christentum den jeweils veränderten Verhältnissen anzupassen versuchte. Hier war bürgerliche Gesinnunglosigkeit und wohlgenährtes Krämertum unmöglich, wo man Christentum sagte und Eigentum meinte, wo man weltanschauliche Fragen nach der Börsenstimmung und dem zu erwartenden Geschäftsgang entschied. Hier konnte nur

der Mann ein Ende finden, dessen ganzes Leben im Dienste der Verteidigung und Erhaltung seines Volkes stand, der mit klarem durchdringendem Weitblick des Feldherrn begabt, mit warmem Herzen, aber ohne jede falsche Gefühlsseligkeit, mit unerbittlicher Folgerichtigkeit das eine große Ziel — die Rettung des Deutschen Volkes — erstrebte.

Der Feldherr erkannte nicht nur in der Christenlehre eine Grundlage überstaatlicher Macht und Politik, er erkannte, daß diese Lehre selbst eine politische Lehre war, und daß sie ein Mittel in den Händen der Priesterkasten war, Politik zu treiben und sich die Völker zu einem bestimmten Ziele zu unterwerfen. Daher wies er immer wieder darauf hin: „Einen Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken gibt es nicht, sondern der Glaube ist für Rom Politik; und Rom und Juda stellen alles in den Dienst zur Erreichung der Weltherrschaft über vernichtete Völker."

Wenn der Feldherr in jenem Briefe v. 20. 12. 35 betonte, daß die Grundlage seines Wirkens auf diesem Gebiete — die Deutsche Gotterkenntnis — auch ohne sein Wirken bestehe, so besteht auch das Christentum als Grundlage für das Wirken Roms und der Kirchen. Mit dem Unterschied natürlich, daß die Deutsche Gotterkenntnis mit der Tatsächlichkeit und der Wissenschaft übereinstimmt und ihr Ethos der Deutschen Seele artgemäß ist, während das Christentum aus verschiedenen ersonnenen Mythen fremder Völker seine durch das jüdische Volk und durch Juden gestalteten, der Tatsächlichkeit widersprechenden Lehren für „gottgegeben" ausgibt.

In schier zahllosen Aufsätzen und Abhandlungen hat der Feldherr in engstem Zusammenhang mit der Deutschen Gotterkenntnis auf die Gefahren der Christenlehre für das Deutsche Volk hingewiesen und die Auswirkungen derselben auf allen Gebieten gezeigt. Mit ernster Sorge widmete er dem die christlichen Lehren enthüllenden Werke „Erlösung von Jesu Christo" von Frau Dr. Ludendorff die mahnenden Worte:

„Von der Verbreitung dieses Werkes hängt die Befreiung des einzelnen Deutschen, des Deutschen Volkes und aller Völker ab."

Um den Wahn der Christenlehre recht deutlich zu machen, schrieb der Feldherr mit seiner Gattin gemeinsam eine Reihe von Abhandlungen, welche als eine größtes Aufsehen erregende Schrift „Das große Entsetzen — die Bibel nicht ‚Gotteswort'" herausgegeben wurden. In dieser Schrift wurde in allgemein verständlicher Weise die tatsächliche Entstehung der Bibel gezeigt, welche die Grundlage der christlichen Lehren bildet und von den Priestern dem Volk gegenüber als „Gotteswort" ausgegeben wurde. Es stellte sich heraus, daß diese Bibel ein völlig willkürlich ver-

ändertes und von x-beliebigen jüdischen Schriftstellern nach und nach zusammengeschriebenes Machwerk ist. Am Schluß jener Abhandlungen schrieb der Feldherr über den Sinn dieser Auseinandersetzungen:

„Worum handelt es sich denn letzten Endes? Es geht darum, ob der völkische Freiheitkampf, der außerhalb und innerhalb der nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei gekämpft wird, siegreich geführt und das Deutsche Volk zu einer Volksschöpfung auf der Grundlage seines Rasseerbgutes und arteigenen Gotterkennens geführt werden kann, was allein seine Lebenserhaltung in die weiteste Zukunft hinein sicherstellt, oder aber ob die ‚alten Mächte' triumphieren, wir Deutschen im Völkerkollektiv, herauserlöst aus Stamm, Sprache und Volk, verschwinden, sich die Worte Jahwehs erfüllen, daß das jüdische Volk die anderen Völker ‚verzehren' soll und die Worte Mark. 16, 16 und Luk. 19, 27 durch Priester wahr gemacht werden können:

‚... wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden'

und

‚Nun führet mir auch jene meine Feinde her, die mich nicht zum Könige über sich haben wollen, und erwürget sie vor meinen Augen.'

Für uns gibt es nur eines:

Ringen für Geistesfreiheit und arteigene Volksschöpfung."

Fürwahr, es ging nicht um theologische Haarspaltereien und philologische Tüfteleien, es ging — wie stets — um die Freiheit und Erhaltung des Deutschen Volkes. Diesem hohen Ziele entsprechend hatte der Feldherr einen „Aufruf" erlassen, den er mit folgenden Worten schloß:

„Nochmals rufe ich die ringenden Deutschen, wo sie auch stehen, zum Ringen für Deutsche Geistesfreiheit und arteigene Deutsche Lebensgestaltung und gegen die alten Mächte auf.

Beim Sturm auf Lüttich folgten die Deutschen Soldaten meinen Weisungen und meinem Ruf, sie ließen mich nicht allein in die feindliche Festung eindringen; so wurde der Sieg unser. Es ist die Sache der Deutschen Freiheitkämpfer allerorts, ob sie in diesem Ringen auf mich hören, wie der Soldat vor Lüttich, und damit den Sieg über pfäffische Reaktion davontragen, um den Weg freizumachen für die Deutsche Volksschöpfung, wie einst die Einnahme von Lüttich dem Deutschen Heere den Weg in Feindesland öffnete."

Der Feldherr hatte bereits im Jahre 1931 in Salzburg klar und deutlich „aus tiefstem und innerstem Herzen die Überzeugung" ausgesprochen:

„Die Tage des römischen Papsttums, der römischen Kirche, des Christentums sind gezählt und werden durch die Deutsche Gotterkenntnis untergehen."

Seit jener Zeit zeigt es sich mit wachsender Deutlichkeit, daß die Kirchen und das Christentum derartig erschüttert sind, daß die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht werden müssen, es zu erhalten, und durch mannigfaltige Umformungen und Tarnungen der christlichen Lehren versucht wird, die Risse in den Grundmauern der Kirchen zu kitten. Das Christentum herrscht nicht mehr durch die Macht der Idee!

Wenn man bedenkt, daß es sich beim Christentum um eine fast zweitausend Jahre bestehende Lehre handelt, eine Lehre, welche mit allen Mitteln der Suggestion, mit Höllenangst und Himmelshoffnung bei den Gläubigen aufrecht erhalten wird, um eine Gemeinschaft, die obendrein noch über zahlreiche umfangreiche Organisationen und außerordentliche wirtschaftliche und politische Machtmittel verfügt, so können wir die 1931 gesprochenen zukunftfrohen Worte des Feldherrn an der heutigen Lage gemessen als völlig berechtigt erkennen. Allerdings ist es erforderlich, daß sich jeder einzelne Deutsche über das hohe Ziel des Feldherrn und seine Verantwortung klar ist, daß er den Kampf für die Volkserhaltung gegen alle durch das Wirken des Feldherrn jetzt sichtbaren und erkennbaren Volksfeinde unbeirrbar aufnimmt und unabbiegbar fortführt.

Vom politischen Standpunkt gesehen hat die Herrschaft des Christentums zwar lange genug gedauert, und es ist daher erfreulich, daß seine Tage gezählt sind. Mit dem Hinblick auf das unendliche Weltall, ja selbst nur auf das Werden des von uns bewohnten Planeten, Erde genannt, und die seit Werden dieses Planeten verflossene Zeit, ist diese Herrschaft nur sehr kurz gewesen. Daher schrieb der Feldherr am 27. 11. 1936 (A. Hl. Qu., Folge 17).

„Priester sagen dem Volke:

‚Jesus Christus gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit.'

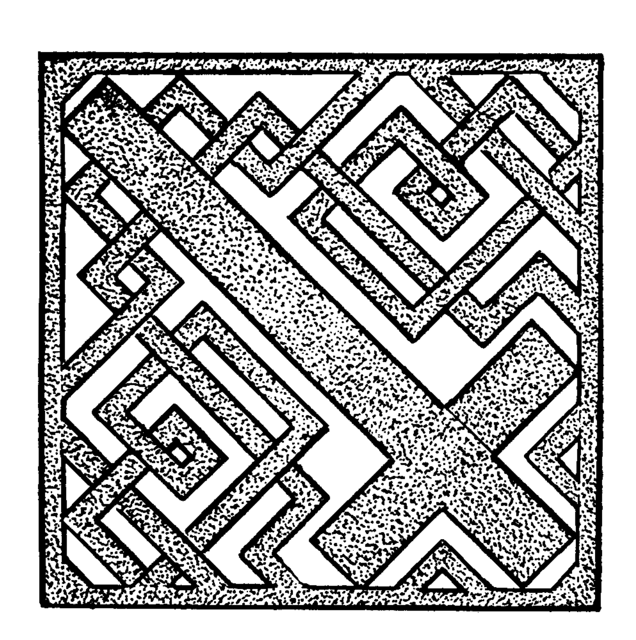
Wir aber antworten ihnen im Einklange mit der Tatsächlichkeit:

‚Jesus Christus gestern?' Ja, er herrschte, verglichen mit der Zeit der Menschengeschlechter auf Erden etwa 1 Tag eines Jahres, er herrschte zunächst mit Gewalt und dann durch Säuglingstaufe bei Unmöglichkeit eines Kirchenaustritts.

‚Jesus Christus heute?' Nein, heute haben wir die Freiheit, unserer Glaubensüberzeugung treu uns zu bekennen. Und heute hat die Forschung ihn schon vollends überwunden. Gotterkenntnis steht unerschütterlich an seiner Stelle. Nur Angst vor Tod und Hölle, christliche Suggestionen, Denkträgheit und Feigheit sowie Gewohnheit halten die als Säuglinge getauften Christen heute noch an Jesus Christus fest.

‚Derselbige auch in Ewigkeit?' Nein, ohne Mordtat und gewaltsame Bedrükkung, die das Christentum in dem letzten Jahrtausend und der Bolschewismus in unserem Jahrhundert an Millionen Andersdenkenden und Andersgläubigen verübte, allein durch die Klarheit und die Gottnähe unserer Erkenntnis wird diese in den Völkern der Erde rettend wirken, und für die zu ihr Erwachten wird es heißen:

‚Und derselbige in aller Ewigkeit nicht mehr'."



Ludendorff geht bahnbrechende Wege der Geschichteforschung

Hellmuth Blume*)

Die Welt zeigte ein anderes Gesicht, der Weltgeschichte Lauf wäre nicht mit dem Blute von Millionen und aber Millionen gezeichnet, wäre den Völkern vergangener Jahrhunderte das verbrecherische Zielstreben, das unsichtbare Wirken und das Wesen jener geheimen Mächte enthüllt worden, deren blutige Weltpolitik die Vernichtung arteigener Kulturen, die Entwurzelung aller Völker und die Zerstörung ihrer volkgebundenen, sittlichen Werte zur Voraussetzung hat.

Wie dank der universellen Machtstellung dieser Völker und Staaten knebelnden Gewalten der freien Geschichteforschung das Tor zur Erkenntnis ihrer zielklaren Politik verschlossen blieb, wie zu allen Zeiten einzelne aufrechte Kulturkämpfer und Historiker einen vergeblichen aufklärenden Geisteskampf gegen diese Mächte führten, so mußte jeder Geschichteforschung trotz tiefgründiger staatspolitischer und wissenschaftlicher Arbeit solange das tiefe Geheimnis dieser die Welt bewegenden, die Welt leitenden und beherrschenden Einflüsse verhüllt bleiben, wie die Forscher, sofern sie nicht selbst bewußt eine erkennende Geschichteschreibung auf Weisung jener Mächte verhinderten, entweder dem Geistesterror weichen mußten oder dank der Suggestivwirkung artfremder Glaubenslehren in Anschauungen verstrickt waren, die ihnen ein tieferes Erkennen unmöglich machten. Solange ferner die weltumspannenden Mächte mit der Willenlosigkeit der Völker rechnen konnten, solange sie über hinreichend genug Mittel verfügten, um ein Erkennen und Verstehen ihrer unterirdischen und verbrecherischen Wühlarbeit zu verhindern, solange willfährige Fürsten, bigotte oder verfreimaurerte Regenten und Staatsmänner dem Rauschgift ihrer „Menschheit veredelnden Ideologie" verfallen und gefügige Werkzeuge waren, konnten jene dunklen Gewalten ungehemmt für die Verwirklichung ihrer Ziele „arbeiten".

Hier eine umwälzende, geschichteerkennende und damit eine die Zukunft gestaltende Tat vollbracht zu haben, der Vergangenheit weltgeschichtliches Geschehen jeglicher tarnenden und die eigentlichen Kriegheter schützenden Hülle beraubt zu haben, mittels derer es den Weltverschwörern möglich war, immer und immer

*) Verfasser von: „General Ludendorff im Urteil der öffentlichen Meinung", Pfeiffer & Co., Landsberg a. d. Warthe, und „Ludendorff lebt", Ludendorffs Verlag.



„Ich stelle fest — der ‚Osservatore Romano', das Blatt des Papstes, lügt!"
Als der Feldherr am 3. Oktober 1937 diese Worte sprach, wurde die Aufnahme gemacht

Zwei Tage vor der Operation am 2. Nov. 1937
Die letzte Aufnahme vor seinem Tode

Erich und Mathilde Ludendorff bei einem Spaziergang durch München vor dem Haus der Deutschen Kunst



Das Kranken- und Sterbezimmer Erich Ludendorffs im Josephinum, München, Schönfeldstraße

wieder Völker gegen Völker, Völker unter sich verbluten zu lassen, ist das historische Verdienst des Feldherrn Ludendorff, der in seinen das Volk befreienden, aufklärenden und das Rassebewußtsein weckenden Geisteswerken, insonderheit mit den Werken: „Kriegshetze und Völkermorden in den letzten 150 Jahren" — „Wie der Weltkrieg gemacht wurde" — „Dirne ‚Kriegsgeschichte' vor dem Gericht des Weltkrieges" u. a., diesen von ihm als „überstaatliche Mächte" bezeichneten Gewalten die heuchlerische Maske vom Gesicht riß. Wenn auch in vergangenen Jahrhunderten dieser oder jener Staatsmann und Forscher die Gefährlichkeit der einen oder anderen, das Leben des Volkes bedrohenden Macht erkannte, und auch einige Staaten durch Verbote internationaler, überstaatlicher Organisationen und Orden vor dem Wirken und Angriff dieser sich zu schützen glaubten, so wurde keineswegs durch solche erlassenen Verbote und Verfolgungen das gemeingefährliche Treiben jener Kriege schürenden, Umwälzungen und Revolutionen herbeiführenden Mächte irgendwie gehemmt oder gar verhindert. Zu tief saß bereits der „Pfahl im Fleische" der Nationen und Völker, als daß es je einer Autorität vergangener Epochen gelungen wäre, den tausendjährigen, unsichtbaren, aber um so sicherer wirkenden Einfluß dieser überstaatlichen Mächte zu unterbinden. Wenn daher die Geschichteforschung vergangener Zeiten glaubte, mangels vorhandener „Dokumente" einen solchen die politische, weltanschauliche Entwicklung und das weltgeschichtliche Geschehen beeinflussende, treibende und entscheidende Kraft dieser überstaatlichen Mächte unbeachtet lassen zu müssen, da ihr Vorhandensein nicht mit den gleichen Beweismitteln wissenschaftlich zu belegen ist wie alle öffentliche Geschichtegestaltung, so kam eben eine solche Art Wissenschaft diesen Mächten entgegen, und jene Weltverschwörer: Rom, Juda, Freimaurerei und asiatische Priesterkasten, hofften nicht zu Unrecht nach zähem, Jahrhunderte währendem Ringen, den Endsieg bald erkämpft zu haben.

Wenn nach dem von den überstaatlichen Mächten herbeigeführten Weltkriege, der für Rom die Vernichtung des protestantischen Deutschlands zum Ziele hatte, der Papst diesen Sieg der Entente als einen „Sieg über Luther" feierte, verwundert es nicht, daß auch die Vertreter der anderen überstaatlichen Macht, die gleichfalls am Weltkriege Schuldigen und Verantwortlichen, mit dem Niederringen des mächtigen Deutschen Kaiserreiches sich am Ziele glaubten. So nah wähnten sie sich der Weltherrschaft, daß ihre Vertreter nach dem Zusammenbruch öffentlich unter dem Schutze des Novemberstaates die Zeit für gekommen sahen, sich selbst ihrer Maske zu enthüllen und zu schreiben:

„Und so scheint es wiederum, als ob der nationale Staat als ein minderwertiges Gut (!) dem Ideal der Universalmonarchie oder der Weltrepublik (!), jedenfalls einer ... überstaatlichen Rechtsordnung geopfert werden müßte, und als sei es höchste Zeit (!), die erhabene Leitidee des Mittelalters, die Einheit der Christenheit unter einem Haupte, auf die Menschheit als Ganzes auszudehnen und irgendwie in sichtbarer Rechtsordnung zur Darstellung zu bringen. Auf welchem Wege dies zu geschehen hätte, dies bliebe dann freilich immer noch eine technische (!) Frage, und die Anerkennung dieses Zieles könnte ebenso gut auf dem Wege der Weltherrschaft eines Volkes (des jüdischen natürlich d. Verf.) über alle anderen, wie auf dem eines freien Bundes der Völker gesucht werden ... Denn wie sollte sich der Wiederkehr eines so furchtbaren Geschehens wehren lassen, wenn nicht auf dem Wege der Aufrichtung einer überstaatlichen Macht?" (Der berüchtigte Pazifist Prof. Dr. Foerster 1922 in „Handbuch der Politik", 5. Bd.).

Glaubten die Überstaatlichen also die Zeit für gekommen, die sie tarnende Hülle fallen lassen zu können, so entstand ihnen in dem Feldherrn Ludendorff ihr entschlossenster, ihr gefährlichster Widersacher, der aus den ernsten Erfahrungen des Weltkrieges und des Zusammenbruches die kristallklare geschichtliche Erkenntnis des unterirdischen Wirkens dieser Mächte gewann und sie mit der Waffe enthüllender Wahrheit zu bekämpfen, zu vernichten und das Deutsche Volk über das ihm drohende Schicksal der Kollektivierung aufzuklären und zu schützen gewillt war. Mit seinem Ringen, mit seinen aufrüttelnden Werken wurden der Forschung grundsätzlich neue Wege gewiesen, die gegenwärtige und kommende Geschichteschreibung des Einspruches entheben, mangels Nachweises von Dokumenten das entscheidende, bewußte und ausschlaggebende Wirken dieser enthüllten Volksfeinde in der Vergangenheit nicht als Geschichte formende Quelle wissenschaftlich erkennen und verwerten zu können. Den von dem Feldherrn Ludendorff für die Erforschung weltgeschichtlicher Vorgänge, für die Klarlegung ihrer ursächlichen Kräfte gezeigten Weg zu betreten erfordert allerdings: Verstehenlernen jüdisch-freimaurerischen Denkens, genaue Kenntnis des Jesuitismus und seiner zielklaren Politik und Begreifen des Wesens der christlichen Glaubenslehre und aller Okkultlehren. Daß damit dem aus der Geschichte lernenden und schöpfenden Forscher wie aber auch jedem ernstlich die Wahrheit Suchenden das weltpolitische Geschehen überhaupt erst verständlich wird, daß damit erst die Vergangenheit Lehrmeisterin der Gegenwart und die Zukunft dank solchen Erkennens vor der Wiederholung des blutigen Schicksals vergangener Epochen bewahrt werden kann, ist das allen Völ-

kern zugute kommende gewaltige geschichtliche Verdienst des Feldherrn Erich Ludendorff.

„Das tragische Schicksal der Völker aber ist es", so sagt der Feldherr, „daß sie einen Glauben haben, der dem Wirken der überstaatlichen Mächte entgegenkommt, ja Propagandalehre für die Erreichung der Ziele der überstaatlichen Mächte auf Kosten der Freiheit, Eigenart und Wohlfahrt der Völker ist, da er Seelenmißbrauch begünstigt."

Solange Rom und Juda diese die Träger lähmende Waffe — die christliche Lehre und andere okkulte Wahnlehren — in der Hand der Völker wissen, dürfen sie mit der „Herauserlösung der Menschen aus Stamm und Volk" ganz nach den Weisungen Jesu rechnen. Mit des Feldherrn enthüllender Erkenntnis aber öffneten sich dem Volke und der Geschichtewissenschaft weit die Tore zum Erfassen und Begreifen aller bisher rätselhaft erschienenen Vorgänge in der Geschichte der Völker. Der Feldherr stellte die überstaatlichen Geheimfeinde auf die Drehscheibe, zeigte dem Deutschen Volke durch das Eindringen in die verworrenen und mystischen Gedankengänge, durch das Enthüllen ihres Sinnes und ihrer Ziele, durch das Freilegen ihrer Riten und Geheimnisse das staatsfeindliche, unterminierende Wirken dieser Völkerfeinde, die jahrhundertelang in den geistigen Brutstätten dieser völkermordenden Gesellschaften ihre Pläne gegen die Völker schmiedeten.

Für die Erforschung der Geschichtegestaltung ergibt sich nach den Erkenntnissen des Feldherrn die grundlegende Forderung und Notwendigkeit, sich über die Glaubensziele Roms und Judas Klarheit zu verschaffen, dann erst wird man zu jener Schau gelangen, die dem Feldherrn Ludendorff die Wahrheit enthüllen ließ, sei es, daß er erkannte, daß der Bolschewismus im Christentum und Judentum wurzelte, daß Christentum Judentum fürs Volk ist, sei es, daß er den Wahn vom „Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken" richtigstellte und nachwies, daß es für Rom keinen Mißbrauch der Religion gibt, sondern daß für Rom Religion gleich Politik ist, und daß zum Zwecke der Unterjochung der Völker Rom und Juda, geschickt getarnt, trotz aller Gegensätze, sich im Ziele einig sind und zu diesem Zwecke zusammen „arbeiten". Des Feldherrn forschendem Blick entging auch nicht der Sinn des jüdischen Zahlenaberglaubens und jüdischer Symbolik, mit denen jüdische Weltmachtpolitik so eng verwoben ist und durch die sie ausschlaggebende Bedeutung hat, wie dies in besonderen Abhandlungen dieses Werkes ausgeführt ist.

„Die Historiker müssen nur die Juden als Volk, Jesuiten und Freimaurer als dessen vereidigte Mitarbeiter erkennen wollen", sagt der Feldherr Ludendorff.

Dann aber werden auch sie die Enthüllungen des Feldherrn zur Grundlage ihres geschichteerkennenden Forschens machen. Der Feldherr stellte fest: „Für Rom ist jeder Krieg ein Glaubenskrieg, denn seine Politik ist Verwirklichung seines Glaubens, durch den es für sich genau so die Weltherrschaft beansprucht, wie der Jude aus den Weisungen Jahwehs im alten Testament.“ Immer und immer wieder begegnen wir in der Geschichte dem Zusammenwirken beider Mächte, ein hierfür treffendes Beispiel ist das politische Zusammenarbeiten des Weltkapitalismus unter der Führung Morgans, der, wie der Feldherr nachweist, jesuitisches Kapital vertrat, mit Wilson, obwohl, wie Ludendorff sagt, „die hinter beiden stehenden Drahtzieher, der Jude, Freimaurer und Rom naturgemäß vertarnt blieben.“

Eine ernste und verantwortungbewußte Aufgabe wird dem Geschichteforscher von dem Feldherrn des Weltkrieges gestellt. Unbekümmert um „Dokumente“, wenngleich solche, wie der Feldherr hervorhebt und in seinem Werke „Kriegshetze und Völkermorden“ auch beweist, schon genügend, neben „Talmud“, „Thora“ und „Kabbala“, vorhanden sind, heißt es die scheinbar unsichtbaren Kräfte jener getarnten Mächte als greifbare, geschichteformende Faktoren zu werten. Beispiele aus der Geschichte, die dartun, daß fast bei allen Kriegen und Revolutionen diese Mächte ihre teufliche Hand im Spiele hatten, hat der Feldherr Ludendorff in seinen Werken zahlreich angegeben. Klar und eindeutig weiß der mit den grundlegenden umwälzenden Erkenntnissen des Feldherrn Ludendorff ausgestattete Forscher den Anlaß von der Ursache und den Urhebern dieser Kriege und Verschwörungen zu trennen, und nur wer die willenlähmende Wirkung christlicher, okkulter und anderer Geisteslehren kennt, begreift die von dem Feldherrn erwähnten Tatsachen, wie solche z. B., daß die Einkreisungpolitik Eduards VII. — die zum Weltkriege führte — auf okkulte Einflüsse zurückzuführen ist, daß dieser englische König als Werkzeug der Juden für die Weltherrschaftpläne gewonnen wurde, weil „jüdische Machtgier und englischer Imperialismus dank des Wirkens der geheimen Orden sich zusammenfanden“. Man begreift dann auch das Wort des Freimaurers Grey 1914, daß England, obwohl an kein Bündnis gefesselt, so „gebunden war, wie nie zuvor in der Geschichte.“

Wenn der Feldherr Ludendorff an Hand der unzähligen Freimaurerverbrechen die geheime Zusammenarbeit aller über die Erde verbreiteten Logen enthüllte und damit auch zugleich die These von der Existenz sogenannter „nationaler“ Logen als Trug entlarvte, vielmehr auch ihnen als Glieder der Bruderkette freimaurerisches überstaatliches „Arbeiten“ überzeugend nachweist, dann sind dies so

ernste Tatsachen, daß es dem Uneingeweihten kaum faßbar erscheinen will, daß alle die getarnten Freimaurerverbrechen jahrhundertelang hindurch möglich waren. Doch die von dem Feldherrn Ludendorff geschaffene Grundlage als Quellenforschung verleiht dem Künder der geschichtlichen Wahrheit klares Erkennen, ermöglicht ihm Scheiden des tatsächlichen verbrecherischen Wollens dieser Mächte von dem gezeigten verlogenen Scheinzweck. Eine auf diese Erkenntnisse des Feldherrn gestützte Geschichteforschung wird verhindern, daß die überstaatlichen Mächte selbst unter dem Schutze ihres für „Profane" oft unverständlichen Sprachgebrauches ihre geheimen Umtriebe verhüllen können. Das Freimaurerwort des Deutschen Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg, der mit dem behaupteten „Unrecht" an Belgien den Freimaurer-Staaten Waffen in die Hand spielte, obwohl die belgische Neutralität seit 1906 nachweisbar nicht mehr bestand, der Freimaurer-Verrat von Valmy des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, „einer der niederträchtigsten und folgenschwersten Handlungen der Weltgeschichte", wie ihn der Feldherr bezeichnete, sind erschütternde Beispiele über das unsichtbare Wirken der überstaatlichen Mächte. An Hand der Geschichteforschung Ludendorffs ließen sich solche Beispiele verhundertfachen. Er gab der Deutschen Geschichteforschung unantastbares Beweismaterial hierzu, wobei er sich nicht auf „unkontrollierbare" Vermutungen oder Einflüsse berief, obschon selbst Hochgradfreimaurer*) im Jahre 1897 sich nicht scheuten zu erklären:

„Es gibt eine Geschichte von Gedanken und Handlungen, welche sich der Beobachtung entzieht, welche nie schriftlich fixiert wird. Es gibt unkontrollierbare Einflüsse, welche jederzeit wirksam waren und welche das Geschick sowohl Einzelner als ganzer Nationen bestimmen, Einwirkungen, welche sich auf alle Zweige der menschlichen Gesellschaft erstrecken, die aber, so gewaltig ihr schließliches Ergebnis auch sein mag, nicht klar und präzis aufzeigbar sind. Die Wirkung, welche die stille Propaganda im Dienste der freimaurerischen Grundsätze ausübt, führt oft lange Zeit hindurch zu keinen augenfälligen Ergebnissen. Ist aber der Zeitpunkt gekommen, der notwendige, äußere Anstoß gegeben, dann treten die Wirkungen der Propaganda im Leben der Völker und Nationen als weltgeschichtliche Ergebnisse weithin sichtbar in die äußere Erscheinung."

Die Anonymität der überstaatlichen Mächte war ihre Macht.

Enthüllt sind sie und ihre Taten, wie und wo sie auch getarnt auf dem Platze erschienen und noch erscheinen mögen. So wie sich unter der jahrhundertelang von

*) Vgl. „Kriegshetze und Völkermorden".

der Masse geglaubten lügnerischen Phrase von „Freiheit", „Gleichheit" und „Brüderlichkeit" die blutigsten Umwälzungen vollzogen, so offenbarte sich immer das gleiche Spiel, ob Rom zum Schutze des Abendlandes, zum Schutze der christlichen Kultur gegen den Bolschewismus aufrief, ob Juda zum Kampfe für „Wahrheit", „Recht" und „Freiheit des Menschengeschlechtes" die betörten Massen mobilisierte: hinter all diesen Phrasen und Manifesten stand der blutrünstige Wille der überstaatlichen Mächte, wobei, wie der Feldherr Ludendorff geschichtlich nachweist, das gerissene Wechselspiel beider entgegengesetzten Pole, jener beide um die Weltmacht ringenden Mächte, Rom und Juda, für das Verstehen des die Völker aussaugenden Wollens von ganz besonderer, enthüllender Bedeutung ist. Erst wenn der Geschichteforscher alle die in vergangenen Jahrhunderten geführten Kriege und Umwälzungen, die weltanschaulichen Kämpfe und geistigen Strömungen der Zeit unter dem Gesichtspunkt deutet: haben die überstaatlichen Priesterkasten mitgewirkt, haben sie sichtbaren oder unsichtbaren Einfluß ausgeübt, welchen Vorteil haben sie von den Geschehnissen, von dem Ergebnis, von dem Zweck und Ziel, — erst dann werden die Vorgänge, ihre Ursachen und Urheber den mit den Werken des Feldherrn Ludendorff vertrauten Geschichteforschern im Lichte geschichtlicher Wahrheit erscheinen. Unter diesem Gesichtspunkte der Geschichteforschung werden die dem Volke von dem Feldherrn Ludendorff gezeigten ernsten und erschütternden geschichtlichen Tatsachen zu einem Fanal, zu einer schier unerschöpflichen Quelle der Wahrheit. Dem Sucher der Wahrheit wird es nicht mehr rätselhaft vorkommen, wie es möglich war, daß Staatsoberhäupter und Herrscher im Beichtstuhl aus der Hand der Priester die Richtlinien ihrer Politik erhielten, Könige und Staatsmänner von Freimaurern ermordet wurden, Jesuiten, Priester und Freimaurer im politischen Ränkespiel, im Schacher um der Völker höchste Güter, als Drahtzieher der „unsichtbaren Väter" die Geschicke der Menschen leiteten und alle fluchwürdigen Verbrechen vergangener Jahrhunderte ungesühnt blieben und, solange es keine wahre Geschichteschreibung gab, ungesühnt bleiben mußten!

„Schwächung des Volkes an Blut und Seele durch sich selbst und durch einander", ist die Methode der Überstaatlichen, wie der Feldherr Ludendorff sagt, und darin wetteiferten sie, Rom und Juda und zudem noch als ebenso machtgierige und gefährliche Priesterkaste, die der Feldherr enthüllte, die asiatischen Priester von Tibet, dem „Dache der Welt".

So ist von wesentlicher Bedeutung für eine wahre Geschichteschreibung nicht nur die Feststellung der Tatsache der Existenz der „überstaatlichen Mächte", son-

dern daß dank der Tat des Generals Ludendorff durch die Freilegung ihrer geheimen Ziele, durch den Nachweis einer „geheimen Oberleitung", durch das Erkennen ihres Wesens und ihrer zielbewußten Taktik, durch die geschichtliche Beweisführung ihres auf Unterjochung der Völker gerichteten Machtkampfes, durch das Enthüllen ihrer Symbolik, ihrer Geheimsprache, ihres mystischen Aberglaubens die Waffen dieser überstaatlichen Todfeinde der Völker stumpf geworden sind. Dieses grundlegende Wissen über die überstaatlichen Mächte bei der Erforschung der Geschichte ebnet dem Historiker den Weg zu klarem Erkennen, gibt den Völkern, insonderheit ihren verantwortlichen Leitern, die Möglichkeit, die Zukunft vor dem verheerenden Einfluß der überstaatlichen Mächte zu retten. Ohne die Macht der Priester und der „unsichtbaren Väter" ist Roms, Judas und Tibets Herrschaft über die Völker gebrochen. Aufklärung über die überstaatlichen Mächte wird den Weg zu Deutscher Gotterkenntnis freilegen, ohne die jedoch die Weltverschwörer immer leichtes Spiel haben werden, das Volk seelisch mürbe und blind zu machen.

„Es gilt für die Völker die Lehren zu ziehen, aus vieltausendjährigem Weltgeschehen und endlich die Erfahrungen, die sie zeitigten, einzusehen gegen die vieltausendjährigen der Weltverschwörer."

Diese ernste Mahnung Ludendorffs gebietet allen Historikern, aber auch allen verantwortungbewußten Deutschen, „aus der tiefen Tragik des Geschehens nur eine Folge zu ziehen: unermüdliche und eindringliche Aufklärer und Warner des Deutschen Volkes und aller Völker zu sein". Die so billigen Einwendungen von Geschichtewissenschaftlern, in „Ermangelung" geschichtlich nachweisbarer Dokumente der überstaatlichen Mächte weltleitenden Einfluß leugnen zu müssen, hieße zum Triumph dieser verbrecherischen Geheimgesellschaften und Orden zum Ausdruck zu bringen, daß dieselben wohl erkannt wurden, sie jedoch zu überwinden die Kraft, der Wille und der Mut zur Verantwortung fehlten. Bei solcher „Abwehr" dieser Volksfeinde wird es diesen Mächten ein Leichtes sein, weltgeschichtliche Ereignisse, wie die Schlacht an der Marne, zu einem „Wunder" werden zu lassen. Eine Deutsche Geschichteschreibung aber, die sich nicht jenseits der Erkenntnis des Feldherrn Ludendorff stellt, die dankbar zu den enthüllenden und aufklärenden Werken greifen wird, wird diese als die erste wahre Geschichteschreibung erkennen, eine solche zur Richtschnur, zum Schlüsselpunkt ihrer Wahrheit suchenden und Wahrheit kündenden Geschichteforschung machen. Eine solche Geschichteschreibung, wie sie der Feldherr Ludendorff zum erstenmal der Mit- und Nachwelt zeigt, hat an Stelle jahrhundertelanger Geschichteklitterung zu treten, wenn dem Durchbruch

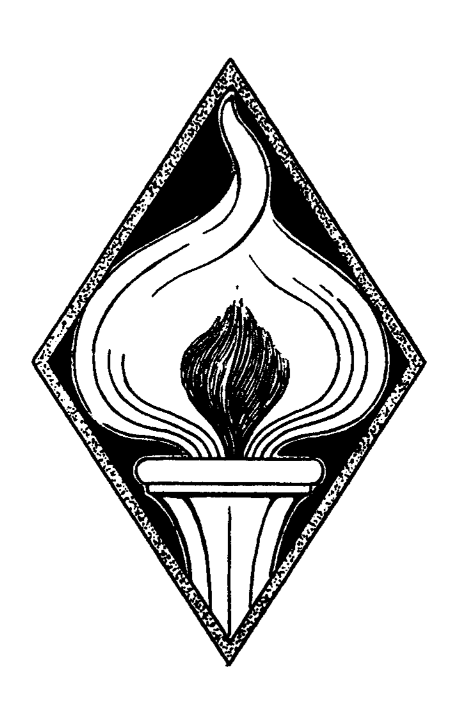
des Rasseerwachens die Befreiung der Seele von diesem überstaatlichen Gift folgen soll. Aus solcher Geschichteschreibung werden die Völker die Nutzanwendung ziehen, den vielseitigen Auffangorganisationen und den Einflüsterungen der überstaatlichen Mächte den Rücken wenden und sich freimachen von Irr- und Fremdlehren, die sie entwurzelten, für die Millionen nordischer Menschen hingemordet wurden. Die Völker werden erkennen, daß es nicht „Franzosen" waren, die den Krieg gegen Deutschland entfachten, nicht „Marxisten" die den Klassenkampf gegen die „Kapitalisten" predigten, nicht „Bolschewisten", die die „Monarchisten" stürzten, nicht „Spanier", die das gequälte Volk in den Bürgerkrieg hetzten, sondern daß die überstaatlichen Mächte im Kampfe um die Weltmacht ihre Kampfscharen auf die Schlachtbank führten, daß die Völker ahnunglos zur Erreichung des blutigen Zieles als Werkzeuge mißbraucht wurden, daß Rom und Juda auf den Schultern der Völker ihren „Nibelungen-Kampf" austrugen. Die sehend gewordenen Deutschen werden aber auch erkennen, wie der überstaatliche Einfluß das ganze Geistesleben vergangener Jahrhunderte beherrschte und knebelte, die „öffentliche Meinung" bestimmte*). Dank dem Feldherrn Ludendorff werden sie die Geschichte der Kultur, der Kunst und Wissenschaft, ihre Schöpfer und ihre Vergewaltiger mit klarem und wachem Auge sehen, und so mancher dem Volke als „großer Deutscher" aufgezwungene Hörige und Vertreter dieser überstaatlichen Mächte wird in das Licht unverhüllter Wahrheit rücken, die ihn als das zeigen wird, was er in Wirklichkeit war, gleich ob er als Staatsmann, Dichter oder als „Olympier" für die „Idee" der überstaatlichen Mächte den Ruhm dieser erntete. Dankbar aber werden die Deutschen sich an den wirklich großen Söhnen des Volkes, an den Taten seiner Freiheitkämpfer aufrichten und ihr Seelentum als unerschöpfliche Kraftquelle erleben.

Deutsche, die die überstaatlichen Mächte erkannt haben, werden das Wort des Feldherrn verstehen, das auszusprechen ihm gewiß nicht leicht gefallen war, daß die Deutschen Heldentruppen im Weltkriege trotz aller Tapferkeit „Landsknechte der überstaatlichen Mächte gewesen waren", wie sie auch die tiefe Bedeutung seiner Worte begreifen werden, daß von der Verbreitung des Inhaltes des Werkes „Erlösung von Jesu Christo" von Frau Dr. Mathilde Ludendorff, „die Befreiung des einzelnen Deutschen, des Deutschen Volkes und aller Völker abhängt", weil das Christentum die Propagandalehre des Judentums ist, und mit ihr Rom und Juda herrschen, um die Völker ihren machtgierigen Zielen unterzuordnen.

*) Man vergleiche: „General Ludendorff im Urteil der öffentlichen Meinung" vom Verfasser.

Dieses zu verhindern, galt der Kulturkampf des Feldherrn Erich Ludendorff, galten die geschichtegestaltenden Geisteswerke, mit denen alle Völker die einzige Waffe zur Verhinderung der Erreichung dieses verbrecherischen Zieles erhalten haben. Mögen die Deutschen sie ergreifen und Wächter der Erhaltung ihres Volkes und seiner Art sein, mögen die Historiker ihre Deutsche Aufgabe erkennen. Der Feldherr Ludendorff wies ihnen und kommenden Geschlechtern den Weg! Sie laden große Schuld auf sich, wenn sie nun noch auf alten, unbrauchbaren Bahnen weiterschreiten.

„Wenn diese Wege die Deutschen zum Ziele geführt haben", wie der Feldherr zum Ausdruck bringt, „und auch in anderen Völkern als die Wege zur Rettung für Arterhaltung und Freiheit beschritten sind, dann erst ist den Jahrhunderte hindurch durch Juden, Freimaurer und Jesuiten — den überstaatlichen Mächten — und ihren Hörigen in unsittliche Kriege gehetzten Völkern Selbstbestimmungrecht, Wohlfahrt, Freiheit und der Friede gesichert, die die Arterhaltung der Völker zuläßt. Das ist der Friede auf einer sittlich geordneten Erde."



Erich Ludendorff als Volksschöpfer

Landgerichtsrat Wilhelm Prothmann*)

Als der Weltkrieg unglücklich beendet war, begann ein anderer Kampf des Deutschen Volkes. Die Waffen ruhten, und Not hielt ihren Einzug, langsam erst und unter dem Schein wirtschaftlicher Blüte. Warum mußten 2 Millionen Deutsche sterben? Die einen Überlebenden ihr Vermögen und die anderen ihre Arbeit verlieren? Aus welchen Ursachen und zu welchen Zwecken? Warum sind die Deutschen als Volk vor dem Untergang zu bewahren? Sind nicht alle Völker dem Todesmuß unterworfen wie die einzelnen Menschen? Welchen Sinn hat es, daß Menschen leben? Und welchen, daß sie sterben? Schicksalergebenheit oder Kampf und Aufbau? Warum? und Wie? sind die beiden Fragen, die, geboren aus der seelischen Not Deutscher Menschen, die Zukunft in sich bergen. Die Antwort entscheidet über Leben und Tod des Deutschen Volkes.

Unterschiedlich ist die Wachheit der Seelen der Menschen für die Not ihres Volkes und den Weg, sie zu wenden; unterschiedlich auch für die göttliche Aufgabe des Menschen und seines Volkes und die Art, sie zu lösen. Der Mann, der auf Deutscher Seite die Leistung, den Weltkrieg zu führen, vollbracht hat, der Feldherr, war vor allen anderen berufen, die Wahrheit zu suchen und zu finden, sie seinem Volke nutzbar zu machen, an seinem Wiederaufbau mitzuarbeiten und es seiner göttlichen Aufgabe näherzubringen. Leistung gibt nicht nur ein Recht; Leistung verpflichtet.

Großes Geschehen, im Glück und im Unglück, im Guten und im Bösen, zwingt zur Entscheidung. Die nicht wachsen, verkümmern und verkommen. Glied des Volkes werden, Bewußtsein und Wille seiner Umwelt, oder Einzelwesen bleiben, lebender Leichnam, im besten Falle Staatsatom sein. „Mir geht nichts über mich", ist die Richtschnur dieser Vorteilssucher und Lustjäger, der plappernden Toten, wie Dr. Mathilde Ludendorff sie nennt. Die Macht von Vor- und Nachteil, von Lohn und Strafe hält sie zusammen. Gesteigerte und geballte Selbstsucht wird Wille zur Macht und weist die Ziele des Strebens. Die Lüge ist das Mittel, manchmal so schamlos, daß die Belogenen lächelnd so tun, als ob sie glauben. Sie nennen dies Weltklugheit, Großzügigkeit und Notwendigkeit. Oder sie fühlen sich gar durch das Vertrauen geehrt, sich für Mitwisser des Geheimnisses der Macht und Mitlügner

*) Verfasser von „Glaubensstrafrecht oder Seelenschutz?"

halten zu dürfen. Oft ist die Lüge fast unsichtbar in Wahrheit gehüllt. Irrtum soll sie heißen, wenn sie durch Entdeckung, Zeitablauf oder auf andere Weise unbrauchbar geworden ist. Ideen werden aufgegriffen oder geschaffen zu geistreichem Spiel, um die Selbstsucht zu bannen, die der Macht gefährlich werden könnte. Sucher nach dem Sinn des Daseins werden irregeleitet und in den Dienst der Macht gestellt. In Geheimorden durch eidliche Bindungen an Ideen und unbekannte Obere wird die Macht gestärkt und die Freiheit geschwächt. Wer hierbei das Höchste, das Heiligste, mit der Macht zu verbinden wußte, drang in die Tiefe der Seele und erfaßte auch edlere Menschen. Die bildsame Kindes- und Jugendseele in Form und Richtung zu bringen, hat sich den überstaatlichen Mächten als nützlich erwiesen. Suggestionen gegen Kinder und Erwachsene sind Mittel, die Denk- und Urteilskraft zu lähmen und den Willen zu schwächen. Sie machen unfähig, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist, und danach zu handeln.

Geballte Selbstsucht seit Jahrtausenden ist der Wille überstaatlicher Mächte zur Weltherrschaft. Er durchdrang führend und bestimmend das Deutsche Wirtschaftleben, die Politik, die Kunst und Wissenschaft. Er gab dem Deutschen Volke die Religion des Christentums durch den „Gottessohn" aus jüdischem Blut. Rassemischung war ein Mittel zur Entartung des Deutschen Volkes. Der Jude spielte mit den Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, mit Humanität, Menschenrechten und Weltfrieden. Er zwang gut- und bösgläubige Deutsche durch die von ihm geleitete Freimaurerei unter seinen Willen. Er spaltete das Deutsche Volk durch die Ideen des Klassenkampfes und der Klassenherrschaft.

Priesterliches Machtstreben, sichtbar dargestellt in der römischen Kirche, zu hoher Fertigkeit entwickelt in dem die römische Kirche beherrschenden Jesuitenorden, zerriß das Deutsche Volk noch mehr, als es das Judentum allein zu tun imstande war. Menschendressur kam zu höchster Vollendung. Jüdisches und jesuitisches Weltleihkapital kämpften auf Kosten des Deutschen Volkes um die Vormacht. Deutsches Land wurde „mobilisiert", um es für immer in die „tote Hand" zu geben.

Neben Juda und Rom waren eine Fülle von Organisationen, Orden, Sekten und Vereinigungen am Werk, das Deutsche Volk durch Okkultismus verschiedenster Art zu verblöden und seinen Willen und seine Tatkraft zur Selbstbehauptung zu lähmen.

So ging nach dem Zusammenbruch von 1918 in Wirtschaft, Politik und Kultur alles durcheinander. Die überstaatlichen Mächte, als welche General Ludendorff sie erkannte, saßen in den Parteien, Verbänden und großen wirtschaftlichen Unter-

nehmungen und durchdrangen sich gegenseitig. Sie verbanden sich zu gemeinsamem Kampf gegen das völkische Erwachen. Ein Volk waren die Deutschen nicht. Sie bekämpften sich gegenseitig, und Rassemischung nahm ständig zu.

In dieser Lage waren Ziel und Weg für Lebenserhaltung des Deutschen Volkes und seines Rasseerbgutes und für den Aufbau seiner Wirtschaft und seiner Kultur nicht leicht zu erkennen. Es ist selbstverständlich, daß jeder Deutsche die völkische Pflicht hatte und hat, an seiner Stelle Helfer an dem großen Werk zu sein und in allen Lebensbereichen gegen die Volksverderber zu kämpfen und am Aufbau mitzuarbeiten. Kein Deutscher und kein Sachgebiet sind hiervon ausgeschlossen. Nicht nur Leistungen, sondern auch Erkenntnisse verpflichten. Der Feldherr stellte sich dorthin, wo er unentbehrlich war und ihn kein anderer ersetzen konnte. Aus reicher Lebens- und Kriegserfahrung und auf der Grundlage der Deutschen Gotterkenntnis warnte er vor Irrzielen und Irrwegen. Er zeigte dem Deutschen Volke die Aufgaben und die Ziele, die es zu lösen und zu erreichen, die Mittel und Wege, die es zu gebrauchen galt. Darauf, ob das Deutsche Volk auf seinen Rat hörte und seinem Beispiel folgte, hatte er wenig unmittelbaren Einfluß. Es war dies eines jeden Deutschen eigene Aufgabe. Was Ludendorff wollte, sollte tief in der Seele der Menschen wirken. Was er erstrebte, das braucht, wie er selbst klar wußte, besonders in einem so von Fremdlehren durchsetzten Volke seine Zeit!

Erich Ludendorff stellte vor die Deutschen das hohe Fernziel einer innerlich restlos von gleicher Überzeugung getragenen Gemeinschaft, in der die Pflichterfüllung, die die Volkserhaltung fordert, als Selbstverständlichkeit von allen freiwillig erfüllt wird, so daß wie einst in der Vorzeit Strafe und Zwang zur Pflichterfüllung nur bei seltenen Verkommenen notwendig sind. In dieser sittlichen Freiheit erst kann diesem Dasein ein Sinn gegeben und kann dieser Sinn erfüllt werden. Gemeinsame Sinnerfüllung des Daseins eines Volkes ist Volksgemeinschaft. Aus der Sinngebung holt sich jedes Glied des Volkes die Kraft, an der Erhaltung und Gestaltung seines Volkstums in Freiheit mitzuwirken. Der Zwang gilt nur für die, welche an dem gemeinsamen Sinnerleben keinen Anteil haben, soweit sie ohne Zwang die Volkserhaltung gefährden.

Was der Feldherr in all den Jahren seines gewaltigen geistigen Ringens für die Zukunft des Volkes in Schriften, Vorträgen, Aufsätzen seiner Zeitungen und Zeitschrift als Volksschöpfer gegeben hat, läßt sich in einer kurzen Abhandlung nicht erschöpfend übermitteln. Erst recht kann es bei dieser Zusammenfassung nicht jeweils erwähnt werden, welches seiner Ziele auch von Anbeginn an das Ziel des

Führers des Dritten Reiches war und von ihm nach der Machtergreifung in die Wirklichkeit umgesetzt wurde. Noch weniger kann hier im einzelnen immer wieder angeführt werden, wie sehr es dem Feldherrn bewußt war, daß er dem Volke Hochziele gab, die in dem entwurzelten Christenvolke unserer Tage wahrlich noch nicht verwirklicht werden könnten. Nein, ich kann in dieser kurzen Abhandlung nur getreulich an Hand der Worte Ludendorffs das Wichtigste dessen herausschälen, was er an Weisheit für die Volksschöpfung gab.

Aber selbst unter dem Wichtigsten müssen wir noch eine Auslese treffen, und wir können es, zumal in dem Abschnitte dieses Werkes „Der Staatsmann in Oberost" ja gezeigt ist, wie umfassend alle Gebiete der Zivilisation und Kultur schon damals im Kriege in seine leitende und gestaltende Fürsorge einbezogen wurden. Ferner erweisen andere Abschnitte dieses Werkes, daß vor allem das Gebiet der Kultur ihm für die Volksschöpfung wesentlich wurde, sobald er den Kampf gegen die geheimen Volksverräter des Jahres 1918 aufnahm. Als er dann vom Jahre 1923 ab die Deutsche Gotterkenntnis überzeugt vertrat und in seinen Kampfzielen die Einheit von Blut, Glauben, Kultur und Wirtschaft als Voraussetzung der Volksschöpfung nannte, ward Kultur der Mittelpunkt, ward die Weltanschauung das Wesentlichste des ganzen Kampfes Ludendorffs für Volksschöpfung. Je mehr dies der Fall war, um so mehr erscholl dann aus den Reihen der Gegner, Ludendorff schwebe in den Wolken, verlöre den Wirklichkeitsinn, verlöre den Blick für die Nöte der Wirtschaft. Wer sein Schrifttum, wer alle seine Abhandlungen in seinen Zeitungen und seiner Zeitschrift kennt, kann nur über solche Unwahrheiten lächeln. Aber er sieht, daß, wenn er schon bei Behandlung dieses Ringens für die Volksschöpfung noch unter dem Wichtigsten Auslese treffen muß, er wohl am besten gerade den Kampf für Deutsche Wirtschaft besonders hervorhebt, um danach zu betonen, wie tief alle diese Kampfziele in Deutscher Gotterkenntnis verankert waren.

Über den Kampfzielen Ludendorffs steht das Erkennen: Lebensformen, also Organisationen jeglicher Art, auch der Staat, können nur die Wirkungen der Unvollkommenheit in zeitlich und örtlich begrenzter Weise ausschalten oder pflegen, sind nur fördernde oder hemmende Bedingungen für die Bekämpfung der volkgefährdenden und volkzerstörenden menschlichen Unvollkommenheit. Diese zu überwinden ist die Aufgabe jedes einzelnen Menschen selbst; andere können nur Hilfe leisten durch Erkenntnisse, Sinngebung und beispielhafte Sinnerfüllung. Das ist der Standort des Feldherrn, den er bald nach dem Kriege eingenommen hat und von welchem aus er im Zusammenwirken mit seiner Gattin, der Schöpferin der

Deutschen Gotterkenntnis Dr. Mathilde Ludendorff, an der Volksschöpfung dann seit 1926 arbeitete, wie sie in „Meine Kampfziele" als hohes und heiliges Ziel gesetzt ist:

„Ich erstrebe ein wehrhaftes und freies Großdeutschland, das das Deutsche Volk eng mit der Heimaterde verbindet und ihm in Deutscher Weltanschauung die geschlossene Einheit von Blut (Rasseerbgut), Glauben, Kultur und Wirtschaft wiedergibt."

Freiheit ist die Grundlage der Volksschöpfung. Frei sein von den Machteinflüssen fremder Staaten bedeutet Selbstbestimmung und Wehrhoheit. Frei sein von Selbstsucht, auch von einer über den Tod hinausreichenden „vergeistigten" Selbstsucht, wie sie sich in Jenseitshoffnungen und Jenseitsbefürchtungen offenbart, und frei sein von Unwahrheiten, auch unbewußten, von Suggestionen, die zu dem Streben der Vernunft nach Wahrheit und ihren Erkenntnissen in Widerspruch, dagegen meistens zugleich mit der Selbstsucht im Einklang stehen, bedeutet frei sein zu Volksgemeinschaft, Gotterleben und Gotterkennen. Durch Selbsterhaltung im Dienste der Volkserhaltung und durch Volkserhaltung im Dienste der Gotterhaltung und Gottgestaltung im Volke kann ein Volk werden. Nur sittlich begrenzte Freiheit gibt Ehre im Zusammenleben der Menschen. Der Stolz, das Erhabensein über Wertbeziehungen zu seiner Umwelt, religionphilosophisch der Gottesstolz als das Aufleuchten des das Weltall durchseelenden Gottes im Menschen verlangt gebieterisch die nur durch die Pflichten am Volke begrenzte Freiheit, die innere, die errungen, und die äußere, die erkämpft werden muß. Voraussetzung der Volksschöpfung ist also bei dieser Freiheiterfüllung die Achtung vor dem Sittengesetz. Dieses ersetzt Erbzwang und Witterung der Tiere im Kampf um Arterhaltung, die durch die Entwicklung der Vernunft dem Menschen zum größten Teil verlorengegangen sind. Sittengesetzliches Verhalten muß gegen Widerstrebende erzwungen und gegen Feinde geschützt werden.

„Wehrhaftigkeit und Freiheit erfordern ein starkes, charaktervolles Geschlecht, durchdrungen von seiner göttlichen Aufgabe, stolz auf sein Blut und seiner Ahnen Werk, bewußt seiner Kraft, seiner Pflichten und Rechte.

Sie bedingen Erziehung beider Geschlechter in diesem Geiste ...

Die Staatsgewalt sei stark und sittlich, ihre einzige Richtschnur das Wohl des gesamten Volkes; ob es monarchisch oder republikanisch ist, ist heute von untergeordneter Bedeutung; wichtig allein, daß ein freier Deutscher Mann, nur sich und dem Volke verantwortlich, die Zügel der Regierung führt.

Der Führer des Reiches verfügt über das Heer und die Verwaltung, die staatlichen Beamten sind nur ihm verantwortlich.

Die Volksvertretung besteht nach dem Leistunggrundsatz aus den wertvollsten Deutschen, die voll für ihr Tun verantwortlich sind"*).

Rasse und Gotterkenntnis sind die beiden Kraftquellen, aus welchen der auf Volkserhaltung und Sinnerfüllung gerichtete Wille eines Volkes gebildet wird, der die Glieder des Volkes befähigt, die volkzerstörenden Willensbildungen und Willensbindungen, Selbstsucht, artfremde Ideen, Wertungen und vernunftwidrige Vorstellungen zu überwinden.

„Blutsbewußtsein und Rassestolz sind Rückgrat des Volkes. Reinheit der Rasse ist heiliges Gesetz der Erhaltung ihrer Seele. Sie zu hüten ist oberste Pflicht der Volksleitung. Mischung mit Fremdblut ist Volksvergiftung. Mit dem Wiedererwachen des Rassebewußtseins schwindet auch die Überheblichkeit einzelner Volksgruppen.

Gesundheitpflege der Rasse ist Notwendigkeit der Arterhaltung; sie ist Vertrauensamt der Ärzte gleichen Blutes unter den Augen des Volkes. Körperstählung und Erbgesundheitpflege ist dabei wichtiger als Krankheitheilung.

Deutsches Gotterkennen steht im Einklang mit dem Erbgut unseres Blutes und in Übereinstimmung mit unseren Naturerkenntnissen und gibt dem Volke klare sittliche Wertungen. Es ist in Verbindung mit dem erwachenden Rassebewußtsein die Grundlage der Volksschöpfung und Volkserhaltung.

Bei Achtung vor jeder ernsten Glaubensüberzeugung wenden wir uns gegen jede Freiheitbeschränkung des Volkes durch die christliche Fremdlehre und lehnen Aufnahme von Säuglingen in eine Glaubensgemeinschaft und eine Glaubensbindung Unmündiger für ihr ganzes Leben als unsittlich ab. Solche Entscheidungen stehen nur Erwachsenen zu"*).

Die Wirtschaft ist die selbstverständliche Grundlage der Volkserhaltung**). Sie dient unmittelbar dem körperlichen Dasein. Der Wille zur Selbsterhaltung, sowohl der berechtigten wie auch der in Selbstsucht entarteten, tritt in der Wirtschaft am schärfsten hervor, deutlicher zum Beispiel als der auf Jenseitshoffnungen gerichtete oder der sich in Politik, Kunst und Wissenschaft betätigende. Eigennutz und alle Entartungerscheinungen zeigen sich am sichtbarsten und schnellsten in der Wirtschaft. Sie wirken auch am unmittelbarsten. Sie zerstören die Wirtschaftkraft des Volkes und schaffen Unzufriedene, und, was schlimmer ist als dies, die Unzufriedenheit hat

*) Meine Kampfziele.

**) Vgl. Aufsätze von General Ludendorff über die Volkswirtschaft in den Jahren 1928—1937.

das Recht auf ihrer Seite, zwar nicht das gesetzte Recht, das mit der Macht Äußerungen der Unzufriedenheit unterdrücken und Ordnung aufrechterhalten soll, aber das Recht des Deutschen Sittengesetzes. Die Wirtschaft erfüllt ihre Aufgabe nicht auf mechanischem Wege, durch Einwirkung von außen, durch rechtliche oder polizeiliche Zwangsmaßnahmen. Diese werden nur ein Mindestmaß volkswirtschaftlicher Betätigung der Widerstrebenden durchsetzen und gegen Mißbrauch der Freiheit sichern. Volle Entfaltung und sittliche, der Volksgemeinschaft dienende Ausrichtung der volkswirtschaftlichen Arbeitkraft und -leistung kann nur durch eine Sinngebung ermöglicht werden, die aus einer wahrheitgemäßen, mit der Tatsächlichkeit übereinstimmenden, in ihren Wertungen und Mahnungen zugleich artgemäßen Gotterkenntnis gewonnen worden ist. Hier — Lösung der göttlichen Aufgabe des Menschen und seines Volkes, Sinnerfüllung, dort — Selbstsucht und Wahn sind die bewegenden Gründe menschlichen Schaffens, auf die alle Zwecke und Ziele zurückgeführt werden können. Je bewußter sich der Deutsche seiner göttlichen Aufgabe wird, desto stärker wird die Richtkraft seines Willens zum Göttlichen hin sein. Je mehr Deutsche von ihrer und ihres Volkes göttlichen Aufgabe durchdrungen sind, um so mehr werden die Deutschen eine Gemeinschaft bilden und ein Volk sein, desto freier und sinnvoller wird sich auch das Wirtschaftleben gestalten.

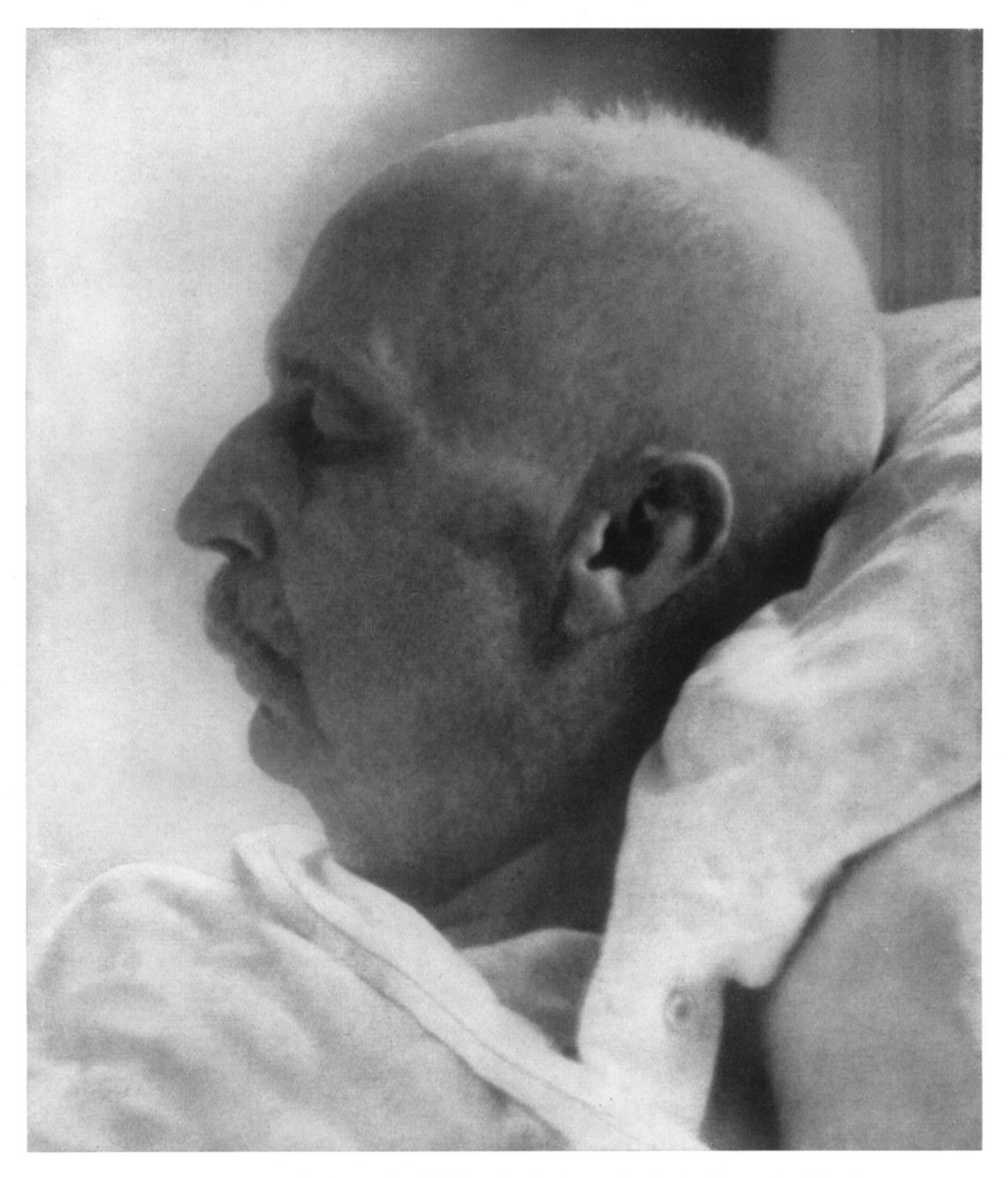
„Immer wieder werde ich gefragt, welches Wirtschaftprogramm ich habe. Ich bin ein Feind von Programmen, Rezepten und Dogmen, mit so etwas werden Völker in das Verderben getrieben. Gewiß aber müssen klare Gedankengänge über die Wirtschaft herrschen, und der erste klare Gedankengang besteht darin, daß die Wirtschaft kein Ding an sich, sondern Ausfluß einer bestimmten Weltanschauung ist ... Ich meine indes, das Denken der Menschen des 20. Jahrhunderts sollte klüger sein und erkennen, daß Wirtschaftfragen, so vordringlich sie natürlich auch sind, immer nur Teilfragen des gesamten Menschenlebens sein können, die schließlich nur dann ihre richtige Lösung finden, wenn grundsätzliche Klarheit über die Stellung des Menschen — Verzeihung, mein lieber Leser, — in der Schöpfung nach unserer Weltanschauung ist."

„Ich stehe auf dem Boden Deutscher Gotterkenntnis.

Sie ist mein ‚wirtschaftliches Programm'"*).

Das kapitalistische Wirtschaftsystem wurzelt in der Sinngebung des alten und neuen Testamentes: Juden- und Priesterherrschaft über alle Menschen aller Ras-

*) „Der arbeitende Mensch in der Wirtschaft", „Freie Wirtschaft" und „Zur Befreiung der schaffenden Deutschen".



Der große Tote am 21. Dezember 1937 im Sterbezimmer des Josephinums in München



Aufbahrung des Sarges am 22. Dezember 1937 um 5 Uhr morgens im Siegestor zu München

sen und Völker. Enteignung des Besitzes und Ausnutzung der Arbeitkraft freier Völker und Menschen für den Juden und Priester sind die wirtschaftlichen Mittel. Das Recht hierzu gibt der persönliche Gott Jahweh, und es wird hergeleitet aus der Erbsünde derjenigen, die nicht Jude oder Priester sind. Durch die Erkenntnis des Guten und des Bösen sind die Menschen unrettbar unvollkommen geworden und bedürfen deshalb einer strengen Aufsicht und der Zuchtrute der diesem Gotte Geweihten und ihm deshalb näher Stehenden, um nicht völlig den Auswirkungen der Erbsünde zu verfallen. Sich seines Besitzes zu entäußern und keine Schätze auf der Erde zu sammeln, ist Gott wohlgefällig und macht gnadenfähig. Arbeit ist Strafe und Fluch Gottes für das Streben nach Erkenntnis. Die Jahweh Geweihten hingegen sollen um ihrer göttlichen Aufgabe willen wuchern und sich bereichern. Wer schon Reichtum hat, dem soll noch weiter gegeben werden. In diesem kapitalistischen Wirtschaftsystem

„... stellt also der unter Gewalt stehende gegängelte Mensch seine Arbeitkraft und seinen Besitz im Rahmen der kollektivierten Menschenherde dem Hirten oder seinem Bevollmächtigten zur Verfügung"*).

Nach christlicher Auffassung ist der Mensch „nicht Herr der Wirtschaft; er ist ihr verantwortungloser, unselbständiger, in Zwang gehaltener Sklave, der Besitz und Arbeitkraft anderen zur Verfügung zu stellen hat ... Nie hätte die Wirtschaft solche Formen annehmen können, wenn der christliche Glaube geeignet wäre, die Selbstsucht im Menschen zu bannen"*).

Nach Deutscher Gotterkenntnis blieb das in seiner ausnahmelosen naturgesetzlichen Notwendigkeit vollkommene unbewußte, in den Tieren unterbewußte Weltall im Menschen unvollendet. Es ist des Menschen, und zwar eines jeden Menschen und nicht nur eines einzigen oder einer Gruppe von Menschen, göttliche Aufgabe, das Weltall in sich und in seiner Umwelt vermöge seines freien Willens bewußt zu vollenden. Diese Erkenntnis gibt jedem einzelnen Menschen eine andere Stellung im Wirtschaftleben, das ist in demjenigen Wirkungbereich, welcher in der unmittelbarsten Weise der Volkserhaltung zu dienen bestimmt ist, und in welchem der größte Teil des menschlichen Lebens vor sich geht und menschliche Arbeitkraft sich auswirkt.

„Der Mißklang zwischen der göttlichen Bestimmung des Menschen zur freien Entfaltung seiner Kraft und zur Volkserhaltung und den knechtenden, entartenden Lehren der Juden, Christen und Materialisten hat die Menschen in die heutigen

*) „Der arbeitende Mensch in der Wirtschaft", „Freie Wirtschaft" und „Zur Befreiung der schaffenden Deutschen".

katastrophalen Zustände geführt; das Göttliche im Menschen und die Arteigenheit der Völker lassen sich nicht ungestraft Jahrtausende lang unterdrücken. Anderer Mißklang, wie der zwischen Freien und Sklaven im Römerreich hat Gleiches hervorbringen müssen. Die nordische Völkerwelle überwand damals das Chaos, um ihm durch die jüdisch-christliche Glaubenslehre wieder entgegengeführt zu werden. Heute ist keine neue Menschenwelle da, die Rettung aus dem Chaos bringen könnte, heute kann der Deutsche die Rettung nur in sich selbst finden, und diese Rettung besteht in der arteigenen Gotterkenntnis und dem Erkennen, daß sie allein das Volk kraftvoll erhalten kann, und der Glaube eines Volkes seine Wirtschaft und alle Gebiete seines kulturellen Lebens gestaltet. Und dieser Glaube muß aus dem Blute und der Seele des Volkes geboren sein"*).

Aus der Sinngebung Deutscher Gotterkenntnis, aus dem Bewußtsein der menschlichen Freiheit und aus der Erkenntnis der göttlichen Aufgabe des Deutschen und des Deutschen Volkes folgen weitere „klare Gedankengänge", gewisse Grundsätze und Richtlinien für den Aufbau des Deutschen Volkes, die im Gegensatz stehen zu dem weltkapitalistischen und kollektivistischen Wirtschaftsystem. Bereits 1926 schrieb der Feldherr**):

„Die völkische oder nationalsozialistische Freiheitbewegung hat sich die Aufgabe gestellt, das Deutsche Volk zur Freiheit zu führen und ihm Selbstbehauptung zu sichern, damit es die Aufgabe, die Gott von ihm verlangt, Führer in allem Sittlichen in dieser Welt zu sein, erfüllt, so wie es vor vielen tausend Jahren war. Das ist der tiefe Sinn des Seins des Deutschen Volkes, und die Frage ist, wer in der Welt herrschen soll, echte Kultur hochstehenden Blutes oder niederrassiger Materialismus. Mit dem Sein oder Nichtsein des Deutschen Volkes entscheidet sich die Frage. Das ist das Weltbewegende des furchtbaren Ringens um Seele und Körper und Blut des Deutschen Volkes. Die beiden überstaatlichen Mächte haben das seit vielen Jahrhunderten klar erkannt, daher der uralte Kampf des jüdischen Machtwillens und der römischen Kirche gegen Deutsche Art und ihr Streben, alles auszulöschen, was die Deutschen mit ihrer Vergangenheit und mit sich selbst verbindet. Erst hieß es: sie entwurzeln, dann: ihnen Saft und Kraft nehmen, und zuletzt: sie als kraftlose Schemen im Völkerbrei verschwinden lassen. Der Deutsche ist sich nicht klar über den furchtbaren Ernst der Stunde, die wir durchleben. Die Not, die über ihn verhängt ist, läßt ihn nicht nachdenken. Das liegt ihm auch fern, denn

*) S. Gefesselte Arbeitkraft.
**) Aufbaufragen. Kurze Abhandlungen von Ludendorff, 1926, Seite 3.

er sieht ja schon alles mit den Augen seiner eigenen Feinde an. So durchsetzt sind wir. Er tröstet sich mit dem falschen Glauben, ein 60-Millionen-Volk könne nicht untergehen!

Nur die völkische Bewegung hat die Gefahr erkannt, aber auch sie sträubt sich hie und da aus taktischen Gründen, sie in ihrem gewaltigen Umfang anzuerkennen, und übersieht dabei, daß ihre Taktik Kraft nimmt, weil sie ihr wesensfremd ist. Sie kann nur durch Wahrheit und Bekennermut siegen, nur durch freudiges, unermüdliches und rücksichtloses Eintreten für ihre Ziele, verkörpert in der völkischen Weltanschauung. Hierzu genügt nicht der Kampf gegen die beiden überstaatlichen Mächte, die eben die Seele und den Körper der Deutschen in ihren Sklavendienst zwingen und rassisches und völkisches Empfinden und Deutsche Kultur ertöten. Es genügt nicht der Kampf gegen ihre Vertreter und Werkzeuge in allen Parteien und Verbänden und gegen die von ihnen geförderte Geistesrichtung des Deutschen. Insonderheit genügt nicht der Kampf gegen die heilige Allianz des Weltleihkapitals, dieses teuflischen Mittels des Niederrassigen, den Deutschen samt ihrer Wirtschaft durch Geld, Goldwährung, Dawesplan, Locarno, Völkerbund, hochverzinsliche kurzfristige Kredite, verbrecherischen Steuerwahnsinn und willkürliche Preisbildung den Atem auszupressen und ihn nicht nur zur wirtschaftlichen, ja auch, ohne daß er es merkt, zur staatlichen, kulturellen, völkischen und rassischen Selbstpreisgabe willfährig zu machen. Damit der Deutsche jenes kraftlose Schemendasein allein zum Nutzen jener beiden überstaatlichen Mächte führt, nicht aber nach lebendigem Gottesbewußtsein seiner Aufgabe in der Welt lebt.

Ebensowenig genügt für die völkische Weltanschauung der Kampf gegen die materialistische, die in dem Wesen der beiden Internationalen und ihres Bündnisses, verkörpert in der heiligen Allianz des Weltleihkapitals, liegt. Diese kennt nichts als letzten Endes Befriedigung der Selbstsucht und der Genußsucht und betrachtet beides als höchsten Lebenssinn. Sie täuscht das Volk und den einzelnen mit Äußerlichkeiten, Versprechungen und Verheißungen, Furcht und Schrecken, Propaganda, Presse, Kino und Radio und dergleichen mehr über seine wahre Lage hinweg und erhält es willfährig.

Wichtiger noch als Kampf und unzertrennlich mit ihm ist Aufbauarbeit.

Diese Aufbauarbeit gründet sich auf Gotteskenntnis und Gottverstehen, auf den überragenden Wert Deutschen Blutes und Deutscher Kultur, auf die Entwicklung der Erdgeschichte in Vergangenheit und Zukunft und auf die sittlichen Ideen vom Wert des Lebens und den Pflichten des Einzelnen, der Familie, des Volkes

und des Staates. Sittliche Ideen sind in allem richtungweisend. Ohne sie fehlt in jedem Beginnen die Zielsicherheit; wehe dem Deutschen Volke, wenn es das nicht endlich erkennt."

Freie Deutsche auf eigenem Grund und Boden sind der nie versiegende Kraftquell Deutschen Blutes und Deutscher Volksgemeinschaft, wenn ein arteigener Glaube an die göttliche Aufgabe des Deutschen Volkes und jedes Einzelnen das Bewußtsein wach hält, daß Besitz verpflichtet und nur der Lebenserhaltung dienen, die eigene Freiheit sichern und Kulturbetätigung ermöglichen soll, aber nicht der Ausbeutung und Unterdrückung der Volksgenossen, der Selbstsucht oder einem volks- und deutschfeindlichen Glauben und dadurch fremder Macht dienen darf. Persönliches Eigentum ist ein für die Freiheit zur Erfüllung der göttlichen Aufgabe des Deutschen Menschen unerläßlicher Rechtsbegriff. Das Eigentum an Deutschem Land für eine möglichst große Zahl Deutscher Volksgenossen ist eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit. Sie tritt in den Fragen der Bauernsiedlung und des Bauernrechts und der Heimstätten für Gewerbe und Wohnung und des Heimstättenrechts auf.

„Es geht bei Lösung der beiden Fragen nicht allein um Vermehrung der Besitzenden und Zufriedenen und Versorgung geeigneter Kriegsbeschädigter, sondern um die physische, sittliche und soziale Gesundung breitester Volksteile und ihre Zurückgewinnung für Volksgemeinschaft, Wirtschaft und Staat und ihre höhere Wertung für die Volksversorgung, es geht um die Heiligkeit der Familie und die Erziehung eines starken Geschlechts, das eng verwachsen mit der Scholle und fähig ist, der Rasse wieder neue Kraft zuzuführen und Deutsche Art zu fördern, daß sie wieder lebenspendend die Erde befruchte. In diesem Zusammenhange steht die Schicksalsaufgabe vor dem Deutschen Volk, den Grenzen im Osten einen Damm zu errichten gegen Slawenansturm und eine Basis, von der aus die Deutschen ihre große Kulturaufgabe des Mittelalters wieder aufnehmen können: Zurückgewinnung allen Deutschen Bodens für Deutsches Blut und Deutsche Kultur"*).

Enteignung, wenn nicht überragende Belange der Volksgemeinschaft sie gebietet, ist „genau so unsittlich wie der Mißbrauch des Besitzes zur Vergewaltigung der Menschen z. B. durch Ausleihen von Geld gegen endlos zu erhebenden ‚Zins' eine wirtschaftliche Ungeheuerlichkeit ist". Eigentum „liegt im tiefsten Sinne Deutscher Gotterkenntnis"**).

*) Aufbaufragen Seite 5, 11 ff., 17 ff.; vgl. auch Urkunden der Obersten Heeresleitung, Seite 256 ff.
**) S. Gefesselte Arbeitkraft.

„Die Sicherheit des Besitzes, Erschwerung des Besitzwechsels und ein Erbrecht, das die Zerschlagung bäuerlichen Besitzes verhindert, sowie die richtige Einteilung der landwirtschaftlichen Bodenfläche für Groß-, Mittel- und Kleinwirtschaft sind Grundlagen des völkischen Staates. Er wird sich aber nicht scheuen, dem das Verwaltungrecht oder den Besitz — zugunsten der Sippe — zu nehmen, der seine Aufgabe gegenüber der Deutschen Volksgemeinschaft nicht erfüllt."

In diesen 1924 in „Rüstzeug der Nationalsozialistischen Freiheitbewegung Großdeutschlands" geschriebenen Gedanken erkennt man deutlich übereinstimmende Ideale mit dem heute vom Dritten Reich eingeführten Erbhofrecht.

„In sittlich-geistiger Hinsicht fordern wir weitgehende Förderung des ländlichen Volkstums als Vorbedingung für die Gesundung des Deutschen Volkes.

Erhöhung des Bildungstandes und Förderung der Fachausbildung in Bauernschulen, Fortbildungschulen usw."

„Entsprechend dem gehobenen Bildungstande sollen den Landbewohnern, Bildung- und Erholungstätten zur Pflege des Kunst- und Gemeinsinns, aber auch Stätten zur Pflege des Sportes, der Förderung der Wehrhaftigkeit und der Lebensfreude überhaupt zur Verfügung stehen."

Die Scheinfreiheit, daß der Eigentümer Deutschen Landes nach Belieben mit seinem Besitze verfahren kann, ist eine von den großen Lügen mit der doppelten Moral und Auswirkung, nämlich für die Ausbeuter und gegen die Ausgebeuteten. Die Beweglichkeit des landwirtschaftlichen Grundbesitzes durch die Möglichkeit seiner Belastung ist eine andere dieser Lügen über die Freiheit, denen Erich Ludendorff 1924 die Forderungen entgegenstellte:

„Im besonderen fordern wir Befreiung von einer falschen, brutalen Steuerpolitik und von der Auswucherung durch das Leihkapital und die Börse, dafür aber die Bereitstellung billiger, künftig zinsfreier Zahlungmittel durch die Volksgemeinschaft, damit die für die Deutsche Volkswirtschaft notwendigen Anschaffungen und Maßnahmen getroffen werden können."

„Wir wiederholen, daß zur Durchführung dieser Maßnahmen der billige, künftig zinsfreie Kredit nötig ist, bereitgestellt aus den öffentlichen Mitteln der Volksgemeinschaft. Solche Kredite ermöglichen höheren Gewinn, der dann nicht nur dem Besitzer, sondern auch den Angestellten und Arbeitern in gerechter Verteilung zugute kommen soll, und zwar vor allem für die Durchführung einer gesicherten Altersversorgung und die Schaffung wirtschaftlicher und sozialer Aufstiegsmöglichkeiten."

„Wir brauchen gar nicht nach Neuem zu suchen, wir haben nur auf Deutschem Boden bereits Bewährtes zu übernehmen und zum Gemeingut des Landvolks zu machen. Selbstverständlich sind dabei bäuerliche Vorurteile zu überwinden, was schwer ist. Auch der Bauer muß sich zur völkischen Pflicht gegenüber der Volksgemeinschaft durchringen und in Geschlechtern fühlen und denken lernen, statt geschlechterlos in einer Generation dahinzuleben. Gewiß mag die Beschränkung der Veräußerlichkeit bisweilen peinlich empfunden werden. Gewiß ist ein Erbrecht, das den Besitz der Sippe erhält und seine Zerschlagung jedenfalls unter eine, je nach dem Boden zugemessene Größe verhindert, eine scheinbare Ungerechtigkeit gegen die auf gleicher Linie stehenden Erbberechtigten, aber höher als die Belange des Einzelnen stehen die Belange des Volkes. Niemand ist ein größerer Bauernfreund als der, der solche Gedanken dem Deutschen Bauern übermittelt und ihn veranlaßt, für die Erhaltung eines lebensfähigen Besitzes in seinem Geschlechte von den Bestimmungen Gebrauch zu machen, die die Gesetzgebung gewährt. Ein staatlicher Zwang wird hier einmal nützlich werden"*).

Eine andere volkzerstörende, die Menschen unfrei machende und in Unfreiheit haltende Lüge war die von der Notwendigkeit des Klassenkampfes und von den unüberbrückbaren Gegensätzen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern.

„Nur eine Weltanschauung, die die Stellung des Menschen und die sittlichen Anschauungen von Grund aus ändert, kann die Kluft, die zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern nun einmal herrscht, ändern. Sie sind Menschen, die einander geben und auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen sind"**).

Arbeit als Fluch und Strafe muß ebenso wie die Anhäufung des Besitzes die Freude an der Arbeit beeinträchtigen.

„Schaffensfreude ist das Zeichen freier Menschen. Sie ist die richtige Verwendung des wirtschaftlich Kostbarsten, das jeder Deutsche besitzt: seiner Arbeitkraft.

Sie ist sein kostbares ‚Eigentum' und sein ‚Besitz'. Die Arbeitkraft seiner Mitglieder ist der Reichtum eines Volkes. In ihrer freien Entfaltung ist sein Wohlstand begründet.

Recht auf Arbeit ist sittliches Recht jedes Menschen, dieses Recht sicherzustellen, Pflicht der Volksgemeinschaft."

„Schaffensfreude wird erhalten, wenn der Arbeitertrag zum Unterhalt der eigenen Person und der eigenen Familie und zur Sicherstellung des Alters und bei

*) Dieses und die vorstehenden Zitate sind aus Landvolk und völkischer Staat.

**) S. Gefesselte Arbeitkraft.

Erkrankungen ausreicht und durch Leistung des Arbeitenden derart gehoben werden kann, daß eine Besserung der Lebensbedingungen eintreten, ja, daß sich auch der Arbeitende Besitz mehren und erwerben kann"*).

Es bedarf nach allem schon Gesagten kaum der Erwähnung, daß Erich Ludendorff wirtschaftliche Zwangssysteme, wie der Bolschewismus sie verwirklicht hat, ablehnt:

„Diese wirtschaftlichen Zwangssysteme richten sich gegen das Göttliche im Menschen und die Arteigenheit der Völker. Sie ertöten Schaffensfreude, fesseln die Arbeitkraft, geben nicht Wohlstand, sondern verelenden den Einzelnen und die Völker. Diese Systeme spiegeln den unterdrückten Arbeitern vor, sie vor der Vergewaltigung gewissenloser Besitzender zu schützen, wie es ja auch das Christentum vorgab. Tatsächlich aber zwingen sie, auch das ganz nach dem christlichen Vorbilde, die Besitzenden mit Hilfe der Unterdrückten in ihre Gewalt, um nun beide zu unterdrücken**).

Zwang darf angewendet werden, um dem Sittengesetz zur Anerkennung zu verhelfen. Nicht Arbeitgeber und Arbeitnehmer stehen sich als Klassenkampfparteien gegenüber, sondern Führer und Geführte, wie dies heute im Deutschen Arbeitrecht den gesetzlichen Ausdruck gefunden hat. Freie Wirtschaft ist die Grundlage des Deutschen Volkswohlstandes und Deutscher Kultur. Sie bedeutet nicht Willkür und Ausnutzung der wirtschaftlichen Macht über andere zum eigenen Vorteil, sie muß im gleichen Grade dem Volkswohl wie der Freiheit der Schaffenden Rechnung tragen.

„Ich verstehe unter ‚freier Wirtschaft' eine Wirtschaft, die die Arbeitkraft der Schaffenden eines Volkes frei macht zur eigenen und des Volkes Erhaltung"**).

Freie Wirtschaft bedeutet insbesondere auch nicht das Recht, sich hinter anderen natürlichen oder juristischen Personen zu verstecken. Die Anonymität in der Volkswirtschaft leistet der Lüge Vorschub und macht die Menschen unfrei und unfähig, in der Wirtschaft den göttlichen Sinn ihres Daseins zu erfüllen. Sie hilft aber auch geheimen Volksfeinden, das Volk schädigen zu können.

„Auch ich will freie Wirtschaft. Allerdings nicht die Rückkehr zur freien Wirtschaft, wie sie vor dem Weltkriege bestand, sondern wie ich sie schon andeutete.

Ich will eine freie Wirtschaft, die unabhängig ist vom Weltkapital, in der die Deutschen Wirtschaftler nicht mehr anonym arbeiten, sondern als freie Deutsche die volle Verantwortung für ihr Handeln tragen und sich von der Sorge, für die Deut-

*) S. Gefesselte Arbeitkraft.

**) Freie Wirtschaft.

sche Volkserhaltung zu arbeiten, tragen lassen. Nur wenn ein Mißbrauch der Freiheit eintritt, hat die Volksgemeinschaft sofort gegen diesen Mißbrauch mit aller Schärfe einzutreten"*).

Freie Wirtschaft ist nur möglich, wenn sich die Deutsche Volkswirtschaft aus den Händen der internationalen Weltkapitalisten und den hinter ihnen stehenden Ideen und Weltanschauungmächten befreit.

„Nicht Weltzwangswirtschaft, sondern freie, sittliche, die Arbeitkraft der Schaffenden entfaltende Wirtschaft freier Völker, die einander achten, ist die Rettung der Völker. Sie liegt im Wesen arteigener Gotterkenntnis"*).

Freie Wirtschaft ist für das Wirtschaftleben keine mechanisch wirkende Überwindung aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Sinngebung aus Deutscher Gotterkenntnis für das Handeln im Wirtschaftleben ist entscheidend. Um freie Wirtschaft durchzuführen sind nicht nur „Polizeimaßnahmen" erforderlich und genügend,

„sondern es gehört dazu eine Erziehung des Volkes zu klarem Gemeinschaftsinn über das, was der Erhaltung des Volkes dient. Dann werden Wirtschafter gar nicht mehr versuchen, z. B. Waren herauszubringen, die mit Volkserhaltung nichts gemein haben und zu unnötigen Ausgaben ‚animieren', ja die Volkserhaltung unmittelbar schädigen".

„Es gehört dazu auch die klare Anschauung über den Wert jedes schaffenden Menschen, wie sie die Deutsche Gotterkenntnis lehrt."

„Freie Wirtschaft verbürgt die Freiheit der Arbeitenden an und für sich noch nicht. Erst Anschauungen, wie ich sie zeige, bringen den Arbeitern die Sicherheit vor neuer Vergewaltigung. In ‚letzter Instanz' steht hierzu das freie, sich selbst verwaltende Volk zur Verfügung und bereit"*).

Bauern- und Heimstättenbesitz und ihre Erlangung und Sicherung durch freie Arbeit in Schaffensfreude gewährleisten auf die Dauer Sinnerfüllung in freier Wirtschaft nicht. Die Wahrheit, „Besitz macht feige", erkennt Erich Ludendorff**) mit demselben Wirklichkeitsinn wie die Notwendigkeit des Besitzes des Einzelnen im Dienste der Volkserhaltung, die Sittlichkeit seines Erwerbes und die Förderung des Rechtsbewußtseins und Heimatgefühls durch persönliches Eigentum an Deutschem Grund und Boden. Den volkerhaltenden und sinnerfüllenden Ausgleich zwischen diesen sich scheinbar widersprechenden Erkenntnissen schafft keine Rechtsordnung, keine Polizeimaßnahme und keine Wirtschafttechnik, sondern nur eine artgemäße

*) Freie Wirtschaft.
**) Landvolk und völkischer Staat.

Gotterkenntnis und die Ausrichtung des Wollens und Handelns nach ihr. In jedem Wirtschaftsystem und in jeder Rechtsordnung besteht eine Lücke, die nicht mehr wirtschaftlich oder rechtlich ausgefüllt, sondern nur durch ein göttlich gerichtetes Erkennen und Wollen der Glieder eines Volkes geschlossen werden kann. Die Lücke ist um so größer, je größer die Beherrschung der Naturkräfte, je vollendeter die Technik ist. Die Technik erweitert dem Menschen die Freiheit und verführt zu ihrem Mißbrauch. Er kann die Naturkräfte zum Guten und zum Bösen nutzen. Niemals ist der Zwang durch rechtliche und polizeiliche Maßnahmen geeignet, eine gemeinnützige Anwendung technischer Möglichkeiten in all ihrer Mannigfaltigkeit zu gewährleisten und einen Mißbrauch zu verhindern. Je vollendeter die Technik, desto größer die Gefahren, in welchen sich ein Volk befindet, dessen Glieder durch Entartung und Verkümmerung oder durch Gewöhnung an Befehl und Gehorsam dort, wo Zwang nicht am Platze ist, unfähig geworden sind, frei zu handeln. Das gilt nicht nur für den Kriegsfall als die größte Kraftäußerung eines Volkes, wo es als Folge der Technik mehr als in früheren Zeiten auf die Persönlichkeit des einzelnen Kämpfers ankommt, der nicht mehr durch Befehle bestimmt und von dem Gleichschritt seiner Kameraden, von Musik und Fahnen mitgerissen wird, sondern schon im Frieden, wo die Technik auf die körperliche, wirtschaftliche und seelische Gesundheit des Deutschen Volkes einen großen Einfluß hat, Menschenkraft ersetzt, aber auch zerstören kann. Freie Wirtschaft setzt Sinngebung aus Deutscher Gotterkenntnis voraus.

„Technische Maßnahmen liegen in Hülle und Fülle bereit, sie kommen zur Durchführung, wenn die Deutschen ihre tiefen Schnaufer tun, und die überstaatlichen Mächte sich nicht mehr allmächtig fühlen gegenüber dem Willen des geeinten Volkes, das seine Verderber kennt.

Nie wird ein Glied des Deutschen Volkes frei, wenn nicht zugleich mit ihm alle Glieder gesunden, und zwar auf allen Gebieten des Glaubens, des Rechtes und der Wirtschaft und bevor nicht durch die volle Anerkennung des schaffenden Menschen und Klarheit über sittlich freie Volkswirtschaft die Grundlagen für die Einführung der technischen Maßnahmen getroffen sind"*).

In den Kampfzielen faßt der Feldherr seine Erkenntnis über Sittengesetz, Freiheit, Recht, Wirtschaft und Volkseinheit zusammen und zieht die für die Gemeinschaftgestaltung notwendigen Folgerungen:

„Deutsches Recht muß in Deutscher Gotterkenntnis wurzeln und Deutscher Weltauffassung entsprechen, somit auch Ehre schützen."

*) Zur Befreiung der schaffenden Deutschen.

„Die Wirtschaft soll sich in die sittlichen Ideale des Volkes einreihen. Innerhalb der durch diese gesteckten Grenzpfähle entfaltet sie sich frei.

Sie hat das Volk mit allen Bedürfnissen billig und reichlich zu versorgen und möglichst unabhängig von fremder Einfuhr zu machen. Zuverlässigkeit ist ihre Grundlage. Verteuerung zugunsten einzelner Gruppen wird durch straffe Staatsgewalt ausgeschlossen.

Der Besitz des Einzelnen untersteht den sittlichen Forderungen der Volksgemeinschaft. Abschaffung von Eigentum ist unsinnig und untergräbt Rechtsbewußtsein und Leistungfreudigkeit.

Arbeitvergütung muß im Einklang stehen mit der Leistung. Die Verwebung der Person mit Arbeit, Werk und Erfolgen wird Arbeitfreudigkeit des Einzelnen und Arbeitfrieden sichern. Der Eigennutz der Arbeitgeber und die Antwort darauf, der Klassenkampf der Arbeitnehmer, sind Krankheiterscheinungen entarteter Wirtschaftformen in einem entwurzelten Volke und nicht etwa Wirkungen zivilisatorischer Fortschritte.

Das Geldwesen wird von allen fremdblütigen Verseuchungen gereinigt und nach Deutschem Rechtsgefühl geordnet. Dabei liegt der Wertmesser des Geldes im Inlande, unantastbar für das Ausland.

Befreiung vom weltkapitalistischen Zinsjoch und sittliche Geldschöpfung werden Wohlstand für alle Deutschen bringen und dem unseligen Elend darbender Deutschen in allen Schichten des Volkes ein Ende machen und alle Deutschen wieder in seinen Schaffenskreis eingliedern."

„Das Volk ist eine lebendige Einheit Deutscher Menschen, die in Selbsterhaltung und darüber hinaus einander durch Arbeit mit Kopf und Hand dienen und ihre göttliche Aufgabe erfüllen. Wer hier nicht versagt, hat — an welcher Stelle er auch stehe — das Recht auf Achtung, Versorgung und Fürsorge.

Mann und Frau stehen in dieser lebendigen Einheit des Volkes gleichwertig, aber wesensverschieden nebeneinander. Die Frau soll die hohe Stellung im Volke und in der Familie zurückerhalten, die sie einst bei unseren Ahnen vor Eindringen fremder Weltanschauung und Sitte hatte.

Die Familie ist die Kraftquelle Deutschen Lebens.

Die heranwachsende Jugend erhält ihre Richtschnur durch das Beispiel der Eltern; Jugendbewegung kann hier ergänzen, aber nie Ersatz bieten.

Die Heimaterde ist dem Volke das unersetzliche Vaterland. Es ist mit ihr verwachsen. Durch Pflege der Heimatliebe, durch Schaffung von Siedlungen und

Heimstätten zur Rettung der einkasernierten Großstädter wird das Verwachsen noch inniger. Heilige Deutsche Erde darf nie Handelsware sein. Wir waren Jahrtausende hindurch ein glückliches Bauernvolk und müssen auch heute unter veränderten Verhältnissen Rückhalt im Landvolk haben, ohne deshalb eine andere Volksschicht minder zu bewerten.

Dem wieder mit der Scholle verwachsenen Volke muß die Einheit von Blut, Glauben, Kultur und Wirtschaft, wie sie einst die Ahnen besaßen, wieder errungen werden. Dies entscheidet über Leben und Verkommen ..."

Immer wieder hat Ludendorff darauf hingewiesen, daß ganz ebenso wie Politik und Recht eines Volkes der Ausfluß seiner Weltanschauung sind, auch die Wirtschaft nach der Moral gestaltet wird, die diese gibt. Nicht losgelöst von der Kultur waren also für ihn diese wirtschaftlichen Ziele, sie waren Ausfluß Deutscher Gotterkenntnis. Über die Kultur selbst sagt er in seinen Kampfzielen:

„Kultur ist das Werk des Gottglaubens und der sittlichen Ideale des Volkes. Diese durchdringen alle Kunst und Wissenszweige und das gesamte Bildungwesen als Kraft- und Lebensquell. Kunst und Wissenschaft werden von allem Fremden und allen Einengungen befreit, Erziehung und Bildungwesen vom Staate geleitet. Seelische Volksvergiftung und Meinungknechtung, sowie Dressur durch Suggestionen und Exerzitien werden schlimmer geahndet als Körperverletzung und Totschlag. Freie Geistesentwicklung ist der köstlichste Besitz eines Volkes."

Viel ist heute von dem erreicht, was auch General Ludendorff erstrebte. Viel haben der Führer und Reichskanzler des Deutschen Volkes Adolf Hitler und der von ihm geschaffene nationalsozialistische Staat getan, um Volkserhaltung zu sichern. Deutsches Rasseerbgut gestaltete in der Todesnot des Deutschen Volkes, und Deutsches Bewußtsein und Deutscher Wille setzten als hohes und heiliges Ziel die Erhaltung, Freiheit und Ehre des Deutschen Volkes. Die größte und schwerste Aufgabe steht aber noch bevor: das ganze Deutsche Volk das Weltgeschehen ausschließlich und auf allen Lebensgebieten mit Deutschen Augen sehen zu lassen, d. h. durch die Sinngebung eines artgemäßen Deutschen Gotterkennens, damit nicht Deutsche, ohne es zu wissen, wollen, was ihre Feinde wollen, und um das Deutsche Volk über die Jahrhunderte und Jahrtausende hin nicht nur gegen militärische, politische und wirtschaftliche Angriffe zu schützen, sondern auch gegen Anfechtungen artfremder Religionen und Weltanschauungen und gegen die volkzerstörende Selbstsucht. Denn auch das Deutsche Volk ist nur eine Einzelheit im Weltall, die Deutsches Suchen und Sehnen in einen Sinnzusammenhang mit der ganzen Schöpfung stellen

muß, um die Lebenskraft des Volkes zur größtmöglichen Entfaltung zu bringen und den Willen des Volkes zum Dasein durch das Bewußtsein zu adeln, daß es als Volk eine göttliche Aufgabe zu erfüllen hat. Das aus dem Unterbewußten wirkende, im Bewußtsein geahnte Recht auf Dasein ist allen Anschauungen über den notwendigen gesetzmäßigen Untergang der Völker und des Abendlandes zum Trotz durch die Deutsche Gotterkenntnis klar in das Bewußtsein gehoben worden. Die Erkenntnis der Möglichkeit des Volkstodes und der Möglichkeit der Unsterblichkeit des Volkes legt seinen Gliedern die Pflicht auf, für die Unsterblichkeit des Volkes zu kämpfen und zu wirken, Selbstsucht zu überwinden und alle internationalen Bestrebungen aus seinem Geistesleben auszuschalten, die die Völker unter eine Weltherrschaft bringen wollen und ihr Recht zum Leben und zum Wirken von einem persönlichen Gott, einem Schicksal, einer Vorsehung ableiten, die zwischen die Menschen und Gott Mittler, Priester, Erlöser, Gottessöhne und ihre Stellvertreter stellen und die das Seelenleben krank machen durch Mißbrauch der bei richtiger Anwendung Erfahrung schaffenden und Witterung ersetzenden Vernunft und durch Lähmung des Willens durch die Steigerung der natürlich gegebenen Erlebensweisen der Furcht und Hoffnung und ihre Beziehung auf die göttlichen Wünsche des Menschen.

Gott erkennen und den Willen der Erkenntnis gemäß richten läßt sich nicht durch Einwirkung von außen erreichen. Eine solche kann nur zerstören. Kein Staat und keine Macht der Welt können dem Menschen eine Überzeugung von einer göttlichen Aufgabe beibringen, wenn er sie sich nicht selbst erringt. Alles andere führt zu Heuchelei, Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit, aber auch zur Vertiefung religiöser Überzeugungen, die mit Wahrheit und völkischen Wertungen nicht im Einklang stehen. Nur Aufklärung, Ringen um die Wahrheit in freiem Geisteskampfe und beispielhafte Lebensführung der Vertreter Deutscher Gotterkenntnis können Wandel schaffen.

Erich Ludendorff ist nicht der Schöpfer der Deutschen Gotterkenntnis. Aber er hat ihre volksschöpfende Kraft erkannt und den von ihr dem Deutschen Volke und seinen Gliedern gegebenen Sinn des Daseins beispielhaft erfüllt, letzteres schon bevor sie wortgestaltet war und er von ihr wußte. Seine Taten und sein Werk vor dem Kriege, im Kriege und nach dem Kriege standen im Einklang mit den später gewonnenen Erkenntnissen. Er ist mit der Schöpferin der Deutschen Gotterkenntnis zusammen derjenige Deutsche, der durch seine Persönlichkeit, seine Worte, seine Taten und sein Werk sinngebender Kraftquell für Deutsche Lebensgestaltung ist. Gemeinschafterleben ist unabhängig von Raum und Zeit. Volksgemeinschaft, gemeinsame Sinnerfüllung des Daseins in Freiheit, besteht auch mit vergangenen

und kommenden Geschlechtern. Das Haus Ludendorff ist, wie die Feinde des Deutschen Volkes richtig sagten, ein völkisches Kraftzentrum. Von ihm strahlt die Richtkraft aus für die Willensbildung Deutscher Menschen, auch kommender Zeiten, die volkerhaltendes und göttliches Wollen über Selbstsucht und Irrwahn siegen läßt, aus seelengesetzlichen Gründen von Toten mehr als von Lebenden. Erst allmählich, vielleicht in Geschlechterfolgen werden Wahrheit der Erkenntnis und göttliche Richtkraft des Willens im Sinne Deutscher Gotterkenntnis das Deutsche Volk durchdringen. Daß der Feldherr General Ludendorff seine Persönlichkeit und seinen geschichtlichen Namen hierfür einsetzte, wird die Entwicklung beschleunigen.

Organisationen sind notwendige Formen des menschlichen Zusammenlebens als Hüter des Sittengesetzes und Schützer des Deutschen Volkes und seines Landes und zur Erreichung und Lösung gesetzter Ziele und Aufgaben. Sie können einer Deutschen Volksschöpfung nützlich oder schädlich sein, je nachdem welcher Geist sie beseelt und welcher Wille sie in ihrer Führung und in ihren Mitgliedern beherrscht. „Der Franke Karl, dessen Name für immer mit dem Mordplatz von Verden an der Aller verbunden sein wird", schuf einen Deutschen Staat und zertrümmerte für mehr als ein Jahrtausend jede Aussicht der Deutschen, ein Volk zu werden, indem er den artgemäßen Glauben und dessen volkerhaltende Sinngebung ausrottete. Eine Volksschöpfung wird schneller werden, wenn viele und führende Deutsche dem jüdischen, christlichen und anderen okkulten und artfremden Sinn des Weltgeschehens Worte und Taten aus der Sinngebung Deutscher Gotterkenntnis entgegenstellen. Sie wird langsamer vor sich gehen, wenn Erkennen und Wollen der Deutschen von Selbstsucht beherrscht, in den Ideen des Christentums befangen bleibt oder neuem Irrtum verfällt.

In klarer, jedermann verständlicher und überzeugender Sprache hat Erich Ludendorff für die Erhaltung und Freiheit des Deutschen Volkes und seine göttliche Aufgabe gekämpft. Neben dem Vorurteile umstürzenden revolutionären Inhalt hat sein Kampf aufbauende Kraft und sein Denken und Wollen sittliche Unantastbarkeit bewiesen. Den Grundgedanken seines Kampfes hat er 1935 noch einmal zusammengefaßt in dem Aufsatz „Durch Rasseerbgut zur volksrettenden Weltanschauung". In diesem führt er u. a. aus*):

„Weltanschauungen zerstören Völker oder können sie erhalten."

„Das Wort Weltanschauung führt Nicht-Nachdenkende irre. Es umspannt nicht die Welt. Es bezieht sich auf das Bild oder die Erkenntnis, die der tiefe Blick

*) Am Heiligen Quell Deutscher Kraft 1935, Folge 18, Seite 709 ff.

oder ein vermeintlich tiefer Blick gewonnen hat, der hervorgerufen ist durch menschliches Sehnen, die Zusammenhänge aller Erscheinungen des Weltalls und ihren Sinn, namentlich den Sinn des Seins des Menschen und seine Beziehung zu Gott, dem Göttlichen oder seine Verwebung mit ihm zu erkennen. Ob das Ergebnis dieses in die Tiefe gehenden Forschens oder Sinnens der Wahrheit entspricht oder Wahn ist, ist für die Anwendung des Wortes Weltanschauung gleich; ebenso gleich ist es, ob sich zu jenem Ergebnis Millionen oder nur wenige Menschen, ja, auch nur einer bekennt. Weltanschauung muß stets Antwort auf jene letzten tiefsten Fragen geben, andernfalls handelt es sich eben nicht um eine Weltanschauung, mag die Anschauung auch andere Werte bieten.

Das Sinnen über das Entstehen des Weltalls und den Sinn unseres Seins, vereint mit dem in der Menschenseele liegenden Gotterhaltungwillen ist bestimmend in der Menschenseele. Mag es unter des Tages Lasten und Mühen zurücktreten, aber immer wieder tritt es in das Bewußtsein und noch verstärkt in Feierstunden des Lebens, vor dem Geheimnis der Geburt und vor dem Ernst des Todes, vor dem Werden und Sterben. Tief im Menschen liegt auch das Streben, auf Grund der Antwort, die ihm das Sinnen gibt, Einklang mit Gott oder dem Göttlichen herzustellen. Hiernach gestaltet er sein Leben und gestalten Völker ihr Sein. Das alles liegt im Wesen der Schöpfung, dem Willen Gottes in Erscheinung zu treten und sich im Menschen zu offenbaren, begründet. Niemand darf an dieser Tatsächlichkeit vorbeigehen."

„Rasseerbgut verlangt Lebensgestaltung wie der ‚Glaube'. Wohl den Völkern, in denen die Neugeborenen eine Weltanschauung vorfinden, die aus dem Rasseerbgut entstanden ist und ihm entspricht. Wehe denen, in denen Rasseerbgut und Volksseele sich einer Weltanschauung gegenüber sehen, die jenem nicht nur nicht entspricht, ja völlig entgegengesetzt ist. Dort herrscht Einheit, hier klafft Zwiespalt zwischen der aus dem Glauben geborenen und das Leben bis ins Einzelne gestaltenden Weltanschauung und der Weltanschauung, auf deren Gestaltung Rasseerbgut und Gotterleben ihres Rasseerbgutes hindrängen."

„Welche Verwüstung hat z. B. der Volkstum und Rasse verneinende und Wahnlehren über den Sinn des Seins gebende Buddhismus da in Asien angerichtet, wo Menschen und Völker ihr Leben nach ihm gestalteten!

Der Mohammedanismus, der eine Zeitlang religiös fanatisierte und im religiösen Fanatismus Kräfte für diese Religion entwickelt hat, hat die Völker, von denen er Besitz ergriffen hat, ihr Rasseerbgut vergessen und verfallen lassen. Jetzt regt es sich wieder.

Nicht anders ist es mit der anderen jüdischen Konfession, der Christenlehre, bestellt, die die weißen Völker Europas und mit ihnen Australien und weite Teile Afrikas und Asiens unterworfen hat.

Der mit menschlichen Eigenschaften ausgestaltete und persönliche Volksgott der Juden, Jahweh, ist zum christlichen Weltgott geworden. Er gibt den Christen auf die letzten Fragen nach dem Sinn des Weltalls und dem Sinn des Seins, um Einklang mit ihm zu schaffen, Antworten, wie sie der Jude zur Errichtung seiner Weltherrschaft bedarf. Entsprechend wurde die Lebensgestaltung des Christen und vieler christlicher Völker geformt. Fremdlehre trennte die Völker von ihrem Rasseerbgut, ja, es ‚erlöste sie aus ihrem Volk und ihrer Sprache'. Sie wandte die Taufe als Heilmittel gegen das Rasseerbgut an, dieses wurde zur Erbsünde. Dieser Widerspruch der Antworten, die fremde Glaubenslehre auf die letzten Fragen gibt, und der aus ihr gewordenen Weltanschauung mit dem, was Rasseerbgut und Volksseele erstreben, und den Antworten des Rasseerbgutes auf die letzten Fragen, so unklar, wie sie auch noch waren, ist unüberbrückbar. Er ruft diese tiefe Zerrissenheit in dem einzelnen Christen, in den christlichen Völkern oder völlige Gleichgültigkeit oder Verständnislosigkeit gegen die Bedeutung der Antwort auf jene Fragen hervor, sofern nicht die Christen jedes Denken über sie aufgegeben haben, und zerstört Menschen und Volkskraft."

„Rettung kann nur eine Weltanschauung sein, die auf unantastbarer Grundlage des Rasseerbgutes, der Gesetze der Menschenseele und der Volksseele und des Entstehens der Rassen und Völker als Rassepersönlichkeiten und in völliger Übereinstimmung mit der Wissenschaft unantastbare Antworten über den Sinn der Schöpfung, über den Sinn des Weltalls, über den Sinn des Seins und des Gottliedes der Völker gibt und so dem Einzelnen Einklang mit dem Göttlichen ermöglicht."

„Die größte Revolution, das Freiwerden von der Christenlehre und der Weltanschauung, die sie geschaffen, das Hinwenden zu Deutscher Gotterkenntnis und der Lebensgestaltung nach ihr ist möglich. Diese Revolution reißt nicht nieder, nein, sie zeigt, was sich selbst gestürzt hat, nämlich die Christenlehre, sie schenkt neuen Lebensgehalt und ist schöpferisch auf allen Lebensgebieten. Sie gibt die Einheit von Rasseerbgut, Gotterkennen und Kultur und hieraus gestaltet: die Einheit von Recht und Wirtschaft. Sie wirkt durch die Macht des Gedankens, durch die Wahrheit und ihre Rassetümlichkeit. Wohl dem Volke, dessen Regierende die Bedeutung dieser Weltanschauung erkennen, wohl der Wehrmacht, deren Führer sich nicht vor ihr verschließen."

Rassereinheit und artgemäße Gotterkenntnis sind Bedingungen völkischer Unsterblichkeit, denn sie allein haben die Kraft, die Unvollkommenheit der Menschen und ihre Wirkungen soweit auszuschalten, daß sie für die Erhaltung des Volkes nur noch eine kleine Gefahr bilden. Neben die organisatorische Geschlossenheit des Deutschen Volkes muß die seelische Geschlossenheit treten. Erst dann wird die Volksschöpfung vollendet sein. Auch in kommenden Jahrhunderten werden Erich Ludendorff und sein Werk Kraftquell völkischen Deutschen Wollens sein. Sein Schaffen und sein Wesen wird dem Volke noch in fernsten Zeiten zum reichen Segen.





Der Sarg wird am 22. Dez. 1937 um 10 Uhr vormittags auf der Ehrenlafette vom Siegestor zum Staatsakt an der Feldherrnhalle gebracht. Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler folgt hinter der Ehrenlafette

Der Staatsakt vor der Feldherrnhalle
Ansprache von Reichskriegsminister Generalfeldmarschall von Blomberg

Der Staatsakt an der Feldherrnhalle am 22. Dezember 1937
„General Ludendorff! Im Namen des geeinten Deutschen Volkes lege ich in tiefer Dankbarkeit diesen Kranz vor dir nieder!“ Kranzniederlegung und Abschiedsworte Adolf Hitlers

Die Trauerparade vor der Ehrenlafette

Ludendorffs Kampf für die Freiheit der Deutschen Frau

Frau Rektorin Margarete Rosikat und Frau Ilse Wentzel*)

Nächst dem Kampf des Feldherrn für Deutsche Gotterkenntnis ist sein Eintreten für die Freiheit der Deutschen Frau ganz besonders mißverstanden oder absichtlich verzerrt worden. Zweitausendjährige Verschüttung artgemäßer Frauenwertung in unserem Volk hat die Mehrzahl der Männer und Frauen für das Erkennen der unwürdigen Lage des weiblichen Geschlechtes unfähig gemacht. Bejahrte menschliche Einrichtungen werden nur zu leicht und zu gern für naturgegebene Unabänderlichkeiten gehalten. Zwar befreite sich ein Teil der Frauen von diesen Anschauungen. Trotz allem Fremdtum, unter dem sie groß geworden waren, ließ sich ihr Freiheitsehnen nicht ersticken, fühlten sie die Minderbewertung als brennende Scham und begannen einen tapferen Kampf um ihre Freiheit. Aber dieser Kampf wurde teils unklar, teils falsch geführt und geriet unter jüdischen Einfluß. So entstand schließlich eine ausgesprochene Abneigung in weiten Volkskreisen gegen dieses Frauenringen. Die klare Erkenntnis der Seelengesetze der beiden Geschlechter und ihrer Bedeutung für das Leben des Volkes fehlte der „Frauenbewegung", und es fehlte ihr der große Verfechter ihres Ringens innerhalb der Männerwelt.

Nun aber ist uns dieses Geschenk zuteil geworden. Die ersten Werke Dr. Mathilde Ludendorffs galten, wie sie selbst sagt, der „Ehre ihres Geschlechts". Entwirrt und geklärt liegt das umstrittene Gebiet vor uns, und der Freiheitheld Erich Ludendorff ging am Kampfplatz der Frauen nicht vorbei, wie so mancher andere Freiheitkämpfer es achselzuckend getan hatte. Daß er schon früher keinen doppelten Maßstab anlegte, wenn es sich um Frauenleistungen handelte, lasen wir Frauen voll Freude in seinem 1919 erschienenen großen Werk „Meine Kriegserinnerungen". Er schreibt dort:

„Russische Haufen drangen auf Memel vor, das der Landsturm aufgab. Wir erfuhren davon durch ein Telephonfräulein, das uns anrief und noch Meldungen erstattete, als die Russen bereits im Postamt waren. Ich habe mich bemüht, dem jungen Mädchen, Fräulein Erika Rößel, das Eiserne Kreuz II. Klasse zu verschaffen. Es war mir nicht möglich. Sie erhielt später eine goldene Uhr vom Staate", und an anderer Stelle:

*) Verfasserin von „Das geistige Ringen zwischen Christentum und Deutscher Gotterkenntnis".

„Schon im Sept. 1916 gelangten die ersten Anträge der Obersten Heeresleitung zum restlosen Aufbringen der menschlichen Kräfte an den Reichskanzler. Sie ging dabei immer bestimmter von der Ansicht aus, daß die Kraft jedes einzelnen im Kriege dem Staate gehöre, daß daher jeder Deutsche vom 15. bis 60. Lebensjahre dienstpflichtig wäre, und daß diese Dienstpflicht, wenn auch mit Einschränkungen, auf die Frau auszudehnen sei."

Als das Hilfdienstpflichtgesetz dann kam, mußte der Feldherr feststellen:

„Auch die Frau war in die Bestimmungen nicht eingeschlossen. Frauen waren genug vorhanden, um Männer in der Arbeit zu ersetzen und sie für das Feld freizumachen."

Er wertete also damals schon Frauentapferkeit nicht anders als Tapferkeit des Mannes, und er zweifelte nicht daran, daß die Frauen in Erfüllung wichtiger Pflichten „ihren Mann" stehen würden. Deshalb spöttelte er auch später nicht, wie so viele entartete Deutsche, wenn es sich um Frauenschaffen handelte, und er, der gewaltige Geschichtegestalter, fand den Weg zu den Erkenntnissen Dr. Mathilde Ludendorffs und damit den Weg zur Deutschen Gotterkenntnis. Ohne zu zaudern kündete er nun die Größe dessen, was die Deutsche Frau ihm und dem Volke gegeben hat. Was kümmerte ihn das Gespött der Kleinen und Entarteten, die aus ihrer Froschschau heraus das Tun des Feldherrn nicht begriffen? Wie immer in seinem großen Leben waren für ihn Erkennen und Eintreten für die gewonnene Erkenntnis untrennbar. Er stellte aus der Höhenschau Deutscher Gotterkenntnis heraus seine Kampfziele auf und sagt dort hinsichtlich des Verhältnisses der beiden Geschlechter:

„Mann und Frau stehen in dieser lebendigen Einheit des Volkes gleichwertig, aber wesensverschieden nebeneinander. Die Frau soll die hohe Stellung im Volke und in der Familie zurückerhalten, die sie einst bei unseren Ahnen vor Eindringen fremder Weltanschauung und Sitten hatte . . ."

Mann und Frau „gleichwertig!" Was muß fallen, wenn diese Erkenntnis, die der Feldherr hier ausspricht, die Lage des weiblichen Geschlechtes bestimmt? Fallen muß die Entmündigung der Frau, die ganz besonders deutlich die Frau in ihrem vornehmsten Beruf, dem Mutterberuf, trifft und einen schreienden Gegensatz zur allgemeinen Betonung der Bedeutung der Mutterschaft und zu dem Lob auf die Mütter steht. Die Ehe ist die einzige gemeinsame Unternehmung zweier Menschen, bei der vor dem Gesetz ausschließlich nur der eine Teil das Bestimmungrecht hat. Daß viele Deutsche Menschen aus ihrer Artbedingtheit heraus eine Ehe leben, die diese Gesetze der Entmündigung wenig fühlbar macht, ändert nichts an der entwür-

digenden Tatsache ihres Bestehens. Fallen muß ferner die einseitige Bewertung der Frau als Geschlechtswesen und das Mißtrauen gegenüber Frauenarbeit und -schaffen außerhalb des geschlechtlich bedingten Bereichs. Bitter genug bekommt jede Frau die Unterbewertung zu spüren, wenn sie den Lebenskampf auf eigenen Füßen stehend allein durchkämpfen muß, oder wenn außergewöhnliches Können sich in ihrer Seele Geltung verschafft und sie über die ihr gezogenen Grenzen hinwegschreiten läßt. Fallen müssen dadurch die Schranken, die für die Frau um ihr Heim gezogen werden und sie hindern, ihr Können im Volksleben voll zur Geltung zu bringen. Deutsche Gotterkenntnis sieht in beiden Geschlechtern Träger bewußten göttlichen Lebens und wertet sie nach ihrer seelischen Entfaltung, nicht aber nach ihrer Geschlechtszugehörigkeit. Sie sieht im Volke die große Sippe, die in großen Gefahren steht, wenn sie mutterverwaist ist.

Auch hier setzte der Feldherr Erkenntnis in die Tat um. In seinem Ringen um die Deutsche Seele stellte er Mann und Frau gleicherweise ein, und unter seiner vorurteilsfreien Wertung bog sich so manche Frauenseele wieder gerade, vertraute wieder ihren Fähigkeiten und reihte sich nach Maßgabe ihrer Kräfte voll Freudigkeit in des Feldherrn Kampf ein. Wenn die Zahl dieser Frauen noch klein ist, so hat das seinen Grund darin, daß ein von Kindheit an bewußt und unbewußt untergrabenes Selbstvertrauen sich nur schwer und langsam zurückgewinnen läßt. Den schönsten Beweis von seiner Erkenntnis der Gleichwertigkeit der Geschlechter aber lebte der Feldherr uns vor in seiner Ehe mit der ebenbürtigen Gefährtin und in seinem Eintreten für ihr Lebenswerk.

Doch was betont die Forderung der Kampfziele neben der Gleichwertigkeit der Geschlechter? „Wesensverschieden" nennt er Mann und Frau. — Er rückt ab von den Gleichheitlehren, denen die „Frauenbewegung" huldigte, denn die Frau hat anderes zu geben als der Mann. Eine wunderbare seelische Ergänzung der Geschlechter läßt die Frau ihre Aufmerksamkeit mehr dem körperlichen und seelischen Leben zuwenden, gibt ihr eine selbstlosere Willensrichtung, die man mit „Mütterlichkeit" bezeichnet, läßt sie aus dieser Mütterlichkeit heraus die Volksseele tiefer erleben und deshalb Lebenswichtiges erkennen, das dem Mann leichter verborgen bleibt. In eigener Seele erlebte der Feldherr es, wie das Kulturschaffen Mathilde Ludendorffs die Ergänzung zu seinem Wirken als Geschichtegestalter wurde. Die Erkenntnis dieses sich Ergänzens der Geschlechter ließ ihn um so dringlicher die Mitarbeit der Frau im Ringen um artgemäßes Leben des Volkes fordern. Gerade weil sie Besonderes beizusteuern hat, muß ihr Ausgeschlossensein verderbliche Fol-

gen nach sich ziehen und hat sie nach sich gezogen. Hierdurch wird aus jüdisch verbogener Frauenrechtlerei die wahrhafte Frauenbewegung, die den wertvollen Männern immer ebenso wichtig und willkommen sein wird, wie den zum Freiheitwillen wieder erwachten Frauen. Diese die Wesensverschiedenheit betonende und gerade durch sie begründete Frauenbewegung, die die Gleichwertigkeit der Geschlechter ebenso gründlich wie die Wesensverschiedenheit betont, hatte ihre sichere Grundlage in den ersten wissenschaftlichen Werken Dr. Mathilde Ludendorffs gefunden und wurde nun von dem Feldherrn selbst in seinen Kampfzielen vor allem Volke vertreten! Das war ein kulturelles Geschehen, das wie alles Schaffen des Feldherrn erst von kommenden Geschlechtern in seiner unermeßlichen Bedeutung erfaßt werden wird. Doch war es auch der Mitwelt leicht möglich gemacht, sich für diese Ziele zu begeistern, denn der Feldherr selbst hat es dem Volke bewußt gemacht, wie undeutsch die Frauenknechtung ist und wie innig diese Freiheitbewegung mit dem Deutschen Rasseerbgut verwoben ist. Daß die Frau lebensrettende Weisheit zu geben vermag, war in vorchristlichen Zeiten dem germanischen Manne selbstverständliches Wissen. Dieser geschichtlichen Tatsache denkt der Feldherr in seinen Kampfzielen, wenn er sagt:

„Die Frau soll die hohe Stellung im Volke und in der Familie zurückerhalten, die sie einst bei unsern Ahnen vor Eindringen fremder Weltanschauung und Sitten hatte."

Damit lenkte er den Blick auf das Artwidrige der Unterbewertung der Frau und schrieb vor Jahren in der Volkswarte (Folge 4 vom 31. 1. 32, in der Beilage „Die Sippe") in „Der Jude Paulus und die Frau":

„Im Deutschen Freiheitkampf spielt die Deutsche Frau eine ebenso unglückliche Rolle wie der Deutsche Mann. Einst war sie der von Rom und Juda gefürchtete Teil des Deutschen Volkes. Gegen sie richteten sich die christlichen Verfolgungen an erster Stelle. Damit brach die Kraft der Deutschen Frau, und die christliche Lehre wies ihr eine Stellung in Familie und Volk zu, die ihrer unwürdig war, aber von dem Deutschen Manne als recht bequem empfunden wurde. In dieser Knebelung und Entmündigung der Deutschen Frau liegt eine gewisse Entschuldigung für ihr Versagen im Freiheitkampf, diese steht dem Manne nicht zur Verfügung, der immer noch den Herren spielen durfte nach Roms und Judas Gnaden, aber doch nicht Herr war; meist war er Herr nur gegenüber der Deutschen Frau und Kriecher gegenüber den Kirchenbeamten und staatlichen und wirtschaftlichen Machthabern.

Seit Jahren erwacht in der Deutschen Frau das Bewußtsein des Unwürdigen ihrer Stellung. Die Männer beginnen das auch zu verstehen, wenn auch nur in er-

schreckend geringem Maße. Es entstand eine Freiheitbewegung der Deutschen Frau. Aber genau so unklar wie der Freiheitkampf des Volkes, des Arbeiters im besonderen, ohne jede Rasseerkenntnis, wurde der Freiheitkampf der Deutschen Frau oder für die Deutsche Frau geführt. Er ist abgebogen, sobald er begonnen hat, ja schon bevor er begonnen ist, ein Unheil, das dauern wird, solange die überstaatlichen Mächte, namentlich die Kirchenbeamten mit ihrer christlichen Lehre im Volke herrschen und durch jüdisch-christliche Weltanschauung die Deutsche Weltanschauung verdrängen . . .

Wie der Freiheitkampf des Deutschen Volkes erst Erfolg haben kann, wenn er auf der Grundlage der Deutschen Weltanschauung von Einheit von Blut, Glauben, Kultur und Wirtschaft geführt wird, so kann der Freiheitkampf der Deutschen Frau nur dann von Erfolg begleitet sein, wenn an Stelle der jüdisch-christlichen Lehre Deutsche Gotterkenntnis tritt. Es war die jüdisch-christliche Lehre, die die Deutsche Frau entrechtete. Ohne Beseitigung dieser Lehre erhält die Deutsche Frau kein Recht."

Diese ernsten Worte hat der Feldherr dann in jenem Aufsatze eindringlich und unantastbar an Worten des neuen Testamentes belegt und die Frauen aufgerüttelt, über diese tiefen Zusammenhänge gründlich nachzudenken. Seine Worte haben den unermüdlichen und grausamen Kampf, den ein ganzes Jahrtausend Christentum gegen germanisch, das heißt stolz und frei gesinnte, aufrechte Frauen kämpfte, indem es sie zu Millionen als Hexen foltern und lebendig verbrennen ließ, für die Deutsche Frau ursächlich geklärt und ihr eine sehr ernste Verantwortung auf die Schultern gelegt. Sie haben ihr gezeigt, daß und welche Auswirkung es hat, wenn sie kritiklos und fast gleichgültig an den inhaltschweren, das Weib in Ehe und Volk entmündigenden Vorschriften des neuen Testamentes vorbeisieht und am Gewohnten aus Gewohnheit festhält!

Des Feldherrn Kampfziele für die Stellung der Frau sind aber nicht nur mit dem Rasseerwachen von ihm tief verwoben worden, nein, mögen die Worte noch so knapp gefaßt sein, die der Feldherr hierfür findet, es herrscht hier wie allerwärts in seinen Worten die Meisterschaft, in kürzester Form alles zu geben, was wesentlich ist. So hat er auch des so gern ergriffenen Vorwandes gedacht, der dem großen volkrettenden Freiheitkampfe entgegengestellt wird, um ihn zu verdächtigen, ja als gefährlich für das Volksgedeihen hinzustellen. Ich meine jenen Einwand, daß die Erfüllung der Volkspflichten auch auf geistigem Gebiete, die die besondere Begabung der Frau ihr auferlegt, die Betätigung in der Mutterschaftaufgabe schädige

und daher die Gefahr des Volkstodes durch Kinderlosigkeit fördere. Solchem Einwand ist in den Kampfzielen Ludendorffs der Boden entzogen. Wie sehr er die Mutterschaft als heiligstes Amt der Frau ansah, zeigt das Wort:

„Bei Betätigung politischer Rechte nach dem Leistunggrundsatz gewährt ausgeübte Wehrpflicht und betätigte Mutterschaft Bevorzugung."

Er übersah also wahrlich nicht die Gefahren der Unlust zur Mutterschaft. Nur hatte er ebenso erkannt, daß dieses Versagen nicht etwa dem Freiheitsehnen der Frauen entsprang. Versagten sie doch fast alle, und nicht zum wenigsten diejenigen, in deren Seele von diesem Sehnen kaum Anzeichen zu spüren waren! Hier liegen Ursachen vor, deren Erörterung nicht in den Rahmen dieser Abhandlung gehört. Soviel aber sei gesagt: sie werden erst von der Frau überwunden werden, die gleichgewertete und gleichberechtigte in Volkspflichten stehende Gefährtin des Mannes ist. Sie erst kann sich zu der selbständigen Persönlichkeit entwickeln, die aus vollem Verantwortunggefühl für ihr Volk freudig ihr wichtiges Mutteramt ausüben wird. So will der Feldherr auch um der Mutterschaft willen ein Frauengeschlecht, das aufrecht und stolz sich entfaltet zum Heile der Volksgemeinschaft.

Jede nicht unter Fremdtum verkümmerte Frauenseele hat mit tiefer Freude dem Kampfruf des Feldherrn gelauscht, der den Gegnern der Freiheit ihres Geschlechtes galt. Beglückt schloß sie sich der Kämpferschar an, die unter der sich so herrlich ergänzenden Führung von Erich und Mathilde Ludendorff um ein artgemäßes Leben unseres Volkes ringt. Es ist nur der letzte große Beweis von des Feldherrn Gleichwertung der Frau als Kampfgenossin und für sein Vertrauen zu ihr, wenn er auf dem Sterbebett zu seiner Gefährtin sprach:

„Möge niemand unser Werk verschandeln. — Du führst es weiter."

Die klaren, kühnen Augen des Freiheithelden Erich Ludendorff leuchten nun nicht mehr über diesem Ringen. Nie kann die Trauer um ihn enden. Aber sie darf uns nicht lähmen. Aus dem Vermächtnis des Feldherrn dringen die mahnenden Worte zu uns:

„Es muß sich die Revolution, die wir führen, auch nach meinem Tode durchsetzen, damit der Deutsche Mensch, das Deutsche Volk, damit Deutschland lebt in langer Geschlechterfolge der Volksgeschwister."

Ja, dies Ringen um die Freiheit der Frau war dem Feldherrn ein Teil der großen Geistesrevolution, die er und seine Frau führten, sie ist nicht aus dieser Einheit zu lösen.

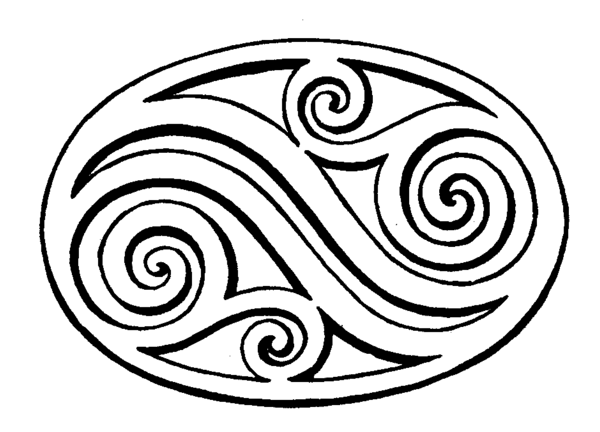
Mit den Schlußworten Margarete Rosikats werden wir zu der letzten und wesentlichen Einheit geführt, aus der heraus der große Freiheitkampf der Frau um die Ebenbürtigkeit und um die Erfüllung aller Volksaufgaben, die aus ihren Sonderbegabungen heraus erwachsen, seine unantastbare Grundlage erfahren hat. Die schöpferische Genialität des Feldherrn ließ ihn, wie wir sahen, seit je erhaben über das Vorurteil handeln, wie er es der geistigen Begabung und den heldischen Leistungen des Weibes gegenüber an den Tag gelegt hat. Sein starkes Erleben des Deutschen Erbgutes ließ ihn von ganzer Seele das Freiheitsehnen und den Stolz des Weibes miterleben und sich dafür einsetzen. Sein völkisches Wollen ließ ihn die hohe völkische Bedeutung der Mitarbeit der Frau für des Volkes Gedeihen verfechten, aber die tiefste Grundlage und ebenso die unantastbarste sah auch er in dem Gotterkennen, dem er sich überzeugt zugewandt hatte, dem Erkennen, das seine Frau in ihren philosophischen Werken niedergelegt hatte.

Der Feldherr sah die Welt aus der Klarheit seines Geistes und der Höhenschau der Deutschen Gotterkenntnis. Es konnte da keine Erscheinung im Weltall und Menschenleben unwichtig sein, und eine jede wurde bewertet nach dem Grade, in dem göttliche Willensoffenbarungen in ihr Ausdruck fanden. Die beiden Geschlechter als Träger bewußten göttlichen Lebens mußten da, trotz aller Verschiedenheit in geschlechtsbedingten Wesenszügen und Begabungen, gleichwertig nebeneinander stehen; eine Höher- oder Minderbewertung aus Gründen der Geschlechtszugehörigkeit ist hier nicht möglich. Das bewußte Einzelwesen aber, aus dem Schoße unsterblicher Völker geboren, untersteht dem Wertmaßstab freiwilliger Erfüllung seines göttlichen Lebens und seiner völkischen Pflichten oder ihrer Nichterfüllung. Dieser Maßstab galt für den Feldherrn allein in der Einschätzung jedes Mannes und jeder Frau, die in sein Blickfeld traten. Da der göttliche Sinn des Einzel- und Volkslebens Volksliebe und treue Erfüllung der Volkspflichten in sich schließt, führte die Deutsche Gotterkenntnis so manchen Einzelnen in die Reihen der leidenschaftlichen Kämpfer für Deutsche Geistesfreiheit und Deutschen Seelenadel, den der Feldherr führte, um das Volk aus der Unwürde und Verderbnis der seelischen Knechtschaft zu retten. So viel die Einzelpersönlichkeit, gleich welchen Geschlechtes, hier leistete, so viel galt sie dem Feldherrn in dem gewaltigen Ringen; so weit sie hier versagte, verlor sie ihre völkische Bedeutung und damit die Beachtung durch ihn. So war es jedem selbst überlassen, durch freiwillige Hingabe der Ehre teilhaftig zu werden, in der Kampfschar des Feldherrn zu stehen, seiner Führung folgen zu dürfen und seine warme Güte zu erfahren.

Neben der Bewertung nach moralischen Forderungen gaben die Erkenntnisse Dr. Mathilde Ludendorffs auf dem Gebiete der Seelenlehre die Richtlinie für die Erwartung von Einzelleistungen, die, durch Geschlechtseigenart bestimmt, auf verschiedenen Gebieten geistiger Begabungen gestellt werden mußte. Der in beiden Geschlechtern lebende Selbst- und Volkserhaltungwille mußte auf verschiedenen Wegen zu geschichtlichem Wirken im Sinne der Erhaltung des Volkes, seiner Seele, seines Lebens, seiner Freiheit führen. Von diesen unantastbaren Grundlagen aus begründete der Feldherr die gleiche Bedeutung beider Geschlechter in der Erfüllung des Schöpfungsinnes und im Wirken für das Wohl des Volkes und hatte damit aus klarem Wissen dieselbe Stellung dem weiblichen Geschlechte gegenüber eingenommen, wie alle Deutsche Männer in artreinen Zeiten aus dem Mahnen der Volksseele heraus. Es schloß diese Erkenntnis die Kampfansage in sich gegen die Unterbewertung der Deutschen Frau, die künstliche Verkümmerung ihrer Geisteskräfte und Ausschaltung ihrer Willenswirkungen im öffentlichen Leben, sowie gegen ihre gesetzliche Unterordnung unter den Mann. Dem Mann, in dessen Adern das Blut nordischer Könige floß, dessen große Seele durchglüht war von der Wahrheit der erhabensten Weltenschau, ihm klärte sich das Bild des weiblichen Geschlechtes und seiner Aufgaben aus starkem Erberleben und Erkenntnis. In ihm fand die Deutsche Frau nach bitterer Verkennung und Erniedrigung durch fremde und okkulte Wahnvorstellungen den gewichtigen Vorkämpfer für Deutsche Frauenehre und Deutscher Frauen Freiheit, für Rückgewinnung ernster Pflichten am Volke!

Der Feldherr wußte wohl, daß die anders erzogene Frau nicht gleich allen Forderungen genügen konnte, die an sie zu stellen sind. Die weitgehende Mißhandlung ihrer Seelenkräfte bedingt eine Übergangszeit, in der sinnvolle Entfaltung der angeborenen Fähigkeiten vorbereitet zu wichtigen Leistungen. Und doch berief der Feldherr in Verwirklichung der Kampfziele die Deutsche Frau sofort zur Mitarbeit in seinem weltgeschichtlichen Ringen. Er stellte sie in selbständiger Arbeit und Verantwortlichkeit ebenso wie den Mann unter seine Forderungen der Lebenshaltung und Leistung, aber auch unter gleiche Bewertung. Frei, nach einem Jahrtausend der Führung durch Männer auf Schritt und Tritt, konnten sich weibliche Kräfte in der Stille und in breiter Öffentlichkeit entfalten in einem Kampfe um die Deutsche Seele, für den gerade die Frau eine besondere Eignung mitbringt. Und jede Frauenseele, die noch fähig war, das Fremdtum und mit ihm innere Unselbständigkeit abzuschütteln, lauschte auf den Kampfruf, der — wie germanischer Hörnerklang — klar und durchdringend in Deutschen Landen erklang; erfaßte die Reinheit, Selbst-

losigkeit und erhabene Größe dieses gewaltigsten aller Freiheitkämpfe; getroffen in innerster Seele folgte sie dem Feldherrn und Dr. Mathilde Ludendorff in wankelloser Hingabe. Wie einst in artstarker Zeit stehen seitdem Deutsche Frauen im Kampfe für das göttliche Leben in der Welt und in starker Abwehr widergöttlichen Wirkens; kämpfen Seite an Seite mit Deutschen Männern um die letzten Grundlagen völkischen Seins, um die Unsterblichkeit ihres Volkes! Es deutete sich in den zurückliegenden Jahren des Kampfes um völkische Werte und ihren Durchbruch im überfremdeten Volke an, zu welchem Einsatz die Seelenkräfte der Deutschen Frau fähig sind, sobald sie sich ihrer bewußt wird und die engen Grenzen ihres Wirkens aufgehoben werden. Das Beben, das mit der Kunde vom Tode des Feldherrn durch die Deutsche Volksseele ging in der Ahnung des unersetzlichen Verlustes für ihr unsterbliches Leben, es kündet den Wachen unter den Frauen, was das Deutsche Volk und der Wille seines Feldherrn, der in ihnen fortlebt, von ihnen für alle Zukunft erwarten muß: den leidenschaftlichen Einsatz für die Verbreitung der Deutschen Gotterkenntnis. Sie begründet auch das Freiheitsehnen der Frau aus dem göttlichen Sinn des Menschenlebens und ihr Fordern der Pflichten am Volke aus der Eigenart ihrer Begabung und der Bedeutung des unsterblichen Volkes für das Schöpfungziel zu tiefst. Sie allein birgt Rettung für unser Volk und alle Völker der Erde in ihrem artgemäßen Sein. Einsatz für sie ist daher aber auch die mütterlichste aller mütterlichen Aufgaben des Weibes.



Ludendorffs Kampf für Deutsche Gotterkenntnis

E. Meyer-Dampen*)

In seinem Buche „Über Helden und Heldenverehrung" schreibt Thomas Carlyle: „Die Aufrichtigen allein können das Aufrichtige erkennen. Nicht ein Held nur tut Not, sondern eine Welt, die für ihn taugt; nicht eine Welt von Kammerdienern. Der Held erscheint sonst fast vergebens."

Fast vergebens! Dieses „fast" zeigt, daß wohl auch Carlyle ahnte, was uns in unserem Erleben der Persönlichkeit des toten Feldherrn so eindringlich fühlbar und durch das Werk Frau Ludendorffs auch dem Verstande so klar begreiflich wurde, daß nämlich im letzten und tiefsten Sinne der Held niemals vergebens lebt, selbst wenn nicht eine einzige Seele wach genug wäre, um seine Hoheit zu wissen. Dann wären, unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit gesehen, Erde und Sterne und Menschen nur Rahmen zu seinem Bilde. Denn in dem wahren, vollkommenen Helden erfüllt sich, was unersetzlich durch noch so große Anhäufung von Materien und Menschen nur in ihm und durch ihn sich erfüllen kann: der heilige Sinn der Schöpfung, Gottesbewußtheit. In dem wahren, vollkommenen Helden führte der Wille zur Gottgestaltung zu völliger Gotteinheit. Was andere Menschen von dem Ewigen trennt, das liegt in wesenlosem Scheine unter ihm: Todesfurcht, Menschenfurcht, jede Anwandlung von Unwahrhaftigkeit, Ehrgeiz, Selbstsucht, alle Gewalt des Gemeinen. Eben dieses, das die Kleinen vom Göttlichen trennt, trübt auch ihren Blick für die bewußte Erscheinung des Göttlichen, den Helden. Dennoch ist auch dem Durchschnittsmenschen innige Teilnahme an dem Sein eines Großen möglich, wenn er sich nur eins bewahrt, eins sich zu eigen gemacht hat: Aufrichtigkeit. „Die Aufrichtigen allein können das Aufrichtige erkennen." Aufrichtig sein heißt hier, auch vor einer unbequemen Tatsache die Augen nicht schließen. Was könnte aber dem Kleinen unbequemer sein, als das klare und genaue Erblicken der Wirklichkeit eines Helden. Denn das belastet den Menschen mit zweierlei, wogegen er sich so gern sträubt: mit dem Gefühl eigener, aber abänderlicher Unzulänglichkeit und dem Blick auf hohe Aufgaben. Ja, es ist schwer, daß ein Volk für seine Helden taugt, und doch so bitter nötig. Denn trägt auch die Gotteskraft, wo sie sich durch den Helden im Reiche der Bewußtheit offenbart, ihren heiligen Wert in sich, erhaben über

*) Verfasser von „Deutsche Gotterkenntnis als Grundlage wehrhaften Deutschen Lebens", Ludendorffs Verlag.

Zweck und Folgen, — auf ein Volk kann sie nur ausstrahlen, wenn es als ein wenigstens aufrichtiges seiner Helden wert ist. Und nichts kann ein Volk höher emporreißen, nicht nur mit kurzem Aufflackern, sondern zu ständiger Würde, Blutstreue, Edelsinn, todeserhabener Freiheit, als wenn das wahrhaftige Bild wahrhaft Großer in seinem Herzen lebt, als wenn die Großen seines Blutes in seiner Seele ihr Walhall finden, bis weit über den Tod hinaus ihrer Wirksamkeit ewige Stätte.

Ja, verehrt unser Volk seine verstorbenen Großen denn etwa nicht, Luther, Friedrich, Bismarck? Gewiß, jedes Kind kennt sie. An vielen Orten stehen ihre Denkmäler. Dicke Bücher beschreiben ihr Leben. Tausendmal gingen ihre Namen über unser aller Lippen. Aber lebte ihr wahrhaftes Bild in unserem Herzen? Freilich, Tote werden mehr gehört als Lebendige, aber auch sie oft nur sehr wenig. Denn die meisten Menschen machen sich ein Bild von dem Großen unter Weglassung alles dessen, was sie nicht sogleich leicht und gut verstehen können. Sie meinen, sie hätten nun den Helden und haben doch nur seinen Namen und ein paar Daten und eine schemenhafte Vorstellung ohne Leben, Wahrheit und Kraft.

So ging es bei Luther. Er war uns der Gründer der protestantischen Kirche. Er hatte uns eine Bibel gegeben, an die wir uns halten konnten oder vielmehr sollten. Das war ein rundes, schönes, gemütliches Bild. Aber dieser energische, von vermeintlichen Wahrheiten gesättigte bessere Superintendent ist nicht Luther, der von leidenschaftlichem Suchen nach Wahrheit erfüllte Held der Wirklichkeit. Sein Suchen hatte ihn auf Spuren geleitet, die zu ihm zunächst noch unabsehbaren Folgerungen führen. Er erkannte das angeblich auserwählte Volk seiner Bibel als eine Verschwörerbande von fast unbegreiflicher Verruchtheit. In Schriften und Predigten warnte er sein Volk mit leidenschaftlicher Empörung und der Eindringlichkeit, die diesem Meister des Wortes zu Gebote stand. Die Völker aber haben es fertig gebracht, Luther täglich laut zu preisen und zugleich die Juden groß und größer werden zu lassen, bis sie im Jahre 1914 im Verein mit den ihnen zu diesem Zwecke verbündeten anderen überstaatlichen Mächten, die Welt in Brand stecken konnten. So behandelt man einen, den man nicht ganz ernst nimmt, — dessen Worte schlägt man in den Wind, — aber nicht einen Großen, den man wirklich verehrt. Doch so sind die Menschen. Gern und mit einer gewissen Dankbarkeit sind sie Nutznießer der vollendeten Taten eines Helden, der Zurückdrängung Roms bei Luther, der Feldherrnleistung eines Ludendorff, aber gegenüber dem Wirken des Helden, aus dem sich auch für sie eine Aufgabe ergibt und der Ruf zu freiwilligem Einsatz, da drücken sie die Augen zu. Davon wollen sie nichts gesehen haben. Und wenn der Held noch

lebt, wenn er ihnen dieses Ausweichen schwer macht, wenn er sie auf ihre Pflicht stößt, dann ist Haß sein Lohn.

Ähnlich ist unser Verhalten zu Friedrich dem Großen. Gerne nehmen wir ihn als den Sieger von Prag, Torgau, Roßbach, Leuthen. Aber wir kamen nicht auf den Gedanken, der bei wirklicher Verehrung doch unausbleiblich ist, uns einmal klar zu werden, wie sich die Welt in diesem großen und starken Geiste spiegelte, aus welcher Grundauffassung ihm Kraft und Einsatzwille seines Heldenlebens floß. Hätten wir den Mut und Wahrheitwillen besessen, trotz Zeterns der Geistlichkeit diesen seinen Gedanken unsere Aufmerksamkeit zu widmen, wir hätten nicht umhin gekonnt, seiner so klar begründeten Verachtung christlicher und priesterlicher Meinungen recht zu geben, und die Tage von Klöstern, Bekenntnisfronten und sonstigen gefährlichen Fremdkörpern in Volk und Staat wären schon lange, lange gezählt.

Oder denken wir an Bismarck. Als er, wenn auch nur in bescheidenster Weise, es wagte, die Deutschen Belange zu vertreten gegenüber christlichen Machtgelüsten, bezichtigte man ihn in übelster Weise natürlich auch der Gottlosigkeit. „Als ich", schreibt er in den „Gedanken und Erinnerungen", „über die Giftmischereien des Blattes am 9. Februar 1876 in öffentlicher Rede Klage geführt hatte, antwortete mir die Kundgebung der sogenannten Deklaranten, deren wissenschaftliches Contingent aus einigen hundert evangelischen Geistlichen bestand, die in ihrem amtlichen Charakter mir in dieser Form als Eideshelfer der Kreuzzeitungslügen entgegentraten und ihre Mission als Diener der christlichen Kirche und ihres Friedens dadurch betätigten, daß sie die Verleumdungen des Blattes öffentlich kontrasignierten." Da ließ denn auch der Boykott durch seine Standesgenossen nicht auf sich warten. Gerne nahmen wir Bismarck als Gründer des Deutschen Reiches, aber wie wenige haben das Bedürfnis gefühlt, an seinem kampf- und sorgenreichen Leben wirklich Anteil zu nehmen. Sonst würden die Geweihten Jahwehs ihre Haßausbrüche gegen Ludendorff ebenso wie ihre Hörigen erst gar nicht versucht haben. Dann wäre, wie gesagt, das feindliche Unverständnis solcher Cliquen gegenüber jedem großen Deutschen Wollen völlig unwirksam, weil schon aus Bismarcks Leben jedem ehrlichen Deutschen bekannt und bis zum Abscheu überdrüssig. Dann wäre unserem Volke viel Beschämendes und dem Geisteskampf des toten Feldherrn viel Hemmendes erspart geblieben.

Soll das Leben unserer Großen wirklich fruchtbar für uns werden, dann müssen wir unsere Aufmerksamkeit vornehmlich auf das richten, was wir an ihnen schwer verstehen, denn meist dort gerade erschließt sich uns das Wesen ihrer Persönlichkeit

und das Geheimnis ihrer Größe, wie man ja auch die Natur nur dadurch ergründet, daß man vor dem zunächst Unverständlichen nicht ausweicht, sondern gerade dieses scharf ins Auge faßt. Das Rätselhafte, Unverständliche, Fremde aber an dem Feldherrn Ludendorff ist für die meisten Menschen heute noch sein Verhalten in der Nachkriegszeit, sein geistiges Ringen, ganz besonders aber sein Kampf für Deutsche Gotterkenntnis. Und doch liegt gerade hier für uns der Zugang zu dem Wunderreich dieser gottwachsten Seele. In unnahbaren Höhen schwebt für die meisten der Feldherr des Weltkrieges. In Bewunderung und Ehrfurcht sehen sie seine weltgeschichtlichen Leistungen, aber sie können in diesem Reiche nicht mit ihm leben. Ist doch allein die Technik der Beherrschung eines so gewaltigen Heeres gewöhnlichen Sterblichen ein Buch mit sieben Siegeln, und nicht jeder besitzt die Unverfrorenheit gewisser Professoren, die darüber langatmig schreiben, obwohl sie selbst kaum eine Kompagnie führen können. Der völkische Kämpfer und Führer Ludendorff aber spricht zu jedem Deutschen Menschen von Dingen, die jeder Deutsche verstehen kann und muß, wenn unser Volk wahrhaft leben soll. Hier liegt die Schwierigkeit einer wirklich lebendigen Anteilnahme an seinem Wirken und Wollen nicht im Gegenstande. Hier sträubt sich etwas anderes: alles Kleine und Enge des Spießers in des Menschen Seele. „Es muß", schreibt unser Friedrich Schiller, „in den Gemütern der Menschen etwas vorhanden sein, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt „sapere aude". Erkühne dich, weise zu sein! Energie des Mutes gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegensetzen." — Ja, einem Großen wirklich nahetreten, sein wahrhaftes Bild lebendig im Herzen tragen, das heißt alles Kleine in der eigenen Seele erschlagen, das heißt über sich selbst hinauswachsen. Ein Feuerring, wie der, mit dem Wodan Brünhild, die Walküre, umzauberte, lodert um jeden vollkommenen Helden. Wer zu ihm will, muß zuvor darin Kleinlichkeit, Unwahrhaftigkeit, Feigheit, Eitelkeit verbrennen lassen. Sonst ist ihm auch die geringste Beziehung zu dem Helden ewig verschlossen. Daß der wahre Held durch Tat, Wandel und Wort uns lockt zu heiligen Höhen ewigkeitnahen, völkischen Denkens, Wollens und Handelns, darin liegt, fast mehr noch als in seinen vollbrachten Leistungen, seine tiefe Bedeutung.

Die Anschauungen, in denen Ludendorff aufwuchs und bis zum Kriege lebte, sind im wesentlichen die der alten Armee. Sie wurden auch in seinem Elternhause

treu gewahrt. Hingebende Treue zu König und Kaiser, zu Preußen und Reich, Stolz auf Deutsche Kraft und Größe, fleckenlos gewahrte, unantastbare Ehrenhaftigkeit, schlichte Selbstverständlichkeit von Pflicht und Leistung, herzhafter Frohsinn und Kameradschaft, Straffheit der Form, Ausgeglichenheit der Anforderungen an Körper und Geist, Unterordnung ohne Unterwürfigkeit, Zusammenhalt ohne auch nur die entfernteste Möglichkeit von Angeberei oder gar Spitzelei, das alles machte diese Armee zur ersten der Welt und dem toten Feldherrn wie vielen anderen zur unvergeßlichen seelischen Heimat. Wenn man, durch Deutsche Gotterkenntnis belehrt, um das Wesen solcher Gesinnung weiß, wenn man weiß, wie durch sie das Göttliche im Menschen sich offenbart, dann versteht man, wie gerade ihre vornehmsten Träger niemals „gottlos" sein konnten. Denn aus solcher Gesinnung, und nur aus ihr als dem einzigen und wahrhaftigen Grunde echter Religiösität kommt das Sehnen, im Diesseits das Jenseits, im Bedingten das Unbedingte, in der Erscheinung das Wesen, im Zeitlichen das Ewige, in der Vielheit die letzte Einheit zu erfassen. Gott und Ewigkeit aber hatten die christlichen Kirchen mit Beschlag belegt, alles bewußte Streben dieser Art in die Form des Christentums gepreßt. Ein paar philosophische Köpfe ausgenommen, war man in der Vorkriegszeit Atheist oder „Christ". Folglich war die Armee „christlich". Der etwa nicht kirchlich Christliche trug den schauerlichen Sammelnamen Dissident. „Wenn Sie sich nicht bis morgen abend eine anständige Religion aussuchen", sagte zu ihm der Unteroffizier, „werfe ich Sie zu den Juden." Da sich so alles irgendwie gottbezogene Denken christlich nannte, ist nichts leichter, als „Bekenntnisse großer Männer zum Christentum" herauszusuchen und so sich selbst und andere zu täuschen. Schrieb doch selbst ein Ludendorff noch im Jahre 1923 in „Kriegführung und Politik": „Diese (innere Politik) verlangt zielsicheres Zusammenfassen aller Kräfte zur staatlichen Selbstbehauptung, also Geschlossenheit des Deutschen Volkes in allen seinen Kreisen und Berufen in einer Einheitfront tiefinneren christlichen Glaubens zu Gott . . ."

Auch in diesen Worten klingt eben das von jedem Großen untrennbare Wissen, daß alles edle, opferbereite selbstlose Wollen in Gott gegründet ist, zugleich mit dem anerzogenen Irrtum, als ob das Göttliche und der Jahweh Jesu dasselbe wären. Gewiß, wenige Stunden unvoreingenommenen Bibellesens hätten einen Geist von der wundervollen Klarheit Ludendorffs von diesem Irrtum heilen und ihm die wahre Natur echten Christentums zeigen können. Ja, wie es in diesem Werke mitgeteilt ist, haben am Ende des gleichen Jahres 1923, in dem der Feldherr obengenannte Worte in Druck erscheinen ließ, wenige Stunden seines ersten Lesens in der

Bibel (!) ihn sehr gründlich vom Christentum erlöst und ihm zugleich den jüdisch-politischen Sinn der Bibel nur allzudeutlich erkennbar gemacht.

Aber er las die Bibel erst, nachdem er das Geheimtreiben der Juden und christlicher Priester erkannt hatte. Die ausgewählten Sprüche und Erzählungen der Bibel, die er im Unterricht in der Jugend und dann in der Kirche hörte, berührten ihn so fremd, waren ihm zum Teil so peinlich wie das Dogma selbst, so daß er sich wie Millionen seines Blutes nicht damit befaßte, sondern dem göttlichen Wollen, wie es in seiner Seele lebte und wie er es aus Worten und Taten edelster Deutscher leuchten sah, entsprechend lebte und handelte. Wie Millionen Deutsche seines Blutes, die man als Säuglinge christlich getauft hatte, hielt er dies für „Christentum". Als einer der Edelsten, die je dies Volk geboren, vermutete er hinter dem, was man ihm „Gottes Wort" nannte, niemals etwas Wertarmes, noch weniger Schlechtes, zumal man ihm ja versicherte, das Wort Gottes bedürfe besonderer Auslegung, wenn es nicht mißverstanden werden solle. So ließ er denn die Bibel diesen Auslegern und handelte im Gotteinklange!

Dabei sagte er sich wie andere ernste Deutsche: die Antworten des Christentums auf die letzten Fragen sind gewiß falsch, ja ungeheuerlich, aber was ist denn richtig? Die Antwort darauf gab ihm niemand. Wandte er sich an die Großen, die solchem Denken ihr Leben gewidmet hatten, so trug er reichen Gewinn davon, aber, was er suchte, fand er auch dort nicht. Nietzsches Übermensch, Schopenhauers Nein gegenüber dem leidvollen Leben, Kants harte Lehre von der Pflicht, das alles wirkt wahrhaft befreiend gegenüber der dumpfen Enge hebräischen Wahns, aber endgültige ausreichende Klarheit ist es nicht. Bedenkt man dazu die Fülle der Arbeit, der Sorgen und sonstigen Verpflichtungen, die auch in Friedenszeiten einen Soldaten von der Art Ludendorffs überlasteten, so scheint es durchaus möglich, daß unter anderen Umständen der Feldherr bis an sein Lebensende ein Namenschrist geblieben wäre wie so mancher Große vor ihm und so mancher Kleine noch heute.

Aber es kam anders. Die Vorwehen der Novemberrevolte schleuderten den Feldherrn aus der Bahn täglicher, angespannter Berufspflichten, täglicher, laufender, unabweisbarer Anforderungen und gaben ihm auf der Höhe seines Lebens und seiner Kraft freie Muße zum Forschen. Der hier nun das Dunkel der Geschehnisse zu durchdringen und zu entwirren die Zeit fand, besaß das Zeug dazu wie kein anderer. Hier war heilige Leidenschaft, ohne die noch nie für eine große Wahrheit gekämpft wurde. Dieses Deutschland, das da zerbrochen und beschmutzt am Boden lag, er liebte es nicht nur, er betrauerte es nicht nur, wie viele seiner Kame-

raden und andere gute Leute auch. Es war ihm in einem für den Durchschnittsmenschen — auch den Durchschnittsgeneral — unvorstellbaren Ausmaß die Welt seiner steten treuesten, väterlichen Fürsorge. Hier war eine einzigartige Lebenserfahrung, deren Träger in einer Hochzeit der Geschichte, wo Menschen und Dinge klarer ins Licht treten als im Alltag, entscheidend und gestaltend im Mittelpunkt der Ereignisse gestanden hatte. Hier forschte ein Mann, der nicht nur das artgemäße stolze Selbstbewußtsein seines nordischen Blutes besaß, sondern den überdies jeder Tag und jede Stunde in schwersten Jahren gelehrt hatten, wer er war. Wie hätte er ohne ein solches Wissen um die einzigartige Zuverlässigkeit und Klarheit seines Geistes unbeirrbar dem Wahn der Tausende von Jahren und Milliarden von Menschen gegenüber eine Erkenntnis mit der ganzen Wucht seines großen Namens vertreten können, die die Religionen stürzte, Gotteinsicht an ihrer Stelle setzte und von einer von der Mitwelt nicht verstandenen und nicht beachteten Philosophin ausging! Tief und rasch drang er in diese alle herrschenden Werte umstürzende Philosophie ein. In ihm lebte ein Geist, der nicht auf der Oberfläche haftet, mit Halbwahrheiten spielt, sondern allerwärts unaufhaltsam in das Wesen eindringt! In ihm aber lebte auch der Geist, der sich allein wider eine Welt von Gegnern stellt, ohne die Millionen überhaupt nur zu zählen, die sich ihm Feind nennen, und dem es Selbstverständlichkeit ist, eine erkannte Wahrheit auszusprechen und sie aufs äußerste wider Wahn und Lüge zu vertreten. Hier stand ein Held, von dem einer seiner wenigen treuen Kameraden, General von Bronsart, sagen konnte: „Er hat wohl Menschen verachten gelernt, sie zu fürchten lernte er nie." Ein Mann vor allem, in dessen gottwacher Seele das Kostbarste blühte und das Allerseltenste dieser Welt, „der allsiegende Wahrheitwille, der nie, und sei es auch nur für eines Gedankens Länge, von ihm wich." Wer des Geistes dieses Großen einen Hauch verspürt und sich zugleich einen Begriff gemacht hat von der Wahrheit, Klarheit, Tiefe und Schönheit der Deutschen Gotterkenntnis, die in den Werken Mathilde Ludendorffs gegeben sind, und von der lebengestaltenden, volkerhaltenden Kraft, die sie bergen, dem ist Ludendorffs Einsatz für diese Gedankenwelt und seine Erfülltheit von ihr kein Rätsel mehr, sondern einfachste Selbstverständlichkeit.

Daß die Weltanschauung, das religiöse Denken eines Volkes von grundlegend entscheidender Bedeutung für sein Leben auf allen Gebieten der Kultur, der Wirtschaft, der Politik ist, zu dieser Erkenntnis, die auch heute nur die allerwenigsten in ihrem ganzen Ernst erfaßt haben, hat auch Ludendorff sich erst langsam durchringen müssen. Juden und den Eingeweihten in den Priesterkasten, die sie zur Grün-

Die motorisierte Lafette, die am 22. Dezember 1937 mittags 1 Uhr den Sarg in München übernahm und ihn nach Tutzing brachte

Unter den Klängen des Lieblingsliedes Erich Ludendorffs „Ich hab' mich ergeben . ." sank am 22. Dez. 1937 nachmittags 3.30 Uhr der Sarg mit dem Körper des großen Feldherrn in die Deutsche Erde



Die Grabstätte auf dem Tutzinger Friedhof

dung und Mehrung ihrer Macht auf Kosten der Völker benutzten, war sie geläufig. Die Völker aber und die meisten, die es gut mit ihnen meinten, standen solchem Wissen fern. Dem Volke und der Armee muß die Religion erhalten werden, sagten sie sich. Daß dabei die Frage nach Inhalt und Art solcher etwa zu erhaltenden Religion nicht ganz belanglos ist, das ist ja selbst heute vielen noch nicht aufgefallen. Im übrigen war es gerade in der frischen Welt des Soldaten nicht üblich, dergleichen sehr ernst zu nehmen. Er betrachtete Philosophen und Pastoren als solche mit wohlwollender Ironie, wenig ahnend, daß sie einen Boden pflegten oder verdarben, auf dem Armee und Volk wurzeln. „Herr von Kern", schreibt Ludendorff in seinen Kriegserinnerungen, und man sieht dabei sein gütiges Lächeln, „ist Philosoph. Philosophen können demnach auch tatkräftig sein". 15 Jahre später aber sagte an seinem siebzigsten Geburttage der Feldherr der jungen Deutschen Wehrmacht:

„Ich bitte Sie für meine Person festzuhalten, daß zwischen mir als Feldherrn und meinen geistigen Zielen keine Unterschiede bestehen; diese geistigen Ziele für Volk und Wehrmacht sind Ausfluß meines Feldherrntums. Ich bin eine Einheit, und der Ludendorffsche Geist, von dem Sie sprachen, verlangt, sich rücksichtlos für die erkannte Wahrheit einzusetzen.

Graf Schlieffen sagte seinen früheren Mitarbeitern, nachdem er aus seinem Amt entlassen war: ‚Macht mir den rechten Flügel stark!' Das wurde nicht verstanden oder von theoretisierenden Nachbetern mißverstanden. Ich sage es Ihnen, meine Herren, und sage es jedem Deutschen als Ausfluß einer schweren Kriegserfahrung in ernster Sorge für Volk und Wehrmacht: Machet des Volkes Seele stark!"

Machet des Volkes Seele stark! Ja, wenn nur die Völker und Menschen in unwürdigem Knechtsdasein lebten oder gelebt hätten, die lediglich die äußere Gewalt bezwang, diese Erde wäre ein Paradies der Freien. Machet des Volkes Seele stark! Denn gegen die Seelen der Menschen und Völker richten sich seit Jahrtausenden wie heute die Angriffe derer, die aus Freien Knechte machen wollen, und meist vollendet die äußere Gewalt nur, was seelische Zerstörungarbeit vorbereitete.

Die Menschenseele ist ein geheimnisvolles, heiliges Wunder. Sie ist nicht gut. Das zeigt das Handeln so vieler. Sie ist nicht schlecht. Davon zeugt die Fülle hehrer Gedanken und Taten. Kleinliches, Jämmerliches, Selbstsüchtiges und Göttliches leben gleichzeitig ihn ihr. Das aber lehrt uns Deutsche Gotterkenntnis, in der der Feldherr lebte und starb, als heiligen Sinn unseres Lebens, daß die Gotteskraft und -sehnsucht im Menschen die Herrschaft gewinnt über das Gemeine und er so in

freiem Entscheide sich umschafft zum bewußten, wankellosen Träger göttlichen Wollens und Erlebens. Diese sinnvolle Beschaffenheit der Seele aber, die ihr die volle Freiheit grundsätzlichen Entscheides gewährleistet, kann nach sehr einfachen Verfahren mißbraucht werden und wird es von Machtgierigen seit Jahrtausenden. Denn Gott, Gutsein, Ewigkeit liegen als ein Ahnen nur in uns. Deshalb ist gerade der Edle so überaus empfänglich und aufnahmebereit, wo jemand vorgibt, über dieses Erahnte, Ersehnte, ihm klare Vorstellungen — Dogmen, Gebote — vermitteln zu können. Das Gemeine im Menschen aber will ein Anderes. Es will Leid meiden und Lust häufen unter jeder Bedingung. Deshalb ist der Mensch so überaus empfänglich, wo man ihm mit Versprechungen und Drohungen kommt, z. B. mit Himmel und Hölle. Wer auf diesen Saiten der Seele zu spielen versteht, der hat Menschen und Völker in der Hand. In Priesterkasten, Logen, Geheimorden aller Art organisieren sich seit jeher diejenigen, die durch Ausnutzung solcher Möglichkeiten Macht erstreben, wobei der Einzelne von ihnen, von Jugend auf suggeriert, sich der Gottwidrigkeit solchen Wirkens meist gar nicht bewußt ist. Nach Zwecken konstruierte, angeblich offenbarte Gottesbegriffe und Gebote, die Denkkraft lähmende Suggestionen und Wahnlehren aller Art, geheimniskrämerische Veredlungmanöver, Drohungen und Verheißungen von Himmel und Hölle sind ihre Waffen. So gewinnen sie Einfluß und Herrschaft. So plündern sie Völker aus und hetzen sie gegeneinander, erregten Kriege und Revolutionen. Jedes Blatt der Geschichte trägt die oft so schauerlichen Spuren ihrer Tätigkeit. Der Feldherr hat uns ihr unheilvolles Treiben, wie dies vorangegangene Abschnitte dieses Werkes zeigten, zum ersten Male umfassend enthüllt. Auch das Zusammenbrauen des Weltkrieges und der künstlich herbeigeführte Zusammenbruch im November 1918 sind nur Glieder in dieser Kette des Wahns und der Schrecken, die sich durch die Jahrtausende der Menschheitgeschichte erstreckt und sich, bestenfalls mit kurzen örtlichen Unterbrechungen, weiter erstrecken würde, wenn nicht durch Deutsche Gotterkenntnis den Menschen und Völkern zum ersten Male die wirksamste, die einzig wirksame Waffe dagegen geworden wäre, so daß es nun an ihnen liegt, mit ihr frei zu werden oder ohne sie priesterhörig zu bleiben. Das ist es, was sich dem toten Feldherrn in langen Jahren des Sorgens, Kämpfens und Forschens mehr und mehr bis zu völliger Klarheit enthüllte und aus ihm den Kämpfer gegen die überstaatlichen Seelen- und Völkermörder und für Deutsche Gotterkenntnis machte.

Unermüdlich hat er dem Volke sein Wissen um die Lebenswichtigkeit dieser Erkenntnis nahezubringen gesucht. So schreibt er in Folge 5/37 seiner Zeitschrift:

„Für alle die aber, die erst in jüngster Zeit zu uns gefunden haben, oder suchend sich von der Christenlehre und okkulten Vorstellungen wenden, möchte ich in dieser weltgeschichtlich wichtigen Stunde — so ungern ich auch eine Wortfassung wähle — doch in Worten einiges über diese Gotterkenntnis sagen, damit es uns leichter gelingt, die Nebelschicht von unserem Volke zu stoßen und aufzulösen, und Deutscher Lebenswille und Deutsche Erbeigenart nach göttlichem Schöpfungwillen sich frei entfalten können:

‚Deutsches Gotterkennen ist Tatsächlichkeit, ebensolche Tatsächlichkeit wie das Gesetz der Schwerkraft. Ebenso wie dieses ist Gotterkenntnis, weil sie Tatsächlichkeit ist, unerschütterlich und unabbiegbar, aber gerade sie ist es, die zum erstenmal gezeigt hat, daß das Gotterleben der einzelnen Menschenseele unantastbar frei ist und jede Vorschrift und Anweisung für das Erleben des Göttlichen, wie sie alle Religionen, auch die Christenlehre, geben, ein Unrecht an dem Göttlichen selbst ist, da die Seele in ihrem Gotterleben gestört und durch solche Eingriffe gefährdet wird.

‚Gott ist nach Deutscher Gotterkenntnis jenseits von Zeit, Raum und Ursächlichkeit, unfaßbar durch die Vernunft und ihre Begriffe, Wesen und Kraft aller Erscheinung im Weltall, dessen Wille im Menschen Bewußtheit Gottes hat werden lassen. Sich zum Einklang mit dem Göttlichen aus freiem Entscheid und eigener Kraft aus der angeborenen Unvollkommenheit heraus umzuschaffen, ist der Sinn des Menschenlebens. Das Ich der Menschenseele kann das Göttliche seinem Wesen nach erleben, die Vernunft des bewußten Menschen macht eine Erforschung der Erscheinungwelt und ihrer Gesetze möglich, die von Natur- und Geisteswissenschaft gefördert wird. Beides vereint gab das Erkennen der letzten Fragen nach dem Sinn des Weltalls, des Menschenlebens, der Unvollkommenheit des Menschen und des Todesmuß, durch das das Seelenleben beendet ist.

‚Sinn der Rassen und Völker (Rassepersönlichkeiten) ist, Gott auf ihre Art und Weise zu erleben und ihr Gottlied entsprechend erklingen zu lassen. Erhaltung der rassischen Erbeigenart, aber auch Erkenntnis ihrer Stärken und Schwächen sind die Voraussetzung für das artgemäße Gotterleben des einzelnen und ganzer Völker, sonst ist es gefährdet.

‚Dieses Erkennen fordert aus dieser unantastbaren Grundlage heraus: Freiheit des einzelnen und der Völker zur Erfüllung des göttlichen Schöpfungwillens und heute mehr als sonst Wehrhaftsein und seelische Geschlossenheit eines Volkes.

‚Fest verwurzelt Deutsches Gotterkennen den einzelnen in Volk und Staat und führt zu einer klaren Abgrenzung der Rechte und Pflichten des einzelnen gegenüber

Volk und Staat und beider gegenüber den einzelnen, sowie zur klaren Feststellung der Begriffe von sittlicher Freiheit und sittlichem Zwang im Staatsleben.

‚Kein Gott trägt die Verantwortung für die Lebensgestaltung des einzelnen, des Volkes und des Staates, sie liegt allein auf diesen selbst und in der Antwort, die sie auf Handlungen und Ereignisse der Umwelt geben. —'

‚Ich gab in Vorstehendem eine mögliche Wortfassung von einigen Wesensbestandteilen Deutscher Gotterkenntnis. Sie ist niedergelegt in sieben Werken der Philosophin Mathilde Ludendorff. Diese Philosophie ist nicht ‚Gelehrsamkeit für Auserwählte', sie ist kraftsprudelnder Quell zur Lebensgestaltung des einzelnen und des Volkes und kann sich nun in diesem Geiste auswirken'."

Möge dieses eine Beispiel in dieser Betrachtung genügen, um zu zeigen, mit welcher Meisterschaft der Feldherr dem Volke zunächst einmal das Wesenlichste übermittelte, ohne je dem großen Reichtum der Erkenntnisse dieser Philosophie gegenüber den Fehler zu begehen, sie in wenige Worte zusammenfassen zu wollen! Eindringlich zeigt er dem einzelnen und dem Volke, wie groß die Bedeutung dieser Gotterkenntnis für beide ist. Wenn auch die Deutsche Gotterkenntnis das Werk Mathilde Ludendorffs ist, so ist er wahrlich nicht nur ihr Übermittler. Mit Recht hat ein vorangegangener Abschnitt dieses Werkes betont, daß er als leuchtendes Vorbild und als Bestätigung dieser Philosophie lebte und die dort enthüllte hehre Vollendung des Sinnes des Menschenlebens, lange ehe er diese Philosophie kennenlernte, erfüllt hat. Daher erlebte er sie auch als so selbstverständlich und war schon durch seine Persönlichkeit ihr eindringlichster Übermittler. Wenn er nun außerdem noch in seiner knappen, klaren, wuchtigen Sprache das aus dieser Erkenntnis gab, was die Menschen am ehesten erfassen konnten, so erschloß er ihnen mit diesem allen zugleich das köstliche Gut, das hier gegeben wird, in vollkommenster Weise. Wenn daher auch in Zukunft einmal Gewalt diese Erkenntnis, der der Führer und Reichskanzler am 30. 3. 1937 alle Rechte gewährt hat, ein Weilchen aus der Öffentlichkeit verdrängen würde, aus dem Volke ist sie nicht mehr zu tilgen, sie wird um so kraftvoller dann von den solcher Zukunft nachfolgenden Geschlechtern ergriffen. Das ist vor allem des Feldherrn Werk!

Wie vielen hat er allein mit dem einen Satze die Augen geöffnet, den ich aus seinen vorgenannten Worten herausgreife, da der Raum fehlt, um auf alle einzugehen:

„Deutsche Gotterkenntnis ist Tatsächlichkeit wie das Gesetz der Schwerkraft."

Vor uns liegt ein kleines Buch: „Waldblumen und Farnen." Da ist auch der Tüpfelfarn, solypodium vulgare, und dabei steht neben den nötigen naturwissen-

schaftlichen Bemerkungen, was früher der Volksaberglaube von diesem Pflänzchen meinte.

„Ein deutliches Zeichen dafür", schreibt der Verfasser, „wie wenig sich eine toll ausschweifende Phantasie auf tatsächliche Beobachtungen stützte."

Diesem Wahn gegenüber steht das klare, in jeder Einzelheit treu auf Beobachtung gegründete Wissen der Naturerkenntnis von heute, und lächerlich, ja unbegreiflich sind dem von ihr Geschulten jene Verirrungen. Genau so aber betrachtet der von Deutscher Gotterkenntnis Belehrte die Behauptungen der Religionen, besonders des Christentums, peinlichst erstaunt, „wie wenig sich hier eine toll ausschweifende Phantasie auf tatsächliche Beobachtungen stützt". Im Reiche der Naturwissenschaften ist heute der Wille zur Wahrheit beherrschend. Ehrfürchtig lauscht man hier auf die Tatsächlichkeit. Nicht nur nichts, was ihr widerspricht, wird hier gelehrt, sondern auch nichts, was nicht jederzeit aus der Beobachtung unmittelbar oder nach Denkgesetzen notwendig daraus folgend erwiesen werden kann. (Affirmanti incumbit probatio.) So gewannen wir Einklang unseres Denkens mit der Natur, und sie wurde unsere Freundin, leiht uns in früher unvorstellbarem Ausmaß ihre Kräfte. Sollten wir diesen Schritt von willkürlicher Phantasterei zu ehrfürchtigem Lauschen auf die Tatsächlichkeit, der die Beziehung des nordischen Menschen zur Natur so wundervoll gestaltet, nicht auch auf weltanschaulich religiösem Gebiet schaffen? Gotterkenntnis hat ihn getan und vollendet. Wie jener Schritt uns sinnvoll die Nutzung der Kräfte der Natur ermöglichte, so entscheidet dieser über sinnvolle Verwertung der Kräfte unserer Seele.

Wie eindringlich und wie leicht faßlich hat der Feldherr dies dem Volke wieder und wieder nahegelegt. Wie meisterhaft hat er ihm die Nachteile klar gemacht, die aus einer Lehre für die Volkserhaltung erwachsen müssen, die die Bedeutung dieser Volkserhaltung gar nicht den Tatsachen entsprechend erkennt und ebenso eine durch alle Erfahrung widerlegbare Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Menschenlebens gibt. Nie wurde dem Volke die Lenkung des Schicksals durch einen allmächtigen allgütigen Gott, der sich sogar um den Sperling kümmert, der vom Dache fällt, in ihrer ganzen Unmöglichkeit an Hand der geschichtlichen Ereignisse so klar gemacht wie vom Feldherrn. Nur wenn auf diesem Gebiete dank der Suggestivbehandlung von Kindheit an jedes selbständige Denken ausgeschaltet war, konnte der Deutsche der eindringlichen Aufklärung des Feldherrn widerstehen. Sobald man aber — sapere aude — auch auf diesem und gerade auf diesem wichtigsten Bereiche, dem Feldherrn folgend, den Entschluß faßt, nicht mehr Sklave von Suggestionen zu sein,

sondern sich auch hier und gerade hier das verpflichtende Recht des freien Menschen auf wahres, d. h. mit der Tatsächlichkeit übereinstimmendes Denken zu wahren, drängen sich die Beweise in Unzahl von selbst auf dafür, was das Christentum — und andere Religionen — an okkulten Wahnvorstellungen den Menschen zumutet und durch von Kindheit geübte Suggestionen auch wirklich durchsetzt.

Schöpferische Schau der Tatsächlichkeit dagegen, so legte es der Feldherr immer wieder dem Volke ans Herz, ist das, was Deutsche Gotterkenntnis lehrt. Nicht Wahnglaube, sondern Gottschau. Sie hüllt uns nicht in dunkle Nebel der Suggestion, so daß wir die Wirklichkeit nicht mehr sehen. Nein, gerade aus dem, was die Augen sehen, was die Vernunft begreift, und was die Seele jedes wachen Menschen erlebt, quillt diese Erkenntnis. Wer sie einmal erfaßt hat, kommt deshalb nie wieder von ihr los. Würfe er auch sein Leben lang nie mehr einen Blick in die Werke von Frau Ludendorff, nun, da ihm die Augen geöffnet sind, bestätigt ihm jeder Blick auf das Außen der Welt und das Innen des Erlebens der eigenen Seele diese Erkenntnisse. Hier heißt es nicht, die Augen schließen und blind glauben. Hier verlangt nicht irgendein merkwürdiger Heiliger Glauben. Deutsche Gotterkenntnis lehrt vielmehr gleichsam die Wirklichkeit lesen, sie zu erblicken und das Erblickte in sinnvollen Zusammenhängen verstehen und begreifen, genau wie, auf ihrem Teilgebiete, die Naturwissenschaft und jede echte Wissenschaft. Wie die Naturwissenschaft die Frage nach der Bedeutung des Blattgrüns, der Rinde, der Wurzel, der Blüte, so beantwortet sie die jede lebendige Seele tief bewegenden Fragen nach dem Sinn des Weltalls, des Menschenlebens, der Unvollkommenheit des Menschen und des Todesmuß auf Grund erschauter Wirklichkeit. Deutsche Gotterkenntnis lehrt nicht glauben, sondern sehen und begreifen, die Welt begreifen in ihrer heiligen, vollkommenen, sinnvollen Gottesschönheit und Gotterfülltheit. Und alles, was heute an völkischem Denken und Wollen als ein Ahnen das Herz der Besten in den noch rassebestimmten Völkern erfüllt, Volk und Vaterland, Wehrhaftigkeit und Friedenswille, wahre Freiheit und straffe Ordnung, körperfrohe Diesseitsfreude und seelischer Reichtum, Gemeinschaft und Einsamkeit, Schaffen für das Diesseits und Wirken in der Ewigkeit, steht als ein sicheres Wissen, klar in seinem Sinne, klar in seinen Grenzen, in dieser Erkenntnis an seinem Platze.

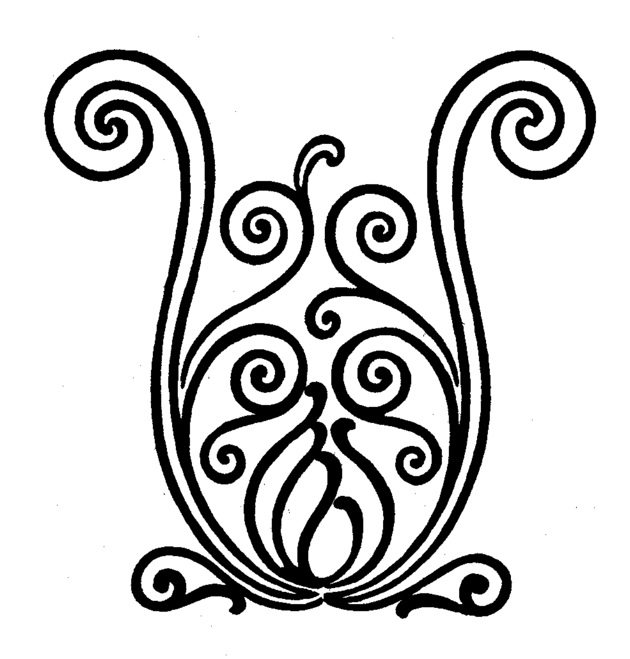
Die hohe Moral, der reiche Gottgehalt aller Erkenntnisse dieser Deutschen Gotterkenntnis und die allerwärts nachweisbare Übereinstimmung derselben mit der Wirklichkeit waren es, die den Feldherrn überzeugten, begeisterten und auch die gewaltige Auswirkung aller dieser Einsichten klar erschauen ließen. Der Blick eines

genialen Feldherrn gleicht dem des Adlers! Nichts entgeht dem Auge, und liege es auch noch so fern dem Gebiete seines Feldherrnamtes im engeren Sinne. So kam es, daß keiner so tief die Werte der Ergebnisse der Gotterkenntnis erfaßte, keiner so wie er die Unantastbarkeit der Moral des Lebens und des Sittengesetzes, der Grenzen der Freiheit und des Zwanges, wie sie sich aus der Gotterkenntnis ergeben, erfaßte wie er, der Feldherr. Niemand wußte auch, so wie er, die Bedeutung aller Einsicht in den Sinn des Rasseerbgutes und seiner Gesetze zu erfassen und uns zu deuten. Nun erst, so lehrte er, war das Rasseerwachen, statt Zeiterscheinung nach einer Kriegserfahrung, zur dauernden unantastbaren Grundlage des Volkslebens gegen alle Priesterlehren geworden. Nun erst war für alle Zeiten hin das völkische Wollen nicht mehr Stiefkind, in einer von fremdem Wahn beherrschten Welt in irgendeiner Ecke geduldet, nur weil es, eine göttliche Wirklichkeit, nicht ganz beiseite zu schaffen war, sondern kann nun Herz und Kopf der Einzelnen und damit das Gesamtleben des Volkes ganz erfüllen und bestimmen. Es kann ihm ermöglichen, in langer Folge freier und stolzer, „kraft eigenen Rechtes" ihr Dasein führender Geschlechter zu leben. Das eben erstrebte der tote Feldherr mit ganzer Seele, und deshalb kämpfte er für Deutsche Gotterkenntnis. Er wußte, daß wahre Freiheit als das Höchste auch ganzen und höchsten Einsatz erfordert, Kanonen und todbereite Soldaten, aber auch den Einsatz aller geistigen und seelischen Kräfte. Er wußte, daß ein Volk, und wäre es bis an die Zähne bewaffnet und politisch und wirtschaftlich bis ins letzte geschult und organisiert, nicht in Freiheit und Würde leben kann, wenn es nicht die Kraft findet, auf dem entscheidenden Gebiete religiöser Weltanschauung an die Stelle „offenbarten" Wahnes die Freiheit eines nur vom Wahrheitwillen beherrschten Denkens zu setzen und sein Wollen danach auszurichten.

In dem klaren Erschauen der unermeßlichen Bedeutung Deutscher Gotterkenntnis hat der Feldherr noch im letzten Jahre seines Lebens das Werk herausgegeben und selbst mit Mitarbeitern verfaßt „Mathilde Ludendorff, ihr Werk und Wirken". Dort hat er auch in dem Abschnitte „Das Werden des Weltalles und der Menschenseele" uns einen Einblick in die Tiefe und Klarheit gewährt, mit der er sich in jenen Teil der Philosophie eingelebt hat, der wohl für die meisten niemals in so hoher Klarheit erfaßbar ist, daß sie den Inhalt dritten so einfach übermitteln. Welch eine Feierstunde muß es für den Schaffenden gewesen sein, das eigene Schaffen so miterlebt zu sehen. In dem gleichen Werke hat er auch über die Bedeutung der „Weltrevolution", für die er eintrat, die köstlichsten Worte gefunden, und in seinem Vermächtnis legte er dies Ringen mit einer solchen Wärme und solchen aufrüttelnden

Sprache den Mitkämpfern an die Seele, daß er noch in kommenden Jahrhunderten gottwachen Deutschen den Einsatz für das Geistesringen Ludendorffs zur heiligsten Freude machen wird!

So hat denn Ludendorff sein Bild durch Taten und durch Geisteswerke zugleich so tief in die Geschichte und Kultur gegraben, daß dieser Große dereinst die ganze Fülle des Segens seines Charakters, seiner Taten und seiner Worte und somit auch die Deutsche Gotterkenntnis seinem ganzen Volk schenken wird. Es ist nichts Zeitbedingtes in ihm, das von kommenden Geschlechtern überholt werden könnte, er schreitet auch ihnen voran — sie folgen ihm in die Freiheit von Priesterknechtung durch Wahnlehren, in die Freiheit der Erkenntnis.



Abendgluten leuchten
Aus des See's Glätte.
Von dem fremden Sterbebette
In der Stadt
Kehrt der tote Feldherr heim
Zur verwaisten Arbeitstätte,
Die den Sieg gesehen hat.
Gönnt dem Gast
Lange Rast,
All Ihr guten Kameraden,
All Ihr tapferen Soldaten,
Gönnt dem Gast
Lange Rast!

Doch die Rappen scharren
Schon vor der Lafette,
Und in schnurgerader Kette
Steht das Heer.
Laut erschallt Kommandoruf:
Auf zur letzten Ruhestätte,
Dich erwartet Deine Wehr.
Herb und hart,
Nach der Art
Krieggewohnter Frontsoldaten
Zieht vom Lebenskameraden
Fort zu Feld
Hehr der Held.

Tot noch ruft er mächtig
In die Trauerscharen:
„Gebt der Erde zu verwahren,
Was von ihr!
Doch was ich Euch gab,
Wird in jeglichen Gefahren
Euch erheben für und für.
‚Herz und Hand
Für das Land!!'
Auf, Ihr guten Kameraden,
Auf, Ihr tapferen Soldaten,
Herz und Hand
Für das Land!!"

Dr. Bögner 1938

Erich Ludendorff und die kommenden Jahrtausende

Dr. Mathilde Ludendorff

Wir blicken noch einmal zurück auf das Bild der Persönlichkeit Erich Ludendorffs, das nun nur noch in der Erinnerung lebt. Wir ermessen, welcher Reichtum uns geschenkt ward, daß wir Zeitgenossen dieses Menschen waren und die lebendige Kraft, die von ihm ausging, den Segen, der aus seinen Worten und Taten ausstrahlte, selbst erleben durften. Aus dem tiefen Schmerze des jähen, unersetzlichen Verlustes heraus versuchten wir etwas von diesem Reichtum der Nachwelt zu übermitteln und vermögen nicht abzugrenzen, wie weit uns dies gelingen konnte, da jedes Wort, das wir schrieben, für uns selbst so reichen Gehalt des Erlebens birgt.

Wir blicken auch zurück auf das Gesamtbild der unsterblichen Leistungen Erich Ludendorffs, die in den Abschnitten dieses Buches nur flüchtig und nur im Wesentlichsten gestreift werden konnten. Seine Feldherrntaten und sein Feldherrnschicksal erweisen so übermenschliche Leistung und Tragkraft, daß die Nachwelt wie vor einem Wunder steht, wenn sie es erfährt, wie der furchtbare Undank, der ihn traf, gepaart mit dem Zusammenbruch des Volkes durch Volksverrat, dem Zusammenbruch seines großen Heeres nach herrlichster Siegestat, ihn selbst nicht zusammenbrechen sah. Ohne sich auch nur einen Augenblick dem Versagen des Widerstandswillens und erst recht einen Augenblick der Bitterkeit auszuliefern, gedachte er an jenem schwersten Tage, als er sein Amt niederlegen mußte, seiner Taten und seine „Muskeln strafften sich". Erhöhte Widerstandskraft und der Wille, das betrogene Volk trotz seines Undanks zu retten, erfüllten ihn sofort und ließen ihn das rettende Werk „Meine Kriegserinnerungen" schreiben, das die Besten im Volk aus tiefster Niedergeschlagenheit und schwerster Lähmung des Willens zur Tatkraft emporriß.

So konnte es kommen, daß sich an dieses erste überreiche Leben des außergewöhnlichen Feldherrn ein zweites Leben anschloß, das des Freiheitkämpfers. Als dann im Jahre 1923 die erstrebte Befreiung durch Revolution von den regierenden Volkszerstörern zusammengebrochen war und in den nächsten Jahren Streit der Mitkämpfer ihn enttäuschte, da war nicht Bitterkeit, nicht Mangel an Kampfwillen, wohl aber tiefe Trauer in der Seele des Feldherrn. In dem reichen Glück unserer Ehe aber blühte wenige Jahre später des Feldherrn Freude zum Leben

und die Begeisterung des Kampfes für Deutsche Gotterkenntnis so kraftvoll auf, wie sie selten in einem jungen Menschen blühen könnte. Aus der Erfüllung unseres Glückes heraus nahm er unseren gewaltigen Kampf gegen die überstaatlichen Mächte für Deutsche Volksschöpfung durch Deutsche Gotterkenntnis auf und ward ein Kulturgestalter, dessen Wirken über Jahrtausende ragt. Was dieser Kampf von ihm forderte, dafür geben die vorangegangenen Abschnitte einen kleinen Anhalt. Nur der, der sein Ringen miterlebte, weiß aber die übermenschliche Leistung wider eine Welt der Feinde voll zu überblicken. Da am Eingang dieses letzten Lebensabschnittes die schwere, Gesundheit und Leben gefährdende Erkrankung durch einen operativen Eingriff überwunden ward, so kehrte auch seine Körperkraft förmlich um Jahrzehnte verjüngt zu einer Frische zurück, wie sie vor Beginn des Krieges in ihm wohnte. Mit einer einzigen kurzen Unterbrechung der Gesundheit im Jahre 1931 freute er sich in all diesen Jahren der gleichen körperlichen Widerstandskraft wie im Weltkriege, und es schien, als werde auch er das hohe Alter erreichen, das so manchem Soldaten dank der Art seiner Lebensweise geschenkt ist. Ohne daß sich an seiner körperlichen Frische irgend etwas geändert hätte, oder die unterschiedlichen Attentatdrohungen und Anschläge, die in den ganzen Jahren immer wieder, ich möchte sagen, wie ein gewohnter Schall zu unserem Heime hindrangen, sich besonders gemehrt hätten, scheint der Feldherr aber doch vom Herbste 1936 an mehr als sonst für den Fall eines Sterbens in nicht allzu ferner Zeit vorgesorgt zu haben. So schrieb er am 4. 9. 1936 ein Vermächtnis, das er an mich richtete, und am 16. 11. 1936 ein Vermächtnis an die Leser seiner Zeitschrift „Am heiligen Quell". Wenige Monate später, am 30. 3. 1937 war die Unterredung mit dem Führer und Reichskanzler. Diese Aussprache „um des Volkes willen", wie es in der Veröffentlichung heißt, führte zu einer Klärung, erwarb der Deutschen Gotterkenntnis alle Rechte nach dem § 24 des Parteiprogramms und sicherte auch den vom Feldherrn gegründeten Verlag, seine Zeitschriften und seine Werke. Unmittelbar nach dieser Unterredung setzte dann eine erhöhte Wirksamkeit des Feldherrn ein, die der Sorge galt, daß nirgends eine Sabotage dieser Beschlüsse stattgreifen könne. Arbeitreich ward dieser letzte Sommer auch durch die Gerüchte, die an Hand einer sogenannten Abschrift eines gefälschten Briefes, der ihn des Landesverrats bezichtigte, verbreitet wurden. Es war eine plumpe außenpolitische Lüge. Nachdem er sich im Nebelung einer Operation unterzogen hatte, war endlich dieser Brief vor dem Volke als Fälschung in der Presse bezeichnet und so die Beschuldigung des Landesverrates widerlegt. Während der Monate, in denen diese Angelegenheit

schwebte, hat der Feldherr dann noch an den beiden Tagungen, die wir in Tutzing abhielten, teilgenommen. Eine beschränkte Zahl von Lehrern und Rednern erhielten hier in Vorträgen, die ich hielt, und Anweisungen, die der Feldherr bei der Aussprache gab, die Richtlinien für den Ausbau der durch jene Unterredung gewonnenen Rechte des Lebenskundeunterrichtes nach Deutscher Gotterkenntnis und der Einführungabende in geschlossenen Versammlungen.

Am letzten dieser Tage war Lüttichgedenktag. Vor meinem Vortrage erinnerte ich an diese schöne Feier und sagte den Anwesenden, daß wir zum erstenmal seit 11 Jahren unserer Ehe diesen Tag mit anderen Deutschen gemeinsam feiern. So sehr war des Feldherrn Bild vor seinem Volke verhüllt, daß uns die traute Einsamkeit dieser Feier so wie der Feier aller seiner Siege ungestört verblieben war! Dieses letzte Mal, an dem es anders war, waren Deutsche um uns, die voll Begeisterung ihre ganze Kraft einzusetzen bereit waren, um unser Geisteswerk in das Volk zu tragen. Niemand von uns ahnte, daß es der letzte Lüttichtag seines Lebens war!

Liebe, unvergeßliche Tage, denen dann der letzte herrliche Herbst im Hochgebirge folgen sollte. Wie wenig ließ sich das Unheil da ahnen, das des Feldherrn ragende Gestalt schon umkreiste. Leistungfroh und leistungfrisch, jeder Tag voll überreicher Arbeit, weite Wanderungen zu Bergesgipfeln ohne geringste Zeichen der Ermattung schienen noch Jahrzehnte des segenreichen außergewöhnlichen Lebens sichern zu wollen. Doch näher schon war der Tag gerückt, an dem die unheilbare Krankheit nach unerbittlichen Naturgesetzen diesen außergewöhnlichen Menschen, den Feldherrn, erreichen konnte. Nach wunderreichen Tagen im Hochgebirge, an denen er sich noch besonderer Leistungfrische erfreute, nach Vollendung seines letzten Werkes, das ihm so am Herzen lag, nach einer unvergeßlichen Feier meines 60. Geburttages nahte das Ende in gewaltsamen Katastrophen. Kräfteverluste durch jäh einsetzende Kreislaufstörungen, die einen anderen Menschen schon im Leben bedroht hätten, eine Operation mit langwieriger Nachbehandlung und wieder einsetzenden schweren Kräfteverlusten, das alles konnte die Kraft des Feldherrn nicht zerbrechen. Die hohe Kunst des Arztes, Professor Kielleuthner, half, und Hoffnung blühte auf — doch immer wieder erfolgte jäh und unerwartet neuer Kräfteverlust. In den letzten der sieben Wochen, die er auf dem Krankenlager im Krankenhause lag, kündigte sich dann ein neues Unheil, eine unheilbare Krankheit, ein Leberkrebs, an! Zum Segen wandelte sich da der zuvor so tief beklagte, so häufig einsetzende Kräfteverlust durch Blutungen, denn nun ward hierdurch dem Feld-

herrn das furchtbare Schmerzenslager dieser unheilbaren Krankheit erspart. Einer hielt inne auf der Schwelle des Krankenzimmers, der nach unerbittlichen Naturgesetzen niemals Rücksicht nehmen kann auf den unersetzlichen Wert einer Persönlichkeit, und das war der Schmerz. Er hatte nicht Zeit, zu dem Krankenlager zu treten, das Herz ward zuvor schon durch die unheilbare Krankheit ermattet. Im klaren Wissen der Todnähe sagte er in der Nacht vom 19. auf den 20. 12., in der Nacht also des Geburttages seiner Mutter:

„Es geht zu Ende. Ich kann es Dir nicht mehr verbergen. Die Kräfte schwinden. Sage es allen, ich sterbe in Deutscher Gotterkenntnis. Möge niemand unser Werk verschandeln. Du führst es weiter."

Und zum Arzte, der bald danach an das Sterbelager trat, sagte er:

„Die Körperkräfte halten mit den seelischen Kräften nicht mehr Schritt."

Alles, was er nun zu mir noch sprach, atmete die erhabene Gelassenheit dem Tode gegenüber, die tiefe Seelenruhe, die Dankbarkeit für sein reiches Leben.

Sieghafte Kraft ging von dem Feldherrn bis zu seinem letzten Atemzuge aus. Unermeßlichen Reichtum aber für alle Zukunft bedeutet die Tatsache, daß er in seinen Vermächtnissen bekannt hat, wie reich, wie erfüllt sein ganzes Leben und wie reich an Glück gerade jenes letzte Jahrzehnt gewesen ist, das die überstaatlichen Mächte, die er bekämpfte, ihm mit allen Mitteln so gern zu einer „Hölle", zu einem „Martyrium" gewandelt hätten. Die Siegkraft des Göttlichen über alle Gewalt und List gottferner Mächte hat in Erich Ludendorff ihre Erfüllung gefunden. Das wird sich als köstliche Kraft in aller Zukunft auswirken. An „tragischen Geschicken" der Edlen ist die Geschichte der Völker überreich. Wohl ihr, daß sie ein Bild hat von unangetastetem Lebensglücke eines bis in das Alter von 73 Jahren gesunden leistungfrischen frohgemuten Menschen, der noch auf dem Sterbebette sagte, wie gerne er noch lange heimgekehrt wäre.

Aller Feindwille der Schlechtigkeit brach an diesem Fels ohnmächtig zusammen, und so sieghaft wie er selbst in seinem reichen erfüllten Leben ihnen gegenüberstand, so unnahbar und unantastbar der Reichtum seiner Seele und sein Friede für all ihre Gehässigkeit gewesen ist, so unerschütterlich steht auch sein Sieg für das Volk im Weltkriege und sein Sieg als Kulturgestalter.

Wenn wir in dem Abschnitt „Erich Ludendorff und seine Mitwelt" das Unglaubliche, was er an Undank und Gehässigkeit erlebte, kurz streiften, so möge sich uns in diesem Abschnitte ein tiefer Sinn enthüllen. Er liegt nicht im Schicksale selbst, denn das Schicksal wird von unerbittlichen Naturgesetzen und unvollkom-

menen Menschen gestaltet. Aber eine gottnahe Antwort auf das Schicksal beschenkt dasselbe mit einem tiefen göttlichen Sinn.

Wäre Ludendorff nach seiner Entlassung am 26. 10. 1918, wie mancher heldische Soldat, der dies Geschehen erlebte, verbittert, vergrämt, hoffnunglos für die Zukunft und im Tatwillen gelähmt gewesen, nun, so wäre sein Schicksal allerdings „tragisch" zu nennen. Er gab andere Antwort, er schuf sein volkrettendes Werk „Meine Kriegserinnerungen" und begann unmittelbar sein Ringen für die Freiheit des Volkes.

Ja, seine Antwort auf das Schicksal gab sogar dem furchtbaren Undank des Volkes, seiner Verblendung und dem zielklaren jüdischen Treiben, Erich Ludendorff aus der Lenkung der Volksgeschicke für immer auszuschalten, einen tiefen Sinn. Wir können ihn leicht erkennen, wenn wir uns einmal vorstellen, was wohl aus Ludendorffs Kulturkampf geworden wäre, hätte er die Geschicke seines Volkes als der bewährte große Staatsmann im Weltkrieg 1918 in die Hand nehmen können. Leicht hätte der allseitig von den Völkern gefürchtete Mann dem Volke Wehrhoheit und vor allem sittliche Staatsordnung, Deutsches Recht, Deutsche Wirtschaft schenken können, aber seine unermüdliche Arbeit- und Tatkraft hätte dann seinem Volke gegolten und gelten müssen. Ebenso wie im Weltkriege selbst hätte es ihm an Zeit gefehlt, die überstaatlichen Mächte so gründlich zu erforschen. Ihr Wesen, ihre Wege, die Art der Seelenschädigung, die sie treiben, und den rettenden Weg der Deutschen Gotterkenntnis hätte er nicht in eigener gründlicher Forschung so eingehend erfaßt, daß er der Vernichter der überstaatlichen Mächte und der Wegweiser zur rettenden Erkenntnis hätte werden können. Durch die Art der Antwort, die Erich Ludendorff dem Geschehen gab, hat er also dem Schicksal, das er erfuhr, der Verleumdung und dem Undank, die er erlebte, die „Tragik" gründlich genommen. Das, was man ihm angetan hatte, ward Hilfe, ward Segen für das Volk und die Völker der Erde.

Wenn wir endlich bedenken, bis zu welchem Übermaß sich die Gehässigkeit gegen Erich Ludendorff von seiten der überstaatlichen Feinde überschlug, wie dreist sie die Wahrheit fälschten, so sehen wir, dank der Antwort, die der Feldherr solchem Treiben gab, auch dieses Schicksal sinnvoll werden; den vortrefflichsten Anschauungunterricht konnte er seinen Mitkämpfern und der Zukunft gerade an Hand des Verhaltens dieser Feinde ihm gegenüber geben.

Neben solchem Geschehen, das von den überstaatlichen Mächten ausging, sahen wir in jenem Abschnitte „Erich Ludendorff und die Mitwelt" deren Verhal-

ten als Folge gar mancher Seelengesetze der unvollkommenen Menschen, die alle gemeinsam dazu führen, daß der außergewöhnlich große Mensch einsam bleibt in seiner Mitwelt, die ihn aus innerer Gesetzlichkeit heraus ganz mißversteht oder doch nur halb versteht. Leicht läßt es sich bei all diesem Verhalten der Mitwelt Erich Ludendorff gegenüber erkennen, wie sinnvoll auch dies für sein persönliches Schicksal war, weil auch seine Seele, wie die aller wahrhaft großen Menschen, eine tiefe Sehnsucht nach Abgeschlossenheit und trauter Stille in sich trug. Stellen wir uns nur einmal vor, wie sich die Dankbarkeit und Verehrung von Millionen um ihn gedrängt hätten, wenn wirklich die Mitlebenden erkannt hätten, wer da mitten unter ihnen steht. Wo hätte er je die bei seiner übermenschlichen Arbeit so doppelt erquickende Ruhe in trauter Stille finden können? Hätte nicht die Verblendung unvollkommener Menschen um seine ragende Gestalt eine dichte, schirmende Hülle gelegt, so dicht, wie die Natur sie um die köstlichen Keime der Pflanzen zu legen trachtet, um sie vor störender Umwelt zu schützen, so wäre sein Leben zum „tragischen" Opfer für sein Volk geworden.

Ja, wir können uns um so aufrichtiger dieser schirmenden Hülle, die das Volk selbst in seinem Unverstand um das Bild des Feldherrn legte und hierdurch seine ihm so liebe, so gemütsreiche Zurückgezogenheit sicherte, freuen, als wir die Gesetze kennen, die die unsterblichen Geschichte- und Kulturgestalter der Zukunft des Volkes dennoch erhalten. Die kommenden Geschlechter sehen die wahrhaft Großen in ihrem Volke in anderer Klarheit als die Mitwelt. In Erich Ludendorffs Lebensschicksal sind die Ereignisse zudem noch so geartet gewesen, daß seiner Wirkung auf die Zukunft die Wege gerade so und gerade dann erst gebahnt wurden, daß sein persönliches Leben dadurch keinen Abzug an seinem Reichtum erfahren mußte.

Der Führer und Reichskanzler des Dritten Reiches rief am 70. Geburttag des Feldherrn das Volk auf zur Feier dieses Tages, und die Führer der Wehrmacht brachten an jenem Tag die Huldigung zum Ausdruck, die das Volk an die Feldherrnleistung gemahnte. Zum erstenmal nach langen Jahren sank da für eine Weile die Hülle zwischen dem Feldherrn und Millionen des Volkes, und doch ward nach wenigen Wochen schon seine ihm teuere Zurückgezogenheit wieder möglich. Er lebte auch dann wieder seinem Kampfe und seinem stillen Glücke.

Noch nachdrücklicher ward der Zukunft und ihrer Wertung des Feldherrn und Kulturgestalters der Weg geöffnet, als dann der Tod ihm nahte. Schon die Krankheit des Feldherrn, die in ärztlichen Berichten in den letzten Wochen dem Volke bekanntgegeben wurde, hatte die bergende Hülle, die das Volk selbst zwischen ihn und

sich gelegt hatte, wieder einmal weggenommen. Der Führer und Reichskanzler des Dritten Reiches hatte schon durch seinen Besuch bei dem Kranken und dann durch seinen Aufruf das Tor weit geöffnet zu des Feldherrn Bild, und in der Bestattungfeier durch die Wehrmacht am 22. 12. 1937*) blickte nun das Geschlecht, das ausgezeichnet war, Mitwelt des Feldherrn zu sein, auf den Großen. Aber es blickte nicht auf die strahlende Heldengestalt, auf siegfroh leuchtende Augen, nein, auf die Totenbahre, die unter dichten Hüllen den lebmüden Leib des Feldherrn barg.

Ein Weilchen hielt das Gelärme einer ganzen Welt inne, und die Völker blickten zu dieser Totenbahre eines Geschichtegestalters, dessen Taten Jahrtausende überleben. Die Feindvölker, die ihn gefürchtet hatten, sprachen angesichts des Todes des Feldherrn mehr noch als zu seinen Lebzeiten aus, wie sehr ihnen doch die außergewöhnliche Größe dieses Mannes und seiner Leistung bewußt war, und wie sehr er an ihrer aller Schicksal gestaltet hatte. Es war so, wie ich es in meinen Worten an der Totenbahre in unserem Heim in Tutzing ausgesprochen hatte, als ich seinen Tod nach seinem letzten Willen selbst kündete:

„Ich künde es den ungezählten Völkern der Erde, die im Weltkrieg unsere Feinde waren, die uns auslöschen wollten für immer und die, obschon sie Feinde waren, sich vor solcher Größe in scheuer Ehrfurcht neigten."

Weit offen war da das Tor zu dem Unsterblichen. Aber nach den seelischen Gesetzen, die ich nannte, wird es wohl zunächst nicht offen bleiben. Weder bei den Völkern, noch im Deutschen Volke selbst. Langsam wird es sich wieder schließen, denn die Millionen der unvollkommenen Menschen werden wohl ein Weilchen aus ihren Wertungen durch den erhabenen Tod eines Großen herausgerissen, aber gar schnell verblaßt das Bild. Sie sind wieder mitten im Getriebe des Tages und bei dem, was sie Pflicht nennen. Stille und einsam wird es dann wieder an dem Grabe des Großen, wie sein Leben ruhevoll in trauter Einsamkeit unserer Ehe war.

Und doch ist dieses Lebensschicksal und ist dieser letzte Blick des Volkes und der Völker auf die Totenbahre dieses Großen von sinnbildlicher Bedeutung für das, was die Zukunft bringen wird. Einmal werden die Hüllen, die die Natur um die lebenswichtigen Keime der Pflanzen legt, gesprengt, weil die Kraft des Keimes wächst, den sie umhüllen. Ganz das Gleiche gilt von den unsterblichen Leistungen der schöpferischen Menschen. Die göttliche Kraft ihrer Leistung sprengt die bergende Hülle. Bei ihnen verklingt das Lebenslied nicht wie bei anderen Edlen, wenn

*) In dem Werke „Der letzte Weg des Feldherrn Erich Ludendorff" sind der Staatsakt in München und die Totenfeiern im Hause des Feldherrn und auf dem Friedhof in Tutzing in Wort und Bild erhalten.

erst der Letzte, der ihr Bild und ihr Wirken im Erinnern trägt, die Augen im Tode geschlossen hat. Wiederum sind es unantastbare Seelengesetze, die das sinnvolle Geschehen verwirklichen. Unsterbliche Taten und unsterbliches Wirken der Kultur sind die Keimkräfte für ein unsterbliches Volk, und höchst sinnvoll und unantastbar für menschliche Unvollkommenheiten sind die wunderbaren Seelengesetze ihres Wachstums nach dem Tode ihrer Schöpfer in dem Volke.

In meinen Werken, besonders in der Philosophie der Geschichte „Die Volksseele und ihre Machtgestalter" und in der Philosophie der Kulturen „Das Gottlied der Völker" habe ich tief und eingehend in solche Seelengesetze eingeführt, die hier noch nicht einmal alle gestreift werden können. So sehr die unvollkommenen Menschen, die sich selbst nicht zum Gotteinklang umschaffen können, in einer gewissen Feindseligkeit gegenüber den Großen stehen, die zu ihrer Zeit leben, so sehr sind sie geneigt, sich von großen Toten beschenken zu lassen. Der lebende Große ist ihnen ein lästiger Wecker des schlechten Gewissens über eigene Halbheit, Lahmheit, Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit. Der große Tote kann eher zu ihnen reden, denn er verpflichtet sie nicht so unmittelbar und so unweigerlich, das Gleiche zu tun, lebte er doch zu einer anderen Zeit, als andere Verhältnisse vorlagen. Die Millionen Menschen, die heute in einer Feierstunde mit inniger Freude unsterbliche Worte Friedrichs des Großen oder Friedrich v. Schillers lesen, sind keineswegs jenen Menschen überlegen, die zu Friedrichs des Großen und zu Schillers Zeiten lebten und sich nicht um diese Großen kümmerten, ja wohl gar bereit waren, jedes gebotene Zerrbild dieser Menschen als Tatsächlichkeit anzunehmen. Das ist eine der Ursachen, weshalb des Feldherrn Wort in seinem Vermächtnis:

„Tote werden mehr gehört als Lebende",

so sehr begründet ist.

Schon allein diese eine Tatsache wirkt sich zum Segen des unsterblichen Volkes aus. Langsam und feierlich schwinden die dichten Hüllen, die die Gegenwart zwischen die Großen des Volkes und das Volk legt, und lassen die großen Toten, deren Eigenleben abgeschlossen ist, nun in den Geschlechtern des Volkes weiterleben.

Ein zweiter Grund trifft für die Kulturgestalter weit mehr als für die Geschichtegestalter zu. Des Feldherrn Name wird weit mehr noch als der Hermanns des Cheruskers durch seine rettenden Feldherrntaten in kommenden Jahrtausenden leben, solange das unsterbliche Volk den Lebensgefahren trotzt, seinen Untergang in seelischer Wachheit verhütet. Solche Feldherrnleistung hätte an sich aber auch schon die Mitwelt erfassen können, wenn nicht bis vor wenigen Jahren die

Regierung der Revolution das Volk von jedem Rassebewußtsein und jedem Willen zur Freiheit und Wehrhoheit fern hätte halten wollen. Damit hing es zusammen, daß das gesamte Volk und daß auch die Jugend in der Schule von den gewaltigen Leistungen im Weltkrieg überhaupt nichts mehr erfuhr. Wir haben es denn auch erlebt, daß in den letzten Jahren des Lebens des Feldherrn das Totschweigen und auch das Entstellen der Feldherrnleistung nachließ und da und dort die Würdigung einsetzte, die dann auch bei dem Tode Erich Ludendorffs zum Ausdruck kam.

In ganz anderem Maße aber wandelt sich die Wertung einer großen revolutionären Tat auf dem Gebiete des Geisteslebens im Laufe der Geschlechter in einem Volk. Die Gotterkenntnis meiner Werke, die die letzten Fragen des Lebens im Einklang mit der Tatsächlichkeit beantworten konnte, bringt eine Umwertung aller Werte mit sich und fordert ein ebenso großes Umdenken, wie die Enthüllung der tatsächlichen Auswirkungen der bis dahin so hochgeschätzten christlichen Religion. Ein solcher Kulturkampf schreitet seiner Zeit um ganze Geschlechter voraus. Nur der Umstand, daß der große Feldherr zum Führer dieses Kampfes wurde, hat das Zeitmaß ungeheuer herabgesetzt, das sonst zwischen dem Schaffen meiner Werke und ihrer Wirkung auf das unsterbliche Volk hätte verstreichen müssen. Der Weg der philosophischen Wahrheit geht sonst über viele Jahrzehnte völliger Verkennung zu Jahrzehnten allmählichen Bekanntwerdens und endlich zu der Stunde, da die erkannten Wahrheiten als Selbstverständlichkeit in den Geschlechtern weitergetragen werden. Wäre der Feldherr nur der Führer in dem gewaltigen Geistesringen gewesen, ohne seine unsterblichen Feldherrnleistungen neben seinem Namen stehen zu haben, so müßten wir wohl damit rechnen, daß Geschlechter kommen und vergehen könnten, ehe die Wahrheiten, von denen er sich überzeugt hatte, sich Bahn in das ganze Volk gebrochen hätten. Nun aber haben wir zum erstenmal in der Weltgeschichte gesehen, daß ein Feldherr, der die Bedeutung der Philosophie so klar wie Friedrich der Große erkannte, im Gegensatz zu diesem zugleich seinen Feldherrnwillen in den Dienst der gewonnenen Erkenntnisse stellte und seinen Kampf gegen die Völker versklavenden und verblödenden Priester mit gleicher Unerbittlichkeit und gleicher Kriegskunst aufnahm, die er im Kriege gegen die feindlichen Fronten bekundet hat. Wer die Seelengesetze kennt, die es bewirken, daß Tote mehr gehört werden als Lebende und daß die großen Kulturgestalter in den kommenden Geschlechtern des unsterblichen Volkes für das Volk erst Leben gewinnen, der weiß also, daß der Feldherr und Kulturgestalter Ludendorff Geschichte und Kultur der kommenden Jahrtausende gestalten wird, wenn anders das Volk

sich gottwach erhält und nicht in dem von den Priesterkasten gewünschten Kollektivbrei versklavter, wahnbefangener, sittlich entarteter Menschen in Zukunft untergehen wird.

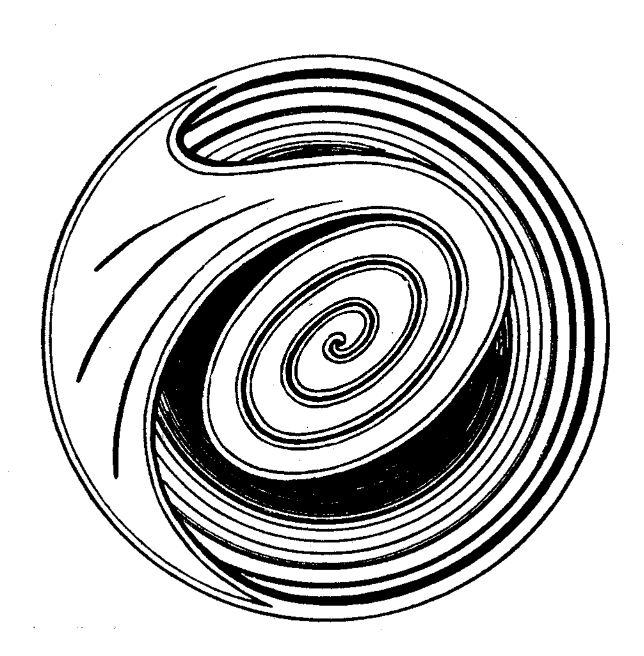
In vorangegangenen Abschnitten habe ich aber noch eine andere Tatsache erwähnt, die eine solche starke Wirkung Erich Ludendorffs auf Geschichte und Kultur der Zukunft, vor allem in seinem eigenen Volke, sichern wird. Sein Charakterbild ließ uns verstehen, daß er die Tugenden des Deutschen Rasseerbgutes in außergewöhnlich starkem Grade in sich entfaltet hat. Das aber bewirkt, daß all seine Worte und Taten, in denen sich ein echter, ungebrochener, unbeugsamer Charakter so klar ausdrückt, das Rasseerbgut seines Volkes zum Anteil ruft. Sein Charakterbild wird das Gemüt der Deutschen bewegen und zu tiefem Anteil wecken, solange es ein artgemäß lebendes Deutsches Volk gibt; ja, es wird sich ungeheuer stark in allen germanischen Völkern der Zukunft als Vorbild auswirken. Was die Jugend begeistert, was die Reifen zur Tat antreibt, was alle Edlen aufrichtet, hier ward es Erscheinung und konnte unmittelbar aus allen Worten und Taten hervorleuchten. Hier haben Echtheit, Ehrlichkeit, unerbittliche Wahrhaftigkeit, unbeugsame Geradheit, Lauterkeit der Gesinnung, Großmut einer Welt der Lüge und List gegenübergestanden und haben über sie gesiegt. Je klarer sich in kommenden Geschlechtern die Tatsache dieses Sieges durch den Lauf der Geschichte erweist, um so tiefer wird dieser Eindruck sein. Ganz ebenso wie die Siege des Feldherrn im Weltkriege zunächst durch die Scheinniederlage dank der Revolution und durch den Versailler Schandpakt verschleiert waren, so kann der Gegenwart der ungeheuere Sieg über die überstaatlichen Mächte noch nicht so fühlbar sein wie der Zukunft. Aber ganz ebenso wie es sich 20 Jahre nach der Scheinniederlage des Deutschen Volkes schon vor aller Welt erweist, daß kein Volk es wagte, durch Waffengewalt die wiedereingeführte Wehrhoheit dem Deutschen Volke zu verwehren und hiermit das Deutsche Volk als Siegervolk über die anderen im Weltkriege anerkannte, ebenso wird die Zukunft es zeigen, daß weder Juda noch Rom, noch die asiatischen Priesterkasten mit all ihrem Unwesen der Geheimbünde sich je von dem Schlage erholen können, den ihnen des Feldherrn Geisteskampf versetzt hat. Je klarer aber dies vor der Geschichte in Zukunft stehen wird, um so gewaltiger ist auch der sittliche Sieg des Guten im Deutschen Volke, denn nichts hält ja die unvollkommenen Menschen so nachdrücklich vom Gutsein ab, wie gerade der Wahn, es sei unmöglich, gegen die Niedertracht und Lüge Weltmachtgieriger überhaupt je anzukommen, es sei denn, daß man ihre Wege geht.

Siegfrieds Sieg über den Drachen, den der Mythos der Ahnen verherrlichte, um im Volke die Kampfkraft gegen das Schlechte und den unerschrockenen Mut im Einzelkampfe gegen eine Übermacht zu erhalten, hat eine neue durchseelte unendlich in Gottwachheit vertiefte Erscheinung erfahren in der Einung der Heldentat des Frontsoldaten bei Lüttich mit den Feldherrnleistungen im Weltkrieg, dem Freiheitkampf und dem Kulturkampf dieses leuchtenden Charaktervorbildes Erich Ludendorff. Es ist so umfassend, daß es bei kommenden Geschlechtern jeden Versuch auslöschen könnte, sich solchem Vorbilde anzugleichen. Aber wenn nur ein Strahl dieser Leistungkraft und dieses Charakters in den Geschlechtern der Zukunft Widerhall findet, wenn nur ein Abglanz solchen Einklangs zwischen göttlichem Wollen und Handeln in ihnen aufleuchtet, so wird das Volk sich aus Entartung im Fremdglauben zu der sittlichen Höhe der Vorzeit hinfinden.

Fest verankert steht endlich das Bild Erich Ludendorffs in kommenden Jahrtausenden, weil er für den Einklang der Beantwortung der letzten Fragen des Lebens mit der Tatsächlichkeit, den Deutsche Gotterkenntnis bietet, eingetreten ist und weil sein Leben und Handeln im Einklang mit dem Erkennen stand. So tief und so unlösbar ist ein solches Leben und Handeln dem Göttlichen selbst verwoben, daß es niemals kommenden Geschlechtern ferner rücken kann, sofern sie selbst dem Göttlichen noch nicht abstarben. Mögen andere Geschichtegestalter und Kulturkämpfer auf weiten Gebieten ihres Wirkens „Kinder ihrer Zeit" sein und gewandelten geschichtlichen und kulturellen Verhältnissen kommender Jahrhunderte in all dieser Einsicht schwer zugänglich werden, für die Verfechter des Göttlichen selbst liegt diese Zeitbedingtheit nicht vor. Sie stehen für alle Zeiten in tiefster Verwobenheit mit dem Sinn der Schöpfung und sprechen daher auch zu den Gottwachen aller Zeiten in gleicher Unmittelbarkeit. Wenn dies je für einen Großen unseres Volkes zutrifft, so für den Feldherrn Ludendorff.

Immer klarer, immer leuchtender wird dies Vorbild vor kommenden Jahrtausenden stehen, solange wahrhaft Deutsche Menschen die Tugenden ihres Erbgutes in sich entfalten wollen, die Schwächen ihres Erbgutes ermatten lassen und ihre eigene Persönlichkeit zum Göttlichen hin entfalten. Erst wenn der letzte gottwache Deutsche nicht mehr ist, erst wenn das Volk von Feinden getilgt oder in völliger sittlicher Entartung sein eigenes Erbgut verschüttet hat, wird Erich Ludendorff nicht mehr an seines Volkes Geschichte und Kultur gestalten. Dann werden nur andere Völker der Erde ihn als leuchtendes Vorbild vor sich sehen können und Kraft aus seinem Wesen und Schaffen schöpfen.

Es lebt über unserer tiefen Trauer um den großen Toten die Hoffnung, daß sein sieghafter Wille in den kommenden Geschlechtern aus den priesterversklavten, durch Wahnlehren gelähmten Völkern artbewußte freie Völker werden läßt, die die Priesterherrschaft abschütteln, jeder in seiner Weise das Göttliche erleben und auf die Mit- und Nachwelt ausstrahlen, wie der große Feldherr es in so außergewöhnlichem Maße selbst vorgelebt hat.



Das Werk singe sein Lied

Dr. Mathilde Ludendorff

Feierlich ist die Stunde, in der wir dieses Werk der Mitwelt und den kommenden Geschlechtern übergeben. Es war ein Wagnis, das war uns von Anbeginn an bewußt, von einer so außergewöhnlichen Wesensart und von einem so überreichen unsterblichen Heldentum und Schaffen ein Gesamtbild geben zu wollen. Matt stehen die Worte hinter der Wirklichkeit zurück, schon wenn es sich um irgendwelches schöpferische Gestalten handelt, matt erst recht bleiben die Worte der außergewöhnlichen Persönlichkeit gegenüber, wenn sie ein Gesamtbild von ihr geben möchten. Und dennoch war unsere Pflicht eine heilige und unerläßliche. Allerwärts sind die absoluten, die unbeugsamen und die ganz mit der göttlichen Idee verwobenen unsterblichen Menschen einem fast zwangsläufig einsetzenden Bemühen ihrer Verehrer ausgesetzt, das fast so störend für ihr Wirken auf die Nachwelt ist wie Verleumdung und Hetze der Gegner. Zu allseitig ist ihr klarer Blick und ihr heiliges Wollen, als daß es auch von vielen, die sie verehren, umfassend bejaht werden könnte. Und nun beginnen sie an einer Persönlichkeit das herauszuschälen, was ihnen zusagt, und das beliebig abzustreichen, mit dem sie nicht übereinstimmen, ein Abschnitt dieses Werkes brachte Beispiele hierfür. Keiner Persönlichkeit ist das schon zu Lebzeiten in solchem Ausmaße geschehen, wie dem Feldherrn.

Es wiederholt sich das im höheren Maß, was bei Friedrich dem Großen geschah. Er, der Antichrist, ward von Millionen Christen verehrt, aber sein klares Urteil über Priestermachtgier, die sich religiöse Wahnlehren ersann, um Völker zu versklaven, ward ungern von diesen Christen gesehen. Es fehlte die moralische Klarheit, daß es ein Frevel ist, Hauptgebiete der Erkenntnis und der Worte eines Menschen, den man verehrt, totzuschweigen oder zu kürzen oder endlich sie als aufsuggeriertes oder nicht zu ihm gehöriges Fremdwerk anzusprechen. So wie man Friedrich dem Großen sein heidnisches Begräbnis verwehrte und ihn seinem Willen zuwider in einer Kirche bestattete, so feiert man den Feldherrn und Staatsmann Friedrich den Großen, verehrt ihn und schweigt sein Antichristentum tot. Noch in weit höherem Maße begingen Verehrer Ludendorff gegenüber das gleiche Unrecht. Obwohl er im Gegensatz zu Friedrich dem Großen sein Volk und die Völker der Erde aufklärte und den Kampf gegen die Priesterkasten einer ganzen Welt

als das Wichtigste ansah, wagte man zu sagen: „Das gehört nicht zu unserem Ludendorff". So riefen die christlich-gläubigen Verehrer seines Feldherrntums: „Das hat er sich auffsuggerieren lassen", oder: „Nach der Entlassung konnte er eben vom Kampf nicht lassen und suchte sich neue Gegner". Wie oft hat er sich dieses Losreißen seines Geistes- und Kulturkampfes von seiner Persönlichkeit und seinem Feldherrntum verbeten. Welch ein Wahn, welch eine Verkennung einer Persönlichkeit an sich liegt in all diesem unmoralischen Bemühen. Eine Persönlichkeit zeichnet sich eben gerade dadurch vor den hin- und herschwankenden Gestalten, die keine Persönlichkeiten sind, aus, daß all ihre Äußerungen in Gedanken, Worten, Taten und Werken aus einer Ganzheit, aus derer inneren Geschlossenheit strömen. Sie tragen ja nur den Namen Persönlichkeit zu Recht, weil sie eine solche innere Geschlossenheit sind. Wandelbar sind sie nur in dem einen gewichtigen Sinne, daß ihre Einsicht, ihre Erfahrung sie zu neuen Erkenntnissen führt, die sie zuvor noch nicht hatten. Eins aber ist bei einer Persönlichkeit ausnahmeloses Gesetz: daß sie nur ihrer Überzeugung entsprechend in jedem Lebensabschnitt denkt, spricht, handelt und schafft. Zum anderen aber ist es ausnahmeloses Gesetz, daß sie sich niemals einer Erkenntnis deshalb verschließt, weil sie ihr in einem früheren Abschnitte des Lebens aus Unkenntnis widerstand, und daß sie andererseits auch niemals durch Zuspruch oder Überredung eines Dritten zu einer Erkenntnis findet, sondern daß sie von allem und jedem, vom Wichtigsten bis zum Unwesentlichen hin, durch eigenes Forschen und eigenes Nachdenken sich selbst erst gründlich überzeugt. Erst dann schließt sie sich einer Erkenntnis, die andere fanden, selbst an.

Hieraus geht hervor, daß alle die Menschen, die in Erich Ludendorff den Feldherrn als außergewöhnliche Persönlichkeit verehren, aber sich einreden, sein Freiheit- und Kulturkampf gehöre eben nicht zu seiner Persönlichkeit, nicht nur Unmoral begehen, sondern zudem eine große Torheit. Sie beweisen, daß ihnen bis zur Stunde das Wesen einer großen Persönlichkeit überhaupt noch nicht aufging. Denn Erich Ludendorff ist ja in bezug auf seine Weltanschauung nicht einfach bei dem geblieben, worin man ihn auferzog. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte man sagen können, daß das Leben ihn durch sein Amt davon abhielt, die Weltanschauung, in der er aufwuchs, noch einmal gründlich zu überprüfen. Nein, er hat ja das ganz klar und bewußt abgelegt, was man ihm in seiner Kindheit als unantastbare Wahrheit gab. Er hat es nach gründlichem Forschen abgelehnt und hat es dann aus ernstester Überzeugung und Erfahrung heraus ganz klar und offen als ein Unheil für das Volk und die Völker bekämpft. Er hat sich überzeugt zu der Deut-

schen Gotterkenntnis als der Rettung für sein Volk und die Völker bekannt und hat sich in vorderster Linie in führender Stellung des Geisteskampfes für sie eingesetzt. Wer Erich Ludendorff als den unsterblichen Feldherrn verehrt, der muß sich, wenn er christlicher Weltanschauung ist, damit abfinden, daß in diesem Punkte eine andere Anschauung in ihm selbst herrscht als in der Persönlichkeit, die er verehrt. Aber eins darf er sich nicht ableugnen, daß Geistes- und Kulturkampf Erich Ludendorffs tief im Einklang mit seiner Erkenntnis und seiner Wesensart standen und untrennbar zu ihm gehören.

Wir schauen zurück auf Jahrtausende der Weltgeschichte und suchen vergeblich nach einem großen Geschichtegestalter, bei dem so ausgeprägt alles Tun und Schaffen wie aus einem Guß mit der Persönlichkeit, von der es ausging, gewesen wäre wie bei Erich Ludendorff. Ein „Monolith", ein Fels ohne Riß und Sprung ward er mit Recht genannt. Blicken wir in die Literatur, die den Feldherrn Erich Ludendorff der Nachwelt übermitteln möchte, so staunen wir, nicht etwa nur über die Fülle der Verzerrung seiner Feldherrnleistung, nein, über das Totschweigen seines Freiheit- und Kulturkampfes. Daneben sehen wir ganz wenige Werke, die seiner Feldherrnleistung voll gerecht werden, und wieder andere, die sich vor allem des Geistes- und Kulturkampfes des Feldherrn begeistert annehmen. Unter diesen Umständen lag die heilige Pflicht vor, in einem Werke die unlösbare Einheit des Wesens Ludendorffs, aller Charakterzüge dieser unsterblichen Persönlichkeit und aller seiner unsterblichen Taten und Werke zu zeigen. Mag ein Gesamtbild noch so flüchtig alle Einzelzüge, alle Einzeltaten und -werke streifen können, es zeigt doch die Einheit und Untrennbarkeit all der seelischen Kräfte, die in dieser Persönlichkeit wach waren und so einschneidend an der Geschichte und der Kultur der Völker gestaltet haben.

Eben deshalb, weil dieses Werk zum ersten Male ein solches Gesamtbild gibt und vor die Geschichte und Kultur hinstellt, ist es fürwahr eine feierliche Stunde, in der wir es abschließen und der Mit- und Nachwelt übergeben. Es erfüllt eine unendlich wichtige Aufgabe, und unser ernstes Bestreben, jeweils der Tatsächlichkeit voll gerecht zu werden, wird dies Werk zum unantastbaren Dokumente erheben.

Ernst ist die Stunde, in der wir dies Werk abschließen, denn eine ungeheuere Verantwortung lastete auf uns, ein würdiges Bildgleichnis der Nachwelt zu übergeben, angesichts der Tatsache, daß noch niemals ein Großer so häufig und so völlig in seinen Taten, Werken, Beweggründen und Zielen und in seinem Charakter-

bild verzerrt wurde, wie Erich Ludendorff zu seinen Lebzeiten. In eine Flut unwahrer, halbwahrer Berichterstattung, in eine Flut listreichen Scheinverehrens und geschickten Herablobens der Feldherrnleistung, in eine Flut bestwollenden Mißverstehens und gründlichen Verkennens, in eine Flut unwürdiger Entstellung des Freiheit- und Kulturkampfes des Feldherrn tritt still, ernst und unauffällig dieses Werk, das sich zur Aufgabe gemacht hat, Tatsächlichkeit und nur Tatsächlichkeit zu übermitteln, und wird in den Sippen, die es erwerben, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und heilig gehalten.

Wie aber sollte ein so mit Begeisterung geschaffenes Werk wirklich nicht „verherrlicht", „verklärt", „gedichtet" haben? Es herrscht allerdings die Unsitte angesichts einer so weitgehend unwahren Geschichte- und Kulturübermittlung, daß Begeisterung für eine Persönlichkeit gleichgesetzt wird mit einer Gefahr für die „Objektivität", die Sachlichkeit, für die vorurteilslose Würdigung von Wesen und Schaffen, während nüchterne Darstellung mit sachlicher, wahrheitgemäßer gleichgesetzt wird. Welch armselige Welt, wie stumpf im Wahrheitwillen muß sie sein, wenn Begeisterung gleichgesetzt wird mit Verblendung der Wirklichkeit gegenüber! Wo ist denn solche Gleichsetzung nötig? Ich dächte doch nur bei einer mythischen Verherrlichung unwürdiger Menschen, für die man sich nur begeistern kann, wenn man sich zuvor all ihren Fehlern und allem Unguten gegenüber, das von ihnen ausging, geblendet hat. Einer solchen auf Unwahrheit aufgebauten mythischen Verherrlichung haben wir aber schon eingangs des Werkes unsere scharfe Ablehnung gegenübergestellt. Besser noch ist ein Volk daran, dem man keine Vorbilder geben könnte, als ein Volk, dem man einen Mythos zurechtstutzt über Menschen, die in Wirklichkeit große Mängel zeigten, gar manches Unrecht auf ihre Schultern luden, und mit Wohltaten, die sie dem Volke brachten, viele Wehtaten verknüpften, an denen es Jahrhunderte hindurch zu leiden hatte.

Selbst Feinde Erich Ludendorffs, die auf sittlicher Höhe stehen, mußten es aber unumwunden zugeben, daß ihnen ein außergewöhnlich edler Charakter gegenübersteht und daß seine Beweggründe zu allem Handeln und Schaffen dem sittlichen Wollen, dem Volke zu helfen und es auf sittliche Höhe zu heben, entsprungen sind. So sollten sich alle die Menschen, die es uns nicht gern glauben können, daß über unserer Begeisterung der stärkste Wahrheitwille herrscht, denn doch in diesem Falle sagen, daß einem Erich Ludendorff gegenüber ein Ersinnen und Erdichten unsterblicher Werte wahrlich überflüssig wäre und hier eben die Wirklichkeit selbst die Begeisterung auslöst. Wahrheittreuer Bericht über Wesen und Schaffen eines

wahrhaft Unsterblichen braucht also wahrlich nicht der Begeisterung bar zu sein, ja, er kann überhaupt nicht frei von ihr sein. Wahrheitgemäße Geschichte ist überall da das Gegenteil von nüchterner Geschichte, ist stets begeisterte Schilderung, wo es sich um das Wesen und Schaffen von Persönlichkeiten handelt, die dem Göttlichen nahe verwoben sind und der Schildernde für alles Edle begeistert ist. Es hängt damit zusammen, daß das Göttliche sich vor allem auch als Erfüllung des Willens zum Schönen in Menschenseelen erlebt und von ihnen auch ebenso ausstrahlt, daß Geschichte immer dann, wenn sie unsterbliche Menschen der Tat und des Kulturschaffens wahrheitgemäß schildert, zum Liede wird, sich zum Sange erhebt. Nicht weil Begeisterung berichtet, sondern weil hier Begeisterndes berichtet werden muß, wenn Wahrheit geboten werden soll, ist Nüchternheit hier nur auf dem Wege der Unsachlichkeit, der Entstellung der Wahrheit möglich. Wahrheitgemäße Geschichte kann überhaupt nur da nüchtern sein und bleiben, wo es sich um gleichgültige und unwesentliche Dinge handelt, die dem unsterblichen Volke weder Heil noch Unheil bedeuten können, wenn anders der Verfasser selbst göttliche Werte an das Leben stellt. Was aber müßte aus seinem Werke über einen Großen werden, wenn er dies nicht tut? Sein Werk würde zur Unmöglichkeit, er würde wie der Blindgeborene über die Farbe urteilen. Heilige Gesetze des Lebens lassen jeden, der selbst keine Verwobenheit mit dem Göttlichen zeigt, so blind sein für alles Große, daß er den, den er schildern will, mit tödlicher Sicherheit fehl beurteilt. Es herrscht hier das gleiche Gesetz, nach dem jeder Mensch, der keine Verwobenheit mit dem göttlichen Willen zum Schönen hat, wie ein Blinder vor der Schönheit der Natur steht. Er kann sie gar nicht wahrnehmen.

Unsere tiefe Begeisterung für die Persönlichkeit Erich Ludendorffs hat uns nirgends zu einem Schritt von der Tatsächlichkeit wegverführen können, denn nirgends hätte sie so viel Nahrung gefunden als eben in den Tatsachen seines Wesens und seiner Leistung! Wir gaben Wahrheit. Ja, die Stärke unseres Wahrheitwillens befähigte uns, eine Persönlichkeit wie Erich Ludendorff in ihrer seelischen Haltung, in ihren Beweggründen klar zu erkennen.

Von klarem Blick für das Wesentliche ward ausgewählt, was über die Leistung des Feldherrn im Weltkrieg niedergelegt ist. Eben weil der Feldherr meist selbst zu Worte kommt, der der Berufenste als Schöpfer der Schlachten ist, ward das Gesamtbild so weit wertvoller als die beste Geschichteschreibung Dritter es je hätte sein können. Es ist auch dem Werke zugute gekommen, daß Mitarbeiter des Feldherrn aus dem Weltkrieg über ihn als Kamerad und Vorgesetzten in dem

Werke berichteten und Zeugen aus dem Großen Hauptquartier im Weltkriege uns in die Werkstatt des Feldherrn führten, daß ein Offizier und Geschichteprofessor über ihn als Neuschöpfer der Kriegskunst, daß Frontoffiziere über Ludendorffs Vorkriegstaten, Fronttat und staatsmännische Leistung schrieben. Es ist sehr wichtig, daß Mitarbeiter in dem großen Geisteskampf, die seit Jahren mit uns im Ringen standen, über die einzelnen Gebiete des gewaltigen Werkes des Feldherrn nach dem Weltkrieg berichteten, und zwar jeder auf dem Gebiete, auf dem er selbst Bücher schrieb.

Es ist dem Werke auch zugute gekommen, daß zu anderen Abschnitten besonders Mitarbeiter ausgewählt wurden, die sich schon in das Wirken und den Charakter Ludendorffs vertieft und aus eigenem Antriebe Werke über ihn verfaßt hatten.

Es mag ferner der Bedeutung des Werkes für die Zukunft der Umstand helfen, daß eine ganze Reihe von Abschnitten, die sich mit des Feldherrn Wesen befassen, von einem Menschen geschrieben werden konnten, der sein Lebens- und Kampfgefährte war, das heißt aber, bei dem Grade seiner seelischen Verschlossenheit und Abgeschlossenheit, zugleich von dem einzigen Menschen, dem er seine Seele erschlossen hat. Mag dieser nun, wie er es eingangs dieses Werkes betont hat, unendlich viel des geschauten und erlebten Reichtums verschwiegen haben in tiefer Rücksicht auf den Grad der Verschlossenheit der Persönlichkeit Erich Ludendorffs, so konnte doch das reiche und tiefe seelische Verstehen, all das, was übermittelt werden durfte, auch klar genug geben, um, wie ich hoffe, ein noch niemals gegebenes allseitiges Bild der Persönlichkeit Erich Ludendorffs der Zukunft zu schenken. Es mag dem Werke und seiner Bedeutung für alle Zeiten wohl zugute gekommen sein, daß die Frau, die Lebens- und Kampfgefährte war und über die Persönlichkeit des Feldherrn in vielen Abschnitten dieses Werkes berichtet hat, zugleich die Philosophin und Psychologin ist, die die Gesetze der Menschenseele in ihren Werken zum ersten Male klar enthüllte und somit, wie jeder Schaffende auf seinem besonderen Gebiete, Weit- und Tiefblick in sich entfaltet hatte, lange ehe sie dies Amt an diesem Werke übernommen hat.

So freuen wir uns dieses Werkes und seiner Einzigart, die noch durch den Reichtum an Bildern, durch Gedichte und Zeichnungen und endlich durch die Aufnahme unveröffentlichter Teile aus den Lebenserinnerungen des Feldherrn erhöht wird.

Obwohl diesem Werk so viel zugute kam und wir seine Unersetzbarkeit und seine hohe Bedeutung für die Zukunft wohl erkennen, ist doch die Stunde sehr ernst,

in der wir es abschließen. Ebenso klar wie der Feldherr bei seinem letzten Werk „Mathilde Ludendorff, ihr Werk und Wirken" sich der Gefahr bewußt war, die in der Herausgabe eines solchen Buches liegt, erkennen wir diese in ebenso hohem Maße hier. Je weiter die Gebiete des Schaffens eines Menschen gewesen sind, um so mehr fordert das Vertiefen in dieses Schaffen Zeit, Anteil und Gründlichkeit. Das sind aber seltene Schätze in diesem Leben, und deshalb ist jedes derartige Gesamtwerk, das die Einzelgebiete des Schaffens eines Menschen nur streifen kann, zugleich das Unheil, daß es sich in der Zukunft zwischen die Werke und das Volk stellen könnte.

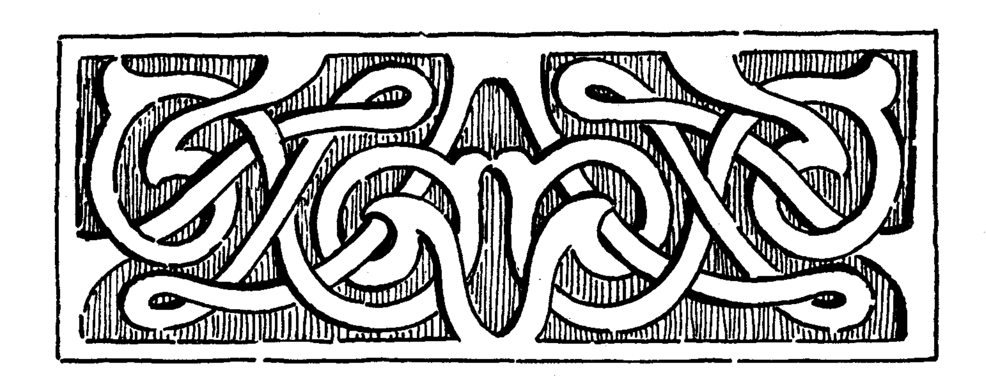
Es besteht die Gefahr, daß die Leser dieses Buches sich einbilden könnten, in ihm einen Ersatz für die Vertiefung in die Werke des Feldherrn selbst zu finden. Welch ein Wahn wäre dies! Allein schon die Wortgestaltung, die der Schaffende für sein Werk wählt, führt unmittelbar zu seiner Wesenheit, ist sie doch ein Gleichnis seiner Seele. Niemals kann ein Werk eines Dritten und erst recht nicht ein Werk, an dem sich viele Mitarbeiter beteiligten, selbst wenn es nur von Ebenbürtigen verfaßt wäre, so unmittelbar zu der Persönlichkeit des Schaffenden hinführen wie seine eigenen Werke.

Was an Reichtum im übrigen den Menschen entgehen müßte, die da glauben, dieses Werk mit seinem flüchtigen Streifen des Schaffens des Feldherrn könne den Einblick in seine eigenen Werke ersetzen, das läßt sich in seiner Größe bei Erich Ludendorff gar nicht überschätzen. Es gibt wohl kaum einen Schaffenden, der so wie er in die knappeste Wortgestaltung den reichsten Gehalt preßte, so daß jedes einzelne Wort seiner Werke unentbehrlich und unersetzlich ist. Niemals kann die flüchtige Skizze seiner Gesamtleistung auch nur einen Bruchteil dessen schenken, was seine Werke selbst an innerem Reichtum, an Erfahrung und aufrüttelnder Kraft bergen. Angesichts dieser Tatsache ist also die Stunde ernst, in der wir die unersetzliche Bedeutung dieses Werkes, ebenso klar und bewußt aber auch die Gefahr, die es werden könnte, sehen. Möchte doch jeder, der es mit innerem Anteil liest, nichts anderes daraus schöpfen als die Erkenntnis, welchen Reichtum die Vertiefung in des Feldherrn Werke erst für ihn bedeuten müsse, wenn sogar schon dieses flüchtige Hingleiten über sein Schaffen in ihm die Begeisterung für den Großen erstarken ließ!

Schmerzlich ist endlich diese Stunde, in der wir das Werk vollenden, schmerzlich vor allem für den Menschen, in dem das Totenlied des Unsterblichen am lautesten seine ernsten feierlichen Weisen erklingen ließ, als dies Werk geschaffen

wurde. Nach Wochen zählte erst die Einsamkeit ihr Zeitmaß von dem Tage des ewigen Hinschwindens im Tode, als von mir diesen Blättern die Wesenszüge des Verstorbenen anvertraut wurden. Mögen die starken Klänge des Totenliedes dem Gesamtbilde, das gegeben wurde, vielleicht besondere Klarheit, vielleicht auch Farbenfülle da und dort geschenkt haben. Ich selbst weiß dies nicht zu sagen, nur zu hoffen. Ich weiß nur eins, daß das Licht der Sonne an diesen Schaffenstagen etwas heller über die verwaiste Erde schien und der unersetzliche Verlust durch das Gestalten an dem Bild für kommende Zeiten etwas größere Tragkraft in dem Schaffenden vorfand.

Möge dies Werk denen, die bewußt die Größe des Feldherrn miterlebten, ein liebes Gedenken sein. Möge es den kommenden Jahrhunderten das reichste Heldenlied singen, das je erklungen ist, möge die unantastbare Wahrheit, die diesem Heldenliede innewohnt, die Kraft seiner Wirkung noch erhöhen.



Ich ging an meinem Pflug
Durchs schwere braune Ackerland,
An jenem Tag,
Der regenschwer und grau begann. —
Da packte mich ein jäh Erschrecken,
Ich sah im nahen Dorf,
Wie eine Fahne stieg empor
Auf halbe Höhe nur.
Dort blieb sie steh'n!
Die Pferde standen still
Mit tiefgesenkten Köpfen,
Und auch mein Herz stand still,
Vor Qual und Schmerz erstarrt.
Denn jäh erkannte ich,
In dieser dunklen Stunde
War Dein Aug' erloschen. —
Im trüben Grau des regennassen Tages
Erklang in mir das alte Lied
Vom guten Kameraden.
Der mir der Freiheit leuchtend Land gezeigt,
Der mich im Kampfe stets geführt,
Der große Held, war tot.
Doch plötzlich rauscht es auf in mir,
Wie ein Gesang aus tausend Orgeln:
Du bist nicht tot, nie tot.
Nein, Deine ew'ge Saat
Wird einstens reiche goldne Ernte werden! —
Ich faßte wieder meinen Pflug
Mit beiden Händen
Und schritt durchs schwere, braune Ackerland,
Damit auch diese Saat
Einst reiche, goldne Ernte werde.

Bauer Hanns Winkler 1938

Anhang

Verkleinerte Wiedergabe der Urschrift

Tutzing, im Hartung 37.

An

die Leser der Am heiligen Quell Deutscher Kraft.

Ich hoffe noch lange zu leben, der Tod kann aber auch plötzlich erfolgen. In ewigen, unerschütterlichen Gesetzen liegt die Todesstunde für den Menschen. Ich scheide aus einem reichen Leben, es war reich für mich im Elternhaus, an Erfüllung menschlicher Berufspflichten und der größten Aufgaben, die je auf Schultern eines Soldaten in all ihrer Schwere lagen. Reich wurde ich an der Seite meiner geliebten Frau, mich noch jetzt beglückend, reich durch unser Schaffen für unser Volk, ja alle Völker, für jeden Deutschen und für jeden Menschen. Wir führten die größte Revolution, die die Welt seit Jahrtausenden sah: die Befreiung der Völker und der Menschen aus Priesterhand und damit auch aus Judenhand und aus sie gestaltenden Weltanschauungen frei zu einer Volksschöpfung, frei zu einer Geschlossenheit der Menschen, beruhend auf der Einheit von Rasseerbgut und Glauben. Nur allein können Erfüllungen im einzelnen Menschen und in den Völkern erstehen, wenn ewige und unwandelbare Sittengesetze

sie leiten: unser Hausverlag, meinen Verlag und die
„Am heiligen Quell Deutscher Kraft“.
Sollten in diesem Ringen gehe ich aus dem Leben,
meine Frau nun noch ihr Leben werden diesen
Kampf weiter führen, er darf durch meinen
Tod nicht leiden. Daß das der Fall sein könnte
ist in meinem Leben für mich keine Sorge.
Den alten Mächten und [illegible] Würde dürfen
das Geschehen mal nicht geben, und meine Frau
noch geben wird, und auch ihr Anderes noch
geben werden nicht mit Schritt [illegible]
und erschüttern. Es muß sich die [illegible],
die mit schaffen auch nach meinem Tode durch-
führen. Damit der Deutsche Mensch, das Deutsche
Volk, damit Deutschland lebt in langer Ge-
schlechterfolge der Volksgeschichte. Keinen anderen
Weg, als mir [illegible] gilt es nicht. Die uns [illegible]
geben nicht Rückhalt der weltanschaulichen Erfolge
der Nationalsozialismus und die Deutschen Weltanschau-
ung seine.

So bitte ich die Deutschen, die auf mich hören. Sie
werden mehr geschützt als lebende. [illegible] sie sich um
meine Frau. Helfen sie ihr, dem Verlage und
dem „Am heiligen Quell Deutscher Kraft“. Die
Treue – folgte die Deutsche Freiheit.

Ludendorff.

Das Vermächtnis des Feldherrn

Umstehender Brief wurde dem Schriftleiter „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" am 6. 11. 1936 in verschlossenem Umschlag vom Feldherrn übergeben, mit der Bestimmung, ihn bei seinem Tode zu veröffentlichen. Hier noch einmal der Text in Druckschrift:

Tutzing, im Nebelung 36.

An die Leser des „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft".

Ich hoffe noch lange zu leben, der Tod kann aber auch plötzlich erfolgen. In ewigen, unerschütterlichen Gesetzen liegt das Todesmuß für den Menschen. Ich scheide aus einem reichen Leben, es war reich für mich im Elternhaus, reich in Erfüllung unerhörter Berufspflichten und der größten Aufgaben, die je auf Schultern eines Soldaten in all ihrer Schwere lagen. Reich wurde ich an der Seite meiner zweiten Frau, reich nach jeder Beziehung, reich wurde unser Schaffen für unser Volk, ja alle Völker, für jeden Deutschen und für jeden Menschen. Wir führten die größte Revolution, die die Welt seit Jahrtausenden sah: die Befreiung der Völker und der Menschen aus Priesterhand und auch aus Judenhand und aus sie zerstörenden Weltanschauungen hin zu einer Volksschöpfung, hin zu einer Geschlossenheit der Menschen, beruhend auf der Einheit von Rasseerbgut und Glauben. Sie allein kann Spaltungen im einzelnen Menschen und in den Völkern verhindern, wenn weise und unantastbare Sittengesetze sie leiten. Unser Sprachrohr waren Verlag und der „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft".

Mitten in diesem Ringen gehe ich aus dem Leben. Meine Frau und nach ihr Andere werden diesen Kampf weiter führen, er darf durch meinen Tod nicht leiden. Daß das der Fall sein könnte, ist in meinem Leben für mich schwere Sorge. Die „alten Mächte" und kleinliche Neider dürfen das Große, was wir gaben, und meine Frau noch geben wird, und nach ihr Andere noch geben werden, nicht mit Schutt überdecken und ersticken. Es muß sich die Revolution, die wir führen, auch nach meinem Tode durchsetzen, damit der Deutsche Mensch, das Deutsche Volk, damit Deutschland lebt in langer Geschlechterfolge der Volksgeschwister. Einen anderen Weg, als wir weisen, gibt es nicht. Das, was wir geben, muß Rückhalt der außenpolitischen Erfolge des Nationalsozialismus und Deutschen Wehrhaftseins sein.

So bitte ich die Deutschen, die auf mich hören — Tote werden mehr gehört als Lebende — scharen sie sich um meine Frau. Halten sie ihr, dem Verlage und dem „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" die Treue —

Es lebe die Deutsche Freiheit

Ludendorff

PROFESSOR
DR LUDWIG KIELLEUTHNER

MÜNCHEN
LUDWIGSTR. 11
Tel. 20500

12. Febr. 38.

Herr General L u d e n d o r f f starb am 2o. 12. 37. an einem Leberkarzinom. Die unmittelbare Todesursache war eine plötzliche Herzermüdung. Vorhergegangen war eine Geschwulst bildung der Vorsteherdrüse (Prostata) mit schweren Stauungs erscheinungen nach der Blase und den Nieren zu.

München, den 10.1.1938

Die an der Pflege des General L u d e n d o r f f beteiligten Schwestern erklären durch mich , daß keinerlei Beeinflussung des Kranken in seiner Weltanschauung sowohl während seines Krankenlagers als auch in seiner Todesstunde versucht wurde. Es ist absolut u n w a h r, daß General L u d e n d o r f f seine weltanschauliche Haltung in irgendeiner Weise geändert hat. Er tat dies auch nicht in seinen letzten Lebensstunden.

Das Kreuz, das in allen unseren Krankenzimmern hängt, war auch während der Zeit des Aufenthaltes seiner Excellenz im Zimmer belassen worden, denn Frau General L u d e n d o r f f wollte nicht durch Entfernung des Kreuzes die katholische Tradition der Anstalt verletzen.

Die Ahnentafel des Feldherrn General der Infanterie Erich Ludendorff

Ahneltern

1111 Karl Otto Ludendorff, geb. 12. 7. 1727, gest. 31. 1. 1787 in Demmin, Kaufm. in Stettin
∞ 10. 10. 1752 in Stettin
1112 Sophie Elisabeth Weiland, geb. 28. 1. 1784 in Stettin, gest. 30. 1. 1770 in Stettin

1121 Christian Andreas Rudolphy, geb. 19. 2. 1736 in Friedland (Meckl.), gest. 16. 5. 1795 in Demmin, Tuchhändler
∞ 21. 10. 1768 in Demmin
1122 Margarete Sophie Rubenow, geb. 15. 8. 1735 in Demmin, gest. 30. 6. 1776 in Demmin

1211 Johann Hakon Leffler, gest. 1818, Schiffsmakler zu Gothenburg
∞
1212 Elisabeth Kuhmann

1221 Lars Brink, geb. 11. 1. 1746, gest. 1809, Kaufmann u. Bergwerksbes. z. Borås
∞ 6. 11. 1774
1222 Virginia Eleonora Krusell, geb. 18. 12. 1755, gest. 21. 12. 1834

2111 George Friedr. v. Tempelhoff, geb. 19. 3. 1737 in Trampe bei Barnim, gest. 13. 7. 1807 in Berlin, 20. 8. 1784 geadelt, Generalleut.
∞
2112 Louise Charl. Fried. Grunow, geb. (1. 7. ?) 1760, gest. 19. 8. 1820 in Berlin

2121 Karl August Hubert, geb. 1755, lebte noch 1808, gest. vor 20. 11. 1807, k. pr. Domänenbeamter, 1808 Amtsrat z. Zossen
∞
2122 Johanne Kar. Fried. Hecker, geb. 1760 (in Odra?), gest. 30. 10. 1807 in Odra

2211 Sigism. Konst. v. Dziembowski, geb. 21. 4. 1759, gest. 27. 12. 1791, Erbh. auf Powodowo
∞
2212 N. v. Seidlitz-Kurzbach

2221 Stephan Peter v. Unruh, geb. 26. 2. 1767 in Bojanowo, gest. ? 1804 Landrat in Obornik, 1816 zu Unruhstadt
∞
2222 Helene Christine von Oppeln-Bronikowski aus dem Hause Chlastave

Urgroßeltern

111 August Wilhelm Ludendorff, geb. 2. 1. 1770 in Stettin, gest. 30. 5. 1834, Kaufmann in Stettin
∞ 22. 5. 1796 in Kletzin bei Demmin
112 Karoline Elisabeth Maria Rudolphy, geb. 17. 7. 1766 in Demmin, gest. 13. 6. 1818 in Demmin

121 Anders Leffler, geb. 11. 7. 1773, gest. 6. 8. 1855, Schiffsmakler zu Gothenburg
∞ 8. 9. 1799
122 Maria Lovisa Brink, geb. 23. 12. 1781, gest. 6. 8. 1857

211 Karl Eduard von Tempelhoff, geb. 2. 7. 1781 in Berlin, gest. 30. 1. 1845 in Dombrowka, Erbherr auf Kruttla (1803), später Herr auf Dombrowka
∞ 1. 6. 1808 in Zossen
212 Henriette Friederike Hubert, geb. 3. 9. 1785 in Zossen, gest. 31. 8. 1859 in Dombrowka

221 Stephan von Dziembowski, geb. 1779, gest. Weihnacht 1859, Erbherr auf Powodowo, königl. preuß. Rittmeister
∞
222 Johanna Wilhelmine von Unruh aus dem Hause Birnbaum, geb. 24. 6. 1793 in Schweinert, gest. 1862

Großeltern

11 August Wilhelm Theodor Ludendorff, geb. 17. 10. 1799 in Stettin, gest. 24. 12. 1850 in Stettin, Kaufmann in Stettin
∞ 7. 5. 1829
12 Ada Lovisa Leffler, geb. 1. 10. 1805 in Gothenburg, gest. 3. 10. 1862

21 Friedrich August Napoleon von Tempelhoff, geb. 8. 4. 1804 in Glogau, gest. 6. 9. 1868 in Berlin, Geh. Justizrat zu Berlin
∞ 15. 11. 1835
22 Jeanette von Dziembowski, geb. 18. 1. 1816 in Powodowo, gest. 2. 11. 1854 in Powodowo

Eltern

1 August Wilhelm Ludendorff, geb. 13. 3. 1833 in Stettin, gest. 11. 1. 1905 in Berlin, Rittergutsbesitzer, später Rittergutspächter, Rittmeister der Reserve
∞ 19. 5. 1860 in Berlin
2 Klara Jeanette Henriette von Tempelhoff, geb. 19. 12. 1840 in Berlin, gest. 6. 3. 1914 in Berlin

Erich Friedrich Wilhelm Ludendorff
geb. 9. 4. 1865 in Kruszewnia bei Schwersenz in Posen
gest. 20. 12. 1937 in München

Werke und Schriften des Feldherrn Erich Ludendorff*)

1908 **Brigade- und Divisionsmanöver in Anlage und Leitung** mit einem Beispiel aus der Praxis unter Berücksichtigung der Felddienstordnung (vergriffen).

1919 **Das Verschieben der Verantwortlichkeit** (vergriffen).
Das Scheitern der neutralen Friedensvermittlung (vergriffen).
Das Friedens- und Waffenstillstandsangebot (vergriffen).
Französische Fälschung meiner Denkschrift 1912 über den drohenden Krieg (vergriffen).
Meine Kriegserinnerungen 1914—18, Halbl. RM. 21,60, 628 Seiten, 171.—180. Tausend, Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

1920 **Urkunden der Obersten Heeresleitung,** Halbleinen RM. 12,60, 713 Seiten, 21.—25. Tausend, Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

1921 **Kriegführung und Politik,** Halbleinen RM. 9,—. 343 Seiten, 28.—32. Tausend, Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.
Meine Kriegserinnerungen, Volksausgabe, Ganzleinen RM. 3,—, 220 Seiten, 31.—40. Tausend, Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

1924 **Deutschland seit der Revolution** (vergriffen).
Ludendorffs Warnung (vergriffen).

1926 **Die Revolution von oben** (vergriffen).
Aufbaufragen (vergriffen).

1927 **Die lebendige Volkseinheit** (vergriffen).
Briefe des Generals der Infanterie Ludendorff, München 1927.
Die Vollendung des künstlichen Juden durch Zwangsbeschneidung (vergriffen).
Die überstaatlichen Mächte im letzten Jahre des Weltkrieges, 7.—11. Tausend.
Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse, geh. RM. 1,50, Ganzleinen RM. 2,50, mit 9 Bildern aus Logen, 117 Seiten, 174.—178. Tausend.

1928 **Kriegshetze und Völkermorden in den letzten 150 Jahren,** geh. RM. 2,—, Ganzleinen RM. 3,—, 192 Seiten, 86.—90. Tausend.

1930 **Weltkrieg droht** (vergriffen). Übersetzungen ins Englische, Französische, Neugriechische, Norwegische, Schwedische, Tschechische, Spanische.

1931 **Gefesselte Arbeitkraft** (vergriffen).

1932 **Genug der Verelendung** (vergriffen).
Schändliche Geheimnisse der Hochgrade (vergriffen).

1933 **Die politischen Hintergründe des 9. November** — die Rede des Generals Ludendorff vor dem Volksgericht; 1935: 24.—28. Tausend (vergriffen).
Mein militärischer Werdegang, mit 5 z. T. doppelseitigen Bildtafeln, Ganzleinen RM. 4,—, 189 Seiten, 30.—32. Tausend.

1934 **Das Marnedrama — der Fall Moltke-Hentsch,** geh. RM. 0,30, 40 Seiten, 171.—180. Tausend.
Wie der Weltkrieg 1914 „gemacht" wurde, geh. RM. 0,40, 40 Seiten, 121.—130. Tausend.
Tannenberg, Geschichtliche Wahrheit über die Schlacht, geh. RM. 0,70, 48 S. mit 5 Schlachtenskizzen, 81. bis 90. Tausend.
„Dirne Kriegsgeschichte" vor dem Gericht des Weltkrieges, geh. RM. 0,50, 40 Seiten und 4 Planskizzen, 51.—70. Tausend.

---

*) Auf Vollständigkeit der Aufstellung mußte verzichtet werden.

1934 **Deutsche Abwehr — Antisemitismus gegen Antigojismus,** Sonderdruck, geh. RM. 0,10, 16 Seiten, 31. bis 38. Tausend.

Des Volkes Schicksal in christlichen Bildwerken — Geisteskrise, Sonderdruck, geh. RM. 0,20, 12 Seiten und 11 Bilder, 41.—60. Tausend.

1935 **Die Schlacht von Tannenberg** (herausgegeben von General Ludendorff), geh. RM. 0,90, 64 Seiten.

Über Unbotmäßigkeit im Kriege, geh. RM. 0,50, 40 Seiten, 21.—30. Tausend.

Eine Auswahl aus den militärischen Schriften. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Gustav Gräser, Verlag Quelle und Meyer.

Der Totale Krieg, geh. RM. 1,50, Ganzleinen RM. 2,50, 120 Seiten, 91.—100. Tausend; Übersetzungen ins Englische, Französische, Neugriechische, Spanische, Chinesische.

1936 **Judengeständnis: Völkerzerstörung durch Christentum, Sonderdruck,** Staffelpreise; Einzelpreis RM. 0,10, 281.—310. Tausend.

1937 **Aus der Giftküche der unsichtbaren Väter, Sonderdruck,** geh. RM. 0,05, 16 Seiten, 121.—150. Tausend.

Auf dem Weg zur Feldherrnhalle, kartoniert RM. 2,50, Ganzleinen RM. 3,50, 176 Seiten, 41.—64. Tausend.

Mathilde Ludendorff — ihr Werk und Wirken, herausgegeben von General Ludendorff, geschrieben von ihm und anderen Mitarbeitern, Ganzleinen RM. 7,—, Ganzleder mit dem faksimilierten Namenszug des Feldherrn RM. 18,—, 344 Seiten, 1.—8. Tausend.

1938 **Das Vermächtnis des Feldherrn,** geh. RM. 0,25, 40 Seiten mit 6 Bildern, 20. Tausend, Sonderdruck.

E. und M. Ludendorff

1929 **Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende,** geh. RM. 2,—, Ganzleinen RM. 3,—, Großoktav, 196 Seiten, 46.—50. Tausend.

1936 **Das große Entsetzen — die Bibel nicht Gottes Wort!** Sonderdruck, geh. RM. 0,30, 32 Seiten mit farbigem Umschlag, 261.—280. Tausend.

Weihenachten im Lichte der Rasseerkenntnis, geh. RM. 0,60, 32 Seiten mit Bildumschlag, 29.—32. Tausend.

1937 **Christentum und Deutsche Gotterkenntnis** (Sonderdruck).

1938 **Europa den Asiatenpriestern,** geh. RM. 0,60, 40 Seiten, 8. Tausend.

E. Ludendorff und Hans Kurth

1932 **Von Gudrun zu Gretchen — Der Jude Paulus und die Deutsche Frau** (vergriffen).

E. Ludendorff und Walter Löhde

1936 **Abgeblitzt, Antworten auf Theologengestammel,** geh. RM. 0,70, 76 Seiten mit farbigem Umschlag, 11. bis 20. Tausend.

Die vorliegende Schrift wurde digitalisiert, zusammengestellt und herausgegeben von Matthias Köpke, Eigenverlag im Jahre 2014, 17291 Nordwestuckermark, Deutschland. Sie dient dokumentarischen und wissenschaftlichen Zwecken.

Diese Schrift und deren Veröffentlicher beanspruchen für sich den **ESAUSEGEN** gemäß (1. Mose) **Genesis 27, 40** und stehen somit unter dem Schutz des Esausegens als **oberste gesetzliche Regelung** für alle Jahwehgläubigen!

Ausgaben von **„Ludendorffs Volkswarte"**, **„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft – Ludendorffs Halbmonatsschrift"** und **„Der Quell – Zeitschrift für Geistesfreiheit"** sind auch im Internet käuflich als digitalisierte Ausgaben als pdf-Datei auf CD-ROM unter **www.booklooker.de**, beim Verlag Hohe Warte **www.hohewarte.de**
E-mail: vertrieb @hohewarte.de oder anderen Quellen erhältlich.
Nähere Informationen auch beim Internetkanal auf youtube unter:
www.youtube.com/user/Genesis2740Blessing

„Ludendorff's Volkswarte" ist von 1929 bis zum Verbot 1933 erschienen. Folgezeitschriften waren **„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft – Ludendorffs Halbmonatsschrift"** von 1933 bis 1939 und **„Der Quell"** von 1949 bis 1961 (Verlag Hohe Warte). Einige Werke von Erich und Mathilde Ludendorff, so auch die Lebenserinnerungen, sind im Verlag Hohe Warte erhältlich.

Alle diese Zeitschriften sind einzigartige, zeitlose Geschichtszeugnisse aus der Feder von **Erich Ludendorff**, **Dr. Mathilde Ludendorff** und deren **Mitarbeitern!**
Empfehlenswert sind auch die Bücher ***„die blaue Reihe"*** von Mathilde Ludendorff. Leseproben im Internet bei www.archive.org.
Jeder der sich mit Zeitgeschichte, Religion, Philosophie usw. beschäftigt kommt an diesen Schriftstellern und deren Werken nicht vorbei.

Es lebe die Freiheit aller Völker!

Anhang

(Für die digitale Ausgabe hinzugefügt
von Matthias Köpke)



Der Feldherr Ludendorff nach dem Kolossalgemälde von L. Richter

Zur Ausstellung dem Zeughaus Berlin von Dr. M. Ludendorff zur Verfügung gestellt

General Ludendorff

Vom Feldherrn zum Weltrevolutionär und Wegbereiter Deutscher Volksschöpfung

Meine Lebenserinnerungen von 1919 bis 1925



Ludendorffs Verlag GmbH. / München 19

General Ludendorff

Vom Feldherrn zum Weltrevolutionär und Wegbereiter Deutscher Volksschöpfung

II. Band

Meine Lebenserinnerungen
von 1926 bis 1933



Verlag Hohe Warte Stuttgart

General Ludendorff

Vom Feldherrn zum Weltrevolutionär und Wegbereiter Deutscher Volksschöpfung

III. Band

Meine Lebenserinnerungen
von 1933 bis 1937


19 55

Verlag Hohe Warte · Franz v. Bebenburg · Pähl (Obb.)



Einzelpreis 23 Pfennig
Deutschösterreich 35 Groschen
Erscheint jeden Sonntag

Verlag u. Schriftl.: München, Karlstr. 10/II. Fernruf 53807 Drahtanschr.: Ludendorffwarte München - Zeitungverlag Berlin - Postscheck.: „Ludendorffs Volkswarte-Verlag" München 3407, Wien D 129986. — Bezugsgebühr: Mtl. durch die Post 0,80 RM. (zuzügl. 6 Pf. Zustellgeb.), Streifbd.-u. Auslandsbez. 35 Pf. mehr. Jegl. Nachdr. a. d. Inhalt, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung von Ludendorffs Volkswarte, München, gestattet.

Anzeigengebühr: 9 gespaltene Millimeterzeile 13 Pfennig. Stellengesuche 9 Pfennig. Kleine Anzeigen: das fett gedruckte Ueberschriftwort 0.90 M., jedes Textwort 9 Pfennig, Stellengesuche 5 Pfennig. Chiffregebühr 50 Pfennig. Bei Wiederholungen und Seiten-Abschlüssen besondere Vergünstigungen. Erfüllungort: München. — In Fällen höherer Gewalt: Weder Nachlieferung noch Rückzahlung.

3. Heuerts 1932
(Juli)
Folge 26 4. Jahrgang

Zum 30.1. 1933 — 50 Jahre danach — Lesen Sie diesen Aufsatz von General Ludendorff!

Mitten in der Revolution 1932/33

Von General Ludendorff

Die Völker sind schnellebig und müde und denken nicht. Sie wollen heraus aus ihrem Elend und sich aus den inneren Spannungen befreien, die sie dumpf fühlen, sie werden aber grundsätzlich über die Grundlagen ihres Lebens und aller Zusammenhänge im unklaren gelassen. Darum ist es leicht, Völker zu verführen und aus einem Zuchthausstaat immer tiefer in den anderen zu treiben, dagegen unendlich schwer, sie auf die richtige Bahn zu leiten und für ein Leben in gottgewollter Freiheit und Verantwortlichkeit gegenüber der Umwelt lebensfähig zu machen.

Die Massen des Deutschen Volkes werden heute bewußt von dem einen Gedanken beherrscht:

Heraus aus dem Elend politischer und wirtschaftlicher Not!

So war es auch 1918, ganz gleich, was in beiden Fällen als „politische und wirtschaftliche Not" angesehen wurde und daß 1918 „links" und heute „rechts" die Führung hat. Die Massen waren im Herbst 1918 in Bewegung und sind es heute wieder.

Am 29. 9. 18 erfolgte der Sturz der konstitutionellen Monarchie, das Kriegskabinett Prinz Max von Baden-Erzberger-Scheidemann wurde berufen. Es war ein Übergangskabinett zu der Regierung der Volksbeauftragten. „Freiheitliche" Maßnahmen wurden von ihm bekanntgegeben und eine Amnestie für politisch Bestrafte ausgesprochen. Das war sozusagen die „Revolution von oben", die „Revolution von unten" folgte. Massen strömten der KPD. und SPD. zu. Politische Streiks sollten die Massen mobilisieren. Die Regierung gab ihnen nach und kam ihnen entgegen. Die radikalisierten Massen drängten weiter zum bolschewistischen Rätestaat nach russischem Vorbild. Arbeiter- und Soldatenräte wurden im geheimen geschaffen, und Soldatenräte sogar amtlich durch Herrn Paul von Hindenburg als Oberbefehlshaber des Heeres ins Leben gerufen, einem Beispiel, dem Ebert und Scheidemann nicht folgten. Sie konnten nur mit Mühe den Radikalismus abfangen und die sozialistisch-demokratische Republik ihrer Wünsche schaffen. Das Ende der Revolution sehen wir heute in der Verelendung des Volkes in einem Zwangsstaat, dessen Eingriffe in das Leben des Volkes einen Umfang angenommen hat, wie er in der Monarchie undenkbar war, obschon diese Staatsform auch keineswegs vor parteiischen Eingriffen zurückscheute.

Heute ist mit dem System Brüning diese sozialistisch-demokratische Republik gestürzt. Die Regierung v. Schleicher—v. Papen ist **ebenfalls eine Art Kriegs- und Übergangskabinett.** Sie **tadelt das Vergangene** und gibt an, Neues zu schaffen, ja auch **Freiheiten dem Volke** zu geben, Preußen macht seine Amnestie, **hierzu** kommt das Verhalten der NSDAP. im **Preußischen Landtag,** das an die ersten Anfänge der **französischen Revolution** von 1789 erinnert, Bayern hat einen Tumult **im Landtage***) und auf den Straßen. Die NSDAP. macht **auf diese Weise** geschickt probemobil. Massen strömen der NSDAP. zu, wie seinerzeit 1918 der KPD. und SPD. Auch wie **damals** baut die Regierung wieder den Massen goldene Brücken, in dem schweren Irrtum, daß die NSDAP. Aufbauarbeit im edlem Sinne des Wortes zu leisten imstande und willens wäre.

Die „Revolution von oben" ist im Gange, die „Revolution von unten" wird folgen. Dessen wollen wir uns klar bewußt sein, da die Braunhemden Röhm und Hitler ihre braunhemdigen Massen nicht werden halten und an ihrem blutrünstigen Handeln verhindern können, das sie ihnen in Suggestionen vieler Jahre eingeimpft haben. Ist sich dessen der Reichspräsident und sein Übergangskabinett bewußt? Ich teile die Hoffnung nicht, daß es Herrn v. Schleicher gelingen wird, die Blutrünstigkeit der SS. und der SA. abzufangen, schon jetzt stolzieren diese mit Zustimmung der Reichsregierung in englischen Uniformen im Lande umher und betrachten sich als sein Herr, wie einst die Engländer es im besetzten Gebiet gegenüber der Landesbevölkerung taten. Deutschland ist bereits heute besetztes Gebiet der SA. und SS. und sie warten nur auf den Zeitpunkt, wo sie ihre Methoden durchführen können. Die Organisation der NSDAP. baut sich dahin aus, daß im gegebenen Augenblick neben jeder Reichs-, Landes- und Kommunalbehörde eine „nationalsozialistische Behörde" treten kann, wenn Regierungrat Hitler die Macht im Staate übernehmen wird, der auch hierin ganz dem faschistischen Vorbild bei Einrichtung des faschistischen Zwangsstaates folgt. Diese Vorbereitungen sind gründlicher als die Revolutionen von 1918/19 bei Vorbereitung der Arbeiter- und Soldatenräte.

Der gewaltsame Umsturz wird kommen, wie 1918, nur kommen dann keine Volksbeauftragten, denen es schließlich noch gelang, das Blutbad auszuschließen, sondern es kommt der „Volksbeauftragte" Herr Hitler, der sich natürlich ebenso wie jene Volksbeauftragten von 1918 auf den Willen des Volkes berufen, aber nicht imstande sein wird, die von ihm und dem Chef seines Stabes in die SA. und SS. gelegte Blutrünstigkeit zu bannen. Nach zehn bis zwölf Jahren wird das Deutsche Volk erkennen, daß die Revolution von 1932/33 ein Volksbetrug war, wie die Revolution von 1918/19, nur noch ein viel größerer.

Es wechseln wieder einmal die überstaatlichen Gewalten „Aktion" und „Reaktion" ab, die Erde dreht sich weiter, und die einzelnen Völker drehen sich tiefer in den Sumpf hinein. Aus freien Deutschen vor Einführung des Christentums wird ein völlig kollektiviertes Sklavenpack werden.

Die Revolutionen von 1918/19 und 1932/33 sind nur Meilensteine auf diesem Wege.

Die Revolution von 1918/19 schloß eine kriegerische Periode ab, die neue Revolution wird sie einleiten. Diese unterscheidet sich auch dadurch von jener Revolution, daß 1918/19 den Revolutionären keine neuen, weltumstürzenden, aber volksbefreiende und volksbildende Gedankenwelten zur Verfügung standen. Sie war ideenlos und blieb es bis in ihr heutiges Endergebnis. Heute aber ist diese Gedankenwelt da. Die nationalsozialistische Revolution von 1932/33 aber gebraucht sie nicht, sie soll sie vernichten und das Volk von der tatsächlichen Revolutionierung des Geistes, die sich vorbereitet, ablenken. In ihrer Ideenlosigkeit wird sie wieder der Revolution von 1918/19 gleich.

Wir stehen in der Tat in einer ungeheuren Revolutionierung des Geistes, hinter der die Revolutionierung durch wirtschaftliche und politische Not weit zurücktritt. Wenn Reichskanzler v. Papen von einer seelischen Krise des Deutschen Volkes spricht, so hat er nur zu recht, schade nur, daß er nicht zu erkennen scheint, worin sie liegt. Die überstaatlichen Mächte wissen genau, was es mit dieser seelischen Revolution auf sich hat. Darum beschäftigen sie die Völker und in den Völkern die Massen und treiben von neuem zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen den Völkern und in den Völkern. Meine Werke „Kriegshetze und Völkermorden", „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende" und „Weltkrieg droht auf Deutschem Boden" sollten den Deutschen über die Wege der überstaatlichen Mächte genügende Aufklärung gegeben haben.

Die revolutionären Spannungen innerhalb des Deutschen Volkes haben denn auch noch ganz andere Ursachen als politische und wirtschaftliche Not. Ich nenne davon nur das erwachende Rassebewußtsein, die dämmernde Erkenntnis von der Bedeutung des Rasseerbgutes und von der Unvereinbarkeit der christlichen Lehre und des römischen Rechts mit ihm und seinen Forderungen. Die Spannungen wachsen durch das dumpfe Bewußtsein, daß christliche Lehre nicht dem Sinn des Menschenlebens gerecht wird, ganz abgesehen davon, daß die Dogmen der Kirche den Erkenntnissen der Naturwissenschaften nicht nur nicht standhalten, sondern widersprechen, und alles andere als göttliche Offenbarung sind, daß ferner diese Lehre sowie das römische Recht, beide aus der Fremde gekommen, tief in das seelische Leben des Deutschen Menschen durch Zwang eingreifen, wo göttliche Freimilligkeit das Handeln bestimmen sollte, während sie versagen, wo es sich um die einfachsten Fragen der Selbsterhaltung, Sippenerhaltung und Volkserhaltung handelt. Unklar wühlt das alles im Volk, und die Spannungen drängen zu Entladungen, die, statt zu retten, noch weiter vernichten werden, wenn eine rettende Hand nicht eingreift.

Es ist das große Werk meiner Frau, daß sie in ihrer religionphilosophischen Schau die revolutionierende Gedankenwelt schuf, die dem Volke Rettung werden kann. Darum soll die Revolution von 1932/33 in den Gang gesetzt werden, um diese Gedankenwelt, wie Rabbiner, protestantische und katholische Geistliche hoffen*), abzuwürgen und zu vernichten.

Meine Frau hat dem Volke ein anderes Gotterkennen gegeben, das gar keine Spannungen kennt mit Rasseerbgut, und Wissenschaft. Allein schon das Gegenüberstellen dieser Gottschau und der Lehren des alten und neuen Testaments befreit die Deutschen von unerträglichem Druck und tiefem Zweifel und bricht die Herrschaft des jüdischen Volks und der

*) Andere Landtage stehen nicht nach.

*) s. z. B. „Ludendorffs Volkswarte" Folge 11/32: „Nationalsozialisten als Würger."

Priester, die auf den Lehren und Auslegungen jener Schriften beruhen.

Nach jüdisch-christlicher Auffassung ist der Mensch dazu da, Gottes, d. h. Jahwehs oder Jehovahs Befehl zu erfüllen. Je nach seinem Tun wird er mit dem Himmel und ewiger Glückseligkeit belohnt oder in der Hölle mit ewigen Qualen bestraft. Nach unserer Schau des göttlichen Willens ist die Aufgabe des Menschen, sich in heiliger Freiwilligkeit und aus eigener Kraft zum völligen Einklang mit dem Göttlichen umzuschaffen, und solange er lebt, diesem Göttlichen in sich, in seiner Sippe und in seinem Volke zum Siege zu verhelfen, ohne daß Lohn und Strafe seiner harrt.

Zwang und Freiwilligkeit stehen also in den beiden Glaubensüberzeugungen scharf gegeneinander. Ist aber die christliche Glaubensüberzeugung willkürliches und sich vielfach widersprechendes Menschenwerk, so beruht das Erkennen des Göttlichen meiner Frau auf unantastbaren, religionphilosophischen Gedankengängen.

Weiterhin vertiefen die vielen, grundlegend tiefrevolutionierenden und aufbauenden Erkenntnisse der Werke meiner Frau, ich nenne nur „Schöpfunggeschichte", „Triumph des Unsterblichkeitwillens", „Des Kindes Seele und der Eltern Amt" und auch den „Lehrplan der Lebenskunde für Deutschvolk-Jugend", diese Grundlage der Volksschöpfung des Deutschen Volkes zu einem neuen Staats- und Wirtschaftausbau. Auf diese Erkenntnisse und ihre befreienden sittlichen Werte im einzelnen will ich nicht eingehen, sondern nur betonen, daß zum erstenmal eine klare Sonderung gegeben wurde, die überhaupt erst gestattet, Übergriffe der Staatsgewalt in den unantastbaren Bereich der einzelnen Seele, wie andererseits Versäumnisse an notwendigen Forderungen an den Menschen festzustellen.

In dem Buch „Erlösung von Jesu Christo" gibt meine Frau die Nutzanwendungen ihrer religionphilosophischen Betrachtungen für die Lebensgestaltung, soweit dies der Stoff des Buches, die Gegenüberstellung ihrer Schau mit der christlichen Lehre, zuläßt. Sie schreibt da z. B.:

> „Das Sittengesetz fordert all das vom Menschen, was die staatenbildenden Tiere an sich unter dem Zwang der Erbinstinkte leisten, so daß der Mensch durch die Einordnung unter dieses Gesetz so tauglich für Selbsterhaltung und Volkserhaltung wird, wie das Tier. Die Moral des Lebens aber hebt den Menschen hoch über das Tier. Sie will die Möglichkeit der Menschenseele, sich zum Bewußtsein Gottes umzuschaffen, trotz aller Fährnisse erhalten."

Die Wesenszüge dieser Moral des Lebens und ihre Sonderung von dem Sittengesetz sind eine der tiefgreifendsten Erkenntnisse für die Volkserhaltung! So wie erst Kants Erkenntnis von den Grenzen der reinen Vernunft klare Gotterkenntnis von allen religiösen Irrtümern sondern läßt, so ist die in allergrößter Gedankenschärfe durchgeführte Sonderung des Sittengesetzes, dessen Erfüllung unter Strafe in einem Volke gefordert werden muß, wenn es nicht untergehen soll, und der Moral des Lebens, der Erfüllung der göttlichen Wünsche, die Freiwilligkeit ihrem Wesen nach bleiben muß, erst die Grundlage eines Rechtes und aller Staatsgesetze, die das Gotterleben eines Volkes nicht bedrohen, sondern schützen und die Erhaltung des Volkes sicherstellen. **Damit würden Zwang und Strafgesetze auf dem Gebiete der Freiwilligkeit und Unterlassung der Forderung des Sittengesetzes, da wo sie unerläßlich sind, zur Unmöglichkeit werden. Die ungeheuren Spannungen im Volk, die durch Eingriffe und Unterlassungen hervorgerufen werden, würden sich glätten, und die Menschen und Völker auf weiten Gebieten in innerer Übereinstimmung leben.**

Das Deutsche Volk muß, um die Bedeutung des Gesagten nur einigermaßen zu erkennen, endlich verstehen, daß die Glaubenslehren und Rechtsauffassungen die Grundlagen seines Lebens sind. Das Christentum erzieht z. B. zwangsläufig Herdenmenschen, geleitet vom christlichen Hirten unter Verheißung von Lohn und Androhung von Strafen. Ein Volk, das so im Glauben erzogen worden ist, kann sich nur einen Staat bilden und eine Wirtschaft formen, die nach gleichen Grundsätzen das Menschenleben gestalten. Es muß folgerichtig ein Zwangs- und Zuchthausstaat auf allen Gebieten aus dem Christentum entstehen, alles andere wäre ein tiefer Widerspruch in sich.

Gegenüber dem christlichen Zwangsstaat mit einer kollektivierenden Wirtschaft und einem kollektivierten Volk ergibt sich aus den religionphilosophischen Betrachtungen meiner Frau die Volksschöpfung eines freien Volkes und eines Staates, der sittliche Freiheit gewährleistet.

Um dies zu beleuchten, führe ich aus dem Werk „Erlösung von Jesu Christo" wenige Stellen an, die ich dem Abschnitt „Morallehre" und seinen Unterabschnitten „Moral des Lebens" und „Sittengesetz" entnehme:

> „Das Sittengesetz darf aber auch den Gottesstolz im Menschen weder verkümmern noch brechen durch würdelose Versklavung, durch Gefährdung der Freiheit und Selbständigkeit des einzelnen. Das Sittengesetz erfüllt erst dann seinen tiefen Sinn, wenn es die Selbsterhaltung und Volkserhaltung durch ein Mindestmaß der Beschränkung der Freiheit und Selbständigkeit des einzelnen sichert. Da das Wesen aller göttlichen Wünsche und des Gottesstolzes heilige Freiwilligkeit ist, so müssen die Landesgesetze vor allem auch die heilige Freiwilligkeit der Erfüllung des Sittengesetzes sichern und fördern, jedenfalls hierzu immer die Möglichkeit lassen. Zwang und Strafe dürfen nur da einsetzen, wo die Erfüllung versäumt ist."

An anderer Stelle heißt es:

> „Jedes Tier sorgt, wie wir sahen, von Instinkt gezwungen, sobald es herangewachsen ist, selbst für die Erhaltung seines Lebens. Das Sittengesetz muß, wie schon erwähnt, diesen Zwang der Erbinstinkte ersetzen und daher von jedem im Volke die Selbsterhaltung durch eigene Leistung als Selbverständlichkeit erwarten und sich nur Zuständen der Hilflosigkeit des Einzelnen gegenüber berechtigt, ja sogar verpflichtet fühlen, Fürsorge zu sichern. So muß das Sittengesetz von der Volksleitung Sicherung der Arbeitmöglichkeit jedes Einzelnen und Sicherung des Arbeitertrages verlangen. Die Einordnung des Sittengesetzes unter die Moral des Lebens hat es aber auch zur Folge, daß das Sittengesetz von der Volksleitung fordert, daß kein einziger im Volke, um sein Dasein erhalten zu können, Arbeitsklave, ‚Arbeittier' wird und hierdurch seelisch verkommt ..."

Und weiter lesen wir:

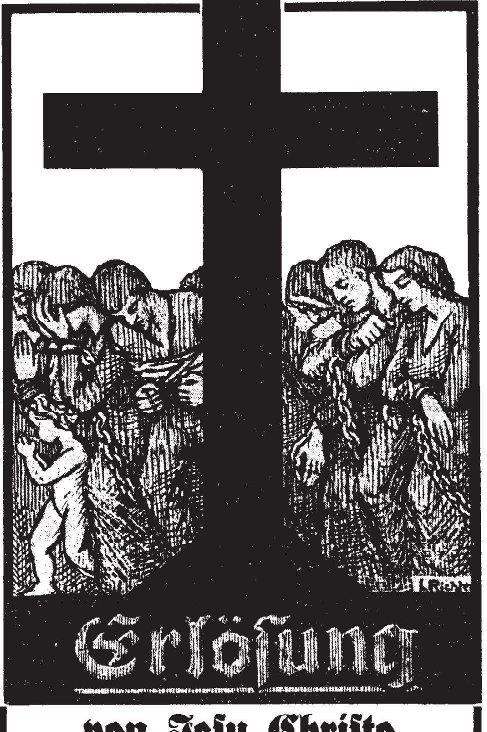
> „Die Gewaltherrschaft ist nur eine vergängliche Sache, wenn ein Volk noch gesund genug ist, sie abzuwerfen, aber sie währt lange an, wenn alle Schutzwälle eingerissen wurden, die seine Freiheit hüten. Aus jenen Zeiten vergänglicher Gewaltherrschaft, in denen alle Schutzwälle im Volk noch erhalten waren, stammt auch das Volkssprüchlein:
>
> ‚Strenge Herren regieren nicht lange.'
>
> Die Schutzwälle eines Volkes gegenüber volksmörderischer Gewaltherrschaft sind: Selbstversorgung und Selbsthilfe jedes Einzelnen in seiner Selbsterhaltung, volle Verantwortung für sein Tun vor dem Sittengesetz, freie Bahn für freiwillige Höchstleistung und die Pflicht der Volksleitung, dem freien Menschen Arbeit und Arbeitertrag zu sichern."

Diesen Forderungen gegenüber, die sich aus der Religionphilosophie meiner Frau über den Sinn des Menschenlebens mit unvergleichlicher Folgerichtigkeit ergeben, frage ich:

Wie steht es heute mit der Erziehung des Volkes zu seiner Erhaltung? Hört es etwas von den überstaatlichen Gewalten, hört es etwas, was Glaube, Politik und Wirtschaft bedeutet?

Wie steht es heute mit Gewissensfreiheit, wo schon Säuglinge einer Religiongemeinschaft zugeteilt werden, aus der auszutreten nur zu oft mit gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Nachteilen verbunden ist?

Wie steht es heute mit der Erhaltung des Gottesstolzes und der Freiheit des einzelnen, der befürchten muß, sein



Brot zu verlieren, wenn er eine Meinung vertritt, die dem Brotgeber nicht bequem ist?

Wie steht es mit den Millionen Arbeitlosen gegenüber der geforderten Möglichkeit der Selbsterhaltung durch Selbstversorgung?

Wie steht es mit der Erfüllung der Aufgabe des Staates, die Möglichkeit der Selbsterhaltung und Selbstversorgung sicherzustellen?

Wie steht es mit der Erhaltung des Arbeitertrages gegenüber den ungeheuren Steuerbelastungen?

Wie steht es mit der Verantwortlichkeit der Volksleiter für diese Zustände?

Ich habe nur einige Fragen aufgeworfen, andere kann sich der Leser selbst stellen und beantworten. In allem sind unsere Anschauungen entgegengesetzt dem, was der jüdisch-christliche Zwangsstaat heute verwirklicht und das „Christentum der Tat" des Herrn Hitler noch schärfer in Erscheinung treten lassen wird.

Es ist klar, daß ein Durchdringen des Volkes mit Anschauungen, die das Volk aus dem Bannkreis des jüdischen Volkes und der Priester und aus den Armen des bürokratischen Staates führen, der Macht des Weltkapitals entgegensteht und die „schlimmste Revolution" des Geistes bringt, die heutzutage gedacht werden kann, da sie den Völkern und dem einzelnen Freiheit gibt, die von den heute herrschenden Gewalten mit allen Mitteln verhindert werden muß. Die Revolution von 1932/33 soll diese Aufgabe erfüllen, nachdem die anderen widerlichen Kampfmethoden versagt haben.

Demgegenüber werden meine Frau und ich dafür sorgen, daß die Grundlagen unserer Volksschöpfung weiter bekannt werden. Ich weiß, daß uns viele Deutsche dabei helfen werden. Auch die Revolution von 1932/33 wird diese Gedankenwelt, die die Befreiung des Deutschen Volkes zur Folge haben wird, schließlich nicht im Zwangs- und Zuchthausstaat, auch nicht im Blut ersticken können.

Die Deutsche Volkshochschule

D-2401 Ratekau · Postfach 1102

Da immer wieder gelogen wird, Ludendorff habe sozusagen Seite an Seite mit Hitler gestanden, geben wir hier einen Aufsatz Ludendorffs original im Faksimiledruck wieder. Dieser Aufsatz ist ein halbes Jahr vor Hitlers Machtergreifung geschrieben. Er zeigt in voller Klarheit, was Ludendorff von der nationalsozialistischen Machtübernahme erwartete:

Nach zehn bis zwölf Jahren (also 1943-1945) wird das Deutsche Volk erkennen, daß die Revolution 1932/33 ein Volksbetrug war.

Und weiter:

Die Revolution von 1918/19 schloß eine kriegerische Periode ab, die neue Revolution wird sie einleiten.

Die Geschichte hat gezeigt, daß General Ludendorff die Entwicklung der politischen Verhältnisse richtig vorausgesehen hat. Sollte man daraus nicht den Schluß ziehen, daß er auch die Kräfte, die die Geschichte machten, richtig gesehen hat? Ludendorff wurde nicht müde, vor dem Mißbrauch des Lebens- und Freiheitswillens des deutschen Volkes durch die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei zu warnen. Aber er konnte vor den Gefahren nicht nur warnen, er konnte der herrschenden Wirrnis auf weltanschaulichem Gebiete die klaren Antworten gegenüberstellen, die Mathilde Ludendorff in ihrer Religionsphilosophie gegeben hatte. So zeigte er, wie in dem damals gerade erschienenen Buche „Erlösung von Jesu Christo" die Frage nach Zwang und Freiheit allgemeinverständlich beantwortet wurde.

Diese Frage war Ludendorff besonders wichtig, da er die Entwicklung zum nationalsozialistischen Zwangsstaat klar voraussah.

Hitler hat in geschickter Weise den Lebenswillen des Deutschen Volkes für seinen Zwangsstaat mißbraucht, hat Maßnahmen ergriffen, die schließlich in Krieg und Zusammenbruch endeten, wie Ludendorff das vorausgesagt hat. Auf diese Weise ist der völkische Gedanke heutzutage derart in Mißkredit geraten, daß die Deutschen heute glauben, jedes Volksbewußtsein, jedes Rassebewußtsein ablehnen zu müssen. So ist dafür gesorgt, daß unser Volk von einem Extrem in das andere fällt. Während in anderen Völkern das Volksbewußtsein wächst, wird in unserem Volke jede Regung in dieser Richtung fälschlicherweise mit Neonazismus gleichgesetzt.

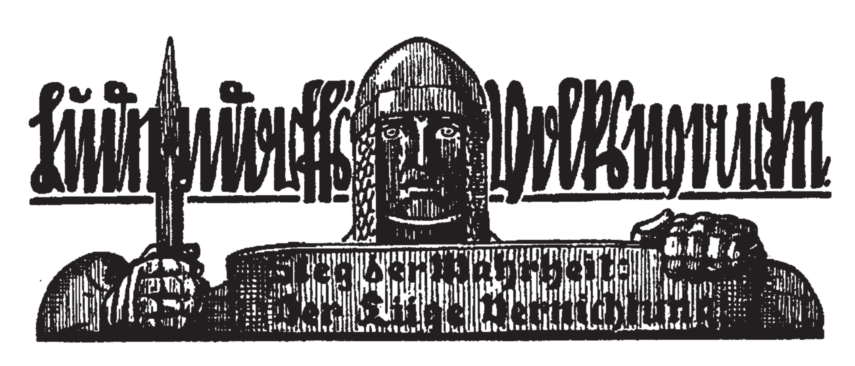
Vor allem wird man nicht müde, das Märchen in die Welt zu setzen, Ludendorff sei ein Anhänger Hitlers gewesen. Zum Beweis wird die Beteiligung Ludendorffs am sog. Hitlerputsch im November 1923 angeführt.

Nun muß man allerdings das Handeln jedes Menschen immer aus der Zeit heraus verstehen, in der er gelebt hat. Wenn man nun die Zeit um 1923 mit den heutigen Verhältnissen vergleicht, so zeigen sich Ähnlichkeiten, die uns die damaligen Verhältnisse vielleicht etwas verständlicher machen.

In unseren Tagen sehen wir eine recht beachtliche Auseinandersetzung auf verschiedenen Gebieten: da ist die ökologische Bewegung, Landschaftsschutz usw., gegen Flugplatzstartbahn, da ist die Friedensbewegung usw. Alle diese Gruppen – klein zwar, aber sehr aktiv und idealistisch einsatzbereit – sind, obwohl in wesentlichen Zielsetzungen einig, in sich zerstritten und beherbergen die unterschiedlichsten politischen Richtungen von ganz links bis ganz rechts. Wir sehen also in diesen Gruppen eine große Vielfalt unterschiedlichster politischer Färbung.

Nach dem Ersten Weltkrieg gab es im Deutschen Reich eine ebensolche Vielfalt politischer Gruppen, ebenso in sich zerstritten und unklar. Heute geht es in den Gruppen um Lebenserhaltung schlechthin, damals ging es unter dem Diktat von Versailles um Volkserhaltung. Heute fehlt diesen Gruppen eine überragende Führergestalt, damals war General Ludendorff – wie man sich ausdrückte – der „Schirmherr" aller dieser Verbände. Dabei gehörte er keiner dieser Organisationen an, eben auch nicht der Partei Hitlers, die erst nach 1924 (Hitler hatte damals erst sein Buch „Mein Kampf" geschrieben) mehr und mehr ihren politischen Weg festlegte. Im gleichen Zeitraum entfernte sich Ludendorff immer weiter von den nun immer klarer erkennbaren politischen Ansichten Hitlers bis zur ausgesprochenen Gegnerschaft.

Der hier wiedergegebene Aufsatz von General Ludendorff aus dem Jahre 1932 ist selbstverständlich nur aus der damaligen Zeit heraus zu verstehen. Es ist ein Zeitdokument, das zeigt, wie die Einstellung des Generals zur nationalsozialistischen Machtergreifung war, wie sehr es also Lüge ist, Hitler und Ludendorff als nebeneinanderstehend zu zeigen.



mit den Beilagen „Das schaffende Volk“, „Das wehrhafte Volk“, „Die Sippe“, „Die Rast“ und „Am heiligen Quell“ erscheint allwöchentlich in München.
Bezugspreis 1,06 RM. durch die Post, 1,35 RM. durch Streifband.

Sie ist das Kampfblatt

für die Befreiung aus dem versklavenden, kapitalistischen, sozialistischen und christlichen Zwang, ausgeübt durch Wirtschaft, Staat und Kirchen;

gegen jede bolschewistische, faschistische oder pfäffische Diktatur, Enteignung des Besitzes und Raub des Arbeitertrages;

gegen die Ausbeuter des Volkes: die überstaatlichen Mächte, die Weltfinanziers, Juden, Jesuiten, Freimaurer und sonstige Geheimorden;

gegen den Versailler Vertrag und jede Erfüllungspolitik, aber auch gegen jede Bündnispolitik, die geeignet ist, das Deutsche Volk in einen neuen Weltkrieg zu treiben;

für die Kampfziele Ludendorffs, für Einheit von Blut, Glauben, Kultur und Wirtschaft und für die Freiheit und die Wohlfahrt aller Deutschen;

für Aufklärung des Volkes über drohenden Krieg.

In der monatlichen Beilage „Am heiligen Quell“ gibt Frau Dr. Mathilde Ludendorff Beiträge aus der Fülle ihrer Erkenntnisse. Sie verhilft damit dem Deutschen Menschen wieder zu artgemäßem Denken auf sittlichem und weltanschaulichem Gebiete und führt ihn aus fremder Sitten- und Gottlehre hin zur Deutschen Gotterkenntnis, die im Blute wurzelt.

Ludendorffs Volkswarte-Verlag G.m.b.H.
München 2 NW, Karlstraße 10
Fernruf 53 807. Postscheckkonto: München 3407, Wien D 129 986.

Die kompletten Jahrgänge 1929 bis 1933 der Wochenschrift „Ludendorffs Volkswarte“, mit den dazugehörigen Beilagen, sind in digitalisierter Form als PDF-Dateien auf CD-ROM im Verlag Hohe Warte, www.hohewarte.de erhältlich. Ebenfalls unter www.booklooker.de. Leseproben von verschiedenen Ausgaben unter www.scribd.com, www.archive.org oder einer anderen Internetseite einsehbar. Niemand der sich mit Zeitgeschichte, Philosophie, Religion usw. beschäftigt kommt an diesen zeitgeschichtlichen Veröffentlichungen herum. Ein Fundus an wertvollem Wissen das seinesgleichen sucht. Hochkarätige Geschichtszeugnisse.



Die, die soviel von „Auferstehung" schwätzen,
die stemmen sich, solang 's nur geht,
mit aller Wucht dagegen in Entsetzen,
wenn wirklich einmal jemand aufersteht!

Wer Streifbandbezug wünscht, sende diese Karte an Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19 mit dem Vermerk „Streifbandbezug" (in Deutschland monatlich -.70 RM.)

An das Postamt des neuen Beziehers

Ich bestelle hiermit bei der Post die Halb-Monatsschrift

Am Heiligen Quell Deutscher Kraft

(Erscheint zweimal im Monat in München)

ab Monat .... bis auf Widerruf, monatlich -.60 RM. (zuzüglich 4 Pfg. Zustellgeld) und bitte, den Betrag einziehen zu lassen.

Vor- und Zuname: ....

Beruf: ....

Wohnort und Straße: ....

....

Zuständiges Postamt: ....
(in Orten mit mehreren, Nr. des Postamtes)

„Ludendorffs Halbmonatsschrift – Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" der Jahre 1929-1939 jetzt auch digitalisiert in Form von PDF-Dateien auf CD-Rom im Verlag Hohe Warte, www.hohewarte.de, unter www.booklooker.de oder einer anderen Quelle erhältlich. Im gebundenen Nachdruck ebenfalls erhältlich beim Verlag für ganzheitliche Forschung in Viöl (nur die Jahrgänge 1933 bis 1938).

Walter Löhde

Erich Ludendorffs Kindheit und Elternhaus



19 38

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19

Der Lebensweg des Feldherrn 1865—1914

Durch Tatkraft, Leistung und unbeugsamen Willen zum Vorbild des soldatischen Führers!

General Ludendorff:

Mein militärischer Werdegang

Blätter der Erinnerung an unser stolzes Heer

192 Seiten mit 9 Bildtafeln und mehrfarbigem Schutzumschlag, 30. bis 32. Tausend, 1937, Ganzleinen 4.— RM

Man kann das Buch nicht ohne innere Bewegung lesen, denn es enthält das Leben und den Werdegang eines preußisch-Deutschen Offiziers der Vorkriegszeit, der durch eigene Kraft und Leistung sich zu der schwersten und verantwortungvollsten Stellung im Weltkriege emporgearbeitet hat. Wie dies möglich war, ist eine Belehrung für die Jugend von heute und morgen, in- und außerhalb der Wehrmacht. Darüber hinaus beansprucht das Buch das Interesse all derer, die den Geist und die Arbeit des alten Heeres erfahren haben oder kennenlernen wollen, und all derer, die nach eigener gerechter Würdigung der Persönlichkeit Ludendorff und ihres Werdeganges suchen.
Das ganze Buch aber durchzieht jene glühende, fast fanatische Liebe zu Deutschland, aus der heraus Ludendorffs Handeln als Soldat und Politiker allein zu begreifen ist. Das Deutsche Volk hat einen Anlaß, seinem Feldherrn für diesen Lebensbericht dankbar zu sein, er ist ein Denkmal unserer alten Armee, ein Vorbild für die junge Deutsche Wehrmacht, gegeben von dem größten Deutschen Soldaten, dem Vorbild des soldatischen Führers, dem Feldherrn des Weltkrieges.

Das große Gedenkbuch über den Feldherrn

Erich Ludendorff
sein Wesen und Schaffen

Herausgegeben und im Aufbau entworfen von Frau Dr. Math. Ludendorff

Umfang 764 Seiten einschließlich 130 Bildern und Karten, 11.—12. Tausend, 1940. Preis in Leinen gebunden 23.— RM, in Halbleder gebunden 29.— RM

Lebenswahrer und lebendiger können Sie den Feldherrn nicht in Erinnerung behalten als durch dieses Buch. Unvergeßlich sind die Eindrücke, die dieses Werk von dem Wesen, dem Charakter, und der ganzen kraftvollen Persönlichkeit des Feldherrn gibt. Aus dem lebendigen Erleben derjenigen heraus, die Jahre lang mit ihm eng zusammen arbeiteten und kämpften, ist in diesem Werk ein Bild von ihm entstanden, wie es plastischer und packender nicht sein kann. Offiziere der Front und der Obersten Heeresleitung schildern Erich Ludendorff als Soldaten und Feldherrn, als Kameraden und Vorgesetzten, bewährte Mitkämpfer legen Zeugnis ab von seinem Geisteskampf, Frau Dr. Mathilde Ludendorff selbst zeichnet in zahlreichen Beiträgen seine herrlichen Wesenszüge. Wenn das Bild des Feldherrn und seine wahre Bedeutung für das Deutsche Volk der jetzigen und späteren Generationen gezeichnet werden kann, so nur von ihr, der Lebens- und Kampfgefährtin, die dem Feldherrn persönlich am nächsten stand und seine Größe von jener mit ihm gemeinsamen geistigen Warte allein zu würdigen vermag.

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19

Erich Ludendorff

Sein Wesen und Schaffen

Herausgegeben von

Dr. Mathilde Ludendorff

Geschrieben

von ihr und anderen Mitarbeitern

4 farbige Tafeln, 80 Bildtafeln und 10 Kartenskizzen im Text

Schlußvignetten stammen aus der Hand von

Lina Richter

6. Tausend



19 38

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München

Inhaltsangabe:



„Wehe dem Volk, dem die Geschichte nicht Lehrmeisterin sein kann!" Erich Ludendorff

Erich Ludendorff nach einem Gemälde von Eißfeldt

Eine Sammlung von Aussprüchen des Feldherrn

Die „Rote Reihe"

Feldherrnworte von Erich Ludendorff

Bisher sind erschienen:

Band 1: **Worte an Jugend, Bauern und Arbeiter**
Band 2: **Worte über Wehrhaftigkeit, Soldaten- und Feldherrntum**
Band 3: **Worte des Feldherrn über die überstaatlichen Mächte**

Die „Rote Reihe" enthält eine Sammlung von Aussprüchen des Feldherrn und gibt allen Deutschen Gelegenheit, aus der reichen Kriegserfahrung des Feldherrn und aus seinem Kampf gegen die überstaatlichen Mächte zu lernen und neue Erkenntnisse zu schöpfen, um daraus Folgerungen für die Lebensgestaltung zu ziehen. Durch die geschmackvolle Aufmachung sind die Bände der „Roten Reihe" ebenso wie die der „Blauen Reihe", die ja bereits in vielen Kreisen freudig aufgenommen wurden, für Geschenkzwecke besonders geeignet. Der Preis der einzelnen Bände ist unabhängig vom Umfang, der durch die Art der Zusammenstellung verschieden sein muß, einheitlich festgelegt auf 1.50 RM kart. und 2.50 RM in rotem Leinen gebunden. Die „Rote Reihe" wird durch weitere Bände fortlaufend ergänzt. Zu beziehen durch den gesamten Buchhandel, die Ludendorff-Buchhandlungen und die -Buchvertreter.

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19



8. Herbstmond 1929 (September)
Folge 19 / 1. Jahrgang

Verlag u. Schriftleitung: München, Promenadepl. 16a. Fernruf 92361. Postscheck.: „Ludendorffs Volkswarte-Verlag", München 3407, Wien D 129986. — Bezugsgebühr: Monatlich durch die Post RM. 1.— (zuzügl. 6 Pf. Zustellgeb.), Streifband- u. Auslandsbezug 35 Pf. mehr.

Anzeigengebühr: 9 gespaltene Millimeterzeile 8 Pf., die 3 gespaltene Reklame-Millimeterzeile 30 Pf. Bei Wiederholungen u. Seitenabschlüssen besondere Vergünstigungen. Erfüllungsort: München. — In Fällen höherer Gewalt: Weder Nachlieferung noch Rückzahlung.

Einzelpreis 25 Pfennig
Erscheint jeden Sonntag.

Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende

Von Erich Ludendorff und Frau Dr. Mathilde Ludendorff

Die neue Waffe für die Deutsche Abwehr

Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende.

Das ist der Titel des neuen Werkes, in dem das Haus Ludendorff dem Deutschen Volk — und nicht nur ihm, sondern allen geknechteten Völkern der Erde — die Waffe in die Hand gegeben hat zum Kampfe gegen die weitaus gefährlichste Geheimmacht, die sein und aller Völker Leben bedroht: **Die Waffe zum Kampfe gegen die überstaatliche Jesuitenmacht.**

Vielen Deutschen, die unter Führung des Hauses Ludendorff die verbrecherischen, auf die Weltherrschaft gerichteten Ziele von Jude und Freimaurer erkennen gelernt haben, deren enge Verbundenheit und listige, lügnerische und vor keinem Mittel zurückschreckende Wirkungsweise, denen mag es im ersten Augenblick als zweifelhaft erscheinen, daß noch ein höherer Gipfel überstaatlichen Verbrechertums vorhanden sein könnte als wie er in Jude und Freimaurer gegeben ist — so, alle Maße überschreitend stellen sich ja schon diese beiden dar! **Und doch: des Jesuiten Art stellt sie noch beide in den Schatten, indem er — noch besser als diese — seine ganze Furchtbarkeit unter der Tarnkappe eines immer freundlich und so harmlos dreinschauenden Gesichts eines „armen Bettelordens" verborgen hält.** Doch diese Tarnkappe ist ihm nun von seinem alles warmen Lebens baren Totengesicht heruntergerissen — und damit seine Macht! **Beruht doch auch die Macht dieses „schwarzen Feindes" — wie diejenige des Judentums und der Freimaurerei — allem voran auf dem Unerkanntsein seines wirklichen Wesens.**

Um diese bestvertarnteste Macht in das sie wehrlos machende Licht der Erkenntnis zu stellen, konnte die Zeitenwende, in der wir heute stehen, keinen größeren Griff tun als diese Aufgabe den Zweien vorzubehalten: dem, der mit dem Blick des Feldherrn und Staatsmanns die Stellung dieses Heeres, das „unter der Fahne des Kreuzes Gott Kriegsdienste tun will", umfaßt, und jener Frau, die um das Leben der verschiedensten Seelen Bescheid weiß wie niemand sonst, und die in das philosophische Chaos von heute eine neue Ordnung hineinstellte. Ein Mann und eine Frau — und was die Augen dieser beiden großen Verschiedenen geschaut und erkannt haben, das ist in diesem neuen Werk zu einer Einheit geworden, zu der Schöpfung einer Persönlichkeit, wie sie in dieser Gestalt die Geschichte noch nicht gesehen hat, und für die sicherlich eine Nachwelt nur den Namen haben wird: das Haus Ludendorff, jenen Namen, an dem für alle Zeiten das unvergängliche Verdienst haften wird, der Welt — und insbesondere dem Deutschen Volk — aufgezeigt zu haben, daß das Schicksal der Völker in der Hauptsache von ganz anderen Mächten bewegt wird wie von denjenigen, die in Paris, London, Washington usw. ihre Ministerien des Äußeren haben und als Staatsmächte aller Welt bekannt sind. **Diese Mächte verfügen zwar über Schiffsgeschütze und Maschinengewehre, über Millionenheere und Milliardenwirtschaften — sie verfügen darüber, indem gleichzeitig von den überstaatlichen Mächten her, mit denen sie von oben bis unten durchfilzt sind, über sie selbst verfügt wird, wie über Schachfiguren.** Wie dieses unheimliche Tun möglich ist, das wies das Haus Ludendorff in den bisherigen Kampfschriften nach, wie es aber der „Kriegsschar Jesu" — mehr als den anderen — zu einer grauenvollen Möglichkeit wird, das tut in einer atemraubenden Wucht dieses neue Werk dar, und gibt damit dieser Macht gegenüber die Mittel an die Hand, um auch ihr das Ende zu bereiten.

Sogleich von vorneherein läßt dies Werk jene Meinung, die auch selbst noch in den Reihen der erwachten Deutschen ihre Traumwandler hat, als einen entsetzlichen Irrtum erkenntlich werden, jene Meinung, als ob die „Kompanie Jesu" eben nur ein Orden sei, ein Glied, eine Spielart innerhalb der römischen Kirche, ein Orden, der zwar fanatischer sein Ziel verfolgt als die anderen und unbedenklicher ist in der Wahl seiner Mittel, der aber sonst eben nur so eine Art schwarzes Schaf in der katholischen Familie darstelle — und mehr nicht. Diese Wahrhaft-Harmlosen wird nach dem Studium des vorliegenden Werkes ein Grauen schütteln. Gleich die ersten Kapitel des Buches, die einen furchtbaren Einblick in das seelenmordende Wesen und die alles durchsetzende Gliederung des Jesuitenheeres eröffnen, machen es zu einer unbestreitlichen Tatsache, daß es sich ganz anders verhält: **daß der Jesuit der Herr geworden ist und Rom zu seinem Gescherr. Den schlagendsten Ausdruck findet diese Tatsache darin, daß — nach den Ordenssatzungen! — der Jesuitengeneral, der „schwarze Papst",**

der „Christus quasi praesens"

ist, d. h. „der gleichsam gegenwärtige Christus"! Demgegenüber ist bekanntlich das sichtbare Oberhaupt der römischen Kirche, der „weiße Papst", nur der „Stellvertreter Christi" und zwar nur, sofern er „im Amte" handelt! Schon diese Unterscheidung bietet den Schlüssel zu einem Eingang in das rechte Verständnis, und General Ludendorff sagt somit in dem 1. Kapitel, „Der schwarze Feind":

Wir übergeben dieses Werk dem Deutschen Volke, damit es nun auch den Abwehrkampf gegen die Vergewaltigung durch den Jesuitenorden führen kann.

Wir übergeben es den Deutschgläubigen und den Protestanten, die sich durch ihre Geistlichkeit nicht den Jesuiten ausliefern lassen wollen, wie auch den Katholiken, die sich nach der Befreiung von dem Joch der „Leichname" Loyolas sehnen.

Wir übergeben es den „internationalen", wie den „nationalen" Deutschen, die sich durch den Jesuitenorden und seine Verbündeten, den Juden und künstlichen Juden, den Freimaurern, gegeneinander hetzen lassen.

Das **Werk** ist **die Fortsetzung der Befreiungstat Luthers, als er, umgeben von studierender Jugend, die Bannbulle des römischen Papstes verbrannte und damit in der Folge Deutschen Geist von den engen Fesseln furchtbarer Knechtung befreite.**

Seit 400 Jahren führt **der General des Jesuitenordens den „ewigen Krieg" gegen alle Völker** auf den Gebieten des Blutes, des Glaubens, der Kultur und der Wirtschaft, mit allen Mitteln kirchlicher und weltlicher Politik, um als der „gleichsam gegenwärtige Christus" sich sein Weltreich zu errichten.

Seit 150 Jahren steht er in diesem gotteslästerlichen Kampfe, eng vereint mit Juden und Freimaurern und doch im Sektenstreit gegeneinander.

Heute sollen die Deutschen in einem jüdisch-freimaurerisch-demokratischen oder in einem jesuitisch-diktatorischen Paneuropa verschwinden.

Das ist der tiefe Sinn des internationalen Systems, unter dem wir stehen, und der sogenannten „nationalen Opposition" gegen dieses System.

Noch in letzter Stunde äußerster Not richten wir an die Deutschen die Frage, ob sie wirklich einen dieser beiden gleich verhängnisvollen Wege gehen wollen oder endlich den Weg beschreiten werden, der ihnen mit der Bildung der „Deutschen Abwehr" gegen jahrhundertelange Vergewaltigung gewiesen wird.

Wir sind überzeugt, daß die Deutschen endlich das furchtbare Schicksal kennen, dem sie blind entgegentaumeln, und dem Ruf nach Zusammenschluß und zum Abwehrkampf gegen die überstaatlichen Geheimmächte folgen werden.

Darum übergeben wir ihnen und all den anderen gleich bedrängten Völkern auch das neue Werk als Abwehrwaffe.

Deutsche, lernt sie gebrauchen, wenn der sittliche Kampf um Arterhaltung und Freiheit es erfordert. Je ungeheuerlicher die Gründe für die Anklagen sind, die um des Volkes halber erhoben werden müssen, desto sorgfältiger muß jeder Mitbürger sie kennenlernen und verwerten. Nur so kann er seinem Volke helfen.

Deutsche, studiert umgehend das Werk und verbreitet es! Jeder einzelne Deutsche hält wieder die eigne Zukunft und die Zukunft seines Volkes in seiner Hand.

Erich Ludendorff
und
Frau Math. Ludendorff

Aus dem Inhalt:

Diese Folge hat acht Seiten.

Die erlösende Tat des Feldherrn

General Ludendorff:

Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse

120 Seiten und 9 Bilder aus Logen, 179.—183. Tausend, 1938, Ganzleinen 2.50 RM, kartoniert 1.50 RM

Dieses Buch von Erich Ludendorff ist eine Tat, deren politische und vor allem kulturelle Auswirkung kaum überschätzt werden kann. Dabei ist sein Inhalt so erschütternd, daß es schwer ist, sich zu einer sachlichen und ruhigen Würdigung zu zwingen. Ungeheuerlichkeiten, die Jahrhunderte hindurch bestanden haben, ohne daß sie den ahnungslosen, von ihnen bedrohten Völkern bekannt geworden wären, stehen durch dieses Werk Ludendorffs mit einem Mal im hellen, grellen Sonnenlicht. Mit dem unerbittlichen Wahrheitsinn des Deutschen ist hier in die Dunkelkammer der jüdischen Bruderliebe geleuchtet. Der Verfasser begnügte sich nicht, wie andere Bekämpfer der Freimaurerei, deren undeutsches Wirken in einer geschichtlichen Epoche, zum Beispiel vor, während und nach dem Weltkriege, zu entlarven. Sein Forschen galt ganz im Gegenteil der Art dieses Geheimordens, also seiner Organisation, seiner Geheimlehre, seiner Gerichtsbarkeit, seiner Moral, seinem Ritus, kurz, seinem inneren Wesen, was bisher so sorglich verhüllt worden war und nur in den Geheimbüchern der Freimaurerei zu finden ist, was sogar den meisten Freimaurern nur zum kleinsten Teil mitgeteilt wird. Seit Erscheinen dieses Buches sind nun elf Jahre vergangen. Obwohl die Freimaurerei heute in Deutschland verboten ist, hat sich doch in der Geschichte das immer wieder neuerstehende völkerzerstörende Wirken der überstaatlichen Freimaurerei in grellem Lichte gezeigt. Nur Aufklärung über dieses Wirken der judenhörigen Freimaurerei kann die Völker in Zukunft vor solchem Unheil bewahren.

Destruction of Freemasonry

Through

Revelation of their Secrets

by

General Erich Ludendorff



E-book! See the Internet under www.archive.org, www.scribd.com or the Internetchannel www.youtube.com/user/Genesis2740Blessing

General Ludendorff:

Der totale Krieg

Der Krieg der Zukunft

Das letzte militärische Standardwerk des Feldherrn

128 Seiten, 109.—111. Tausend, 1940, kart. 1.50 RM, Ganzleinen 2.50 RM

Aus reicher welt- und kriegsgeschichtlicher Schau gibt hier der Feldherr dem Volke und damit auch der Wehrmacht seine Kriegserfahrung. Im ersten Abschnitt über das „Wesen" eines Krieges setzt er sich kurz mit dem Werke „Vom Kriege" von v. Clausewitz auseinander und zeigt, wie — im Gegensatz zu jenen Zeiten — der Krieg heute nicht allein die Kraft der Wehrmacht eines Volkes, sondern dessen gesamten physischen, wirtschaftlichen und seelischen Kräfte beansprucht, und wie im Kriege ein Volk das andere in Wehrmacht, Wirtschaft und seelischer Geschlossenheit zu treffen trachtet. Der Feldherr folgert, das Wesen des Krieges sei „total" geworden, die Politik habe sich hierauf einzustellen und der Kriegführung zu dienen. Eingehend stellt er die seelische Geschlossenheit des Volkes als die notwendige Grundlage des totalen Krieges fest und weist nach, wie sie allein gewonnen und erhalten wird und wie sich Wirtschaft und Industrie mit allen ihren Zweigen in diesen totalen Krieg einfügen müssen und einfügen. Die Stärke der Wehrmacht und ihr Gehalt, der Wert des Menschen und der Technik, die Grundlagen der Manneszucht, die Aufgaben des Unteroffiziers, des Offiziers und Heeresbeamten werden von hoher Schau bewertet. Es folgt ein Überblick über die Einheiten der Wehrmacht zu Lande, in der Luft und auf See, da sie vielen Deutschen vielleicht nicht geläufig sind. Dann werden Schlacht und Angriff als die kriegsentscheidenden Kampfformen hingestellt, die Verteidigung und andere Kriegshandlungen besprochen und die Sonderaufgaben gezeigt, die Marine und Luftwehr zu erfüllen haben. Hat so der Feldherr die Grundlagen der Kriegführung gegeben, so zeigt er in dem Abschnitt „Durchführung des totalen Krieges" in packender Schilderung Werden und Verlauf eines solchen Krieges. Hier sind keine „Rezepte" und „Theorien" gegeben, keine bestimmten Lagen konstruiert, sondern es ist der Umfang, das Wesen, der Inhalt der Kriegshandlung selbst geschildert, ohne Rücksicht darauf, wo er geführt wird. Das Werk gibt auch hier unerbittliche Tatsächlichkeit. Der Abschnitt „Der Feldherr" schließt das Werk und gibt unantastbare Grundsätze über das Führertum im Kriege.

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19



Ein Versuch der vollkommensten Bildgestaltung des Feldherrn. Groß-Oktav, 114 S. m. 1 Photo auf dem Schutzumschlag u. 8 Bildern auf Kunstdruck u. 1 Ahnentafel d. Feldherrn. Ganzl. geb. RM. 3.50.

Generallt. a. D. Bronsart v. Schellendorf urteilt über das Buch: „**Es gibt kein** Werk über den Feldherrn, das uns Deutschen diesen Recken in allen seinen Taten und Auswirkungen so **lebendig vor die** Augen führt und in unsere Seele so unauslöschlich eingräbt, wie „**Ludendorff,** der ewige Recke“.

Das Buch ist mit dem Herzen geschrieben und umfaßt den ganzen Menschen und Deutschen Ludendorff.

Verlag Pfeiffer & Co.,
Landsberg (Warthe).

Der Verfasser vorliegender Schrift, Matthias Köpke, kann sich der obigen Buchbeschreibung des Werkes: „Ludendorff der ewige Recke“ von Alfred Stoß, nach einem umfangreichen Schriftstudium der Werke Erich Ludendorffs uneingeschränkt anschließen. Ein umfangreicheres Werk zum Leben des Feldherrn ist: „Erich Ludendorff, Sein Wesen und Schaffen“, herausgegeben von Dr. Mathilde Ludendorff und natürlich seine eigenen Lebenserinnerungen in 3 Bänden. Alle Werke sind digitalisiert erhältlich unter www.scribd.com, www.archive.org oder unter einer anderen Internetadresse.

Erich und Mathilde Ludendorff

Die Judenmacht ihr Wesen und Ende

Mit 40 Abbildungen

Herausgegeben
von
Dr. Mathilde Ludendorff



1939

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19

Inhaltsverzeichnis

3. Der Jude erfüllt die politischen und wirtschaftlichen frommen Pflichten

A) Jüdisch fromme Politik

Nachfolgend
die Lebenserinnerungen
„Statt Heiligenschein und Hexenzeichen mein Leben“
von
Mathilde Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)
in 6 Bänden.

Statt Heiligenschein oder Hexenzeichen mein Leben

I. Teil Kindheit und Jugend

Mathilde Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)

Mit acht Abbildungen

Ludendorffs Volkswarte-Verlag, München

Durch Forschen und Schicksal zum Sinn des Lebens

II. Teil von:

Statt Heiligenschein oder Hexenzeichen mein Leben

von

Mathilde Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)

Mit zwölf Abbildungen



19 37

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München

Erkenntnis – Erlösung

III. Teil von:

Statt Heiligenschein oder Hexenzeichen mein Leben

von

Mathilde Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)

Mit zehn Abbildungen



Verlag Hohe Warte
Franz von Bebenburg
Pähl 1952

Herrliches Schaffen
und des
Freiheitskampfes ernster Beginn

IV. Teil von:

Statt Heiligenschein und Hexenzeichen mein Leben

von

Mathilde Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)

Mit vierzehn Abbildungen

19 56

Verlag Hohe Warte · Franz von Bebenburg · Pähl/Obb.

Freiheitskampf wider eine Welt von Feinden an der Seite des Feldherrn Ludendorff

V. Teil von

Statt Heiligenschein und Hexenzeichen mein Leben

von

Mathilde Ludendorff
(Dr. med. von Kemnitz)

Mit 16 Abbildungen

19 67

Verlegt bei Franz von Bebenburg in Pähl

Freiheitskampf wider eine Welt von Feinden an der Seite des Feldherrn Ludendorff

VI. Teil von

Statt Heiligenschein und Hexenzeichen mein Leben

von

Mathilde Ludendorff
(Dr. med. von Kemnitz)

Mit 18 Abbildungen

1968

Verlegt bei Franz von Bebenburg in Pähl

Mathilde
Ludendorff
(Dr. von Kemnitz)



Freiheitskampf wider eine Welt von Feinden an der Seite des Feldherrn Ludendorff

Die Jahre von 1929–1933/37



Fot. Grainer

Mathilde Ludendorff

Mathilde Ludendorff

ihr Werk und Wirken

Herausgegeben von

General Ludendorff

geschrieben

von ihm und anderen Mitarbeitern

Die Federzeichnungen

stammen aus der Hand von

Lina Richter, geb. Spieß



19 38

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München

Inhaltsangabe:

Als Schöpfer Deutscher Gotterkenntnis:

Anlagen:

Besitzen Sie schon alle Bände der „Blauen Reihe"?

Die **„Blaue Reihe"** ist Wegweiser und Helfer zu Deutscher Lebensgestaltung in Deutscher Gotterkenntnis für den Einzelnen und für das Volk.

Die „Blaue Reihe" umfaßt Abhandlungen **von Frau Dr. Mathilde Ludendorff**, die so allgemeinverständlich geschrieben sind, daß es keine Schwierigkeiten für den Leser gibt, in den Inhalt einzudringen und ihn, wenn er sich dann auf den gleichen Boden zu stellen vermag, zur Leitlinie seiner Lebensführung zu machen. In der „Blauen Reihe" sind bisher erschienen:

Band 1: **Deutscher Gottglaube**
geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.- RM., 84 Seiten, 46.-50. Tsd., 1938

Band 2: **Aus der Gotterkenntnis meiner Werke**
geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 27.-31. Tausend, 1937

Band 3: **Sippenfeiern-Sippenleben**
geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 96 Seiten, 6.-10. Tsd., 1937

Band 4: **Für Feierstunden**
geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 124 Seiten, 1937.

Band 5: **Wahn und seine Wirkung**
geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 100 Seiten, 1938.

Band 6: **Von Wahrheit und Irrtum**
geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 104 Seiten, 1938.

Band 7: **Und du, liebe Jugend**
geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 104 Seiten, 1938.

Zehntausenden von Deutschen Volksgeschwistern haben die Bände der **„Blauen Reihe"** schon Anregung, Bereicherung und Freude gebracht. Hiermit ist jedem auch die Möglichkeit gegeben, anderen durch Geschenke zu Sippenfesten oder Feiertagen Freude zu bereiten. Die Bände der **„Blauen Reihe"** sind durch Inhalt und geschmackvolle Ausstattung bestens dafür geeignet.

Zu beziehen durch den gesamten Buchhandel und die Ludendorff-Buchhandlungen. Bestellungen nehmen auch die Buchvertreter unseres Verlages entgegen.

Ludendorffs Verlag, G. m. b. H., München 19

Hinzu kommen noch der Band 8: **„Auf Wegen zur Erkenntnis"** und Band 9: **„Für Dein Nachsinnen"**. Alle Bände im Internet unter www.archive.org, www.scribd.com oder anderen Internetadressen einsehbar oder käuflich zu erwerben.

Jüdischer Glaube gestaltet Realpolitik

„Der Quell", Zeitschrift für Geistesfreiheit, brachte folgenden Brief Dr. M. Ludendorff s.

Sehr geehrter Herr!

In Ihrem Briefe vom 19. 8. fragten Sie an, ob ich für Ihr Novemberheft „Der Weg" einen kurzen Beitrag aus meiner Feder zu geben gewillt sei. Gewiß würde ich Ihnen diese Bitte nicht abschlagen, aber das nunmehr endgültig rechtskräftige Urteil der Spruchkammer München, das mich in die Gruppe der Aktivisten eingestuft hat, verbietet mir leider nicht nur viele Dinge, die ich beim besten Willen gar nicht erstrebe, so zum Beispiel das Amt eines Notars und eines Rechtsanwaltes, das mir als Psychiater und Philosoph im 75. Lebensjahr ein klein wenig zu mühsam zu erreichen wäre, sondern auch unter anderem die schriftstellerische Tätigkeit auf 7 Jahre hin. Aber diesen Brief können Sie ja, da Sie nicht von der Spruchkammer an geistige Ketten gelegt sind, ganz so verwenden, wie Sie wollen.

Es wird vielleicht die Leser Ihrer Zeitschrift interessieren können, daß ich in den 32 Jahren meines politischen Ringens für die Freiheit aller Völker der Erde sehr oft eine sehr ernste Erfahrung gemacht habe. Besonders bei der Abwehr der großen Gefahr für die wirtschaftliche und geistige Selbständigkeit und Freiheit der Völker, die wir in dem jüdisch-orthodoxen Weltziel sehen müssen, fehlen oft die gründlichen Kenntnisse über den Glauben, der in den Vertretern des jüdischen Volkes die sich für das messianische Weltreich unter jüdischer Oberherrschaft einsetzen, alles wirtschaftliche, politische und kulturelle Handeln und Unterlassen bestimmt. Aus solcher Erfahrung heraus habe ich die Spruchkammer-Anklagen gegen mich dazu verwertet, solchen Mißständen für die Gegenwart und Zukunft ein Ende zu machen.

Aus den religiösen, für den gläubigen Juden maßgebenden Werken und aus den geschichtlichen Dokumenten habe ich alles Wesentliche und Unentbehrliche zusammengetragen. In beiden Instanzen wurde mir aber verwehrt, den Wahrheitsbeweis zu bringen doch kann ihn jeder dem stenographischen Bericht auf hundert Druckseiten (Verlag Hohe Warte, (13 b) Pähl b. Weilheim/Obb.) entnehmen. Wie wichtig es bei der Überwindung der großen Gefahr ist, hier ganz genau Bescheid zu wissen und den Juden durch seinen eigenen Glauben zu überwinden, dafür möchte ich ein kleines Erlebnis diesem Briefe anvertrauen.

Den vier Jahren Spruchkammerverfolgung gingen eineinhalb Jahre voraus, in denen ich von allen möglichen Sektionen der Demokratie der USA vernommen wurde, während die Security Police gar manches Mal mit dem Auto schon vor der Türe stand, um mich nötigenfalls abzuführen So kam denn auch einmal ein Mann, dem der Haß gegen mich nur so aus den Augen sprühte und der mit Hilfe eines sehr starken Stimmaufwandes hoffte mich verängstigen zu können. „Wollen Sie alles verantworten, was Sie in der Zeitschrift ‚Am heiligen Quell' veröffentlicht haben?" fragte er drohend „Natürlich, es steht ja auch mein Name dabei." — Darauf wurden mir Stellen aus Artikeln vorgelesen, die offenbar als ein großes Verbrechen angesehen wurden, und als ich dabei völlig ruhig blieb, kam die Frage nicht gesprochen, sondern geschrien: „Wissen Sie denn gar nicht, was Ihnen bevorsteht?" — „O doch, ich habe ja schon ein ganzes Jahr hindurch den herrlichen Freiheitsgeist der Demokratie der USA kennen gelernt und weiß recht wohl, was mir bevorsteht, aber ich begreife Sie überhaupt nicht." — „Was fällt Ihnen ein?" — „Ja, möchten Sie nicht hören, weshalb Sie mir so unbegreiflich sind? Wenn ich mich nicht sehr irre, sind Sie doch Jude. Und ich möchte darauf wetten, daß Sie ein orthodoxer Jude sind, deshalb begreife ich gar nicht, warum Sie so mit mir verfahren! Sie wissen doch so gut wie ich, daß Isaak, der von Ihrem Gott Jahweh selbst vor dem Opfertode behütet wurde, in allen seinen Worten so maßgebend und unantastbar ist wie Ihr Gott Jahweh selbst." — Der Gesichtsausdruck veränderte sich schon ein wenig. — „Sie wissen auch, daß sein Sohn Jakob, der sich durch eine List den Segen für Esau erschlich, das jüdische Volk bedeutet. Der Segen, der Jakob den Tau des Himmels, die Fettigkeit der Erde, Korn

und Wein die Fülle verheißt und ihm zusagt, daß die Völker ihm dienen müssen und ihm zu Füßen fallen müssen, wird von allen orthodoxen Juden mit Freuden begrüßt und mit Eifer zur Erfüllung geführt. Niemals wird irgendein orthodoxer Jude, also niemals werden auch Sie selbst diesen, die Weltherrschaft verheißenden Segen Jahwehs durch Isaak vergessen!" — Haß und Groll sind aus dem Gesicht verschwunden, und Spannung, was nun noch von mir gesagt wird, liegt auf den Zügen. — „Gern aber vergessen alle orthodoxen Juden und auch Sie in dieser Stunde den zweiten Segen, den Jahweh durch den Mund Isaaks nun dem Esau gibt, nachdem er die List erkannt hat. Esau ist alles nichtjüdische Volk, das wissen Sie! Und Sie wissen auch, daß in Ihrer Thora im 1. Buch Moses 27, Vers 39 und 40 zu lesen steht: ‚Da antwortete Isaak, sein Vater, und sprach zu ihm: Siehe da, Du wirst keine fette Wohnung haben auf Erden und der Tau des Himmels von oben her ist Dir fern. Deines Schwertes wirst Du Dich nähren und Du wirst Deinem Bruder dienen. Und es wird geschehen, daß Du Dich aufraffst und sein Joch von Deinem Halse reißen wirst und auch Herr bist.' — Und nun kommen Sie als orthodoxer Jude und wagen es, mir zu drohen und Strafen in Aussicht zu stellen für das, was ich gesprochen und geschrieben habe? Mein Mann und ich haben in der Judenfrage nie ein Wort geschrieben oder gesprochen, das etwas anderes gewesen wäre als das Abschütteln des Joches Jakobs von unserem Halse, mit dem Ziele auch Herr zu sein. Wer also erfüllt denn hier die Verheißung, die Jahweh durch Isaak gibt? Nun, ich denke doch, der Esau in Gestalt meines verstorbenen Mannes und ich! Und wer wagt es, Ihrem Gotte Jahweh zuwiderzuhandeln?"

Das Gesicht mir gegenüber ist weiß. Der Jude erhebt sich, spricht mit der Stimme bebend die Worte: „Ich danke sehr", verbeugt sich und verläßt rückwärtsgehend den Raum.

Dieser kleine Vorfall ist nur einer von sehr vielen Erfahrungen in dieser Richtung während 32 Jahren. Zweierlei möchte er denen, die die Gefahr überwinden wollen, an die Seele legen. Einmal, daß sie den zusammengetragenen Wahrheitsbeweis gründlich aufnehmen und verwerten. Und zum anderen, daß sie sich tief einprägen: Nur der Kampf wird hier zum Ziele führen, der gerade den orthodoxen Juden als von ihrem Gotte Jahweh selbst verheißener Kampf erscheinen muß, ein Ringen um die Freiheit aller nichtjüdischen Völker, der niemals über das Ziel hinausschießt, der niemals etwas anderes ist als das in ernster Moral verwirklichte Abschütteln des Joches Jakobs von dem Halse und der Wunsch aller Völker, selbst auch Herr zu sein.

Es lebe die Freiheit aller Völker!

Dr. Mathilde Ludendorff

Noch einmal der Esau-Segen

Aus einem Briefe Dr. Mathilde Ludendorffs

Es wundert mich keineswegs, daß man meine Feststellungen über den Esau-Segen widerlegen möchte. Wir dürfen schließlich nicht vergessen, daß viele Freimaurerlogen, deren eingeweihte Hochgradbrüder sie zur Errichtung und Erhaltung des Tempels Salomons zu lenken haben, in Deutschland wieder neu an der „Arbeit" sind.

Das Messianische Reich soll also noch nicht bestehen? Es soll nicht mit Recht auf den 14. 5. 1948 von uns angesetzt sein? Man sagt Ihnen: als Beweis hierfür brauche man doch nur auf den außergewöhnlich heftigen Streit der großen jüdischen Organisationen hinzuweisen, der gerade über die wirtschaftliche Versorgung des Staates Israel entbrannt sei? Wie schlecht sind Sie unterrichtet, daß Ihnen solcher Hinweis einleuchtet! Zank und Streit werden immer im jüdischen Volk blühen, besonders wenn es sich um das Mittel zur Weltmacht, um das Geld handelt! Gewiß, der echte Kampf zwischen den Juden in Israel und in der „Diaspora" und der Scheinkampf zwischen Zionisten und Antizionisten innerhalb der Diaspora

ist sehr heftig. Ben Gurion hat ihn auch keineswegs durch seinen Tadel über die zugeschnürten Geldsäcke in der Diaspora besänftigt. Ja, die dann aus Empörung gegründete „Bond Aktion" hat die „Joint" der jüdischen Hochfinanz zu dem Entschluß gebracht, die Sammlungen für Israel überhaupt abzustellen, bis diese „Bond Aktion" wieder aufgehört habe. Das war der Grund, weshalb Adenauer so sanft gedroht wurde, falls Deutschland nicht der Geldnot Israels durch Zahlung von mehr als 3 Milliarden D-Mark abhülfe. Damit hatten zugleich die Araber die Antwort Baruchs auf ihr Bündnis mit dem Papst, als auch der Papst seine Antwort zu seinem Plan des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, denn Adenauers Anhang in der Bundesrepublik erlitt durch die Boykotterklärung der Araber starken Abbruch. Aber gerade der Umstand, daß es Baruch spielend gelingt, Folgezustände aus dem Zank der jüdischen Organisationen mit den politischen Fernzielen und mit dem Spiel auf dem Schachbrett Europas zu vereinen, sollte Ihnen doch zur Genüge beweisen, daß das Messianische Reich eben schon Gegenwart ist. Der auffallende, öffentliche Streit zwischen großen jüdischen Organisationen kommt nicht von ungefähr: ist es doch jetzt umso notwendiger, diese Gojim im Zweifel zu halten, damit sie nur ja nicht ihr nach jüdischer Orthodoxie bestehendes Recht in Anspruch nehmen, nämlich „sich aufzuraffen, das Joch Jacobs von ihrem Halse zu reißen und auch Herr" zu sein (Moses I, 27, Vers 39 – 40).

Die Hauptsache ist, daß die „Vereinten Nationen" die große jüdische Dachorganisation des gesamten Judentums, den 1936 gegründeten „jüdischen Weltkongreß", anerkannt haben. Diese Dachorganisation lenkt die UNO, die ja eine für die jüdische Weltleitung beruhigende jüdisch-freimaurerische Mehrheit hat, ganz unauffällig. Neben dieser Organisation, die die politische Repräsentation der jüdischen Weltherrschaft darstellt, steht dann noch die finanzielle, die „Joint", als zweite öffentliche Repräsentation der jüdischen Weltherrschaft in Gestalt der jüdischen Hochfinanz. Wollen Sie noch mehr Beweise? Nun gut! Die genannten Streitigkeiten der jüdischen Verbände werden im übrigen nie die Leitung des jüdischen B'nai Brith stören dürfen oder wollen. Ebenso wenig wird sich der Einfluß dieses Geheimordens auf die eingeweihten Hochgradbrüder je mindern. Von Zank und Streit ist niemals etwas Bedrohliches für das Judentum zu erwarten, da über allem, ganz wie über dem einzelnen Juden, die Gesetze der Thora als unantastbares Wort Jahwehs stehen, auch wenn kein Rabbiner zugegen ist. Wehe dem unfolgsamen „Maser".

Nun, wenden Sie aber noch ein, weite Teile des Judentums lehnten es ab, in Israel das ersehnte Messianische Reich zu sehen. Sie weisen darauf hin, daß Juden, die voll Hoffnung aus deutschen DP-Lagern nach Israel ausgewandert waren, nach Monaten nur mühsam, durch einen zum Schein vorgenommenen Übertritt zum Katholizismus aus diesem, wie sie sagten, „grauenvollen Zwangsghetto mit Briefzensur und fortwährender Bespitzelung" die ersehnte Ausweisung erhielten. So sei der 14. 5. 48 als Gründungstag des Staates Israel nicht mit der Errichtung des Messianischen Reiches gleichzusetzen. Aber gerade an diesem Einwand kann Ihnen bewiesen werden, was man abstreiten will. Als Unterlage für die Tatsache, daß die jüdische Leitung die USA als das Land ihrer eigentlichen Weltherrschaft, das Land Israel aber nur als symbolisches Kennzeichen dieser Herrschaft ansehen, mag Ihnen folgende Mitteilung dienen. H. Friedrichsen weist uns darauf hin, daß die „Vereinten Nationen" ganz öffentlich als die der jüdischen Weltherrschaft untergebenen Völker des Erdballs kenntlich gemacht wurden. Er schreibt:

„Es hat einen Sinn, den gleichen symbolischen Sinn, warum auch die Fahne der Vereinten Nationen bis auf eine Kleinigkeit sich mit der Fahne Israels deckt."

Was aber brachte er zuvor schon als Beweis dafür, daß die UNO für die Weltleitung gar nichts anderes bedeutet als die vollendete Errichtung des Messianischen Reiches durch den Sieg der Juden 1948 über die Syrier und Araber, der dann zur Errichtung Israels führte? Er zitiert zunächst aus JTA:

„Vierzig Tonnen Steine aus den Castel-Steinbrüchen bei Jerusalem werden beim Bau des Uno-Gebäudes in New York verwendet. Die Kämpfe an den Castel-Höhen im Jahre 1948 brachten die Wende im jüdischen Unabhängigkeitskampf."

Dann aber fährt der Verfasser mit Recht fort:

„Da nicht anzunehmen ist, daß in den ganzen Vereinigten Staaten sich keine geeigneten Steine finden sollten, um das Gebäude der ‚Vereinten Nationen' in New York zu errichten, so muß der Transport dieser Steine aus Israel und ausgerechnet von den Quast- (das ist die arabische Form des Ortes) Höhen, wo die tapfere Freiwilligen-Truppe der Araber unter Abdurrahman el Husseini im Feuer der gleichzeitig von der Sowjetunion und den USA mit modernen Waffen belieferten Juden verblutete, einen Sinn haben."

Diese prahlerische Meldung der JTA ist für uns sehr wesentlich. „Der Zorn Jahwehs" müßte die Prahler nach jüdischem Glauben dafür strafen, daß sie uns diesen großen Gefallen getan haben! Denn nun ist ja klipp und klar, daß die jüdische Weltleitung selbst den Beginn des Messianischen Weltreiches auf den 14. 5. 1948 datiert. Wir wissen nun, was die vierzig Tonnen Steine für das Gebäude der UNO dem Judentum offen zu künden haben: Der „einzige Unterschied" zwischen der messianischen Zeit und der vormessianischen ist heute Tatsache: die vereinten Nationen des Erdballs sind dem jüdischen Volk untertänig – wie es der Talmud für den Anbruch dieses Zeitalters aussagt.

Die Stunde, in der der gesetzestreue Jude erstmals dessen gegenwärtig sein muß, daß die nichtjüdischen Völker (der „Esau") „sich aufraffen, das Joch Jacobs (des Juden) von ihren Schultern reißen und auch Herr sind", ist also heute gekommen. Möge die Aufklärung über den Esau-Segen sich ganz der ungeheuren Bedeutung dieser geschichtlichen Stunde gemäß Bahn brechen! Gilt es doch alle nichtjüdischen und nichtchristlichen Völker, aber auch alle Christen und Freimaurer über die Verheißung Jahwehs an Esau nach jüdischem Geheimsinn aufzuklären, und diese Aufklärung auch noch mit den vorhin genannten, vom Judentum selbst gelieferten Beweisen zu verbinden. Erst in dieser Stunde hat nach jüdischem Geheimglauben Esau das Recht, das Joch abzuwerfen und selbst Herr zu sein, denn der Segen für Esau hat erst dann Gültigkeit, wenn die Verheißung für Jacob erfüllt, dieser also Herr über viele Völker ist. Ebenso wichtig und dringlich ist aber auch die Aufgabe, allen Juden nun den Segen für Esau in Erinnerung zu bringen, dessen Geheimsinn sie ja kennen. Furchtbare Weltkriege, Sklavenelend in Fülle könnten verhütet werden, wenn dies rechtzeitig gelingt!

Handeln Sie also dementsprechend, ehe es zu spät ist. Noch nie wurde allen Wissenden eine so hohe Möglichkeit Unheil zu verhüten gegeben. Noch nie lag auf allen so hohe Verantwortung!

Es lebe die Freiheit! **Dr. Mathilde Ludendorff.**

Sonderdruck aus „Der Quell", Zeitschrift für Geistesfreiheit, Folge 23/1952. – „Der Quell" erscheint zweimal im Monat Umfang 48 Seiten. Postbezug monatlich DM 1.56. Streifbandbezug vom Verlag vierteljährlich DM 5.— Einzelfolge 85 Pfg.

Verlag Hohe Warte - Franz von Bebenburg - (13b) Pähl/Obb.



Der Wahrheitsbeweis

Das von Dr. Mathilde Ludendorff in der Abhandlung „Jüdischer Glaube gestaltet Realpolitik“ (S. 2 letzter Absatz des genannten Aufsatzes) **erwähnte Buch.** Es wird darin über die Gefahr von jüdischen, christlichen und freimaurerischen Glaubenslehren für die wirtschaftliche Selbständigkeit, für die Freiheit und für das Leben der nichtjüdischen Völker berichtet! Ungekürzter Auszug aus dem Berufungsantrag des Rechtsanwaltes Eberhard Engelhardt. Herausgegeben von Franz von Bebenburg/Pähl, Verlag Hohe Warte, 89 Seiten. Digitalisiert erhältlich im Internet unter www.scribd.com, www.archive.org beim Verlag Hohe Warte, www.hohewarte.de oder einer anderen Bezugsquelle.

Folgend einige Zusammenstellungen von Matthias Köpke als e-Bücher im Internet unter: www.archive.org, www.scribd.com oder anderen Quellen:

1. **„Das wahre Gesicht von Jakob dem Betrüger“**, 2014.
2. **„Das Buch der Kriege Jahwehs“**, 2014.
3. **„Kampf für Wahlenthaltung –** Ein Mittel zur Vernichtung des Systems? Ein Mittel zur Deutschen Neugestaltung?“, 2013.
4. **„Kampfgift Alkohol“**, 2013.
5. **„Der Freiheitskampf des Hauses Ludendorff“**, 2014.
6. **„Der Papst, oberster Gerichtsherr der BR Deutschland“**, 2014.
7. **„Der jüdische Sinn von Beschneidung und Taufe“**, 2014.
8. **„Scheinwerfer-Leuchten“**, 2014.
9. **„Haus Ludendorff und Wort Gottes**“, 2014.
10. **„Jahweh, Esausegen und Jakobs Joch“**, 2014.
11. **„Es war vor einhundert Jahren“**, 2014.
12. **„Destruction of Freemasonry through Revelation of their Secrets“ von Erich Ludendorff;** Herausgegeben von Matthias Köpke, E-book, 2014.
13. **„Schrifttumsverzeichnis von Erich Ludendorff und Dr. Mathilde Ludendorff“** Eine Übersicht ihrer Veröffentlichungen, 2014.
14. **„Denkschrift: Mit brennender Sorge“**, Offener Brief, 2015.
15. **„Drei Irrtümer und ihre Folgen“**, Okkultismus, 2015.
16. **„Vom Wesen und Wirken des Bibelgottes Jahweh und seiner Kirche“**, 2015.
17. **„Warum sind meine Kinder nicht geimpft?“**, 2015.

Besuchen Sie auch den Internetkanal bei Youtube:
www.youtube.com/user/Genesis2740Blessing